

UNIV. OF  
TORONTO  
LIBRARY











~~Anthrop.~~  
v.

# ZEITSCHRIFT

des

# Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben

von

Fritz Boehm.

24. Jahrgang.



173087  
- 25/7/22

1914

Mit 38 Abbildungen im Text.

BERLIN.  
BEHREND & CO.  
1914.





## Inhalt.

### Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

	Seite
Volkkundliches aus den Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts. Von Heinrich Marzell . . . . .	1— 19
Hianzische Märchen (1—2). Von Samuel Graf . . . . .	20— 31
Hausinschriften aus Nord- und Mittelddeutschland. Von August Andrae mit zwei Abbildungen . . . . .	31— 47
Die Windsheimer Handschrift des Liedes 'Von Sankt Martins Freuden'. Von August Gebhardt und Elias Oechsler . . . . .	47— 54
Volksglauben und Volksmeinungen aus Schleswig-Holstein, III (8. Hans und Herd, 9. Arbeit und Mahlzeit, 10. Zeiten, 11. Wetter, 12. Tiere). Von Heinrich Carstens † . . . . .	55— 62
Maltesische Legenden von der Sibylla. Von Bertha Hg . . . . .	63— 71
Geschichte der Tanzkrankheit in Deutschland. Von Alfred Martin (mit zwei Abbildungen) . . . . .	113—134
Le Médecin des Pauvres. Von Oskar Ebermann . . . . .	134—162
Nengriechische Spottnamen und Schimpfwörter. Von Athanassios Buturas . . . . .	162— 175
Misshandlung eines Gespenstes. Von Albert Hellwig . . . . .	175—182
Zur Volkskunde Argentiniens, I. Volksrätsel aus dem La Plata-Gebiete. Von Robert Lehmann-Nitsche . . . . .	240—255
Eine alte Greifswalder Lokalsage. Von Alfred Haas . . . . .	256—261
Das Zopfgebäck im jüdischen Ritus. Von Berthold Kohlbach . . . . .	265—271
Beiträge zur volkstümlichen Namenkunde, I. Hungerberg, Honigberg und ähnliches, II. Weinberg, Winterberg, Venusberg. Von Wilhelm Schoof . . . . .	272—292
Die Entstehung des Berliner Volkstrachtenmuseums, jetzt Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde. Von Georg Minden (mit einer Abbildung) . . . . .	337—349
Die Entwickelung der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde seit dem Jahre 1901. Von Karl Brunner . . . . .	349—360
Das Landesmuseum für Sächsische Volkskunst in Dresden. Von Franz Weinitz mit drei Abbildungen . . . . .	361—367
Aufgaben der deutschen Sach-Geographie. Von Wilhelm Pessler . . . . .	367—387
Der Oberinnviertler. Von Hugo von Preen (mit sieben Abbildungen) . . . . .	387—409
Die sogenannten Apostel-Bienenstöcke von Höfel. Von Franz Treichel (mit einer Abbildung) . . . . .	409—411

### Kleine Mitteilungen.

Über Tiroler Bauernhochzeiten und Primizen, II. Von Oswald Menghin . . . . .	71— 76
Aus den Reiseberichten des Freiherrn Augustin von Mörsperg. Von Fritz Behrend (mit einer Abbildung) . . . . .	77— 80
Zum Bahrrecht. Von Oskar Philipp . . . . .	80— 81
Zur Wanderung der Schwankstoffe 1—3. Von Johannes Bolte . . . . .	81— 88
Der Schwank vom Zeichensput in Litauen und Holland. Von Wilhelm Caland und Johannes Bolte . . . . .	88— 90

	Seite
Nachbarreime aus Obersachsen. Von Curt Müller . . . . .	90—94. 183—188
Nachtrag zu den Igelsagen. Von Géza Róheim . . . . .	94 94
Ein Helgoländer Brautschmuck. Von Max Höfler (mit einer Abbildung) . . . . .	94—95 94—95
Weihnachtslieder aus Mähren. Von Domitius Stratil . . . . .	188—190 188—190
Die kluge Königstochter, ein polnisches Märchen. Von Otto Knoop . . . . .	191—192 191—192
Acker und Garten im Aberglauben des Isergebirges. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf . . . . .	193—194 193—194
Doppdeutige Volksrätsel aus Schleswig-Holstein. Von Arthur Witt . . . . .	194—195 194—195
Noch ein Vorschlag zur lexikalischen Anordnung von Volksmelodien. Von Gottlieb Brandseh . . . . .	196—199 196—199
Auffrischung alter Fastnachtsteiern in der Rheinpfalz. Von Ludwig Fränkel . . . . .	199 199
Vernageln. Von Max Höfler (mit einer Abbildung) . . . . .	200—201 200—201
Das kandinische Joch. Von Theodor Zachariae . . . . .	201—206 201—206
Zur Pflege der Volkskunde in Italien. Von Fritz Boehm . . . . .	206—210 206—210
Zur Geschichte des Aberglaubens in der Obergrafschaft Katzenelnbogen. Von Wilhelm Müller . . . . .	293—303 293—303
Misshandlung eines Hexenmeisters. Von Albert Hellwig . . . . .	303—305 303—305
Gebäcke und Gebildbrote (Pollweck und Osterwohl). Von Max Höfler (mit 18 Abbildungen) . . . . .	305—309 305—309
Beigaben unter Rainsteinen. Von Oskar Philipp . . . . .	310—311 310—311
Jungfrauenversteigerung im oberen Nahetal. Von Ludwig Fränkel . . . . .	311 311
Schwaschische Sagen vom Igel als Ratgeber. Von Walter Anderson . . . . .	312—315 312—315
Drei Kunstlieder im Volksmunde. Von Otto Stückrath . . . . .	315—317 315—317
Zum Schwank vom Zeichendisput. Von Johannes Hertel . . . . .	317—318 317—318
Nachtrag zu S. 281. Von Wilhelm Schoof . . . . .	319 319
Nochmals das Soldatenlied: Hurra, die Schanze vier. Von Johannes Bolte . . . . .	319 319
Zum Rübenzagel. Von Georg Hüsing . . . . .	320—326 320—326
Der 'Weiberbraten' von Berghausen bei Speyer. Von Ludwig Fränkel . . . . .	411—413 411—413
Braunschweigische Sagen, I. Von Otto Schütte . . . . .	414—420 414—420
Rätsel der Königin von Saba in Indien. Von Theodor Zachariae . . . . .	421—424 421—424
Aus Hermann Kestners Volksliedersammlung. Von Johannes Bolte . . . . .	424 424

## Bücheranzeigen.

Knortz, K. Amerikanischer Aberglaube der Gegenwart (F. Boehm . . . . .	96 96
Bin Gorion, M. J. Die Sagen der Juden (I. Scheffelowitz . . . . .	97—99. 332 97—99.
Lacombe, M. Essai sur la Coutume Poitevine du Mariage au début du XV. siècle J. Kohler . . . . .	99—100 99—100
Seiler, F. Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Teil I. H. Michel . . . . .	210—211 210—211
Hörmann, K. Herdengelächte und seine Bestandteile (E. Hahn) . . . . .	211—212 211—212
Thurnwald, R. Forschungen auf den Salomonseln und dem Bismarck- Archipel. Bd. 1 und 3 (S. Feist . . . . .	213—214 213—214
Thalbitzer, W. The Ammassalik Eskimo (S. Feist) . . . . .	214—216 214—216
Müller, C. Altgermanische Meeresherrschaft (A. Gebhardt) . . . . .	216—217 216—217
Schoof, W. Die Schwälmer Mundart (O. Philipp . . . . .	326—327 326—327
Graber, G. Sagen aus Kärnten (J. Bolte . . . . .	327—328 327—328
Seyfarth, C. Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens F. Boehm . . . . .	328—329 328—329
Aarne, A. Leitfaden der vergleichenden Märchenforschung. — Übersicht der Märchenliteratur — Die Tiere auf der Wanderschaft. — Der tiersprachen- kundige Mann (J. Bolte) . . . . .	330—332 330—332
Schnitz-Minden, W. Das Germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit R. Mielke) . . . . .	332—333 332—333

	Seite
Bolte, J. und Polivka, G. Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, neu bearbeitet, Bd. 1 (F. v. der Leyen) . . . . .	425—427
Hausrath, A. und Marx, A. Griechische Märchen (F. Boehm) . . . . .	427—428
Ackermann, A. Der Seelenglaube bei Shakespeare (H. Schelenz) . . . . .	428—431
Notizen (L. Bechstein, F. Cramer, A. Haas, A. Hilka, W. Hotz, Gross-Berliner Kalender, E. Mai, H. Marzell, J. Mink, G. Pitrè, Chr. Ranck, G. Schierghofer, R. Schlegel, J. H. Schwalm, C. Sganzini, A. Stenzel, J. Vieuña Cifuentes, Vorschläge zur psychologischen Untersuchung primitiver Menschen, A. Wrede, Zeitschrift für Kolonialsprachen. — A. Abt, P. Bahlmann, O. Böckel, P. Borchardt, R. Brunn, E. Fehrle, P. Graffunder, G. Hegi, B. Kübler, H. Marzell, W. Müller-Rüdersdorf, W. Pessler, S. R. Steinmetz, C. H. Stratz, Ch. Wagenaer-J. Fritz, A. Wirth. — A. Hellwig, Th. Imme, R. Kleinpaul, R. Kühnau, E. Lenke, Quickborn-Bücher, B. Sarasin, B. Schmidt, G. Steinhausen, A. v. Weissembach, — K. Ahnert, G. Amalfi, S. Debenedetti, A. van Genep, B. Geyer, P. Herrmann, J. Klapper, E. F. Knuchel, D. v. Kralik, A. Leskien, H. Marzell, E. Mogk, A. Nägele, L. Neubaur, G. Pitrè, J. Pommer, W. S. Reymont, E. Samter, P. Sartori, F. Vogt . . . . .	100—106, 217—221, 334—336, 431—436
Victor Chauvin †. Von J. Bolte . . . . .	106—107
Zum Bericht über den Marburger Verbandstag. Von J. Bolte . . . . .	112
Max Höfler †. Von M. Roediger . . . . .	137
Berichtigungen und Mitteilungen . . . . .	112, 224, 336, 440
Aus den Sitzungsprotokollen des Vereins für Volkskunde. Von K. Brunner . . . . .	108—112, 224—224, 437—440
Register . . . . .	441—448



# Volkskundliches aus den Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts.

Von Heinrich Marzell.

Eine wichtige, bis jetzt noch wenig gewürdigte Quelle zur älteren deutschen Volkskunde sind die dickleibigen 'Kräuterbücher' des 16. Jahrhunderts. Sie bringen, je nach der Persönlichkeit des Verfassers, mehr oder weniger reichlichen Stoff über Pflanzenaberglauben, Volksbräuche, volksmedizinische Verwendung der Kräuter und über volkstümliche Pflanzennamen. Was vor dem 16. Jahrhundert in Deutschland über Pflanzenkunde erschien, — es sei nur an die sieben Bücher 'De Vegetabilibus' Alberts des Grossen (Albertus Magnus) und das 'Buch der Natur' des Domherrn Konrad v. Meigenberg (schrieb um 1349) erinnert — enthält nur sehr wenig auf deutsche Volkskunde Bezügliches, obwohl doch diese beiden Schriftsteller schon Ansätze zu einer selbständigen Naturbeobachtung zeigten. Andere naturwissenschaftliche Autoren kommen schon deswegen nicht in Betracht, weil sie zumeist die antiken Naturforscher (besonders Theophrast, Dioskorides und Plinius) einfach kopierten. Eine Ausnahme macht nur die 'Physika' der hl. Hildegard (gest. 1179 als Äbtissin im Kloster auf dem Ruprechtsberg bei Bingen). Die zwei über Pflanzen handelnden Bücher des genannten Werkes enthalten einiges Volksbotanische.

Mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt in Deutschland eine neue Ära der botanischen Forschung. Man macht sich, wenn auch nur schwer und zögernd, von dem Wahne frei, dass die in den antiken Schriften erwähnten Pflanzen auch alle in Deutschland vorkommen müssten und umgekehrt, dass alle in der deutschen Heimat wachsenden Kräuter auch in den Büchern der Griechen und Römer zu finden seien. Statt die Zeit nutzlos mit der Frage zu vergeuden, welche Pflanze denn eigentlich unter dem lateinischen oder griechischen Namen zu verstehen sei, geht man hinaus in die freie Natur, sammelt die einheimischen Pflanzen und bildet sie, wenn auch oft noch in sehr rohen Holzschnitten, in dicken

Folianten ab. Freilich sieht man noch immer ehrfurchtsvoll in den Schriften der Alten nach, und noch immer ist ein grosser Teil des Inhalts dieser Kräuterbücher aus Plinius und Dioskorides übernommen. Dies gilt auch, wie wir unten sehen werden, von einem guten Teil des Pflanzenaberglaubens, so dass es nötig wird, von Fall zu Fall zu entscheiden, ob ein echt deutscher Volksglaube oder ein aus der Antike übernommener Aberglaube zugrunde liegt. Aber man kann sich denken, dass diese alten Kräuterkundigen auf ihren botanischen Wanderungen mit manchem Wurzelgräber, manch altem Weiblein oder auch mit Hirten und Bauern zusammentrafen und von diesen Leuten allerlei Abergläubisches erfuhren, das sie dann ab und zu auch in ihre Kräuterbücher aufnahmen, teils weil sie es für bare Münze nahmen, teils aber auch um es zu verspotten und sich darüber zu entrüsten. Die folgenden Zeilen beschränken sich fast ausschliesslich auf die Kräuterbücher der 'Väter der deutschen Botanik', wie sie ein Geschichtsschreiber der Botanik, Kurt Sprengel, genannt hat. Es sind dies Otto Brunfels<sup>1)</sup> (geb. um 1500 zu Mainz, gest. 1534 als Stadtarzt zu Bern), Hieronymus Bock<sup>2)</sup> ['Tragus' nennt er sich in den lateinischen Ausgaben seiner Werke] (geb. 1495 zu Heiderbach im Zweibrückchen, gest. 1554 zu Hornbach im Wasgau) und Leonhard Fuchs<sup>3)</sup> (geb. 1501 zu Weuding in Bayern, gest. 1566 als Professor in Tübingen). Auch die Kräuterbücher des Italieners P. A. Mattioli<sup>4)</sup> (gest. 1577) und des Pfälzers I. Th. Tabernaemontanus<sup>5)</sup> (geb. in Bergzabern, gest. 1590 zu Heidelberg) enthalten einiges Volkskundliche. Nur weniges bringt der 'Gart der Gesundheit' (Ortus sanitatis), dessen Strassburger Ausgabe von 1507<sup>6)</sup> hier benutzt ist. Es ist dies eine Art botanisches Volksbuch

---

1) Contrafayt Kreuterbuch. Nach rechter vollkommener Art / vnd Beschreibungen der Alten / besst / berühmten ärztz / vormals in Teutscher sprach / der maszen nye gesehen / noch im Truck ausgangen. 1532. In Straszburg bey Hans Schotten. — Ander Theyl des . . . Kreuterbuches 1537.

2) New Kreutter Buch von underscheydt, würckung und namen der kreutter so in Teutschen landen wachsen. Beschriben durch Hieronymum Bock aus langwiriger und gewisser erfahrung. Gedruckt zu Straßburg durch Wendel Rihel. 1539. — Auch die dritte Ausgabe von 1551 habe ich an einigen Stellen benutzt.

3) New Kreutterbuch / in welchem nit allein die gantz histori / das ist / namen / gestalt / statt vnd zeit der wachung / natur / kraft und würckung / des meysten theyls der kreutter so in Teutschen und anderen landen wachsen / mit dem besten vleiss beschrieben . . . Getruckt zu Basell durch Michael Isingrin. 1543.

4) New Kräuterbuch mit den allerschönsten und artlichsten Figuren aller Gewechs . . . durch Georgium Handsch verdeutschet. Gedruckt zu Prag durch Georgen Melantrich von Anentin. 1563.

5) New Kreuterbuch. Mit schönen, künstlichen und lieblichen Figuren und Conterfeyten aller Gewächss der Kreuter. . . Frankf. am Mayn. 1588.

6) In diesem Buch ist der Herbarÿ : oder krüuterbuch : genant der gart der gesuntheit . . . [auf der letzten Seite :] Getruckt und flyßlichen besehen mit meer figuren artlychet gesetzt durch Joannem Prüss buchtrucker znm Thiergarten. In dem jar da man zalt nach der Geburt Christi Tausentfünffhundertundsiben.

dessen erster Druck vom Jahre 1485 datiert ist<sup>1)</sup>. Das meiste und das wertvollste Material bringt zweifelsohne Hieronymus Boeck, dessen Kräuterbuch daher hier besonders berücksichtigt wird.

Dass dieser Botaniker nicht selten unmittelbar aus dem Volke schöpfte, geht aus mehreren Stellen seines Werkes hervor. So sagt er z. B. von der 'Eberwurtz' (Carlina): „Man gibt dieser wurtzel zu so yemans sie bei im trag / und mit eyrn andern über felt gehe / demselben sol die krafft entzogen werden durch dise wurtzel / glaubs wer do wil / ich finds nirgens geschriben“ (2, 79a).

Auch Paracelsus kennt das Mittel, wenn er vom 'carduus angelicus' (Carlina) erzählt: „Der diser Wurzel geniessen will, der muß allein mit großer Arbeit hinder jhr Krafft kommen, dann ohne große Mühe tut sie nichts. Ich hab erst-mahl gesehen, daß ein Mann im Elsaß getragen hat von Rufach gen Sultz auff drey Centner schwer ein lange Meilwegs Wein in einem Vass auf sich gebunden und 12 Mann zu jhm genommen; hat die 12 alle müde gegangen das sie jhm nicht haben mögen folgen und schwach hernach gegangen etlich Tag hernach gar geschwecht gelegen“ (Bücher u. Schriften des edlen hochgelehrten und bewehrten Philosophi und Medici Philippi Theophrasti Bombast v. Hohenheim Paracelsi genannt . . . an Tag geben durch J. Huserum. Frankf. a. M. 1603. S. 57). „In die Gebisse [der Pferde] stecke oder knüpffe man etwas von Chamaeleonte nigro oder Eberwurtz, sonderlich die in ihrer Vollkommenheit und Balsamische Zeit als zwischen der zwei Frauentagen umb den Herbst gegraben sey. Sintemal dieselbe einem anderen Menschen oder Roß magnetisch und sichtbarlich seine starcke Kräfte und gute Natur entzeucht oder benimbt . . . (Starceius J., Neu vermehrter Heldenschatz (1682), S. 87). Ähnlich zitiert Reichelt, Amuleta (1692), S. 238 nach Helmontius: „radix Carlinae plena succo et viribus evulsa gestata et mumiae comperata tanquam fermento ex homine, cuius umbram quis premit, vires et robur naturale in se trahit.“ Schliesslich erscheint das Rezept auch in des „Albertus Magnus bewährte u. approb. sympathetische u. natürl. egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh.“ 20. Aufl. Toledo [natürlich fingierter Verlagsort; wohl aus dem 'bekannten' Verlag E. Bartels, Weissensee b. Berlin], 4. Teil, S. 5: „Wie man einem Pferde seine Stärke benehmen und einem Menschen einpflanzen kann. Man nehme den Samen eines Hengstes, der in einer Stutterei leicht zu erhalten und vermische denselben mit guter Erde. In diese pflanze man schwarze Eberwurtz und lasse es aufwachsen. Ein Mensch, der hievon gegessen hat, auch davon bei sich trägt, und sich eine Zeitlang in einem Stalle, wo starke Pferde befindlich sind, aufhält und darin schläft, benimmt den Pferden von ihrer Kraft und eignet sie sich zu. Die genannte Wurzel muss aber bald nach dem neuen Mond eingepflanzt und 2 oder 3 Tage vor dem darauf folgenden neuen Mond wieder genommen werden. — Auf gleiche Art kann auch andern Thieren die Kraft genommen und dem Menschen oder einem andern Thier eingepflanzt werden.“ Höfler, Volksmed. Botanik der Germanen (1908), S. 110 vermutet hinter diesem alten Aberglauben mit Recht einen Marcenzauber.

An mehreren Stellen seines Kräuterbuches macht sich Boeck über den Aberglauben seiner Zeit lustig oder eifert gegen ihn. Von der

1) Vgl. näheres über dieses Werk und die Kräuterbücher überhaupt Ernst H. F. Meyer. Geschichte der Botanik, I. Band. Königsberg 1857.

‘Mansstreu’ (Mannstreu-Distel, *Eryngium campestre*) meint er ironisch: „Etlich haben jr superstition mit diser wurtzel / vermeynen wann sie sollich wurtzel bei jnen tragen / sie wöllen Veneri und Sappho gefallen. ich acht etlich müsten eyn centner haben. wer nit zuvil. wanns helffen wolt“ (2. 85a).

Ähnlich auch bei Brunfels (1532), S. 283. Die Quelle ist Plinius hist. nat. 22, 20: Portentosum est, quod de ea [von der Pflanze ‘centum capita’, die auf *Eryngium* gedeutet wurde] traditur, radicem eius alterutrius sexus similitudinem referre, raro invento, set si viris contigerit mas, amabiles fieri: ob hoc et Phaonem Lesbium dilectum a Sappho, multa circa hoc non Magorum solum vanitate, sed etiam Pythagoricorum.“ Vgl. auch Reichelt, Amulette (1692), S. 669 und Frank, Signatur, dass ist gründliche und warhafftige Beschreibung der von gott und der natur gebildeten und gezeichneten gewächsen (Rostock 1618), S. 128.

Der Aberglaube, der mit dem Farn und seinem ‘Samen’ getrieben wurde, gibt Bock ganz besonders Gelegenheit, sich über Aberglauben überhaupt auszulassen. Es ist hier nicht der Ort, näher auf den Farn-berglauben, der in früheren Zeiten eine sehr weite Verbreitung hatte, einzugehen. Der Mittelpunkt dieses Aberglaubens bestand darin, dass man den zauberkräftigen ‘Farnsamem’ (der Farn bringt als Kryptogame keine Samen hervor: als solche betrachtete man die Sporen auf der Unterseite der Wedel) nur zur Mitternachtstunde der Johannisnacht unter mancherlei Beschwörungen gewinnen zu können glaubte. Bock lässt sich die Mühe nicht verdriessen, selbst in der Johannisnacht auf die Suche nach dem ‘Farnsamem’ zu gehen, um zu erfahren, welche Bewandnis es damit habe. „Alle lerer schreiben Farnkraut trag weder blumen noch samen / yedoch so hab ich zum viertenmal auff S. Johansnacht / dem Samen nachgangen und morgens frü ehe der tag anbrach schwarzen kleynen samen / wie Magsamen [Mohnsamen] / auff düchern und breytten wulkraut blettern auff gehalten / vnder eynem stock mehr dann under anderen / etwan under hunderten nit eyn körnlin finden / dagegen hab ich widerumb under eynem stock mehr dann hundert körnlin finden. Zu solchem handel hab ich keyn seggen keyn beschwerung noch Character (wie etliche darmit handeln) gebraucht / sunder on alle superstition / dem samen nachgangen und funden / doch eyn jar mehr dann das ander / bin etwan auch vergebens hinauss gegangen. Wann ich den samen hab wöllen holen, bin ich nit alleyn gangen etwan zwen zu mir genomen und nachts in derselben gegent (do nit überlauffens war) eyn gross feuer gemacht und über nacht also lassen brennen. Wie nun solchs zugehe oder was für eyn geheymnüß die natur darmit gemeyn / ist mir verborgen. Das hab ich wöllen anzeygen sintemal alle lerer den Farn on samen beschreiben“ (1. 161b). Weiter unten sagt er von den ‘Samen des Waltfarns’: „denselbigen samlen etliche alte weiber / schreiben das auss für Farnsamen, ich geschweig was sie suust mit treiben“ (1. 162a). Nochmals kommt dann Bock auf den Farnberglauben zu sprechen als



er von dem (antiken) Aberglauben berichtet, dass demjenigen, der die Paeonia ausgrabe, der Specht die Augen aushacke: „Was ist das anderst / dann wie man vom Farnsamem sagt: wer Farnsamem will holen / der muß keek sein und den Teuffel können zwingen. Aber in summa solch narrenspil und spectra muß man den leuten machen / sie würden sunst in der artznei auch gelert / grüben zu zeitten jre wurtzel selbers / samleten kreutter und samem / wann es zeit were: das wer aber wider die Apotecker und wurtzelkremer“ (1, 173a). Recht skeptisch meint auch Brunfels vom Farnsamem: „Was nun der Waltfar für kräfte habe / vnd nämlich der somem darvon / ist im geheymnüssz der beschwörer / sye sagens auch nyemants. Dann es ist so ein kostlich und überkostlich ding umb den somem / dass man wunder darmit würcke. Ich habe aber noch keinen gesehen / der reich darmit sey worden / oder ein einzig wunder darmit gewürckt habe“ (S. 307).

Literatur (nur ausführliche oder entlegenere Schriften sind angeführt!) über den Farnberglauben: Veckenstedt, Zamaiten 1883 2, 180; Wissensch. Mitteilungen aus Bosnien u. d. Herzegowina 7, 346; Kuhn, Märk. Sagen (1843), S. 206; Philo [Anhorn], Magiologia (1675), S. 776; Hildegard, Physica 1, 47 (Migne): oben 4, 153; Cl. Brentano in der 'Gründung Prags' (Werke hrsg. v. Schüddekopf) 10, 391; Ztschr. f. Deutsche Myth. u. Sittkde. 4, 152; Schulenburg, Wenden (1880), S. 82; Baumgarten 1862, S. 132; Sébillot, Folklore de France 3 (1906), 475; Anthropophytia 7, 289; Alpenburg, Mythen (1857) S. 407; Krauss, Sagen der Südslaven (1884) 2, 424 ff.; Kluge, Über die urgesch. Bedeutung d. Johannisfeste (Jahresber. Gymnas. Mühlhausen 1873); Höfler, Volksmed. Bot. d. Germ., S. 4; Marzell in Naturw. Wochenschr. N. F. 8 (1909), Nr. 11.

Bei der Besprechung des Gauchheils (*Anagallis arvensis*) benutzt Bock die Gelegenheit, um darauf hinzuweisen, dass der mit dieser Pflanze getriebene Aberglaube dem Christen nicht zieme: „Was die alten heyden für abenthewr und wort zu diesen kreüttern vor dem aussgraben getriben / und gesprochen zeigt Plinius an. Aber die Christen achten superstition und gaukelwerk nichts, wiewol under denselben noch vil superstition geduldet werden“ (1. 112b).

Plinius nat. hist. 25, 145 sagt von der Pflanze *anagallis*: „praecepiunt aliqui effossuris ante solis ortum, priusquam quicquam aliud loquantur, salutare eam, sublata exprimere; ita praecipuas esse vires“. Dem Namen 'Gauchheil' zuliebe scheint Fuchs zu schreiben: „Diese kreuter haben die alten abergläubischen Teutschen Gauchheyl darumb geheysen, das sie geglaubt haben wo mans im jngang des vorhofs auffhenckte das sie allerley gauch und gespenst vertrieben“ (cap. 6). Wenigstens kann ich sonst nirgends finden, dass diese Pflanze im germanischen Aberglauben eine besondere Rolle spielte.

Recht spöttisch meint Bock vom Sterkkraut (*Reseda luteola*), das man auch zum Gelbfärben benutzte: „Dioskorides sagt das Antirrhinon guot seie für zauberei der bulschafft / alleyn das mans bey sich trage / alsdann möge niemands durch Philtra oder ander abenthewer zur Liebe betrogen werden. Zum anderen sol es diejhenige so gedaecht kraut bei sich

haben / für yedermann angeneh und werd machen. Ich halt wol schöner und geeler / sunderlich wann sie sich darmit liessen ferben“ (1, 105a).

Bock verwechselt hier den Färber-Wau (*Reseda luteola*) und das Löwenmaul (*Antirrhinum orontium*). Der dem Texte (v. 1551) beigegebene Holzschnitt zeigt die erstgenannte Pflanze, und auch die Bemerkung: „Die weiber siedn diß kraut dürr und grün mit wasser und Alun [Alaun], machen also die bett schön gäl damit“ weist auf den Färber-Wau. Auf die zweite Pflanze bezieht sich der Name ‘antirrhinum’ und Bocks Beschreibung von der einem ‘kalbs antlitz’ ähnlichen Frucht, was auf die Löcher in der Fruchtkapsel von *Antirrhinum* Bezug nimmt [vgl. Marzell, Tierpflanzen (1913), S. 40]. — „Wer sich mit der Pflanze antirrhinon salbt, soll guten Ruf erlangen“ (Theophrast hist. plant. 9, cap. 19, 2). Vgl. auch Dioskorides mat. med. 4, 130 und Plinius nat. hist. 25, 129.

Übrigens wäre es falsch zu glauben, dass diese alten Botaniker über den Pflanzenaberglauben schon ganz erhaben gewesen wären. Sagt doch der kenntnisreiche Mattioli von der Einbeere (*Paris quadrifolia*): „Dies kraut ist nicht so giftig wie sie meinen. Etwa ich weiss und habs selbs erfahren, das etliche menschen so durch unholden und zauberei jrer vernunft beraubt gewesen mit diesen Beeren widerumb sey geholffen worden. . . .“ (S. 472.)

Die Beeren, wenn die Sonne in den Zwillingen steht und zu 5 oder 9 gepulvert, empfiehlt Schröder, Medicin.-Chymische Apotheke (1685), S. 1007, „denen, die aus Hexerey närrisch worden.“ Im heutigen Volksaberglauben gilt die Einbeere als sympathetisches Mittel gegen die Pest, die ja der primitive Volksglaube auch als von Dämonen verursacht hinstellt. Vgl. Andrian, Altaussee (1905) S. 136; Mitteil. d. nordböh. Exkursionkl. 16, 351; Zeitschr. f. öster. Volkskde. 11, 190; Unger, Steir. Wortschatz (1903) S. 71.

Derselbe Mattioli ist auch gleich bei der Hand, um Beweise für die Zauberkraft des eben erwähnten *Antirrhinum* beizubringen: „Dioskorides sagt, es [antirrhinum] sei gut gegen Zauberei und gespenst. Das hab ich zwar selbs gesehen inn eines Herrn Schloß von einem Kettenhund, der sonst stets thet bellen, wenn er frembde Leute sahe, dass derselbige Hund in acht tagen nie gebellet hat und dieweil man vermeinet der hund were durch böse leute bezaubert, die vielleicht etwas arges in demselbigen schloß zu begehen im sinne hetten, hat man dies kraut wieder in die hundshütten gelegt: bald darnach hat der hund wiederum gebellet“ (S. 519).

Manch wertvollen Beitrag bringen die alten Kräuterbücher zur Kenntnis der ‘Kräuterweihe’. Bekanntlich werden in katholischen Gegenden an Maria Himmelfahrt (15. August) gewisse Pflanzen geweiht, die dann besonders heil- und zauberkräftig sein sollen<sup>1)</sup>. Zu den Pflanzen, die, so-

1) Vgl. darüber an neuerer Literatur besonders Franz, Die kirchl. Benediktionen im Mittelalter (1909) I. 393–421 und Höfler, Der Frauendreissiger, Zeitschr. f. österr. Volkskunde 18, 133–161.

viel ich übersehen kann, heutzutage nicht mehr (oder nur selten?) in den Kräuterbund kommen, gehört das Immergrün (*Vinca minor*), von dem der 'Gart der Gesundheit' (1507) sagt: „Mit diesem krut beswert man, in welchen Menschen böse geist synt. Wie die Beswertung zugat lass ich stan vmb kirtze willen. Aber on zwyfel mag keyn böser geist gewalt in dem huss haben darinne diss krut ist. Und vil besser ist es so es gewyhet wurde mit andern kreütern uff unser frauwen tag“ (S. 41a). „Welcher diss krut by ym trat über den hat der teüffel kein gewalt. — diss krut sol gesammelt werden zwischen den zweyen unser frawen tagen assumptionis und nativitatis“ (ebenda).

Wie Höfler a. a. O. nachgewiesen hat, bilden die sog. Kranzkräuter (*coronamenta*) der Antike einen Hauptbestandteil der Kräuterbüschel, ein Beweis, dass die Kräuterweihe vor allem durch die christlichen Klöster, denen ja die antiken Schriften wohl bekannt waren, ins Volk drang. Zu den Kranzkräutern gehört nach Plinius *hist. nat.* 21, 68 auch die *vi(n)capervica*, die ja auf unser Immergrün gedeutet wird. Solche Beschwörungsformeln der *vinca*, auf die der 'Gart der Gesundheit' anspielt, sind teils in lateinischer, teils in deutscher Sprache überliefert; vgl. Schönbach, *Altdeutsche Predigt* (Wien. Akad. 1900, 142. Bd.); *Alemannia* 2. 126. 135; Schmeller, *Bayr. Wörterb.* 2, 291; *Zeitschr. f. D. Altert.* 38, 18f. Als Liebesmittel kennt das 'ingrien' (Singrün, *Vinca minor*) das 'buch der Versammlung oder das buch der heymlichkeiten' des [Pseudo-]Albertus Magnus (Strassburger Ausgabe 1508, cap. 5). Über das Immergrün im (Liebes-)Zauber vgl. ferner Alpenburg, *Mythen* (1857) S. 265. 399; Leoprechting, *Lechrain* (1855) S. 188; oben 2, 359 und 9, 375; *Zeitschr. f. Deutsche Myth. und Sittenkunde* 4, 107; Fischer, *Abergl. unter den Angelsachsen* (Progr. d. Realschule Meiningen 1891) S. 32; Andree, *Braunsch. Volkskunde* 2 S. 335; *Zeitschr. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volkskunde* 3, 63; Schambach, *Wörterb. d. niederd. Mundart* (1858) S. 154; *Zeitschr. d. histor. Ver. f. Niedersachs.* 1878, 84; Schulenburg, *Wenden* (1882) S. 145; Schröder, *Med.-Chym. Apoth.* (1685) S. 1093; Grimm, *Mythol.* 3, 465. — Die Ruthenen lassen zu Ostern Immergrün mit Meerrettich, Knoblauch und Wermut weihen (Hoelzl in *Verh. d. k. k. zool. botan. Gesellsch. Wien* 11. Band (1861) S. 169).

Eine Pflanze dagegen, die auch jetzt noch im katholischen Süddeutschland häufig einen Bestandteil des Weihbüschels bildet, ist das Johanniskraut (*Hypericum perforatum*). „Von etlichen auch Fuga demonum genennt darumb das man meynet / wo solichs kraut behalten würt / da kommt der teüffel nicht hyn / möge auch kein gespenst bleiben / und darumb berüuchert man in etlichen landen die kindtbetterin damit / lassen es aber vor[her] segnen vff unsser Frawen uffarttag / und haben also ire kurtzweil damit“ (Brunfels 1532 S. 251).

Die Pflanze heisst in Westfalen Leiwefruggenbettestrauh, im Erzgebirge Maria Bettstroh und in Westböhmen Unsa löi(b)m Frau Bettstrauh; sie gehört wie *Galium verum* (und *Thymus serpyllum*), dem gewöhnlich der Name unserer lieben Frau Bettstroh gegeben wird, in die Gruppe der 'Frauenkräuter'; vgl. Höfler, *Frauendreissiger VI*. Mattioli sagt: „die weiber bereuchern die sechswöchnerinen damit, derhalben nennet mans an etlichen orten unser frawen würtze“ (S. 388).

Mit 'unser frawen' dürfte jedoch in diesem Fall die hl. Maria zu verstehen sein. Rosbach, Paradeissgürtlein (1588) reimt von St. Johannskraut:

„Drey Loth all morgen getrunken eyn,  
Soll ein gut Preservatiffe seyn  
Für Zauberey und Teuffels Gespenst  
Das helfen soll, wie vielleicht wehnt  
Mag in der Natur gepflantzet seyn.  
Den Physicis solchs stelle heym,  
Des Teuffels List, Schreck und Betrug  
Vertreibt ein anderer darnach lug,  
Kraut, Palmen, Wasser hoch geweiht  
Den Teuffel gwis gar nicht vertreibt.“ (S. 12.)

Die teufelscheuchende Wirkung des Hartheus, wie die Pflanze auch heisst, wird auch in einem in den alten Kräuterbüchern oft wiederkehrenden Reime hervorgehoben:

„Dost, Harthaw und weisse Heidt  
Thun dem Teuffel vil leidt.“ (Bock 1551 S. 27b.)

In der ersten Ausgabe des Bockschen Kräuterbuches von 1539 heisst es statt 'weisse Heidt' 'Wegscheyd't' (1, 18a). Soll hier etwa an Beschwörungen des Teufels an Kreuzwegen (Scheidewegen) gedacht sein? Unter 'weisse Heide' ist der Sumpf-Porst (*Ledum palustre*) zu verstehen, dem wegen seines starken Geruches dämonenabwehrende Eigenschaften zugeschrieben wurde: Dost ist *Origanum vulgare*.

Eine andere Pflanze, die ebenfalls auch jetzt noch in die Kräuterbüschel kommt (z. B. in Unterfranken als 'Donnerdistel', im bayrischen Schwaben als 'Herrgottskrone'), ist die 'Dreidistel', wie Bock die gemeine Eberwurz (*Carlina vulgaris*) nennt. Von ihr schreibt er: „Die Weiber stellen nach dieser Distel vmb vnser lieben frawen Hymmelfart tag vnd zelen sie vnder die Verbenas oder Würtzwusch, welehe Dystel in drei theyl zertheylt ist / mit dreien köpflin sol die best sein / doher sie den namen Dreidistel überkommen und Frawendistel / darumb das sie auff vnser frawentag mit anderen kreüttern geweiht würt. Es haben die weiber vil superstition mit den kreüttern sunderlich aber mit den Dreidisteln gehört billich vnder die geweichten kreütter“ (2, 81a).

Dagegen scheint ein anderer Korbbblütler, die Dürrewurz (*Inula squarrosa*, *Conyza squarrosa*) in unseren Tagen keine Bedeutung mehr für die Kräuterweihe zu haben. „Dieweil die Weiber diese Dürrewurz kernen / und auff vnser lieben frawen himmelfarttag in jre sagmina oder würtzwusch und Verbenas samlen und weihen / für alle gespenst und sunderlich für ungewitter / vermeynen gantz der donner und hagel könne nit schaden wo und an welchem ort die Dürrewurz sei“ (1, 42).

Sehr interessant ist, dass dieselbe Pflanze nach Sailer, D. Flora Oberösterreichs (1841) II<sup>2</sup>, 171 Donnerwurz, Donnerer, Taurer heisst, 'weil sie gegen das Einschlagen des Blitzes hilft.' Es ist kaum anzunehmen, dass diese Angaben auf

das Bocksehe Kräuterbuch zurückgehen. Die gleiche (in anderen Gegenden anscheinend ganz unbeachtete) Pflanze wurde also in der Rheingegend ('auff dem Gaw Speier') und in Oberösterreich gegen das Einschlagen des Blitzes verwendet.

Da nicht feststeht, welche Pflanze Bock unter dem 'Blutkraut' versteht — die meiste Wahrscheinlichkeit hat noch der rote Gänsefuss (*Chenopodium rubrum*) —, so lässt sich auch nicht sagen, ob diese Pflanze noch jetzt in den Kräuterbüschel kommt. „Die Weiber pflegen das kraut inn jren Wurtzwüschchen zu dörren und mit anderen Sagminis zu behalten“ (2. 41a).

Mit dem roten Gänsefuss ist der Fuchsschwanz (*Amarantus*) nahe verwandt, der in der Oberpfalz in den Kräuterbüschel kommt; vgl. Marzell, Altbayr. Volksbot. (1909), S. 12.

Ein häufiger Bestandteil des heutigen Kräuterwisches ist wiederum der Wermut (*Artemisia absinthium*), von dem Tabernaemontanus sagt, dass ihn „die weiber in jre Würtzwische mit anderen Kräutern sammeln“ (S. 1).

Der Wermut wird heutzutage besonders in der Rheingegend in den Kräuterbüschel genommen; auch im Elsass ist er eine der neun Pflanzen, die an Mariae Himmelfahrt geweiht werden (Martin u. Lienhart, Elsass. Wb. [1899—1907] 2, 854).

Schliesslich gehört auch nach dem 'Gart der Gesuntheit' der Orant (*Antirrhinum*; vgl. oben S. 6) zu den Pflanzen der Würzweihe: „Wer diss krut by im hat und gewyhet würt zu vnser frawentag assumptionis, dem mag kein zauberey schaden“ (S. 126b).

An derselben Stelle heisst es auch von dieser Pflanze: „Dy ammen haben diss krut by jnen so die frawen in kyndes nöten lygent die geburt ist in [en] dester leychter“. Der Dorant (Orant) wird häufig (besonders auch in Verbindung mit Dost und Baldrian) als hexenvertreibendes Mittel genannt; vgl. Wuttke, Volksabergl.<sup>3</sup> § 135. Daher auch der Reim: „Orant den alten weibern wol bekannt“ (z. B. bei Cordus, Annotat. in Dioscorid. [1561] S. 72a). Häufig kehrt in verschiedenen Gegenden eine Sage wieder, nach der eine Wöchnerin (oder Schwangere) dadurch, dass sie den Dorant bei sich hatte oder ihn unbewusst berührte, dem auf sie lauenden Teufel entging. Vgl. Praetorius, *Anthropodemus plutonicus* (1666) 2, 135 ff.; Keightley, *Mythol. d. Feen u. Elfen* (1828) 2, 84; Schulenburg, *Wendische Volkssag.* (1880) S. 86; Köhler, *Voigtland* (1867) S. 416. 472; *Irmischia* (1881) S. 26, 31; Vernalcken, *Mythen* (1859) S. 225; Kuhn u. Schwartz, *Nordd. Sagen* (1848) S. 431.

Auch über die Palmenweihe macht Bock einige Angaben, als er vom 'Seunenbaum' (*Juniperus Sabina*) spricht: „Die Messpfaffen und alte huren geniessen des Seunenbaums am besten. Die Pfaffen pflegen auff den Palmtag den Seunenbaum mit andern grünen gewächsen zu weihen / geben für der donder und der Teuffel können nichts schaffen / wo solche geweihte stengel inn heusern gefunden werden / dardurch würt jr oppfer gemehrt / und der armen seckel gelert. Zu dem so haben die alten Hexen und huren acht auff die erste schüssling / so der pfaff oder andere von

Seuenpalmen zu dem creutz werffen / geben für, die selbige schüssling seien gut für hawen und stechen / für zauberei / böss gespenst / und treiben darmit vil abentheter / lassens von newem weihen / vnd Messen darüber lesen“ (1551<sup>1</sup>) S. 403b).

Die Huren nennt Bock deswegen, weil der Sadebaum (wie auch jetzt noch) als volkstümliches Abortivum benutzt wurde. Über das Werfen der Palmen zu dem Kreuz vgl. Franz, Die kirchlich. Benedikt. 1, 470—507. Dass Bock so sehr gegen die Palmbräuche eifert, erklärt sich auch daraus, dass er seit 1532 protestantischer Prediger gewesen zu sein scheint und später von der päpstlichen Partei aus seinem Amte verdrängt wurde (Meyer, Gesch. d. Bot. 4, 304). Der Sebenbaum ist auch heute noch, besonders im katholischen Süddeutschland ein Bestandteil des Palms, so in Altbayern (Marzell, Altbayr. Volksb. S. 2), in Tirol (Zeitschr. f. D. Myth. u. Sittenkde. 1, 327, Alpenburg 1857 S. 396), in der Schweiz (Taminathal; Schweiz. Arch. f. Volkskde. 1, 158). Von 'sevebalmen' spricht eine 1727 geschriebene Besegnung aus dem Archiv Donaueschingen (Alemannia 2, 137). Vgl. auch Zingerle, Sitten 1857 S. 68.

An die Stelle des Sadebaums tritt im Palmbuschen nicht selten ein anderer immergrüner Strauch, die Stechpalme (*Ilex aquifolium*). „Gemelte Stechpalmen gehören unter die Sagmina. Der gemein verführet hauff stecket disen palmen / Wann er geweihet würt / über die thürschwellen des hauss / und der vihe ställe / der zuuersicht / es sol das wetter nit dahin schlagen / wo diser Stechpalmen gefunden werde“ (1551 S. 402b). Ähnlich berichtet auch Mattioli: „der gemeine mann gleubt, das die geweihteten zweige dieses baums über die thür auffgeheneckt für dem donner bewaren sollen“ (S. 52).

Die Stechpalme ist noch heutzutage in der Schweiz ein Bestandteil des Palms. weshalb auch dort 'Balme(n)', (Schweiz. Id. 4, 1218), Palmedorn (Bern; Ztschr. f. D. Myth. u. Sittkde. 4, 174), Palmertorn (Messikommer 1910 S. 242), Balmenstritten (Aretius, Stoec-horni . . . descriptio [1560] S. 234b). „Als Christus in Jerusalem einzog, streute man ihm Palmen auf den Weg. Als man aber 'kreuzige' rief, bekam die Palme, von welcher die Zweige abgeschnitten wurden, Dornen, und es entstand die Stechpalme“ (Zürich: Ztschr. f. D. Myth. u. Sittkde. 4, 174). „Am Palmsonntag geweihte Zweige schützen vor Blitz“ (Solothurn: ebda.). In Sargans bilden die mit Äpfeln und farbigen Bändern geschmückten Zweige der Stechpalme den Palm (Schweiz. Arch. f. V. kde. 10, 225). In den Gegenden des Schneeberges kommt das „Schradllab“, wie hier der Baum heisst, ebenfalls in den Palmbuschen (Zeitschr. f. österr. V. kde. 2, 193).

Verhältnismässig wenige Beiträge liefern die alten Kräuterbücher zum Kapitel des landwirtschaftlichen Aberglaubens. Merkwürdiges weiss Bock von der 'kleyn Kletten', worunter die Spitzklette (*Xanthium strumarium*) zu verstehen ist, zu berichten: „Hie haben mit disen Kletten etliche naturkündiger und alte weiber jre observation und erfahrung / wann im herbst so obgemelte Kletten zeitlig und uffgethon werden / finden sie in

1 Die erste Ausgabe des Kräuterbuches von 1539 enthält, da sie noch keine Bäume und Sträucher aufführt, den 'Seuenbaum' nicht.

eyner yeden Kletten zwey Gerstenkörner verschlossen / soll eyn gut fruchtbar, volkummlich jar bedeuten / werden aber zwey spitziger habernkörnlin funden / halten sie das gegentheyl / nemlich eyn künfftige thewring aller frucht / das hab ich auch selbs erfahren und gemeynlich auss yeder Kletten zwey schwartzer Habernkörnlin genommen“ (2, 75a).

Unter den Gersten- bzw. Haferkörnlein sind jedenfalls die in ihrer Form etwas wechselnden Spitzklettenfrüchte, von denen immer zwei beisammenstehen, gemeint (die weiblichen Blütenköpfchen sind zweiblütig). In ähnlicher Weise deutet man aus der Anzahl der Körner (Peridiolen), die der Becherpilz (*Cyathus striatus*, auch Teuerling genannt) in seinem becherartig vertieftem Peridium birgt, gute oder schlechte Ernte. „Soviel die Theuerlinge Körner in sich haben, so viel Groschen wird das Korn hinfort kosten,“ sagt die Chemnitzer Rockenphilosophie (Grimm, *Mythol.* 3, 442). Dieses Orakel ist auch jetzt noch ziemlich verbreitet, so in Böhmen (Am Urquell N. F. 1, 269), im Voigtland (Köhler S. 392), in der Schweiz (Schweiz. Id. 2, 1012), bei den Wenden (Schulenburg 1882 S. 163), in Thüringen (Regel, Thüring. [1895] S. 677).

Noch ein anderes Orakel kennt Bock vom Eichenlaub: „es geschicht oft das das eichenlaub gegen dem Herbst auff der lincken seitten weisse runde schüplin gewint / das felt dann ab und wann man dise blümlin sihet (dann also nennen es die Bauren), so verhoffen sie des künfftigen jars vil Eicheln zu haben“ (1551, S. 415b).

Es handelt sich hier jedenfalls um durch Insektenstiche verursachte Auswüchse ('Gallen') der Blattunterseite. Der Gallenforscher, Herr Konservator Dr. Ross-München, teilt mir gütigst mit, dass sich Bocks Notiz wohl ohne Zweifel auf die linsenförmige Galle der agamen Generation der Gallwespe *Neuroterus quercus-baccarum* bezieht (vgl. auch Ross, *Pflanzengallen* [1911] S. 230).

Viel bekannter als das ebengenannte Orakel scheint ein anderes gewesen zu sein, das sich auf die bekannten grossen Eichengalläpfel bezieht. „Die grössern Galläpfel haben diese Eygenschaft / daß sie jährlich deuten oder anzeigen / ob dasselb Jahr fruchtbar oder unfruchtbar / ob sich Krieg empören oder die Pestilenz regieren werde: Im Jenner oder Hornung nim ein newen gautzen unversehrten Gallapfel / der nicht löcherig sey / brich jhn mitten entzwey / so findest du darinnen eines unter den drey dingen / nemblich ein Fliege / Würmle / oder Spinnen. Die Fliege bedeutet Krieg, das Würmle Thewring / die Spinnen ein Sterbenslauff“ (Mattioli 1583 S. 64b).

Unter 'Würmle' ist die (wurmähnliche) Larve der Gallwespe, unter 'Fliege' das fertige Tier kurz vor dem Ausschlüpfen aus der Galle zu verstehen. Bei der Spinne mag es sich um eine ungenaue Beobachtung handeln; allerdings schreibt Ross a. a. O. S. 16, „dass bisweilen auch andere Tiere in den verlassen Gallen wohnen.“ Konrad v. Megenberg, der die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache verfasste (vgl. oben S. 1), schreibt vom „laubapfel, der auf des paumes laub wechst, galla haiz“: „in dem laubapfel wirt ain Würmel, dar an prüefent die luftsager oder die wetersager künfftigez weter, wan vindent si daz würmel mitten in dem laubapfel, so künt ain scharpfer winter nach irr sag; wenn aber daz

würmel an dem end ist, so kümt ain sünfter winter“ (Buch der Natur, hrsg. v. Pfeiffer [1861] S. 343). Die ‘Bauernpraktik’ v. J. 1514<sup>1)</sup> sagt: „Wiltu sehen wie das iar geraten sol / so nym war aychöpfel umb sant michelstag / bey den sicht man wie das iar geraten sol / hond sy spinnen so kombt ain böss iar. Hondt sy flign so ist es ain milte zeit. Hand sy maden [‘Würmle’ bei Mattioli!], so kombt ain gut iar. Ist nichts darinn / so kombt ain tod. Ist der öpfel vil und frue / so wirt der winter vil vor weihenachten und darnach wirt es kalt. Seind die (in) nerlach darin schön / so wirt der sommer schön und das korn. Seind sy aber nass / so wirt der sommer auch nass. Seind sy aber mager so wirt es ain haisser sommer.“

Zum landwirtschaftlichen Aberglauben gehört auch, was Bock von der Vertilgung des Farnkrautes (wohl *Pteridium aquilinum*) berichtet: „die ackerleut wissen den Farn nit wol zu vertilgen / doch haben etliche dise superstition / wann das feld / darauff Farnkraut wechst / auf decollationis Johannis (29. August) geeret und runher gerissen würt / sol der Farn folgens keyn platz mehr haben, mög auch nit wachsen“ (1, 161b).

Eine Art Sympathiezauber! Der am Tag der Enthauptung des hl. Johannis ausgerissene Farn kann nicht mehr nachwachsen, ist endgültig tot. Ganz eng berührt sich damit, was Sébillot, *Folklore de France* 3 (1906), 464 aus den Vogesen berichtet: hier muss man den Farn am Tage Abdon (30. Juli) ausreissen, dann schlägt er nicht mehr aus. Hiermit wäre wieder der mecklenburgische Aberglaube zu vergleichen, demzufolge Hühneraugen am Tage Abdon zu schneiden sind, damit sie gänzlich vertrocknen. „Der Grund ist wahrscheinlich der Klang des Namens (abthun)“, meint Wuttke<sup>3</sup> § 514 dazu. Vgl. auch unten den Farn-Namen ‘Abthon’. Der vogesische Aberglaube wäre demnach auf deutschem Boden entstanden, da ja in der französischen Sprache der Gleichklang mit Abdon nicht besteht; vgl. dagegen *Rockenphilosophie* (Chemnitz 1709) 2, 265.

Betrachten wir jetzt noch einige Kräuter, die zum Zauber oder Gegenzauber benutzt wurden. Bei vielen dieser Pflanzen lassen es die alten Kräuterkundigen mit Andeutungen bewenden, gleichsam als ob sie es verschmähten, den Aberglauben des Pöbels oder ‘der alten Weiber’, wie sie sich gewöhnlich ausdrücken, wiederzugeben. Hier mögen zunächst zwei Kräuter genannt werden, deren sich die Alchimisten bei ihren geheimnisvollen Arbeiten bedienten. Das erste ist ein Farnkraut, die bekannte Mondraute (*Botrychium Lunaria*). „Der bletter halben nennen wir diss kraut Mon Rautten / zu latin Lunaria. etlich wöllen, diß kraut sol zu vnd abnehmen mit dem Mõnschein / also so mancher tag das liecht am himmel alt / also vil sol diss kraut unterschiedliche zerkerffte bletter bringen / vil treiben abenther mit disem gewächs / sonderlich aber die Alehymisten. . . . weiter darvon zu wissen / so jemens lustig / mag die landstreichier / und die so sich der Alehyme berümen / fragen / ich wil nichts darvon schreiben / dann ich

1 In disem buechlein wirt gefunden der pauren Practik vnd regel darauff sy das gantz iar ain auffmercken haben vnd halten 9 pag., anno 1514.



habs nit versucht was sein krafft oder würekung ist“ (Boeck 1551, S. 345a).

Ähnlich berichtet Aelian hist. anim 2, 56, dass die Leber der Maus mit dem Mond zu- und abnehme (vgl. auch C. Gesner, De rariss et admirandis herbis quae. . . . Lunariae nominantur. Tiguri 1555 und Roseher. Selene u. Verwandt. Studien z. griech. Mythol. 1890, 4. Heft). Bei den Slowaken ist die Pflanze ein magisches Liebesmittel (Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin [1908] 1, 312).

Eine andere Alchimistenpflanze ist die ‘Goldwurtz’ (Türkenbund-Lilie, *Lilium Martagon*). „Die Alchimisten halten diss kraut in hohem werdt und sagen es habe ein krafft die Metall zu verendern / das lass ich sie verantworten“ (Mattioli 1563 S. 344).

Der Glaube stützt sich jedenfalls auf die goldgelbe Farbe der Zwiebel (daher auch Goldwurz). In Württemberg legt man daher auch ein Stück Goldwurz in die Butter, damit diese eine schöne gelbe Farbe bekommt (Eberhardt, Mitt. über volkst. Überlief. in Württembg. Nr. 3. In: Württemb. Jahrb. f. Stat. u. Landeskd. 1907 S. 216).

Eine Anzahl von Pflanzen gilt als ‘gut für die Zauberei’. Die Engelwurz (*Angelica*) möge den Anfang machen. „Diss kraut bey sich getragen sol gut für allerley zauberey sein“ (Fuchs cap. 43).

Vgl. auch Wolff, Amulette (1692), S. 144. In Norwegen wurde die Pflanze (wie die Stechpalme und andere zauberkräftige Kräuter) als ‘Palmen’ (vgl. oben) getragen (Weinhold, Altnord. Leb. (1856) S. 79). Die Engelwurz galt vor allem als wirksames Pestmittel. Den Ruf eines zauberwidrigen Mittels verdankt sie, wie noch heute die verwandte Meisterwurz (*Imperatoria Ostruthium*) dem starken aromatischen Geruch (ätherisches Öl der Doldenblütler!).

Eine andere stark riechende Pflanze ist die Eberraute (*Artemisia Abrotanum*). „Sie bringt lust zur unkeuscheit und ist ein sonderlich kraut wider alle zauberey / so den mannen ir recht nemen sich mit dem Weib zu vermischen“ (Brunfels 1537 S. 113).

Dieses Mittel ist übernommen aus Plinius nat. hist. 21, 162: „ramo eius (habrotanum), si subiciatur pulvino. venerem stimulari aiunt, efficaeissimamque esse herbam contra omnia veneficia. quibus coitus inhibeatur“. Die Eberraute ist also ein Mittel gegen das ‘Nestelknüpfen’. Auf die aphrodisische Wirkung der Pflanzen weisen auch englische Volksnamen hin wie Boy’s love, Kiss-me-quick-and-go, Lad’s Love, Maiden’s Ruin, Old Man’s Love (Britten and Holland, Diet. of engl. Plant-Names. Lond. 1878 ff.). „Wenn jemand ein Mädchen zu seinem Schatz haben will, so muss er ihr heimlich unter das Schürzenband ein Büschel Eberreis stecken; alsdann kommt das Mädchen von selbst zu ihm. Die Liebe dauert aber nur einige Jahre, weil sie keine natürliche, sondern eine angezauberte ist; dann wandelt sie sich in Hass (Spickendorf, Prov. Sachsen; oben 4, 326). Vgl. auch Höfler, Volksmed. Bot. d. Germ. S. 76.

Ein naher Verwandter der Eberraute ist der Beifuss (*Artemisia vulgaris*), von dem Boeck sagt: „Diss erwüdig kraut Beifuss oder Buecken. S. Johanskraut und gürtel ist auch in die superstition und zauberey

kommen / also das etlich diss kraut auff gewissen tag und stund graben wie Verbenam, suchen kolen und narensteyn darunder für febres, andere hencken es umb sich / machen krentz darauss / folgens werffen si das kraut mit jrem unfal in S. Johansfeur / mit jren sprüchen vnd reymen. Diss affenspil und ceremonien / treiben nit die geringsten zu Pareiss in Frankreich. Andere haben von Plinio gelernt / wo sie Beifuss mit Salbei anhencken, sollen sie auff der reyss nit müd werden und des dings ist keyn ende“ (1, 99a). Ähnlich äussert sich auch Brunfels über den Beifuss: „Die magi graben disse Wurtzel uff S. Johansabent / so die sonn undergadt / so finden sye darbey schwartze körnlein an der wurtzelen hangen. Und das dem also / hab ich selbs gesehen / ist ein sonderlich geheynnuss was damit gehandelt würt. . . . (S. Johanskraut) ist aber darumb in den brauch kommen / das an vilen orten Teutschlands menigklich sich beflisset solich kraut zu bekommen / sich damit krönen und gürten / und zu letst ins Johansfewr werffen. Solich soll ein sonderlich expiation sein und geheimnuss“ (S. 237).

Vgl. auch Fuchs cap. 13, Mattioli S. 357, Tabernaemont. S. 37. Rosbach. Paradeisgärtlein (1588) reimt:

„Fürs Gespänt die alten Weiberlein  
Den Beyfuss hencken hin zum Schein,  
Der Zauberey soll widerstehn,  
Mit Aberglauben sie umbgehn“ (S. 254).

Der Beifuss-Aberglaube dürfte zum grossen Teil germanisch sein (vgl. auch Höfler, Volksmed. Bot. S. 74), jedoch schreibt schon Plinius nat. hist. 26, 150: „artemisiam et elelisphacum [wird auf eine Salvia-Art gedeutet] alligatas qui habet viator negatur lassitudinem sentire.“ Dieser Aberglaube — dass der angebundene Beifuss gegen Müdigkeit schützen solle — wird sonderbarerweise oft als deutscher angegeben, so aus Tirol (Zingerle, Sitten (1857) S. 64), aus der Steiermark (Unger, Steir. Wortsch. S. 599), aus dem Saugau (Bohnenberger 1904. 1. 113). Das Umgürten am Johannistag mit Beifuss kennen auch die Tschechen (Zeitschr. f. österr. Volkskde. 11, 123). Dass der Beifuss-Aberglaube bei uns sehr alt ist, beweisen seine Erwähnung bei Vintler (oben 23, 118) und bei Sebastian Franck (vgl. unten den ‘Rittersporn’).

Germanisch ist wohl auch das Kraut Modelgeer, der Kreuzenzian (*Gentiana cruciata*); in den Schriften der Alten wird die Pflanze nirgends erwähnt. „Die alten weiber sagen Modelgeer sei aller wurtzel eyn Eer / und ist ein recht Stergethron / dann sie wirt zu seltzamen künsten gebraucht in fascinationibus amorum. Sie ist wie eyn weiblich glid zerpalten in der mitten / drumb die Circäischen Weiber jren Handel mit treiben“ (Bock 2, 70b). Dieselbe Pflanze war auch ein magisches Mittel bei Schweinekrankheiten: „Die hirten im Westerich treiben jre superstition mit dem kraut und wurtzel / dann sobald eyn Saw sterbent einher / felt nemen sie das kraut und wurtzel zerhackt mit anderen pulver

dazu bereyt / gebens den schweinen in dem ass mit etlichen gebettlin sol die schwein behüten / das der Schelm [Viehkrankheit; vgl. Höfler, D. Krankheitsnamenbuch (1899)] nit under sie kum. Es muss aber in allen orten zauberei sein, niemans ist der solchs mit ernst widerfechtet“ (1, 71a).

Dass die Pflanze in hohem Ansehen stand, beweist auch die Beschwörungsformel einer Giessener Papierhandschrift (vgl. Zeitschr. f. D. Myth. u. Sittkde. 2. 170: 3, 333; Schmeller Wb. 1, 1568). Vgl. ferner Rosbach, Paradeissgärtlein und Höfler, Volksmed. Bot. S. 70f.

Einheimischer Aberglaube ist es jedenfalls, der sich an zwei kleine Farnkräuter, den braunen Milzfarn (*Asplenium trichomanes*) und die Mauerraute (*Asplenium ruta muraria*), sowie an das Widertonmoos (*Polytrichum*) knüpft. „Es haben die alte weiber vil fantasei mit disen kreüttern / und sprechen also / das rot Steinbrechlin mit den Lynsen bletlin [= *Asplenium trichomanes*] sol man nennen Abthon / und das naked Jungfraw hor [= *Polytrichum*] sol man nennen Widderthon / dann mit disen kreüttern können sie beide sachen / nemlich abthon und widderthon jrs gefallen / wer gesicht aber nit täglich dergleichen werck und Philtra / darbei wöllen wirs auch lassen / und fürter schreiben“ (Bock 1, 158b). . . . „Die weiber reden also / Maurraut sol niderlegen und abhelffen / dagegen sol das braun hörilin mit den Lynsenbletlin widerbringen und auffhelffen / solches thut auch das Jungfrawhor“ (ebda. S. 159a). „Man treibt sonst vil abentheur mit disem Widerthon [*Polytrichum*], das lassen wir als narrenwerck und Teufels gespenst faren“ (Fuchs cap. 241).

An derselben Stelle nennt Bock den ‘Widderthon’ auch ‘Widdertod’ (von Söhns, Unsere Pflanzen<sup>5</sup> S. 45 sicher fälschlich als ‘Wider[den]Tod’ erklärt!). Die drei oben genannten Pflanzen sind wohl der noch jetzt auf bayrisch-österreichischem Gebiet im Volk bekannte ‘Widritat’, eine geheimnisvolle Pflanze, mit deren Beschreibung die Bauern nicht gern herausrücken. In Kärnten heisst die Mauerraute noch heute Widerthat, in Steiermark, in Niederösterreich und im Böhmerwald ist der braune Milzfarn (*Asplenium trichomanes*) der Widertod und in Niederbayern (Mallersdorf) wurde mir vor einigen Jahren das Widertonmoos als ‘Widritod’ gezeigt. In Niederösterreich heisst die Mauerraute, weil sie gegen das ‘Verneiden’ des Viehes gebraucht wird (und an Felsen, Mauern usw. wächst) ‘Stoanneidkraut’ und bildet mit *Silene acaulis*, *Homogyne discolor*, *Achillea Clavennac* und ‘Pöchl’ (= Pöchöl) die tägliche ‘Maulgabe’ der Alpenrinder (Höfer und Kronfeld, D. Volksnam. d. niederöster. Pflanz. [1889] S. 16). Vgl. auch Grimm Myth.<sup>4</sup> S. 1016. In Steiermark heisst das Widertonmoos ‘Nimm mir nichts’ und wird getrocknet und gestossen gegen Milchzauber verwendet (Unger, Steir. Wortsch. S. 478). Die Vermutung bei Diefenbach-Wülcker, Hoch- u. Niederd. Wb. (1875) S. 27, dass ‘Abthon’ aus *adiantum* (lateinisch-griechischer Farnname) umgedeutet sei, ist höchst unwahrscheinlich. Der ‘Widritat’ erscheint auch in manchen Fassungen der bekannten Sage, in der der Teufel ein Mädchen, dem er sich als Jäger usw. genaht, entführen will, aber durch einige Pflanzen (z. B. Kuttelkraut, Wolgemut, Widritat) vertrieben wird, vgl. z. B. Schönwerth, Aus d.

Oberpfalz (1858) 1, 134. Eine Beschwörung des Wiederthats bringt eine Handshr. der Univ.-Bibl. Breslau v. J. 1594: Wiltu haben, das dein Viehe nicht soll bezaubert werden, So soltu an Walpurgis abendt Wiederthat und Tellscheiben (Dillscheiben?) nehmen, die dem Viehe eingeben und unter die Türschwelle oder darüber wie es am besten geschehen kann. ein wenig Esellhar eingraben und also sagen: Wiederthat, du weist, was dir Christus befohlen hat; Das solt tu das gutte mehrn, undt des bösen wehren. Das zehll ich dir liebes Viehe zu lob und buße. In nomine Patris etc. (Mitteil. d. schles. Gesellsch. f. V. kde. 18, 18).

Eine ganz ähnliche Besegnung des Wiederthons aus Tirol bringt Alpenburg. Mythen (1857) S. 408.

Die 'Rittersblumen' (Rittersporn, *Delphinium Consolida*) sollen (vielleicht wegen ihrer schön blauen Farbe?) die Augen vor Krankheit bewahren. „Rittersblumen dry in jungfrawenwachs gewirekt und an den Hals gehenkt und damit sant Otilien eyn messe gefrömt oder dry almüsen umb iren willen geben oder dry pater noster gebet oder drey gottsdienst alle gethan. seyn augen blyben gesunt die wyle der mensch lebet. — Und etlich nemen diser blumen ein büschlin und hencken sye über die thür der stuben oder camern vff das sye darin sehen mögen. Dise blumen hat die liebe jungfrawe sant Otilia sunderlichen in eren gehabt / dovon jnen dann sölicher gewalt kemen ist“ (Gart d. Gesuntheit S. 50a).

Auch Sebastian Franck berichtet in seinem Weltbuch (1534) S. 51b von den 'Francken': „An S. Johanstag machen sy ein simetfeur / Tragen auch disen tag sundere kreutz auff / weyss nit auss was Aberglauben / von beyfuß und eysenkraut gemacht / und schier ein yeder ein blaw kraut / Rittersporn genant / in der Hand welches dardurch in das feur sihet dem tut diss gantz jar kein aug wee / wie sy aberglauben / wer vom feur zuhauss weg will geen der würfft diss sein kraut in das feur sprechende es gee hinweg vnd werd verbrent mit disem kraut all mein vnglück.“ Dorstenius. *Botanicon* (1540) S. 901 schreibt von der Pflanze: „Ab studiosis in pretio habetur, una eum ruta. Siquidem credunt illius crebro intuitu, numquam se ex oculis laboraturos. Quare eam in suis musaeis suspendunt.“ Bemerkenswert ist, dass auch eine andere Pflanze mit schön blauen Blüten, die Wegwarte (*Cichorium Intybus*), gegen Augenleiden sympathetische Verwendung fand.

Auch die bekannte Sage vom Teufelsabbiss (*Succisa pratensis*), dessen Wurzelstock wie abgebissen scheint, finden wir bereits in unseren Kräuterbüchern verzeichnet oder doch angedeutet. „Und haben auch die alten Weiber hye ire fantasien / sprechen es sey so ein köstliche wurtzel, dass der böse feind soliche köstliche artzeney dem menschen vergumet / vnd sobald sye gewachsst / beisse er sye ab / dahär sye haben soll iren nammen Teufels Abbisz. Mag villeicht sein / dass soliches [d. h. die Wurzel] abgefaulet / oder sonst / das ich meer glaub / die natur ire wunder darinn habe“ (Brumfels S. 91).

Ähnlich auch bei Fuchs cap. 272. Nach einer estnischen Sage war es der hl. Petrus, der die Wurzel abbiss. „Der hl. Petrus ging einst mit seinem Herrn

und Meister spazieren und wurde von heftigen Leibschmerzen überfallen. Um sich zu helfen, riss er eine Pflanze aus der Erde, biss ein Ende von der Wurzel ab und fühlte sich auf der Stelle von den Schmerzen befreit. Seit dieser Zeit hat diese Pflanze einen abgeissenen Wurzelstock, ja man kann sogar noch die Stellen der Zähne daran unterscheiden. (Russwurm, Sagen aus Hapsal [1861] S. 190). Ebenso bei Demitsch 1889 S. 231. Die Sage, dass der Teufel die Wurzel der Pflanze abbiss, findet sich anscheinend zum erstenmal bei Oribasius (4. Jahrh. n. Chr.). Der 'Gart der Gesuntheit' S. 113b empfiehlt übrigens unsere Pflanze gegen Zauberei: „welcher diss kraut bey jm traget oder die Wurtzel dem mag der teufel kein schaden zufügen. Auch mag im kein zauberey geschaden von den bösen weyben.“ Der Teufelsabbiss ist auch noch heutzutage (z. B. in Mecklenburg; Bartsch 1879 2, 37) ein Bestandteil der hexenvertreibenden Räucherpulver. Vgl. Dähnhardt, Natursagen 1, 203. 351.

Dass die alten Kräutler die Alraunwurzel nicht unerwähnt lassen, versteht sich von selbst. Sie schreiben von den 'landstreichern', die den echten Alraun (Mandragora) mit der rübenförmigen Wurzel der einheimischen Zaurrübe (Bryonia) verfälschten, diese besonders präparierten und dann die Fälschung als echten Alraun verkauften (Bock 1539, 2, 70b, Fuchs cap. 201). Besonders ausführlich handelt Mattioli darüber; er erfuhr diese schwindelhaften Praktiken von einem 'Theriaksschreyer', der zu Rom in seiner ärztlichen Behandlung war.

Über den Alraun glauben kann hier nicht näher abgehandelt werden: vgl. Hertz, Ges. Abhandl. hs. von F. von der Leyen (1905) S. 259ff., A. Schlosser, Die Sage von Galgenmännlein. Dissert. Münster 1912 (vgl. dazu meine Bespr. dieser Schrift in Mitt. z. Gesch. der Mediz. und der Naturw. 12, 367, wo weitere Alraunliteratur angegeben) und Marzell, Zauberpflanzen (Naturwiss. Wochenschr. N. F. 8, nr. 11).

Verhältnismässig kurz wird eine andere berühmte Zauberpflanze, die Mistel (*Viscum album*), abgetan: Nachdem Bock den bekannten Bericht des Plinius (nat. hist. 16, 249ff.) über den Mistelkult der Druiden wiedergegeben hat, bemerkt er dazu: „Solcher fantasi und aberglauben sind vil bei uns eingerissen. Dann vil meinen noch / es haben die Eichen Misteln etwas krafft und gewalt für böse gespenst / henekens auch zum theil den jungen kindern an die hälß / der meinung / es soll denselben kindern kein zauberei oder gespenst schaden . . . Etliche Empirici und künstler halten wann Eychemistel Hesele oder Birbeume Mistel die Erde nit berüren / sollen sie gut sein für die fallende sucht / gepülvert und in wein gedruncken / machen derhalben Pater noster daraus / etliche lassen sie in silber fassen / und henekens vuder anderm geschmeid den jungen kindern an die läse“ (1551 S. 358a).

Da die Mistel äusserst selten auf Eichen wächst, so dürfte unter 'Eichenmistel' in den meisten Fällen die mit der Mistel nah verwandte, fast ausschliesslich auf Eichen schmarotzende Riemenblume (*Loranthus europaeus*) zu verstehen sein. Diese Pflanze kommt in Deutschland nur bei Pirna in Sachsen

vor. Sicher ist es die Eichenmistel, von der Praetorius, Coscinomant. 1677 sagt: „...Viele Meissner, auch hier zu Zwickau, die da meynen: Wenn sie einen solchen Eichenmistel haben, so haben sie etwas gar großes und wichtiges; daher sie dieselben lassen in Silber einfassen und hängen sie den kindern an Hals: in Meinung, ich weiß nit wofür sie dienen soll.“ Welchen Wert die in Silber gefassten Mistel-Paternoster darstellten, beweist die Notiz in Rulands handlungsbuch „450 rheinisch gulden umb mistlin paternoster“ (Beneke-Müller 2, 1, 191).

Eine Pflanze, deren abergläubische Wertschätzung vielleicht ausschliesslich auf die Antike zurückgeht, ist das Eisenkraut (*Verbena officinalis*). Trotzdem finden wir dieses Gewächs sehr häufig in deutschem Aberglauben erwähnt, obwohl das Eisenkraut, wie schon aus seinen spärlichen deutschen Volksnamen hervorgeht, im Volk nur wenig bekannt ist. Übrigens steht gar nicht fest, ob die Römer die von Linné als *Verbena officinalis* benannte Pflanze unter ‘verbena’ verstanden, jedenfalls waren die ‘verbenae’ der Römer Zweige von verschiedenen Pflanzen, die kultischen Zwecken dienten. „Ire [d. i. der Römer] schwartzkünstler schreiben also darvon [vom Issenkraut] das es krafft habe / den bössen feyndt zu zwingen / und zu allen zaubereyen dyenstlich. Welches auch Vergilius bezeuget. Item wer sich mit Issenkraut safft bestreicht / dem mag nyemants abholdt sein / man müssz yn lieb haben. Es möge ym auch keyn feber schaden / und beyläuffig kein kranckheyt sey / darzu Issenkraut nicht dyenstlich. Weiter / so man das gasthaus damit besprenget / so sollen die gest alle frölich darvon werden / und keynes thyers gifft da gelasszen. Wer ein guts kreütlin für die würt / und die unfridsamen eeledt / wo ym also wer.“ (Brunfels S. 47.) Auch zu den ‘Johanniskräutern’ gehörte die Pflanze: „Unsere Tentschen zauberer umbreissens auff S. Johansabent mit golt und sylber / beschwerens / verzauberns und grabens auff S. Johans-tag vor der Sonnen auffgang etc. also fast ist die zauberei eingerissen bei den geistlichen mehr dann bey dem gemeynen man“ (Bock 1, 56a).

Über die *verbena* des Altertums vgl. Dioskorides mat. med. 4, 60, Aelian. hist. amin. 1, 35; Plinius nat. hist. 25, 105. Bei den Griechen gehört die *Verbena officinalis* noch jetzt zu den Glückspflanzen; sie wird nebst Knoblauch und Sellerie an die Ställe oder Seidenwurmhürden usw. angebunden. (Fraas, Synops. plant. florae class. [1845] S. 186.) Auch Vintler (vgl. oben 23, 121) und Sebastian Franck (s. oben *Delphinium!*) erwähnen die Pflanze. Vorschriften, die *Verbena* zu graben, in Zeitschr. f. dt. Myth. u. Sittkde. 2, 171; 3, 233 und Mitt. d. schles. Ges. f. Vlkde. 13, 23; 16, 34.

Ebensowenig ist es ein deutscher Aberglaube, was Bock von der Einbeere (*Paris quadrifolia*) sagt: „Etlich meynen so man diss kraut mit der lincken hand abbrech / und an die geschwollene macht [pudendum] binde / es sol dardurch der schmerzen genultert und gewendet werden.“ (1, 89a).

Dioskorides mat. med. 4, 119 von dem *aster attikos* (vielleicht *Aster Amellus* L.), einer Pflanze, die Bock mit Unrecht für die (bei den antiken Schriftstellern anscheinend nirgends erwähnte) Einbeere hält.

In das Gebiet der Volkskunde gehört schliesslich noch ein ergötzliches Geschichtchen, das Bock von der Brachendistel (*Eryngium campestre*) erzählt. „. . . die alten verdorrtten disteln / die fallen dann [im Frühjahr] ab / werden rundiert als kugeln / darumb sie stets vom wind hin und her getrieben werden / daher man noch ein schimpffredt höret / wie das gemelte rauhe distel eyne kecken schneiderknecht der in den krieg ziehen wolt seinen langen spiess sol haben erlegt und abgetriben / als dise runde und rauschende distel vom winde gejagt / ist sie mit großem rauschen gegen dem schneiderknecht gewaltzt / als eyne runde kugel / darvon der schneider erschrocken / das im der spyess entpfallen / sich eilends gewent / und on gewer der disteln / als seinem auffsetzigen feindt entrunnen“ (2, 84b).

Mit den obigen Ausführungen ist der volkskundliche Stoff der alten Kräuterbücher noch bei weitem nicht erschöpft. Eine dankbare Aufgabe wäre, die volksmedizinische Verwendung der darin aufgezählten Pflanzen zu durchmustern und hier das aus den antiken Schriftstellern Übernommene von dem wirklich Einheimischen zu trennen. Dieses letztgenannte dürfte allerdings im Vergleich zu jenem nur einen sehr kleinen Teil ausmachen. Die nicht selten wiederkehrende Bemerkung der alten Kräuterbücher, dass die 'alten Weiber' diese oder jene Pflanze bei gewissen Krankheiten verwendeten, beweist natürlich noch lange nicht, dass es sich hier um germanische Heilkunde handelt. Die Mönchsmedizin, die aus den Schriften der Alten schöpfte, drang eben ins Volk ein. Ferner bringen die Kräuterbücher manches Material zum Thema 'Die Pflanzen im Kinderspiel'. Es werden hier zwar meist keine eingehenden Ausführungen gemacht, sondern die alten Kräutler lassen es mit der Feststellung bewenden, „daß die Kinder ihr Kurtzweil mit disen blumen haben“. Des weiteren gehören auch noch hierher die kurzen Bemerkungen über die Verwendung von Pflanzen in der Hauswirtschaft (z. B. bei Bock 2, 32a Verwendung des Binsenmarkes zu Dochten für die Ampeln, Samenbaare des Teichkolbens zum Füllen von Betten bei Fuchs cap. 319, Benutzung des Klebkrautes [*Galium Aparine*] als Milchseier bei Bock 1, 146b). Ein Kapitel für sich wären schliesslich noch die vielen volkstümlichen Pflanzennamen, an denen Bock besonders reich ist. Solche Volksnamen führt er besonders auf aus dem „Bistumb Speier, Meintz, Metz, Trier, aus dem Wormbser gau und aus dem Westerich“. Bock ist einer der ersten Botaniker, die sich um die Volksbenennungen der Pflanzen kümmerten, und der erste, der fränkische Pflanzennamen sammelte.

Pullach bei München.

## Hianzische Märchen.

Von Samuel Graf.

Im Juli 1909 besuchte ich, wie alljährlich um diese Zeit, meinen Geburtsort Oberschützen (Felsölvö, Komitat Eisenburg), einen 1400 durchweg evangelische Einwohner zählenden Marktflecken, der, zwei Stunden von der dreifachen Grenze von Ungarn, Niederösterreich und Steiermark gelegen, den geistigen Mittelpunkt der Hianzerei bildet. Bei meiner Beschäftigung mit der Sammlung hianzischer Sitten und Redensarten vernahm ich, dass Samuel Ofenbeck, genannt Tschali, schöne 'Geschichten' zu erzählen wisse und deshalb im Winter oft von den Bauern im Dorfe Tauchen eingeladen werde, ihnen die langen Abende zu verkürzen. Ich suchte den mir schon seit Jahren bekannten Mann in seiner einsamen, halbverfallenen Waldhütte auf und fand seinen Ruf bestätigt.

Ofenbeck ist ungefähr 45 Jahre alt, von ziemlich hoher Statur und trägt einen langen, verwilderten roten Vollbart. Seine Hütte liegt im Kreuzeggwalde, eine Stunde von Oberschützen, eine halbe von Tauchen entfernt und besteht nur aus einer Stube und einer Küche, dazu gehört ein halbes Joch Acker, Heide und Gestrüpp. Erbaut hatte die Hütte Ofenbecks Vater, der früher ein Haus in Tauchen besass, aber sich mit den Dorfleuten nicht vertragen konnte. Auch der alte Ofenbeck besass eine grosse Erzählergabe. Er rühmte sich, dass während seiner vierzehnjährigen Dienstzeit als Soldat oft die Kameraden, wenn er in der Kaserne Geschichten erzählte, das Zimmer bis aufs letzte Plätzchen besetzten und mäuschenstill zuhörten und auch die Offiziere ihm oft in die Kantine kommen liessen, um 'lustige', d. h. erotische Geschichten von ihm zu hören, und ihm dafür Zigarren oder auch Geld spendierten. Der junge Ofenbeck wuchs einsam im Walde auf; statt zur Schule zu gehen, legte er sich aufs Vogelstellen, Fischefangen, Klettern und Schiessen, blieb aber des Lesens und Schreibens unkundig. Regelmässige Arbeit als Knecht war ihm zuwider. wenn er sich auch bisweilen notgedrungen als Holzhauer oder Tagelöhner verdingte oder nach Osterreich, in die kleine ungarische Tiefebene oder ins grosse Alföld ins 'Schnitt' ging. Lieber war ihm die Jagdflinte. und öfter hatte er sich wegen Wilddieberei vor Gericht zu verantworten, bis endlich die Jagdpächter auf den Ausweg verfielen, ihn als Wildheger anzustellen. Das Erzählertalent hat er vom Vater geerbt; die von diesem oder anderwärts gehörten Geschichten hat er in einem stauenswerten Gedächtnis bewahrt und versteht auch. sie



nach der Gelegenheit kurz und schlagend oder weitläufig und mit Episoden geschmückt zu erzählen. Die Winterabende verbringt er, wie erwähnt, gewöhnlich in Tauchen, wo er bei den Bauern mit Apfelwein traktiert wird und dafür Geschichten erzählen muss, während die Mädchen des Dorfes beim Spinnrad sitzen und die Burschen und Männer Besen binden oder Körbe flechten. Bezeichnend für seine Begabung ist folgender Vorfall: An einem stürmischen Winterabende pochten einst die Gendarmen an der Tür seiner Hütte. Es war zu der Zeit, wo er noch als Wilddieb gefürchtet war. An das Bezirksgericht war eine Anzeige ergangen, dass er wieder mit einem Gewehr gesehen sei. darum kamen die Gendarmen, um ihm dasselbe abzunehmen und ihm dem Stuhlrichteramte einzuliefern. Seine Frau war mit den Kindern allein zu Hause: die sagte, dass er in Tauchen bei dem Müllermeister Hutter sei. Die Gendarmen fanden ihn dort und forderten ihn auf, mitzugehen. Die ganze Stube war voll von Leuten, die, jeder mit irgendeiner Arbeit beschäftigt, andächtig zuhörten, wie er erzählte. Er hatte gerade eine Geschichte angefangen, als die Gendarmen eintraten. Den Zuhörern kam dieser Zwischenfall recht un-gelegen, und einer ersuchte die Gendarmen, sie möchten den Ofenbeck wenigstens die Geschichte zu Ende bringen zu lassen. Den Gendarmen schien es in der warmen Stube zu behagen, sie setzten sich, und der Postenführer forderte Ofenbeck auf, fortzufahren. Dem Ofenbeck imponierten die Gendarmen nicht besonders, und vor dem 'Einkasteln' auf ein paar Tage fürchtete er sich auch nicht, und so erzählte er weiter, als wenn nichts geschehen wäre. Er wusste es so spannend zu machen, dass Stunde auf Stunde verrann, ohne dass es jemand wahrnahm. Es war schon weit über Mitternacht, als er endete. Die Geschichte hatte auch die Gendarmen so ergriffen, dass sie ihn auf sein Versprechen, nie mehr ein Gewehr anzurühren, ungeschoren liessen.

Von diesem Erzähler stammen die nachfolgenden Märchen her. Ich hatte ihn öfter aufgefordert, zu mir zu kommen und einige Geschichten zu erzählen; doch nie erschien er. Endlich traf ich ihn im Walde und liess ihn nicht eher los, als bis er mir eine Geschichte zu hören gab und mir für die folgenden Vormittage weitere versprach. So erzählte mir Ofenbeck im Walde, wo wir ganz ungestört waren, in acht Tagen acht Geschichten und im folgenden Sommer weitere achtzehn. Ein Baumstrunk war der Tisch, auf dem ich ihm nachschrieb<sup>1)</sup>. Leider verhinderte das eine Mal die Erkrankung seiner Frau, die dieser derbe Naturmensch innig liebte, das andere Mal meine plötzliche Abreise die Fortsetzung dieser Märchenvorträge; ich hoffe aber, später dies nachzuholen, da Ofenbeck noch vieles zu erzählen weiss.

1 Statt der streng phonetischen Schreibung der Mundart nach Biró habe ich um der besseren Verständlichkeit willen die sogenannte Kompromisschreibung gewählt, wie sie auch Bünker oben 7, 307, S. 82 anwandte.

### 1. Wia' ta' Sauholtasuū in Khinni sein Snū tarlest hout<sup>1)</sup>.

'S is- amul<sup>2)</sup> a Khëiūigin g'wëin<sup>3)</sup>, tēi<sup>4)</sup> hout kuani Kinda' khot<sup>5)</sup>. Ta' Khinni und seiū Frau seiū tēistwëigū<sup>6)</sup> recht trauri g'wëin. Ta' Khinni hout im Poak<sup>7)</sup> a Kiara' pām lous'n<sup>8)</sup> und olli Fria'<sup>9)</sup> is a mit seiua Frau tuathiū pe'n g'uaūga.

Uaml in ta Fria' is sēi an- olts Wei' begëiūg't. Mit zwou Krucka' iss'tahea' g'uaūga'. Ta' Khëiūigin houts tapoamt<sup>10)</sup> und hout ia an Tola' g'schëiūkt. Tas olti Wei' hout si' fleissi' bedâunkt und hout g'sokk: „Frau Këiūigin, i' kint iana' hōlf'm, owa'<sup>12)</sup> vaspëiūcha mēiss'n's ma' wos!<sup>14)</sup> — „Woss' winsch'n, ois kriang'-s'<sup>13)</sup>, wann i' a' Kind af t' Wōlt bring,<sup>14)</sup> sokk<sup>14)</sup> ti Këiūigin. „Guit,<sup>14)</sup> sokk' tas olti Wei', „sēi wen<sup>15)</sup> mit meina' Tächta, ta Sauboltarin, a Kind kriahūgn za tasōlm Zeit. Sēi mēiss'n oft<sup>16)</sup> meina' Tächta' l- ia' Kind ois ia' oang's'<sup>17)</sup> aāhñëimma', und niamp teafs<sup>18)</sup> wissn, tas's nit iana oang's' is.“ — „Jo, tos va'sprich' i',“ sokk' ti Këiūigin.

Richti', in neiū Mānat'n hout ti Khëiūigin an Prinz'n af t' Wōlt prout<sup>19)</sup>, und an To' trauf hout ti Sauboltas Tächta a'<sup>20)</sup> an Puim'<sup>21)</sup> kriak'. Und ti Sauholta's Tächta' hout ia' Puim ta Këiūigin prout, und es hout g'hoasn. ti Këiūigin hout Zwilling<sup>2)</sup>.

Ti Puim ho'm si' recht ge'n g'hot<sup>22)</sup> und seiū fleissi' g'wëin und ho'm olli Schul'n mitg'mocht. Wias'<sup>23)</sup> 19 Jua olt seiū g'wëin, is amul a Mola'<sup>24)</sup> ins G'schlouss<sup>25)</sup> 'khëimma'. 's is' a recht an-olta' Maaū g'wëin und ta' Khinni hout g'sokk: „Mol' 'in Prinz'n iari Zimma' aus, owa' schëiū muisst-as mocha', sist<sup>26)</sup> wiast um an Koupf kiaza'<sup>27)</sup>!“ Ta' Mola' hout a vuls Mounat g'oawit<sup>28)</sup>, und niamp hout in tea Zeit in ti Zimma' teaf'm. In Prinz'n seiū Schloufzimma' hout a' iwa' 'n Pëit<sup>29)</sup> a wunda'schëiū Prinzessin g'mol'n, g'rod ois wia wann's' g' lëipp' het<sup>30)</sup>. In Khinni und in Prinz'n ho'm ti Zimma' recht g'foln, olli Zimma' ho'ms aāng'schaut, g'rod af'n Prinz'n seiū Schloufzimma' homs va'gëiss'n.

Af t' Noot, wia ta' Prinz in seiū Schloufzimma' geht und ti Tia'<sup>31)</sup> aufmocht, wara' bold umg'foln voa Schroukka', wal's is'-n via'khëimma<sup>32)</sup>, ois wann a schëiū Frauzimma' iam entgëingn gëiū tat<sup>33)</sup>. Si houtn aāng'locht und hout'n t' Hāand entgëiū g'holn. Ea vulla' Freid'<sup>34)</sup> hout am ia Hāand g'riff'n und hout ia wōiū a Pussl<sup>35)</sup> gëim. Tou hout a' eascht g'sea<sup>36)</sup>, tass g'na-r-a Püld<sup>37)</sup> is. Ea hout si nidag'lëikk, hout owa' nit schlouf'm kinnā'. Und sou is'-s-n olli Noot g'uaūga', imma' hout a' na' af tas Püld g'schau, und pan Too<sup>38)</sup> hout a' mit niamp g'rëid't und is imma' trauri' g'wëin. Nou' an hol'm Jua<sup>39)</sup> hout seiū Voda' g'sokk: „Meiū Kind, tos geht nit sou fuat, tu kränkst ti' z' Tāt.“ „Jo, Voda', i' kann's nit meā lāang ausholn: wann tēi Prinzessin nit meiū Frau wiad. stiaw'<sup>40)</sup> i' va' lauta' kränka'. Wann si nit lëip, wüll i' a' nit lëim.“

1 Wie der Sauhalterssohn den Königssohn erlöst hat. — [Das Märchen entspricht im ganzen dem Grimmschen nr. 60 'Die zwei Brüder', hat aber in der Annahme des Pflegebruders, der durch das Bild der Prinzessin erweckten Liebe und der Entzauberung der unsichtbaren Prinzessin manches Eigentümliche.] — 2 einmal als Zahlwort aber: uand) — 3 gewesen — 4 die — 5 keine Kinder gehabt — 6 deswegen — 7 Park — 8 eine Kirche bauen lassen — 9 alle Morgen — 10 erbarmt — 11 Taler — 12 aber — 13 Was Sie wünschen, das kriegen Sie — 14) sagt — 15 Sie werden — 16) dann — 17 als Ihr eignes — 18 niemand darfs — 19 gebracht — 20 auch — 21 Buben — 22 haben sich recht gern gehabt — 23 Wie sie — 24 Maler — 25 Schloss — 26 sonst — 27 kürzer — 28 einen vollen Monat gearbeitet — 29 überm Bett — 30 gelebt hätte — 31 Tür — 32 weils ihm vorgekommen ist — 33 entgegen gehen täte — 34 voll Freude — 35 Kuss — 36 erst gesehen — 37 Bild — 38 bei Tage — 39 halben Jahr — 40 sterbe.

Ta Khinni hout am an<sup>1)</sup> olt'n Mola' g'schickt. In zwoa Māanat ho'm an ' Soldāt'n g'fund'n. „Lēip' tēi Prinzessin, tēis in Prinzn seiñ Schloufzimme' g'moln ho'm, oda' nit?<sup>2)</sup>“ froug<sup>2)</sup> ta Khinni. „Jo, lēim tuits schāāñ, und a' a' Sebweista' houts, owa' va'wunsehn seiūs'. Rēin<sup>3)</sup> kinna's', owa' g'sea<sup>4)</sup> tuit ma's' nit. Tēis va'wunsehani Lāand is weit iwa' 'n Mea<sup>5)</sup> af an Pea<sup>6)</sup>. Vūlli homs scha tarlēsñ<sup>7)</sup> wöül'n, owa' niamp houts kinna'; olli seiñ zar-an Stuañ g'woatn<sup>8)</sup>.“ Wia ta' Prinz tēis g'heat hout, hout a' si' nit mea oholt'n louss'n<sup>9)</sup>: „Voda', i' muiss fuat und muiss tēi Prinzessin tarlēsñ, wal i' āani sei<sup>10)</sup> nit lēim kāāñ!<sup>4)</sup>“ Wos hout a' wöülh ta' Khinni, ea houtn fuatlouss'n. Ta' Prinz hout si' af seiñ bēistz Rous<sup>11)</sup> g'sēitz und is fuatgrid'n.

In ta' tritt'n Woucha<sup>12)</sup> is a' in a grāssi Sāandwistn khēimma. Tou hout a' ollahāand Geista' g'sea, und grāssi Schlangen hom si' im Sāand umananda g'wolzñ. Ho'm-an owa' nix tñāñ. In ta' viatn Woucha is a zan Mea khēimma. Rein is' s Wossa' g'wēin, wiana' Prindl<sup>13)</sup>. Pan Mea is' a'r- olda Nēiñ<sup>14)</sup> g'wēin, tea houtn g'froukk, wou-r-a' hiñ wül. „Ti Prinzessin, tēi tou<sup>15)</sup> va'winscht seiñ sul, wül i' tarlēsñ: kinnas' ma nit hölfm?<sup>16)</sup>“ — „S is' sehod' um tēiñ jung's Lēim.“ sok ta'r Oldi, „owa' wannst-ta's grad prowian<sup>16)</sup> wülst, behülflī seiñ wiad i ta<sup>17)</sup>. Wos tou ksiast, tēis Mea und tēi grāssi Wista, tos is' ti fruehboarsti Gēingd<sup>18)</sup>, is owa' ois va'wunsehn. Tou houst a' Kug'l, wannst tea nou gehst, wiast in-s va'wunsehni Gschlous khēimma.“ Ta' Prinz hout si' pedankt und is' ta' Kugl nougāānga'.

In zwoa Stundn is' a' pan Gschlous g'wēin. 'S Toa<sup>19)</sup> is' ouffm g'wēin, und ea is' iagāānga. Kuañ<sup>20)</sup> Mēinsch is'-n pegēingt. 'S Rouss hout a-r-in Stoll p'loat<sup>21)</sup>, und ea is' tua ti Zimme' gāānga. In tritt'n Zimme 'is' a' Tiseh g'stāand'n, af tēim is' fia uañ Peasāñ<sup>22)</sup> auf'dēickt g'wēin. „Guitn Noumpt<sup>23)</sup>, Prinz!<sup>4)</sup>“ hout a' Fraunzimme' g'sokk, „gölt tu bist khēimma', mi' za tarlēsñ?“ „Jo“, sokk-a', hout owa' kuan Mēinschn g'sea. „Iss und trink!“ hout tēi sölwi Stimm' g'sokk. Ea hout sis<sup>24)</sup> nit zwoaml schoff'm<sup>25)</sup> louss'n und hout fēist<sup>26)</sup> zan Eïssn g'sehaut. Wia-r-a' sou isst, mocht wea ti Tia' auf und wida' zui. Ta' Khinni is' iagāānga, is owa' nit zan g'sea g'wēin. „Wea is tea jungi Māāñ?“ hout a' g'froukk. „A Prinz is.“ — „Ea sull toublein.“

Nou'-n Eïssn is a sehlfari' g'woatn und hout si nidag' leikk'. 'S hout'n tramp<sup>27)</sup>, ea hät ti Prinzessin pan Hois<sup>28)</sup> g'nāamma', und si hout iam a' Pussl gēim. — Am āandan Too' hout a tēin Tram ta' Prinzessin tazöült, tēi houtn oft<sup>29)</sup> drei Pussl gēim.

Am dritt'n Too' hout ta' oldi Khinni g'sokk: „Heiñt kāānst tēiñ Glick prowian! In Kölla<sup>30)</sup> is' a' grāssi Hock'<sup>31)</sup>. Mit tea gehst in Guadn<sup>32)</sup>. Tuat<sup>33)</sup> is a grāssi Oacha<sup>34)</sup>, tēi hout a' schwoaz Platzl, wia Tolla<sup>35)</sup> grās. Tuat muist fēist hiñhāam<sup>36)</sup>, und die Oacha wiad af uan Stroa<sup>37)</sup> foln, wanns-ta-'s' guit trifftst. Ti Oacha is eiñwendi hul<sup>38)</sup> und es wiad a Krout<sup>39)</sup> ausasprünga. Tēim muist a' mit 'n easehtn Stroa trēif'm. Wannst 'n nit trifftst, sa wiast mitzāñm-tēiñ Rouss vastuāñnat<sup>40)</sup>. Triffst 'n owa', oft wiad-ta Krout an Bund Schlissl fol'n loussn,

1 nm den — 2 fragt — 3 Reden — 4 sehen — 5 Meer — 6 Berg — 7 schon erlösen — 8 zu Stein geworden — 9 abhalten lassen — 10 ohne sie — 11 sein bestes Ross — 12 Woche — 13 Quelle — 14 alter Ahne hier: alter Mann — 15 da — 16 probieren — 17 dir — 18 Gegend — 19 Tor — 20 Kein — 21 gelcitet — 22 eine Person — 23 Guten Abend — 24 siehs — 25 befehlen — 26 fest — 27 geträumt — 28 Hals — 29 darauf — 30 Keller — 31 Hacke — 32 Garten — 33 Dort — 34 Eiche — 35 Taler — 36 hinhauen — 37 Streich — 38 hohl — 39 Kröte — 40 versteinert.

tēi muisst nēimma und in Krout va'brēinna', oft wiad ois sichboa<sup>1)</sup> wēn. Pfat ti' Gout<sup>2)</sup>! Ta' Prinz hout tīāñ, wia ta' oldi Khinni g'sokk hout. Wia ra in Guadn gānga is', hout a' glei' ti grāssi Oacha g'sea. Ea poekt ti Hock' und haut biñ afs schwoazi Platzl. Owa' ea is' z' schwoch g'wēin. T' Hock is' fal<sup>3)</sup> gānga, und ea is' Stanta Peta<sup>4)</sup> mitzāammt sein Rouss za-r-an Stuañ g'woatn.

Tabuam<sup>5)</sup> ho'm seiñi Öültan<sup>6)</sup> und seiñ Pruida' imma' g'woat af iam. Owa' 's is a Jua vagānga, und ta' Prinz is' nāañ<sup>7)</sup> imma' nit khēimma'. Hiaz hout ta' aañdari Pruida', ta' Sauholtassuñ g'sokk: „Voda', mi loapts<sup>8)</sup> mea nit tahuam, i muiss schāam<sup>9)</sup>, wou meiu Pruida' is, ēippa<sup>10)</sup> kāañ i' iam hölflm!<sup>4</sup> Sei hom-an nit wölln fuatlouss'n; owa' ea hout's nit andas tīāñ, hout si af a' Rouss g'sēitz und is fuat.

'S is' n g'rod sou g'ānga', wia sein Pruidan. Ea is' a' zan Mea khēimma' und za tēin oldn Nēiul. Tea hout si recht g'freit, wiaran<sup>11)</sup> g'sea hout. „Griass ti Gout,<sup>4</sup> hout a g'sokk, „walst na-r<sup>12)</sup>-amul tou bist! Du wiast di Buag tarles'n. wannst ois sou tuist, wias ta' g'sokk wiad; und oft wiast du ta' Khinni, wannst a' a' Sauholtassuñ bist. Deñ Pruida, ta Prinz, kriakk die öültari Prinzessin, und tu ti jingere! — „Wos, i biñ a Prinz und kuañ Sauholtassuñ!<sup>4</sup> — „Tos woas i pēissa<sup>13)</sup>. Owa' hiaz geh' na<sup>14)</sup>. Tou houst a Kug'l, und tea geh' nou!<sup>4</sup>

Ta Sauholtas Suñ is a ins Gschlouss khēimma', und 's isn grod sou gānga wia sein Pruidan. Am trittn To hout a' r-a' die Hock' kriakk, und wia ra pan Oachapāam is, hout a sit' Jawln aufg'strickt<sup>15)</sup> und hout si tas schwoazi Platzl guñ āng'schaut. Afn easchtn Stroa is d' Oacha g'lēign und ta Krout is ansag'spruñga. Tēin hout a'-r-nañs afn Puchl<sup>16)</sup> g'ēim, tas a' glei varēickt<sup>17)</sup> is, und in Bund Schlissl hout a'-r-a' foll'n louss'n. T' Schlissl hout a' schnöül ein'g'stēickt und a Fua<sup>18)</sup> aānzunt. Tuat hout a' in Kroutn einig'schmissn. Und wia si' ta Ra va'zough<sup>19)</sup> hout g'hot, is a'-r-in an schēin Poak<sup>20)</sup> g'stāandn nēm<sup>21)</sup> an Gschlouss. Tēis is vüll schēinna g'wēin ois fria. Und vüll Leit seiñ tuat umāānda gānga'. Ta' Khinni is' a' duat g'wēin und ti Khinnigin und zwou wundaschēini Prinzessinen und vüllā Mülitāa<sup>22)</sup>. Und ta' Khinni hout g'sokk: „Tu houst ins ollī<sup>23)</sup> tarlest. und tafia kriast meiu jingsti Tachta, und tu wiast nou meina<sup>24)</sup> Khinni. Und deñ Pruida kriakk meiu öültari Tachta.<sup>4</sup> Und ollī ho'm si<sup>25)</sup> fleissi pedāankt pan Sauholtassuñ, tas-as tarlest hout. Sei ho'm glei' d' Hāzat<sup>26)</sup> g'hot. Tarnou<sup>27)</sup> is' da' Prinz mit seiña Frau za seiñi Öültan, da' Sauholtassuñ owa' is tuat 'plim<sup>28)</sup> und is' Khinni g'woatn<sup>29)</sup>.

## 2. 'S Lēimswossa<sup>30)</sup>.

'S is' amul a' Khinni g'wēin<sup>31)</sup>, a recht a' brava' Mēinsch. Seiñ Frau owa<sup>32)</sup> is' a' Hex g'wēi'n. Tēi<sup>33)</sup> hout pan Too' nia<sup>34)</sup> a' Fēinsta' owa' a' Tia<sup>35)</sup> auf-

1 alles sichtbar — 2 Behüt dich Gott — 3 fehl — 4 auf der Stelle stante pede — 5 Daheim — 6 Eltern — 7 noch — 8 leidet es — 9 schauen — 10 vielleicht — 11 wie er ihn — 12 weil du nur — 13 besser — 14 nur — 15 sich die Ärmel aufgestreift — 16 Buckel — 17 verreckt — 18 Feuer — 19 Rauch verzogen — 20 Park — 21 neben — 22 Militär — 23 uns alle — 24 nach mir — 25 haben sich — 26 Hochzeit — 27 Darnach — 28 geblieben — 29 geworden — 30 Das Lebenswasser. — [Das Wasser des Lebens? bei Grimm nr. 97 und Bünker, Schwänke in heanzischer Mundart 1906 nr. 90 ist hier durch verschiedene Züge vermehrt: den Vogel Phönix Grimm 57 'Der goldene Vogel', die nachts einen Menschen in ein Pferd verwandelnde und besteigende Hexe (R. Köhler 1, 220. 586, den vom geschickten Hufschmiede abgeschlagenen und wieder angesetzten Fuß des Pferdes R. Köhler 1, 132. 296, die mit Hilfe dankbarer Ameisen und einer Zaubersalbe gelösten Aufgaben des Schwiegervaters.] — 31 Es ist einmal ein König gewesen — 32 aber — 33 Die — 34 bei Tag nie — 35 Tür.

g'mocht. Eascht am ochti<sup>1)</sup> af t' Noot is' s' aussigaaŋga<sup>2)</sup>. Am holwa-r-alfi<sup>3)</sup> is' s' ins Wochzimma<sup>3)</sup> und hout si' va' t' Soltot'n uan<sup>4)</sup> ausg'suit<sup>5)</sup> zar-an Reipfeat. Hout' 'n an Zam<sup>6)</sup> um-an Koupf g'woaf'm und tou is'-a' glei' zar-an Rouss g'woat'n. Af tēin hout sa si'<sup>7)</sup> aufg'sēitzt und is' fuatg'ridn za ti āandan Hex'n. Und wia s' ia Zauwarei g'mocht hout g'ho't, is'-s' wida' z'ruckg'ridn und hout in Rouss in Zam oa<sup>8)</sup> g'nāamma', und tou is'-s' wida' zar-an Soltotn g'woatn. Tea hout in sein' Pēit<sup>9)</sup> weidag'schlouf'm. Tawal<sup>10)</sup> s' fuat is' g'wēin, hout-s' in ia Pēit an āanda's Frauzimma' iazauwat, tos is' an Pauan seiñ Wei<sup>11)</sup> g'wēin. Tēis hout g'rod sou ausg'schaut, wia si sölma<sup>12)</sup>. Tēistwēigñ is' ta' Khinni nia wos inni g'woat'n<sup>13)</sup>.

Amul is' ta' Khinni krāank g'woat'n. Kuañ Toukta<sup>14)</sup> hout 'n hölf'm kinna', und is' imma' schlechta' g'woat'n. Tou hout-'s-n amul tramp<sup>15)</sup>, tas a' g'sund kinnt wen<sup>16)</sup>, wan a'-r-a' Lēimswossa' hät und va' tēin tringa<sup>17)</sup> kinnt. Tos hout-'s-n owa nit tramp, wou tos Lēimswossa' z'ho'm<sup>18)</sup> is. Trei Siñ<sup>19)</sup> hout ta' Khinni g'ho't, tēin hout a'-r-in 'Tram tarzöült<sup>20)</sup>. Uana' is' zwuanzk, ta zweeti ochza' und ta jingari sechza' Jua<sup>21)</sup> olt g'wēin. „Voda', mia pringa ta' 's Lēimswossa', und wann 's insa' Lēim koust<sup>22)</sup>, ho'm-s olli trei g'sokk', „tēis tahiñseam<sup>23)</sup> kim'ma nit lēiŋga āanschāam.“

Za-r-eascht is' ta' öültari fuat. In sēixtn Too' is' a'-r-in a' Wüldnis g'kēimma. A' Woucha liāng hout a' kuan Mēinsch'n und kuañ Haus g'sea. Af-aramul<sup>24)</sup> kimp a' za-r-an grāssn Fluss. Tou is' a' schēini Pruck' triwa<sup>25)</sup> g'guanga. Tēi hout via grāssi Pfala<sup>26)</sup> g'ho't. Pan imālan<sup>27)</sup> Pfala' is a-n-olda Māañ g'sēissn mit zwou Kroucka<sup>28)</sup>. Wia tea in Prinz'n tabeareid'n hout g'sea', hout an in Huit hīng'holdn, tas-an wos gēim sult. Ta' Prinz owa' hout'n gua' nit āañ-g'loust<sup>29)</sup> und is' weida' g'ridn. Nit liāng trauf kimp a' zar-an Wiatshaus. Tou hout t' Musi' g'swült<sup>30)</sup> und vül Leit' seiñ tuat g'wēin. Tēi ho'm fēist aufg'haut, uanzt ho'm s' und Khoatn g'swült. „Sakra,“ tēinkt si ta' Prinz, „tou seiñ schēini Mēinscha'<sup>31)</sup>, und Khoatn g'swült wiad a'; tou pleiw' i' iwa Noot.“ Ea hout seiñ Rouss in Hausknecht g'ēim und hout fēist g'mulat<sup>32)</sup> und seiñ gāanz' Göld' vatāañ. und Schuld'n hout a' r-a' nāañ<sup>33)</sup> g'mocht. In ta' Fria sok' ta Wiat: „Sēi seiñ ma' trei-hundat Tukodn schuldi'. Und sou liāng sēi tēis Göld nit zol'n, lous i' lana nit fuat. Und wāan s' as in a' Jua nit otiañt<sup>34)</sup> ho'm, we'n s'am-an Koupf kia'za<sup>35)</sup>. Wos hout a' wöüln, tuat hout a' plei'm mēiss'n und va' ta Fria pis af t' Noot fēist oawit'n<sup>36)</sup>.

Tabuam<sup>37)</sup> hout seiñ Voda' tawal af's Lēimswossa' g'woat. Drei Māanat seiñ vāgaaŋga, und ta' Prinz is' holt nit g'kēimma', und ta' oldi Khinni is' imma' schwēicha<sup>38)</sup> g'woatn. Hiaz is ta' zweeti Suñ fuat. Tēin is' s' owa' grad sou guanga, wia seiñ 'n Pruidan. Ea is' a' in tēis Wiatshaus g'kēimma' und hout si' a' vasouf'm<sup>39)</sup>.

Wida' seiñ trei Māanat vāgaaŋga, und ta' oldi Khinni hout umasist<sup>40)</sup> af seiñ Siñ g'woat. Tou hout ta' Jingsti' g'sok': „Voda, meini Priada' kēimma' nit, i'

1 Erst um acht Uhr — 2 Um halb elf Uhr — 3 Wachtzimmer — 4 von den Soldaten einen — 5 ausgesucht — 6 Zaum — 7 Auf den hat sie sich — 8 ab — 9 Bett — 10 d. weil — 11 eines Bauern Weib — 12 selber — 13 inne geworden — 14 Kein Doktor — 15 geträumt — 16 könnte werden — 17 trinken — 18 zu haben — 19 Drei Söhne — 20 den Traum erzählt — 21 Jahre — 22 kostet — 23 dies Dahinsiechen [?] — 24 auf einmal — 25 drüber — 26 vier große Pfeiler — 27 drüben befindlichen — 28 Krücken — 29 gar nicht angehört — 30 gespielt — 31 Mädchen — 32 unterhalten — 33 noch — 34 abgedient — 35 kürzer — 36 arbeiten — 37 daheim — 38 schwächer — 39 betrunken — 40 umsonst.

wiad schaam<sup>1)</sup>, wou' s' seîñ, und 's Lëimswossa pring i' ta-r-a!<sup>2)</sup>. Ta' Khinni hout 'n wul o'hold'n wöül'n, owa' ta' Prinz hout nit ausg'sëit<sup>3)</sup>, pis a' fuatteaf'm hout. Ea is za tasölm<sup>4)</sup> Pruck' g'këimma', wia seini Priada'. Ta-r-oldi Maañ is' a' tuat g'sëissn. Ta' Prinz hout'n an guit'n Moaņg'n göim<sup>5)</sup> und hout 'n trei Tukot'n g'schëinkt. Ta' Oldi hout si pedãankt und hout g'sok: „I ksia's schaañ<sup>6)</sup>, tu pist nit sou stulz, wia teini Priada'; 's sul ta' nit loadi<sup>7)</sup> seîñ, tas t'ma' wos g'schëinkt houst!“ — „Woast eippa<sup>8)</sup>, wou meini Priada' seîñ und wou 's Lëimswossa' z'-ho'm is'?“ frouk' ta Prinz. „Jo,“ sok' ta-r oldi Maañ, „frali<sup>9)</sup> woas is 's. Fämpf Stund'n va tou is a Wiatshaus, tuat ho'm si' teini Priada' vasouf'm und vahuat<sup>10)</sup> und ho'm mëiss'n tuat bleib'm. In a Maanat wen s' aufg'hëinkt, wal s' iari Schuld'n nit o'owawitn kinna'. Tëim Wiatshaus weich' aus und lousst i' nit ialoacha<sup>11)</sup>. Es wiad ta' ois klik'n<sup>12)</sup>, wann-st' sou tuist, wia ta' ta' Fux, tëin's-t pegëingnan wiast, und meîñ Pruida, ta Uañsidla<sup>13)</sup>, sog'n wiad. I' gi' ta tëin Rout<sup>14)</sup>: Peleidi niamp<sup>15)</sup> und kaf' ta jo kuañ Golg'nfleisch nit!“

Richti, ea is kamp<sup>16)</sup> a viatl Stund liang gaanga', steht a Fux af ta' Strouss'. „Guit'n Moaņg'n, Fux<sup>17)</sup> sok' ta Prinz und rukt in Huit. „Guit'n Moaņg'n, Prinz. I' pi g'keimma', wal i' tia hölf'm muiss, sou ouf-st<sup>17)</sup> mi' prau'st. Sul ta' wos posian<sup>18)</sup>, oft<sup>19)</sup> riaff mi!“ — „I' tãank ta' schëiñ, Fux“ sok ta Prinz und is' in Fux'n ausg'wicha', tas ta' Fux af 'n schëiñ'n Wëi' hout kinna' weidagëiñ. Pold trauf kimp a' za r-an Aamishauf'm und ti Aamish seîñ grod af ta' Waandaschoft g'wëin. Si seîñ iwa' t Strouss zougñ. Ta Prinz is' van Rouss o'g'schtigñ<sup>20)</sup> und hout g'woat, pis olli triwa seîñ g'wëin. T'lëitzi Aamish is' ta' Aamishkhinni g'wëin. Tea is' stëiñ pl'im<sup>21)</sup> und hout g'sok: „Wal tu meîñ Vulk vasehant<sup>22)</sup> houst, wünsch i' ta' Glick. Wanst ins praucha' sulst, riaff ins: mia seîñ ta' za jeda' Stund pehüllfi!“ Ta' Prinz hout si' petãankt und is' weida' grid'n und is' za tëin Wiatshaus g'këimma, wou seini Priada' seîñ g'wëin. Is' owa' variwagrid'n<sup>23)</sup>.

Wia 's finsta' is' g'woat'n, is' a'-r-in an grass'n Wold g'këimma'. Sou finsta is's tuat g'wëin, tas ma-r-uan ins Maul greif'm hät kinna. Tëistwëingn<sup>24)</sup> is' a' recht fru<sup>25)</sup> g'wëin, tas a'-r-a' Liacht hout g'sea. Ea is' tëim Liacht entgëingn gaanga und is' zar an kluan Heis'l<sup>26)</sup> g'këimma. Pan Fëinsta hout a' aañg'kloupt und hout am a' Nochthiaw<sup>27)</sup> aang'holt'n. „Wea is' taust<sup>28)</sup>?“ hout wea g'frouk. „I' piñ ta Prinz van Ausland und mecht um Nochquotia piñ<sup>28)</sup>, sok' ta Prinz. Hiaz is' ti Tia aufg'richtl<sup>29)</sup> g'woatn, und an olda' Maañ mit an schneeweissn Puat<sup>30)</sup> hout 'n ia-loussn. „Wia kimmst tou hea und wos wülst tou?<sup>31)</sup>“ hout a' g'sok'. „I wül 's Lëimswossa' fia' meîñ kraankn Vodan priņa<sup>31)</sup> sok-a'. „Tu pist a' pray's Kind, meîñ Pruida hout ma' scha' ois sogñ loussn tua ti Fëiehlñ<sup>31)</sup>. Hiaz lëi' Ti' na' nida' und schlouf' guit!“ Ho'm si' olli zwëiñ nidag'leik'.

In ta' Fria sok ta-r-Oldi: „Tou houst a' Flaschal mit an Polsãam, tea halt<sup>32)</sup> olli Wund'n, pan Mëinschn und pan Viah. Tëin wiast nou' praañ<sup>33)</sup>. Wannst hiaz tou fuatgehst, wiast af amul za trei Stroussn këimma'. Af wöüla oist<sup>34)</sup> weidagëiñ muisst, teaf i' ta' nit sogñ. Olli trei Stroussn fian<sup>35)</sup> zar an schëiñ

1 schauen — 2 dir auch — 3 abgesehen — 4 derselben — 5 guten Morgen gegeben — 6 Ich sehe schon — 7 leid — 8 Weißt du vielleicht — 9 freilich — 10 verhurt — 11 hineinlocken — 12 alles glücken — 13 Einsiedler — 14 Rat — 15 Beleidige niemanden — 16 kaum — 17 so oft du — 18 passieren — 19 dann — 20 abgestiegen — 21 stehen geblieben — 22 verschont — 23 vorübergeritten — 24 deswegen — 25 froh — 26 Häuschen — 27 Nachtherberge — 28 draussen — 29 aufgeriegelt — 30 Bart — 31 durch die Vögel — 32 heilt — 33 branchen — 34 Auf welcher als du — 35 führen.

Gschlouss<sup>1)</sup>). Im Houf va' tēin Gschlouss is' a' Prum', in tēin is' 's Lēimswossa'. Links und rechts van Prum' hēiŋga' zwēiŋ Lewm<sup>2)</sup>), tei loussn kuan Mēinschn zui, pis hiaz ho'm s' nāān olli z'rissn, tēi a' Wossa' ho'm wōülln. 'S is owa' tou' zan zuikēinuma'. Zwisch'n ti' zwoa Vicha is a guldana Straf<sup>3)</sup>). Af tēin muiss ma' va ta Seit'n zan Prum' zui. T' Hēind muiss ma' fēist an t' Fiass<sup>4)</sup> jaāntrucka'. wia-r-a' Soltot; wann a' Haptacht<sup>5)</sup> steht und kuan Finga' proat<sup>6)</sup> teaf ma' nit af t' Seit'n van Straf. T' Lewm wen z'sammruln<sup>7)</sup>), owa' si kinna' grod' na' pis zan Straf, weida' nit. Und hiaz geh' und miak<sup>8)</sup> ta', wos i ta' g'sok hāān! — Ta' Prinz hout si petāankt und is' fuat.

Za Mitto' is' a' schāān pa' ti trei Strouss'n g'wēin. Uani is mit Sei'n<sup>9)</sup>, ti āāndari mit Sāamat und ti tritti is mit Fetzn<sup>10)</sup> iwazougñ g'wēin. „I' tēink<sup>11)</sup>, i' wiad iwa ti Fetzn reid'n<sup>12)</sup>, sok' ta Prinz, „tou moch' i' am wēinigstn Schön<sup>12)</sup>!“ Und ea is' za' ta' Puak g'kēimma', Im Houf is' ta' Prum' g'wēin mit ti zwēiŋ grāssmächtig'n Lewm. Um a' t' um<sup>13)</sup> is' a guldanas G'laānda<sup>14)</sup> g'wēin. Ea is' zan Prum' hiñ und hout si' a Flosch'n mit 'n Lēimswossa' āāng'füllt. T' Lewm seiñ wuhl hiñ af iam. owa' si ho'm an nit targ'lēiŋga'<sup>15)</sup> kinna, wal a' imma' af 'n guldan Stri<sup>16)</sup> is' 'plim.

Oft hout a' t' Flosehn in sein einwendig'n Sēikl<sup>17)</sup> g'stēikt und is' in's G'schlouss ia<sup>18)</sup>). Iwarol ho'm t' Liachta' prunna<sup>19)</sup>, owa' kuan Mēinschn hout ma' nit g'sea. Ea hout si wōülln fias Lēimswossa' petāanka. Im trittn Zimma' is a' guldas Pēitt g'stāandn, und tuat is a' wundaschēini Prinzessin treiñ<sup>20)</sup> g'lēigñ und hout g'schloufm. Ouwa'-n Pēitt is' a Fēichlstei<sup>21)</sup> g'wēin, tuat is' a guldanas Fēichl treiñ g'wēin, tēis hout g'suŋga: „Tu houst-a-'s Lēimswossa' mitg'nāamma, tu wiast a' mi' mitnēimma' und meiñ Prinzessin a'!“ Ta' Prinz hout nix g'sok. hout si' owa nit tarholtn kinna, wia-r-a' ti Prinzessin sou im Pēitt ligñ hout g'sea. „I' kāān ta's nit schēinka', und wann 's meiñ Lēim gült“. Und ea is' za' sei<sup>22)</sup> in 's Pēitt. . . . Pevoa-r-a fuat is, schreib a' af an Zēil: „Ta' jingsti Prinz van Ausland, tea-'s Lēimswossa' fia sein Vodan g'hult hout, is' 's g'wēin. Vazeih' ma-'s, wos i' tāān hāān!“

Und ea is' wida af tansōlm Wēi' z'ruek, in Fouchl Fenix hout a' mitg'nāamma. Tan ol'n Uaāsidla' hout a' mea nit g'fund'n 's is' nix mea g'wēin af tēin Ploz Zan Wiatshaus owa', wou seiñi Priada' g'wēin seiñ, is' a' g'kēimma'. Sēi ho'm erod' fēist aufrogñ und ti Geist' petiant<sup>23)</sup>). Ea hout in Wiat<sup>24)</sup> riafm loussn und hout'n g'frouk, va wou-r-a tēi zwēiŋ Köllna<sup>25)</sup> hout? „Tēis seiñ zwēiŋ Prinzn, tēi ho'm tou Schuld'n g'moecht, und hiaz mēissn-s-as tou o-oawitn. Ta' öültari wiad in sechs Togñ aufg'hēinkt!“ — „Wos seiñ-s iana schuldi?“ „Seix-hundat Tukodn! Pis hiaz ho'm s'a si' nix vatiant, ois 's Frēiss'n<sup>26)</sup>!“ — Ea hout si' seiñi Priada' riafm louss'n. Si ho'm an nit tarkēint<sup>27)</sup>. „I' piñ ēinka<sup>28)</sup> jingsta' Pruida“<sup>28)</sup>, hout a' g'sok, „va-r ēink aus kinnt insa' Voda' scha' woat'n af's Lēimswossa', wann s' ēink tou vasaufts, hiaz hāān i' mēissn fuat. S'is' a' ēinka Glick. Tou hop's a' jeda' trei-hundat Tukotn und lests ēink aus!“ Sēi ho'm si' recht petāankt und ho'm iari Schuld'n zolt und seiñ fuat olli trei.

Pa' ta' Pruck is' wida' ta-r-oldi Pēitla<sup>29)</sup> g'sēissn. Ta' jingsti hout 'n wida' an Tukot'n gēim. „I' tānk ta' schēiñ, juŋga Prinz“, sok ta-r-oldi. „owa' wēigñ

1 Schloß — 2 hängen zwei Löwen — 3 Streifen — 4 Beine — 5 Habt acht — 6 breit — 7 aufeinander losstürzen — 8 merk — 9 Seide — 10 Lumpen — 11 denke — 12 Schaden — 13 ringsherum — 14 Geländer — 15 erreichen — 16 Strich — 17 inneren Sack — 18 hinein — 19 gebrannt — 20 drin — 21 Vogelkäfig — 22 zu ihr — 23 die Gäste bedient — 24 Wirt — 25 Kellner — 26 Essen — 27 erkannt — 28 euer — 29 Bettler.

wos<sup>1)</sup> houst ma' nit g'fulk<sup>2)</sup>? I' hâân tas g'sok, tu sulst kuañ Golgnfleisch kafm.<sup>4)</sup> Hout's owa' kuana' vastâandn, wos ta Oldi g'muañt<sup>3)</sup> hout und seiñ weidagrîd'n, ta jingari voarâân, ti zwëiñ öültan hintn nouchi.

Pan a' Wal<sup>1)</sup> sok ta' Oültasti: „Tu, mia mëissn ins jo schâama', wann insa jingsta' Pruida 's Lëimswossa' huampringt und ois tarzöült!<sup>4)</sup> — „Jo, wuar<sup>5)</sup> is' 's,<sup>6)</sup> sok ta zweiti, „i' tëink a' grod nou iwa' tëis.“ — „Woast wos“, sok' ta'-r-öültari, „tou kimp hiaz a tulfa Gro'm<sup>6)</sup>; tou weaf' ma' 'n oi, tas a' si' tarstest<sup>7)</sup>“. Und wia-s' zan Gro'm g'këimma' seiñ, ho'm s'-n-'s Lëimswossa' wëikg'nâamma' und ho'm-an in tëiñ tulf'm Gro'm oig'stessn. Int'n<sup>8)</sup> is' a' grâss' G'mous<sup>9)</sup> g'wëin; tuat wiad a' tarsaufm<sup>10)</sup>, ho'm sa si' tëinkt, wal s' 'n fria t' Hëiñt und t' Fiass zampunt<sup>11)</sup> ho'm, tas a' si' nit ria'n<sup>12)</sup> kinna' hout.

Ea is' owa' pan an Tân<sup>13)</sup> hëinga' pli'm und mit an waxn Stuañ<sup>14)</sup> hout a si' in Strick zarschnid'n, sou tas a' si' tarhold'n<sup>15)</sup> hout kinna' und is nit iag'foln in 's G'mous. Jo, wos hülft tëis owa'? Ausa' hout a' nit kinna' und sou hät a' tarhuman<sup>16)</sup> mëissn. Hiaz hout a-'s g'wisst, wos ta-r Oldi g'muañt hout, wia-r-a g'sok hout, tas a' kuañ Golgnfleisch nit kafm sull. Wia'-r-a-sou g'simuliat<sup>17)</sup> hout, is' 'n ta' Fux eîng'foln. „Fux!<sup>18)</sup> hout a' treim'l g'schrian, und tou is' ta' Fux schâ' voa-r-iamä' g'stâant'n. „Kaanst ma' hölf'm Fuchs?<sup>19)</sup> — „Jo, Prinz, owa' a' Stund muiss ti' geduld'n. Nit weit va' tou is' a' Pauanhaus, va tuat pring' i' a Sâl<sup>18)</sup> und mit tein zui i' ti aussa!<sup>19)</sup>“ Und richti' ta Fuchs hout 's z'wëigñ prout' und hout in Prinzn aussazaht<sup>19)</sup>. Owa' auf und auf vull Wundn und gâanz zarschlogñ is' a' g'wëin, tas a' nit gëiñ und nit stëiñ<sup>20)</sup> hout kinna. Ea hout owa' na' tëis Flaschal g'ho't, tëis iam tar Oldi g'ëim hout, und hout si' mit tea Oaznei<sup>21)</sup> eîng'schmiat, und tou seiñ glei' olli Wundn g'hält g'wëin. Und ta' Fux hout g'sok: „Geh' hiaz huam und tui tein Vodan tarlesn! Teini Priada owa' und tëiñ Muita' suln ia Strouf' kriagñ. Teiñ Muita' is' a' Hex, si' hout a tein' Vodan vazauwat, tëistwëigñ hülft's Lëimswossa' a' nit vül, tawals lëip<sup>22)</sup>. Tou giw' i' ta' a' Schneiztiachl<sup>23)</sup>, mit tëin wisch' ta iwa' 's G'sicht, oft wiast gâanz âandast ausschaun. Geh' in 's G'schlouss und louss ti' za ti Soltot'n aufnëimma'! Pa' ta' Noo't wiad tëiñ Muita' amul këimma' und wiad ta' in Zam iwa'-n Koupf weafm wöül'n. Wann 's ia tarlink<sup>24)</sup>, pist a' Rouss. Tëistwëigñ pass auf und schlouf nit! Wannst ta in Zam iwa' weafm wül, muisst 'n mit ta' Hâand tafâanga'<sup>25)</sup> und muisst ian<sup>26)</sup> zruck af 'n Koupf weafm, oft<sup>27)</sup> wiad si' sölma a Rouss. Sëitz ti trauf und reit gnanzi Noot af t' Földä' umanâanda! In ta' Fria reit 'in ti' Puak und fron' in Khinna, wou seiñ Frau is. Und sêi wen' s' sua<sup>28)</sup> und wen uani<sup>29)</sup> fintn, tëi is' s' owa nit. Vaprëiñ<sup>30)</sup> in Zam, oft wiad s' tâta<sup>31)</sup> im Pëitt ligñ, oda wou's<sup>32)</sup> grod is!<sup>4)</sup>

Ta' Prinz hout asou<sup>33)</sup> tuañ. Ea is' Soltot g'woat'n, und niamp hout 'n g'këint ois wia seiñ Muita'. Tëi hout s' g'späant<sup>34)</sup>, tas as varout'n wiad, tëistwëigñ hout s' 'n wöül'n umpriñga. z' tât reid'n hout s' 'n wöül'n. Ea hout owa' aufpasst. Ea hout si' g'stöült<sup>35)</sup>, ois wann a' schlouf'm tat, und hout ia in Zam af 'n Koupf g'woafm. Gnanzi Noot is' a' umgrid'n af t' Földä'. In ta Fria is' a' in ti Puak

1 weswegen — 2 gefolgt — 3 gemeint — 4 Weile — 5 wahr — 6 ein tiefer Graben — 7 zerschmettert — 8 Unten — 9 Moor — 10 ersaufen — 11 zusammengebunden — 12 rühren — 13 Dornbusch — 14 scharfen Stein — 15 erhalten — 16 verhungern — 17 simuliert, nachgedacht — 18 Seil — 19 herausgezogen — 20 gehn und stehn — 21 Arznei — 22 solange sie lebt — 23 Da geb' ich dir ein Taschentuch — 24 gelingt — 25 auffangen — 26 ihr ihn — 27 dann — 28 suchen — 29 eine — 30 verbrenne — 31 tot — 32 wo sie — 33 so — 34 gewittert, geahnt — 35 sich gestellt.



g'këimma' und hout ti gāanzi G'schiecht in Khinni tarzöült. Tos hout a' owa' nit g'sok', wea tēis Wēi' is' g'wēin. „Na', tos is a schēini G'schiecht, tas sou wos in meina' Paak viakimp<sup>1)</sup>!“ hout ta' Khinni g'sok' und hout seiñ Frau und seiñi Siñ rīaf'm loussn. Und si seiñ g'këimma', und niamp hout 's g'wisst, tas tēis nit ti richtigi Khinnigin is. Und ta' Prinz hout in Zam van Rouss oag'riss'n und tou is' 's Rouss vaschwundn und a' Frau is tuat g'stāandn, tēi is' grod sou g'wēin, wia ti Khinnigin, grod tas a' Pauang'wāand hout āang'ho't<sup>2)</sup>. Und ta' Khinni hout g'sok': „Schmeist's tēi Hex ins G'fāngnis!“ Am āandan To' hout ta' Prinz in Zam vaprēint, und tou is' im G'fāngnis nix g'wēin mea, ois a' wēing an Oschn<sup>3)</sup>. In Prinz'n hout niamp tarkēiñt. Va' tea Stund āañ is' ta Khinni pumpal-g'sund<sup>4)</sup> g'wēin und ti Pe'rin<sup>5)</sup> is' Khinnigin vaplīm, und niamp hout 's g'wisst, tas tos nit ti richtigi is. Ta' Prinz owa' is weit fuat.

Fümpf Jua seiñ vagāānga. Tou kimp amul a' Prief va' ta' vawunschnan Paak: „Ta' Prinz, tea 's Lēimswossa' prou't hout, sul intar a'<sup>6)</sup> Maanat këimma, sist<sup>7)</sup> wiad i' ma'-n hul'n, und oft wiad 's gāanzi Khēinigrēich zasteat<sup>8)</sup>!“ Hiaz seiñ s' olli takeimma<sup>9)</sup>, ta oldi Khinni und seiñi Siñ nāañ vül mea. Owa 's hout nix g'hulf'm. Ta' öültari hout si aufg'mocht und is' fuat. Ea hout si' in Wēi' guit g'miakt<sup>10)</sup> und in trei Woucha' is' a' pa' ta' Paak g'wēin. Ti Prinzessin hout inta ta Zeit an Suñ g'kriak'. Van jingst'n Prinz'n is' a' holt g'wēin, und via Jua<sup>11)</sup> is' a' olt g'wēin. Ti Prinzessin hout pan Fēinsta' aussag'schaut und hout in Prinz'n taheareid'n g'sea. „Tos is' nit teiñ Voda<sup>4)</sup>, hout s' za-r ian Suñ g'sok', „tēin Gauna' wen ma' huamleicht'n<sup>12)</sup>!“ Und si hout 's ian Vodan g'sok', tas tos nit ta' jingsti Khinnigssuñ is'.

Tea hout in Prinz'n pegriass und hout 'n g'frouk', oup ea 's Lēimswossa' g'hult hout. „Jo' sok' ta Prinz, „i' pi'-s<sup>13)</sup>“. — „Und wia is' ta' tenn tēis g'lunga', pis hiaz hout niamp an Troupf'm ho'm kinna!“ sok' ta' Khinni. Ta' Prinz hout af tēis owa' kuañ āantvuat gēim kinna', ea hout hiñ und hea g'stoutat<sup>14)</sup> und nix viara prou't<sup>15)</sup>. „Añhañ“, sok' ta' Khinni, „tou ho'm ma' 's mit an Schwindla' z' tuañ. Gēip-s'n 25 af 'n Oasch, und oft kāañ-a' gēiñ!“ Zwēiñ va' ta' Tianaschoft ho'm an pokt<sup>16)</sup>, und a tritta hout 'n ti fūmpfa-zwuāñzk af 'n Hintan gēim. G'sea hout a' owa' niamp, es seiñ lauta' Geista' g'wēin. „Hiaz geh' hout ta' Khinni g'sok', „und wann ta jingsti nit kimp, weats olli unprou't<sup>17)</sup>“. Ea is mit seiñi 25 huam.

Wida' is' a' Prief van vawunsch'nan G'schlous g'këimma': „Tea 's Lēimswossa' prout hout, sul këimma', sist we'n olli unprou't!“ Hiaz is' ta' mittlari fuat. Is' 'n owa' grod sou g'gāanga'. Ea hout si' a' nit ausweis'n kinna' und hout mit ti fūmfazwuāñzk o'fo'n mēissn.

Wal owa' ta' richtigi Prinz nit g'këimma' is, is ta Khinni und ti Prinzessin mit an gräss'n Hea'<sup>18)</sup> in Khinni van Ausland seiñ Lāand und ho'm ti Paak eñg'nāamua'. Und t' Hean<sup>19)</sup> seiñ olli im Sāal panāanda' g'wēin, und ta Fouchl Fenix hout in gāanz'n Lēimslauf van jingst'n Prinz'n g'sunga', wia-r-a 's Lēimswossa' g'schēipft hout und wia 'n seiñi Priada' in tulf'm Gro'm g'stess'n ho'm. Ti zwēiñ Prinzu ho'm wöül'n in ta K'huam<sup>20)</sup> van Saal aussi und ho'm wöül'n fuat, t' Soltotn ho'm s' owa' pokt, und ti Prinzessin van vawunsch'nan G'schlouss hout g'sok': „Schmeisst s' as in töülfist'n Keaka'<sup>21)</sup>, tuat sul'n s' pleim, pis ta jingsti

1 vorkommt — 2 angehabt — 3 ein wenig Asche — 4 ganz gesund — 5 Bäurin — 6 binnen einem — 7 sonst — 8 zerstört — 9 erschrocken — 10 gemerkt — 11 vier Jahre — 12 heimleuchten — 13 ich bins — 14 gestottert — 15 vorgebracht — 16 gepackt — 17 umgebracht — 18 Heer — 19) Herren — 20) insgeheim — 21) tiefsten Kerker.

Prinz nit zan Voascheiñ kimp!<sup>1</sup>“ Und sou is' g'schea. Ta jingsti Prinz is' owa' nit zan fnt'n g'wëin und ti Prinzessin is' vöülli g'stoam<sup>1)</sup> va lauta' Krëiñka<sup>2)</sup>.

Si hout a schëiñ's Rouss g'ho't, mit tëim is' s' olli To ausg'ridn. Tëis Rouss is' sou g'schiekt g'wëiñ, tas 's af an Tala tãanz'n hout kinna'. Uam'l hout 's owa' pan Ausreid'n a Hulfeis'n<sup>3)</sup> valãan, und va' tea Zeit ãan hout 's nit mea' tãanz'n kinna'. Hiaz is' ti Prinzessin gua' eacht vazweiflt g'wëiñ, wal tëis Rouss niamp hout p'schlog'n kinna'. Ta Fenix hout g'sunga': „S Rouss kãañ niamp p'schlogn, ois tea 's Eis'n g'fundn hout!“ 'S seiñ tausnte Schmied g'këimma', owa' kuana' hout 's p'schlog'n kinna'. Tou af uam'l is a' Schmiedg'söül<sup>4)</sup> zan Houfshmiied g'këimma' und hout g'sok, ea wiad 's Rouss p'schlog'n. Ta' Houfshmiied hout 'n va ta Seitn ãaãg'schaut und hout in Koupf peitlt<sup>5)</sup>. Ta' Schmidg'söül hout in Rouss ti Augn va'pundn, und oft is' a' va' ta' Seit'n zui und hout in Rouss mit an waxn Mëissa<sup>6)</sup> t' Hax'n<sup>7)</sup>, o'g'schnidn. Ta Houfshmiid is' vöüli in t' ãaãmãcht g'foll'n, wia-r-a tëis g'sea hout. Tawal hout ta' G'söül t' Haxn in an Schraubstouk eĩng'schraup' und hout's Eisn traufg'schlogn. Oft hout a' t' Haxn wida' z'sammpasst und t' Wundn mit a' Schmia<sup>8)</sup> vaschmiat, und glei' is' s' wida' ãaãg'woxn, van Schnitt hout ma' nix g'sea. Und ti Prinzessin hout g'sok': „Pring's ma tëin Mãm!“

Ta' G'söül is' owa' niamp g'wëiñ ois wia ta' jingsti Prinz. Ea hout seiñ Prinz'ng'wãand ãaãg'lëig' und is' za' ta' Prinzessin gãanga'. Tëi hout'n glei' takëint und hout an lauf'n Schroa<sup>9)</sup> g'mocht. Und ea is' nidag'niat voa sei und hout g'sok': „Vazeih' ma' s', vos i'ta' tãaã hãaã!“ Si' hout nix g'sok' und is' 'n um an Hois<sup>10)</sup> g'foln und hout g'wuaãt va lauta' Freid'n, tas hiaz tou amul z'sammg'këimma' seiñ. Und ta' oldi Khinni hout si' a' g'freit, tas a' seiñ Suñ wida' hout. Ti zwëiñ öültan Prinz'n seiñ af 'n Golgn g'këimma'.

Ta-r oldi Khinni van ta vawunshnan Puak hout si owa nit sou schnöül<sup>11)</sup> z'fried'n gëi'm. „Tu houst mein' Tãchta' söülmst<sup>12)</sup> petrougn, und tëistwëig'n kãanst mein' Tãchta und 's Khinnireich na oft kriagn, wannst mein' Lãand tarlest. Zwoa Stiekl houst z'mocha'. Nit weit va' ta' Puak is' a' n-Oeka, tuat hout tar Schau<sup>13)</sup> in gãanz'n Woaz ausdrouschn. Grod tausnd Mëiz'n mëiss'n we'n, nit um an Ke'n<sup>14)</sup> mea' oda wëinga'. Tea muiss in zwëiñ To' af mein' Pou'n<sup>15)</sup> seiñ!“

Ta Prinz is' af 'n Oeka aussì, owa' tou hout's trauri' ausg'schaut. Kuañ Ke'n is mea in ti Ea<sup>16)</sup> g'wëiñ, ta gãanzi Woaz is af ta Ead g'wëiñ. Jo, vos is' tou z'mocha'! Pfat ti' Gout schëini Prinzessin, tãi Oawit pring' i' nit z'wëign<sup>17)</sup>, dëinkt si' ta' Prinz. Tou heat a-r-af amul a' Stimm: „Nit krëink' ti! Mein' Vulk wiad tãi Oawit varichtu, walst' ins söülmst iwan Wëi zuign houst loussn und kuañ uaãzigi tartrëitn<sup>18)</sup> houst. Ea hout si umdrat<sup>19)</sup>, und tou hout a' in ãamissnkhinna stëiñ g'sea, und sou weit ois a' schãam hout kinna' is' 's ois schwoaz g'wëiñ va ãamissn. Tëi ho'm ti Ke'n taheazht<sup>20)</sup> und seiñ direkt zan Gschlouss mit sãi. Und 'kehr um a Hãand' seiñ ti tausnd Mëiz'n schaffl<sup>21)</sup> vul g'wëiñ. Grod van lëützn Mëiz'n hout a' Massl g'falt<sup>22)</sup>, tãis ho'm t' ãamissn nit z'sammprou. Ta' Prinz und ta' ãamissnkhinni ho'm si' in Sche'l<sup>23)</sup> z'proucha', wou tãis Khëiñdl<sup>24)</sup> seiñ kãaã, af 'n Oeka' is mea kuañ Keit<sup>25)</sup> g'wëiñ. Tou is ta' Fux taheag' laf'n und hout g'sok': „Tëis Massl ho'm t' Fëichl g'frëiss'n; i' wiad sãi im Wold aufpassn und wiad s' o' fãanga' und wiad sãi in Woaz van Kroupf<sup>26)</sup> aussaãemima.“

1) fast gestorben — 2) Trauer — 3) Hufeisen — 4) Schmiedegesell — 5) geschüttelt — 6) scharfes Messer — 7) den Fuss — 8) Salbe — 9) Schrei — 10) Hals — 11) schnell — 12) damals — 13) Hagel — 14) Korn — 15) Boden — 16) Ähren — 17) zuwege — 18) keine einzige zertreten — 19) umgedreht — 20) herbeigebracht — 21) Metzengefässe — 22) gefehlt — 23) Schädel — 24) Getreide — 25) Körnchen — 26) Kropf.

Und in āandan To' voamitto' is ta gāanzi Woaz panāanda' g'wēin, und ta Khinni is' mit an Lineal iwa' jed'n Mēitz'n g'fo'n, und kuañ Keit hout g'falt va' ti taus'nd Mēitzn. „Tēis is' ta g'lunga'“, sok ta Khinni. „biaz houst nāān a' Stickl z' mocha! Heiñt Noot muisst af meini Rouss aufpass'n. Hundattreiazwuanzk seiñ im Stol, kuañ'nuañzign teaf was passian<sup>1)</sup>“. Ta Prinz is in Stol gāanga' und hout si' af ti Howankistn<sup>2)</sup> nidag'sēitzt. Wia s' Mittanocht g'schlogn hout, hout si' was g'richtl<sup>3)</sup> hinta' ta' Kist'n. Ea hout na' an Aug'npliek seiñi Aug'n va ti Rouss o'g'wēind't, und in tēin Aug'npliek is' an jed'n Rouss ta Koupf o'g'schnidn g'wēin. Schnöl hout a seiñ Flaschal aussag'n'amma' hout in Rouss'n nou ta' Reih' ti Kēipf aufg'sēitzt und in Schnitt mit tēin Öl āang'schmiat. und glei' seiñ ti Kēipf wida' āāng'wox'n. Wia-r-a' zan lēitzn Rouss kimp, hout a' grad nāān an Troupfm g'ho't. Tea hout grad nāān g'lēiñg<sup>4)</sup>. Und wia-r-a' in lēitzn Troupf'm vaktēiūt<sup>5)</sup> hout g'ho't und olli Rouss wida' lewēiñti seiñ g'wēin, tou is' grad t Sum'<sup>6)</sup> aufgaanga', und ti Puak und tas gāanzi Laand is' tarlest g'wēin. Und t' Leit. tēi fria vastuanat<sup>7)</sup> seiñ g'wein, seiñ umaranaand gaanga', und ta oldi Khinni hout g'sok: „Walst ins olli tarlest houst, kriast ti Prinzessin und tas gaanzi Khēinigreich.“

Und 's is' a grāssi Hāzat<sup>8)</sup> o'g'holt'n g'woat'n, und seiñ Voda is a g'kēimma', und tea hout'n a seiñ Khēinigreich iwagēi'm. Und sou hout a'-r-iwa zwoa Khēinigreich regiat, und 's Vulk hout 'n recht gēn<sup>9)</sup> g'ho't. wal a-r-a prava Khinni g'wēin is.

Ödenburg.

## Hausinschriften aus Nord- und Mitteldeutschland.

Von August Andrae.

(Mit 2 Abbildungen.)

Bräude, wie sie im glutheissen Sommer 1911 die Städte Duderstadt, Buxtehude und andere Ortschaften heimgesucht haben, wobei wer weiss wieviele Hausinschriften und Schnitzereien, so in Duderstadt beim Brande des aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammenden, wegen seiner baulichen Eigentümlichkeiten bekannten Gasthauses 'Zur Sonne', zugrunde gegangen sein mögen, sind uns eine dringende Mahnung, unsere noch übrigen, aber immer mehr und mehr verschwindenden alten Hausinschriften vor und bei dergleichen Nöten und dem unaufhaltsam gewaltsam vordringenden, niederreissenden Zeitgeiste wenigstens durch Schrift und Druck möglichst schnell sicherzustellen. Aus diesem Grunde schon mag der Abdruck der nachfolgenden Inschriften, die fast alle von Herbst 1910 an in den verschiedensten Gegenden gelesen und gesammelt wurden, gerechtfertigt erscheinen.

1) passieren — 2) Haferkiste — 3) gerührt — 4) ausgereicht — 5) verstrichen — 6) Sonne — 7) versteinert — 8) Hochzeit — 9) gern.

## Göttingen.

1. WIK BAWVEN ALLE FESTE VNDT SEIN DOCH  
FREMDE GESTE: VNDT DAR WIR EWIG  
SOLLEN SEIN. DAR BAWVEN WIR WEN.  
NIG EIN: ▶ HANS OVDEN ANNO 1618 ◄

Von zwei Krokodilen (flügellosen Drachen) eingefasste, über den Fenstern befindliche Inschrift; das Haus stammt also aus dem ersten Jahre des Dreissigjährigen Krieges. Dieser Krokodilinschrift gegenüber

2. Auf dem Hofe des Gasthaus „Goldener Hirsch“:  
HANN S [s. Abb. 1, 2] PORSSEN

Zu beachten ist die eigentümlich mit Eichelzweigen verzierte Fünf.

3. An dem iar als man nach christ vnfers hern geburt ƒ M ƒ CCCCC ƒ rrr v ƒ  
selet hot hans rosenhagen dis hans loffen bauhen

[Eine Reihe; es folgen die Verzierungen Abb. 1, 3.]

Die Schnitzereien am Ende werden als Violinbogen und Schlüssel im Familienwappen, andererseits als Zimmermannswerkzeuge, Säge, Winkelmass gedeutet.

4. Börnersches Haus:

[2 Wappen, s. Abb. 1, 5, links und rechts über der Inschrift.]

Godes Wort blift Ewig 15 § 36

Gode To love Vn Diffe ƒtat Abel Borneman Dit Hus Ghe Buwet H  
a f

Möglicherweise sollen die Figuren im linken Familienwappen Blätter (Efeu) vorstellen.

5. Schrödersches Haus:

To . . . . † . . . West . . .  
tot myn godes des heren . . . .  
vn die Atem vnde ende  
ƒeit in godes Henden  
Gode to love vn did All ƒeen  
Heft ƒurgen hoeret dvt hys gebwt

Mehr ist von der Inschrift leider nicht zu entziffern. Das mit der Jahreszahl 1549 versehene Haus weist ausserdem eine ganze Reihe herrlicher, farbenleuchtender Holzschnitzereien auf, u. a. auch Weberschiffchen und Wollkämme, woraus geschlossen wurde, dass das Haus ursprünglich der Tuchmacherzunft oder einem Tuchmachermeister gehört habe. Nach einem auf dem Boden gefundenen Schild mit Ring muss das Haus später auch einmal Gasthaus (Zum goldenen Ring) gewesen sein; der Name „Ring“ ist ihm bis heute verblieben. Sogar im Innern trifft man prächtige Schnitzereien an, so in einem nach der Strasse zu gelegenen Zimmer im ersten Stock sechs Medaillonbilder. Grosse Ähnlichkeit mit diesem Gebäude hat, auch aus derselben Zeit, Mitte des 16. Jahrhunderts stammend, das „Junkernhaus“, ein Rathshaus, in dem die Ratsherren der Stadt zusammenkamen, um bei einem Glase Wein über das Wohl und Wehe der Stadt zu beraten. Wiederum mit viel Schnitzereien, so Wappen einiger, jedenfalls hervorragender Ratsherren (Gildemeister), mit Schwänenflügel und Fuchs mit Traube im

Maul (Swanflügel und Voss). Dann fällt die interessante Darstellung „Simson und Delila“ auf, sowie Johannes der Täufer und der die Weltkugel haltende Heiland, die beide auf diese Inschrift an der Eckkonsole hinweisen:

6.           seyt . dat . Jst . dat . Iam . gods . das . dr . Welt . fund  
Dreht Johannes . an . t.

Die Inschrift aus Ev. Joh. 1, 29 kehrt unten in nr. 18 wieder.

Als wahrer Schmuckkasten zeigt sich noch ein Haus aus dem Jahre 1545 mit grossen bunten Köpfen, Ritter mit Visier und Schwert, Wappen mit Hausmarke [s. Abb. 1, 6] und Kleeblättern. Noch ein anderes, ebenfalls mit zum Teil phantastischen Schnitzereien geziert, trägt die Jahreszahl 1568. Als ältestes Haus in Göttingen gilt das aus dem Jahre 1. X. 97 (1497 oder 95, beachte die halbe

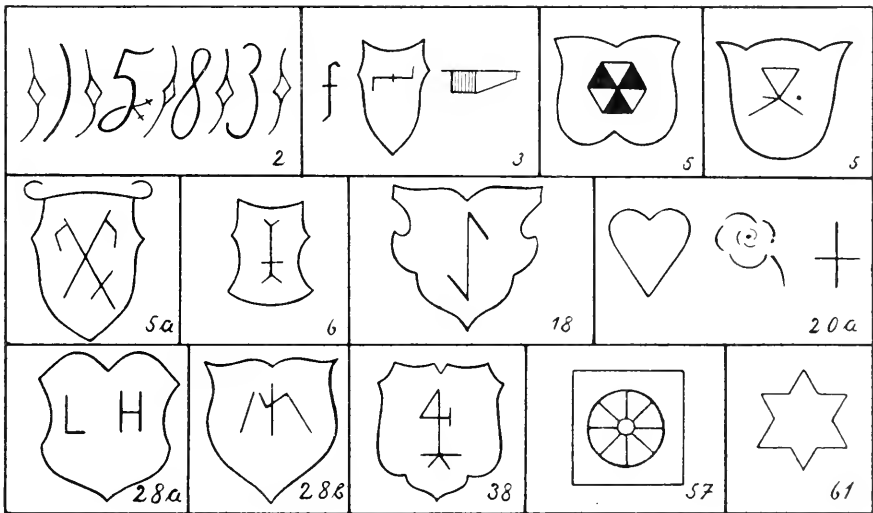


Abb. 1.

8 = 4, die noch in Witzenhausen am Gasthof „Zum Deutschen Haus“ 18 80 und in Frankenhausen (Thüringen) an einem Hause 1538 gefunden wurde).

Eine wertvolle Schnitzerei wurde noch an der Hofseite eines mächtigen Gebäudes der Gronerstrasse entdeckt, die sich früher an der Strassenseite befunden haben soll: zwei geflügelte Drachen, die eine Art Frucht, Birne oder Apfel, im Rachen zu halten scheinen (es kommt der Gedanke an die Äpfel der Hesperiden, die doch von einem Drachen gehütet werden, hier im Rachen zwischen den Zähnen) und deren Schweife nach oben zu sich in breite Rosetten umbiegen; zwischen den beiden Tiergestalten halten zwei geflügelte Engel ein Hausmarkenwappen [Abb. 1, 5a]. Angeblich ist das Haus ursprünglich ein Kloster gewesen mit — wohl nur sagenhaftem — unterirdischem Gange nach der Kirche in Dorf Nikolausberg; später ein Wirtshaus, als Einkehr und Ausspann für die Fuhrleute „Zur Peitsche“ genannt; 16. Jahrhundert. In der Seitengasse ist das altertümliche Türschloss beachtenswert.

7. Ganz dasselbe Drachenmotiv mit Spruch findet sich noch auf einer alten Spruchtafel, die sich früher auf der Diele eines Hauses der Judenstrasse (17. Jh.)

über einer jetzt zugemauerten Tür befand, zurzeit aber im „Junkernhause“ aufbewahrt wird. Die Frucht erweist sich hier deutlich als Apfel. Nach altem Volksglauben gilt der Drache als unheilabwehrend und segenbringend, so sind wohl die Drachengebilde an Häusern zu erklären.

Der Spruch lautet:

Daß . werck . lobet . den . meißter [Verzierung]

und ist dem Buche Sirach (9, 24) entnommen, er kommt noch sonst vor. An dem Hause fallen ausserdem zwei Fratzen (Masken) auf und von weitem eine Art Katzengesicht, das aber beim Näherkommen in eine blosse Verzierung übergeht; möglicherweise ist ein Vexierbild beabsichtigt. Am alten Hause nebenan erfreut die wundervoll geschnitzte Schlagleiste des Tores: Blätter-Blumen-Weintraubengewinde.

8. Dorf Diemarden bei Göttingen am Eingange des Gartetales (einreihig):

WELT TOBE WIE DU WILT GOTT IST MEIN SCHIRM UNT SCHILD /  
DER WIRD MICH WOL BESCHUCZEN / FUR IHRES ZORNES BLITZEN MEIN  
UNGLUCK KAN ER WENDEN E ABER DER HERR SORGET FUR MICH: DARUM  
SEIN FROLICH DIE AI . . .

18. bis 19. Jahrhundert; hinter 'wenden' ist zu ergänzen: 'es steht in seinen henden'.

9. Dorf Klein-Lengden (Kr. Göttingen; einreihig):

WER GOTT VERTRAUET . HAT WOL GEBAUET . IM HIMMEL  
UND AUF ERDEN . ALLE DIE VORÜBER GEHEN . UND MICH  
KENEN . DEN GEBE GOTT DIE EHRE . DAS SIE ES MIR GÖNNEN

Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, 1814.

10. Zwischen Kl.-Lengden und Dorf Benniehausen die alte Gastwirtschaft „Eichenkrug“ mit der Inschrift:

WER GOT VERTRAVWET DER HAT WOL GEBAVWET 1574.

Mit hübsch geschnitztem Balkenwerk.

11. Dorf Rittmarshausen, Kr. Göttingen:

a) DER HERR UNSER GÖT SEY MIT UNS . WIE ER GEWESEN IST MIT  
UNSERN V.ETERN . ER VERLAS UNS NICHT . UND ZIEHE DIE HAND NICHT  
AB VON UNS . IOHAN CHRISTIAN EGGERT . MARIA ELIESABETH EGGERT .  
GEBOHRNE DIETRICH . ANNO 1747 . MONAT MAJUS .

Eine Reihe; an der Hofseite steht sogar noch Vater- und Muttername des Erbauers eingeschnitzt.

b) ALLES WAS MEIN DUN UND ANFANG IST DAS GESEH IN DEN NAMEN  
HERR IESUSKRI DER STEH MIR BEI FRÜCH UND SPAT BIS DAS DUN .  
EIN ENDE HAT . JOHANN HENRICH SCHVÏTTE . ANNA MARIA ANDREAS . DEN  
25 APRILIS . ANNO 1749 .

Eine Reihe. Ich belege die Inschrift noch in meinen „Hausinschriften aus dem Kreise Einbeck“ aus Dorf Rengershausen, erste Hälfte des 18. Jahrhunderts (Einbecker Zeitung, 14. Oktober 1898).

12. Aus dem benachbarten Dorfe Kerstlingerode (einreihig):

DIES HAUS IST . MEIN . UND . IST . DOCH NICHT MEIN NACH MIER KOMT  
WOL . EIN . ANDER DAREIN . IST . AUCH . NICHT SEIN . GOTT . WOHL . UNS . AUS .  
GNADEN . DEN . HIEMMEL . VERLEIEN .

Weitverbreitete Inschrift, mit den Namen des Bauherrn und der Baufrau, Datum und Jahreszahl 1782. Im nahen Dorfe Beienrode (Kr. Göttingen) finden wir die ebenso berühmte, verbreitete und uns schon aus Göttingen (nr. 1) bekannte Inschrift wieder:

WIR . BAUEN . ALLE . FESTE . UND . SEIND . DOCH . FROMDE . GÄSTE . .

mit Erbauernamen. Die Jahreszahl beim Umbau gefallen, 18. Jahrhundert. Am Eckständer fällt noch ein interessantes eingeschnittes Gesicht auf, eine Art Fratzen- gesicht (Maske), mit gesenkten Augenlidern, auf zwei Balkenflächen verteilt, wofür nach Aussage des Hausbesitzers 'die Zigeuner viel Geld geboten haben', wahr- scheinlich ein unheilabwendendes, glückbringendes Symbol. In diesem Sinne sind jedenfalls auch die Fratzen und Köpfe, ursprünglich die von Schutzheiligen, an unseren alten Häusern zu erklären. Das benachbarte 'Bremketal' weist ebenfalls einige hübsche, wertvolle Inschriften auf an einem alten Hause in

13. Dorf Bremke (Kr. Göttingen; einreihig):

DREI DINGE SINT DIE BEIDE GOTT UNT DEN MENSCHEN WOL GE-  
FALLEN WEN BRUDER EINS SINT UNT NACHTBAHREN SICH LIEB HABEN  
UNT MAN UNT WEIB SICH MIT EIN ANDER WOL BEGEHN SIRAH

'Sirah' ist natürlich das Buch Sirach, dem die Inschrift entnommen ist (25, 1—2). Trotz stellenweiser Undeutlichkeit und Verwitterung konnte die Inschrift so richtig entziffert werden. An der Haustürseite:

Die bereits früher gelesene: Wer gott vertraut . . . erden. Es schliessen sich an die Erbauernamen:

IOHANNIS ASCHOF UNT MARGRETA CA . ERS HABEN DIS HAUS MIT DER  
HULFE GOTTES LASSEN ERBAUWEN:HL:UNT M:HL GEBRUDER

Einreihig; der Buchstabe hinter CA verwischt (Capers) und die Stelle hinter Erbauwen durch Schild verdeckt. Über der Haustür endlich:

MENSCH DU DUHST WAS DU DUHST SO BEDENKE  
DAS ENDE SO WIRST DU NIMMER UBELS DUHN SRAII

ANNO : 1669 † DEN : 18 MAGUS  
IST DIS HAUS ERBAUWET

'Srah' ist wieder Buch Sirach (7, 40), der Langstrich von R ist gleichzeitig l. Das eingemeisselte Kreuzchen erinnert daran dass die Gegend früher katholisch war.

Ein hübsches Seitenstück zu der Diemardener Inschrift lesen wir an einer anderen Stelle des Kreises in

14. Dorf Holzerode, unterhalb des 'Hünenstollens' (einreihig):

DU : O : SCHÖNES : WELT : GE : BOU : DE : MAGST G : F : L : WEN : DU : WILST :  
DENEN : SCHEIN : BAR : LICH : GEN : FREUN : D : IST : MIT : LAUTTER ANGST : UND :  
MÜ : DEN : DI : DEN : HIMMEL : HASSE : WIL : ICH : IHRE : WOLLUST : LASSEN : MICH :  
VERLANGET : NACH : DIR : ALLEIN : ALLER : SCHÖNSTE : IESULEIN

Zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Es ist J. Francks Dichtung: 'Du, o schönes Weltgebäude, magst gefallen, wem du wilt; deine scheinbarliche Freude ist mit lauter Angst umhüllt. Denen, die den Himmel hassen, will ich ihre Weltlust lassen: mich verlangt nach dir allein, allerschönstes Jesulein' (Fischer-Tümpel, Kirchenlied des 17. Jahrh. 4, 90).

15. Aus dem nahen Dorfe Oberbillingshausen, Kr. Göttingen:

GOTT BEWAHRE DIESES HA  
⊗ US . ALLE . DIDA GEHEN . EIN . ⊗  
UND . AUS . JHR . SLL . 1799

Jhr. Sll = Johann Heinrich Schnelle. An der Scheune gegenüber eingegeschitztes Kreuz mit der Jahreszahl 1800, also ein Jahr jünger als das Hauptgebäude. Noch zweimal wurde die Inschrift im Dorfe gefunden: 1819 und 1821. An einem anderen Hause:

16. BIS . HIE HERR . HAT . MIR . MEIN . GOTT  
GEHOLFEN . CHRISTIAN . GARBODE . 1784

Öfter im Kreise Einbeck gefunden (s. Einbecker Zeitung, 6. Dezember 1898). An einem andern Hause stand Salomos Wort aus 2. Chronica 6, 20.

17. Dorf Hetjershausen, Kr. Göttingen:

SIHE ZV WAS DV THVST VND BE  
DENKE DAS ENDE. HANS KVMACKER  
MARIA ALRVTZ. ANNO . 1665.  
M . C . K .

Jetzt im Göttinger Museum aufbewahrt. Nach Sirach 7, 40.

Hannover.

18. Osterstrasse an einem Gasthaus (einreihig):

DAT . IS DAT . LAM . GADES . WELCKER . DEI . WERLT . SVNDE . DRECHT .  
GODT . DE . HERE . SI . VNS . GNE

Vgl. oben nr. 6. Am Hofgebäude steht: ANNO . DOMINI . 1584 mit je einem Wappen links und rechts. Das rechte mit Hausmarke zeigt Abb. 1, 18, während das linke mit demselben Umriss einen Wollkamm und darunter die Buchstaben GE aufweist und rechts von diesem linken Wappen ein Weber Schiff sichtbar wird. Demnach hätten wir wohl wieder ein altes Tuchmacherhaus vor uns.



## 19. An einem anderen Hofgebäude derselben Strasse (einreihig):

WO . GODT . NICHT . SVLVEST . DAT . HVS . VPRICHTET . VNDE . SCHIAF-  
FET . ALLE . DINCK . DARINNE . SO . IS . MIT . VNS . NICHT . VTH . GERICHTET .  
VORLAREN . IS . STARCK . VNDE . SINNE . ALLE . MOIE . VNDE . SORGE . VOR-  
GEVES . GEIT . WO . GADES . HVLPE . NICHT . BI . VNS . STEIT . ALL . ARBEIT . IS .  
VORLAREN

Am Hauptgebäude auf der Strasse steht: ANNO . DOMINI . . 1 . 600

## 20. Bilderinschrift von einem Hofe der Köbelinger Strasse (jeder Spruch eine Reihe):

a) S MENSCHEN [Herz: s. Abb. 1, 20a] IN [Rose; s. Abb. 1, 20a] GEHT .  
WENS MITTEN VNTERM + . STEHT . DAS + IST . SCHWER DAS GLVCK .  
IST GVHT . TRVBSAL . DIE [Rose] BRINGEN THVT.

b) DES . VATERS . SEGEN . BAWWET . DEN KINDERN . HEVSER . ABER .  
DER . MVTTER FLVCH REISSET . SIE . NIEDER . ANNO . 163 . 5

[Verschnörkelte Ziffern].

c) ♦ DER . HER DVRCHE DER . ENGEL . SCHAR . MEINE EIN . VND AVSGANG ♦  
BEWAHR

Die Bilderinschrift verwertet den bekannten Spruch Luthers. An der vorderen Wand des Hofgebäudes liest man noch:

d) EWIGE . FREVDE ODER PEIN . WIRD VNSER ALLER LONVNG SEN und

e) WER GOT VERTRAVT . HAT WOL GEBAVT . IM HIMEL . VNT AVF  
ERDEN

## 21. Von der Bäckerstrasse (einreihig):

VIL LEVTE OHNE VHRSAE TVN MICH HASEN ICH TRAVWE AVF GOT  
DER WIRT MICH NICHT VERLASSEN ABGVNST DER LEVTE KAN NICHT  
SCHADEN WAS GOT WIL DAS MVS WOL GERATEN

Früher ein Haus, 17. Jahrhundert; jetzt ist die linke Hälfte durch einen Neubau ersetzt und die Inschrift bis 'Verlasen' verschwunden.

## 22. Strasse 'Tiefenthal' (einreihig):

ÿdt fraget mennich wo ÿdt my geyt Gyuge yt my wol ÿdt wer em leidt Sat solfen  
reden also he ydt menet So Wyl xff lachen wen he Wenet ÿdt ÿ syn ichynp edder Spot  
Wat he my gunnet dat gheue ohne godt B K

'ohne' = ihn; heute nur noch sichtbar von Wyl an, der verputzte und verschalte Anfang ist, hier und da berichtet, nach Mithoff, Kunstdenkmale 1, 90: 16. Jahrh. Früher soll an der Stelle ein Kloster gestanden haben; im Keller staunt man noch über den mächtigen Grundpfeiler, auf dem vermutlich der Klosterturm geruht hat.

23. Eckhaus Tiefenthal-Burgstrasse wurde nun auch die obere Inschrift entziffert (vgl. meine 'Hausinschriften' Globus 1906 S. 186 ff.):

Hode . dvch . vor . den . faßen . Oben . voub . cken . vnde . adua . fragen

Also das alte berühmte Sprichwort: Hüte dich vor den Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen, das u. a. beim Anekdotenerzähler Abraham a Santa Clara, bei Hans Sachs und schon in Luthers „Tischreden“ vorkommt. Das Sprichwort wurde nochmals als Hausinschrift vorgefunden in Wiedenbrück (Westfalen) an einem mächtigen Hause am Markt und wiederum als oberste Reihe (einreihig):

24. HOIT DICH VOR DE KATZEN DE VOR LICKEN VND ACHTER KRATZEN

Am Ende der zweiten und untersten Reihe steht die Jahreszahl 1635. Von den vielen Inschriften des altertümlichen Städtchens wurden noch folgende aufgezeichnet:

25.	HELFGODT	AVS NODT
	AFGVNSTT	IST GRODT
	16	40

26. Über dem Türeingange eines anderen sehr interessanten Hauses (einreihig):

GADES . WORT . BLIFT . IN EVIF . HEIT . 1 . 5 . 6 7

Unter den zwei kleinen Fenstern links die Mahnung:

27. HALTET . FREDE . VPPE . DÖSER . STEDE.

Dazu drollige Schnitzereien, Narrenköpfe, einer mit ausgestreckter Zunge. Leider ist viel verwischt, verwittert und verputzt. Die erste Inschrift begegnete nochmals lateinisch:

28. VERBVM . DEI . MANET . IN ETERNVM . A . DO . 1 5 8 3

[darunter zwei Hausmarken, s. Abb. 28a und b.]

29. Braunschweig (einreihig):

ANNO . 1665 . AVF . GOTT . BAVWE . ICH . VND . TRAVWE . IHME . FEST .  
DAS . ER . DIH . SEINEN . NICHT . VERLEST.

Harzegend.

30. Goslar, Abzuchtstrasse (einreihig):

Gott der alle ding vermag, Behüte diß hauß zu Nacht vnd Tag. Ehr wolle unß auch geleiden. Wan wir von hinten scheiden.

16. bis 17. Jahrhundert.

31. Glockengiesserstrasse (einreihig):

a) Gott der Herr bewar diß hans: Auch all die dar gehn Ein vnd auß henniwarnken.  
1 . 6 . 6 . 6

b) Wer Gott vertraut. hat wol gebawt: im Himmel vnd auß Erden: Wer sich verlest auff Jesum Christi: der selb wird selig werden: Anno: 1605.

Weiter unten, rechts von der Haustür:

c) Gott der Herr beware . . . wie 31a.

Dicht neben diesem Hause steht Haus 'Bartoldt. bethman', das Stammhaus der Familie des Reichskanzlers, über dessen Inschrift und andere s. meine 'Hausinschriften aus Goslar', oben 15, 428—438.

Die altehrwürdige, verlassene, halb verfallene, jetzt zum Troeknen von Kräutern benutzte Zementmühle (Lohmühle) im 'Klapperhagen' am Abzuchtgewässer trägt am Balken eingeschnitz die Jahreszahl 1544.

### 32. Osterode, Gasthof zur Ratswage:

dat jün nicht. alle. ieger de de horne blafen

Bogenförmig auf einem Spruchbande: Horn, dasselbe oben noch einmal verkleinert, halbe Rosette und Kopf ganz oben im Giebel, unter dem die alte Wage an Ketten aufgehängt gesehen wird, während der Haken, woran sie einst hing, noch in einem Balken sitzt; es soll dort früher die Wolle gewogen worden sein. Der hintere Teil der Diele ist mit Kieseln mosaikartig ausgelegt. Der Wirt brachte das Horn mit dem Hirten, der das Vieh austrieb, zusammen. Nach einem Artikel in 'Niedersachsen' vom 15. Juni 1912: 'Aus Osterodes Vorzeit' stammt das Haus, ursprünglich ein Hochzeitshaus, aus dem Jahre 1653.

### 33. Herzberg (Flecken, Kreis Osterode):

a)	ANNO	WER GODT VER
	1666	TRAWET HADT
		WOL GEBAWET
		M · V · I · H ·

Mit vielen Verzierungen: Rosette, Früchte, Vögel, Kopf, der Zunge ausstreckt, Kopf, der mit breitem Munde die Zähne zeigt, Hammer, Winkeleisen.

b) Verjage nicht **V** Traw Gott Alleinn. **D** Sein Gnade und Traw **M** Ist alle Morgen  
neu **I** Wer Gott vertrauwet **◆ A** Hat woll Gebawet **◆**

[Die fetten Buchstaben V D M I A sind je mit einem Kreis umgeben.]

Einreihig. Vor und hinter der Schrift Verzierungen: die lateinischen grossen Buchstaben ergeben natürlich den bekannten Sinnspruch Friedrichs des Weisen (Löbe, Wahlsprüche der Kurfürsten und Herzöge von Sachsen 1878 S. 4): Verbum Domini Manet In Aeternum. Weiter unten steht noch in viel kleinerer Schrift:

c)	Der ganzen Welt Pracht muß vergehn Allein Gottes Wort wirt ewig stehn.
d)	OPQ LADET ARTIFICEM. Tut Ender
e)	ORA ET LABORA Esß GOTT Sorgen 15 94

Tut ist Abkürzung von Timotheus. An der andern Seite liest man:

f) **S** So abeneurlich gehts vff Erden **◆ D** Das einer oft zum Taren muß werden  
**P** Den wan einr meint er hab das Glück **N** So wendt das gliück sich bald zurück **Q** Wann  
eyur meint es sei nit ihm auß **C** So kompt ihm bald das Glück zu hauß **N**

[Die fetten Buchstaben S D P N Q C N sind je mit einem Kreis umgeben.]

Eine Reihe; die Auflösung dieser lateinischen Majuskeln ergibt ebenso sicher die weitverbreitete Inschrift (in Lemgo u. a.): Si Deus Pro Nobis Quis Contra Nos (Römer 8, 31). Auch die dritte Seite des Hauses, wo jetzt der Eingang ist, enthielt eine solche, jetzt bis auf wenige Spuren unleserlich gewordene Inschrift mit lat. Majuskeln. Hier läge also der interessante Fall von der Einfügung einer Inschrift in eine Inschrift vor. Das Ganze war arg verfallen und ist nun so wieder hergestellt, allerdings stellenweise nach Gutdünken.

34. Duderstadt (Eichsfeld; einreihig):

*IN GOTTES HANNT STEH ICH GEGRÜNDET ♦ OB ES GLEICH VIEL  
NEIDER FINDET ♦ JEDER GÖNNE MIR DAS MEINE WIE ICH GÖNNE HIM  
DAS SEINE*

35. Überm Eingangstor:

GOTTES . SEEGEN 7: NEIDER SIEHE . 7 .  
MACHET REICH . OHN . UIELE . MUHE .  
I · C · S · ANNO 1723 M · E · S ·

Sollinggegend.

36. Uslar (einreihig):

a) WIL TV RICHTEN MICH VNDT DIE MEINEN SO BESIEHE ZVOR  
DICH VNDT DIE DEINEN VNDT KOMB DARNACH WIEDER ZV MIHR SO WIL  
ICH ANTWORTD GEBEN DIHR.

Über der Haustür:

b) ZV GOTT ALLEIN DIE HOFNUNG MEIN ♦  
MORITZ ♦ WILCKE MARGRETA ♦ RICKEN ♦  
ANNO ♦ † 6 Z 9 ♦

37. Dassel:

17 32  
ZUR HERBERGE  
SOLL DIES HAUS UND  
NICHT ZUR HEIMAT DINEN  
DIEWEIL MEIN WATERLANT  
DES HIMELS WOINUNG IST  
LAS IN DER HERBERG  
HIE  
GOTT UNSERE BLATTER GRÜNEN  
UND RICHTE UNSER HERZ HIN WO DU SELBER BIST

Hübsche poetische Inschrift des ehemaligen 'Rauschenplattschen Hofes', der späteren 'zweiten alten Pfarre', in dem über dem Eingang befindlichen grossen Rauschenplattschen Familienwappen, das noch ein Spruchband mit Anfangsbuchstaben der Namen, zwei Hirsche, ein Jagdhorn und Blätter, eben die 'Rauscheblätter', aufweist, die in schöner poetischer Beziehung zu dem Familiennamen



mit altertümlicher Haustür; ein älteres Haus an der Stelle angeblich im 30jährigen Kriege niedergebrannt; wie man sieht, ist dies neue gleich nach Schluss des Krieges wieder aufgebaut. Vgl. nr. 33b.

41. Bodenfelde (Weser), altes Bauernhaus:

WOR . MEN DEN HEREN FRVCHTET DAR IST KEYN ARMOET  
 ♪SAϷAS AM 40 CAPϷT V DM ♪E ANNO DOMNϷ 1588  
 ♪VRGEN BODEKER D=C

Der Bibelhinweis kann sich nicht auf das Vorhergehende beziehen, da im ganzen Propheten Jesaias nichts Ähnliches steht, muss also auf das Nachfolgende, V-DM-IE-gehen; das ist nichts anderes als die oben S. 39 als Wahlspruch des sächsischen Kurfürsten Friedrichs des Weisen angeführten Worte: Verbum Domini Manet In Eternum, die zuerst bei Jesaia 40, 8 erscheinen. Ebenso in nr. 62.

42. Dorf Wehrden (Weser), altes Bauernhaus:

DIS HV5 STEHET IN GOTTES HAN ER WOLLE ES BEWAREN VOR FEVR VND BRANT  
 HEINRICH GADEKEN VND ILSABE CATARIM REMERS IIIHVHTE  
 ANNO 1696 DEN 26 NOVEMBER

Die zweite Reihe gegen Ende lückenhaft und unsicher: das Monogramm Christi zeigt die katholische Gegend an. Vgl. nr. 63.

43. Rinteln (einreihig):

a) Efaie Xi Alle dinc is vorgentlicf . Gottes wort blift ewig † Im iar do men schref .  
 1565 · heft Hans Vedder vnde Mabei in Eheleike hüßfräuwe dnt hüs baüwen laten ☽  
 Godt si loff . vnde Ehre

Die Inschrift geht wieder auf den 8. Vers des uns schon bekannten Kapitels zurück. Weiter steht u. a. noch an dem altehrwürdigen Hause am Kirchplatze, die wichtige Stelle aus Hiob 19, 25:

b) Ich weit dat min erföjer levet . . .

und das ebenso wichtige neutestamentliche Seitenstück Ev. Joh. 3, 16:

c) Also hett godt de welt geüent . . .

Die Inschrift aus Hiob wurde früher schon gefunden in Hannover und Helsingör (Dänemark); siehe darüber meine 'Hausinschriften aus Dänemark' (Globus 84).

An einem Häuschen fiel noch auf (einreihig):

44. EIN . LEVENT . ID . SI . WO . GVT . IDT . WOLLE . SO . WART . IDT . EIN .  
 KLEIN . TIDT . ABER . EIN . GVDT . NAME . BLIFT . EWICH

16. bis 17. Jahrhundert. Am Markt noch: Si deus pro nobis .. anno 1659, die uns schon bekannte Inschrift (nr. 33).

45. Stadtoldendorf:

Der Herr durch der Engelſchar Deinen ein Bud Auß .  
 gang Bewahr: An Gottes Segen ist Alles gelegen . j . 662  
 Jurgan Tappen Catrina Züneen

Ungefähr aus derselben Zeit, zweite Hälfte 17. Jh., stammt noch diese charakteristische Inschrift:

46. MANGER REDET VOMIR QVAT DER SELBST NICHTS GUTS IM IERZENAT  
WIL DAS VOR SEÑER STR TÛVE GESCRIBEN WAS ER SËN EBTAG HETTE  
GETRËNER WÛDE SÏCH ZWEMAIL BEDENKENE IER WÛDE MEÑER ERRE  
KRENKEN

Zieht sich in einer Reihe am Hause hin, ein alter Balken mit nur wenig Schrift ist bei der neuen Türanlage verschwunden. Die vielen Buchstaben-zusammenziehungen sind eine Folge der Raumknappheit. Qvat = Böses, Schlechtes; Str = Stirn; der Langstrich von E in Ehtag soll zugleich L bedeuten.

Andere Inschriften aus der Wesergegend s. Niedersachsen 1908. 58.

47. Helmarshausen (a. Diemel):

MARTIN ALLE DIE MICH KENNEN . DEN GEBE ILSEBEH  
GODEKEN GOTT WAS SIE MIH GONNEN. FRIBERG  
ANNO 1683

die überaus weit verbreitete Inschrift. Ebenso verbreitet ist

48. Wer auß Gott trauet der hatt woll gebauwet Svlli JanS  
Anno 1583

mit Hammer, Kneifzangen, Bohrer (Zimmermannswerkzeugen) und Hufeisen, dem Unheilabwehrer und Glücksbringer.

49. Im 1561 Jar Habe Ich henrich  
Niman dit hus laten bauen Wer  
auß Godt vertrauet der hefft wall  
Gebauet ~ ~

Ein Haus aus d. J. 1694 'den 10. ivli' fällt noch auf durch viele Inschriften (so PS 38, 23) und Schnitzereien, Ranken- und Blattwerk in Drachen- und Schlangenköpfe auslaufend. Vgl. den Göttinger Deutschen Boten 1913, 10. Januar.

#### Thüringen.

50. Altenburg:

AUXILIUM MEVM A DOMINO ANNO 1554

Die mit kleinen Verzierungen durchsetzte Inschrift befand sich vor Erneuerung des Giebels bei der Tür des Hauses, das im Innern noch alte Bauart aufweist.

51. Jena:

a	Der Herr behüte deinen auß und eingang no: 1691	b	Jedes Haus Eine Herberg ist Drumh denck bey Zeit ans Toden bauß Damit dir offenteh Das Große Himels hauß
---	---	---	--

Hof-Haus „Jenaische Zeitung“: Schiller wohnte in dem Hause 1804, also ein Jahr vor seinem Tode. Wie schon angedeutet, hat diese hübsche Inschrift grosse Ähnlichkeit mit der im fernen Dassel (nr. 37).

## 52. Weimar:

DER . GERECHTTE . MVS  
 VIL . LEIDEN . AWER  
 DER . HERR . HILFFT IM  
 AVS . DEM ALLEM . 34 .  
 PSALM . DAI  
 WAS . GOT . WILL  
 IST . MIEN ZIL . 1 . 5 . 52

Mit einigen kleinen Verzierungen und Wappen, dessen Schrift nicht mehr zu erkennen ist, und Hausmarke; der Inschriftenstein wurde beim Umbau entdeckt. Sollte DAI ein Abkürzung von David sein (34. Psalm Davids)?

## 53.

RVF ZV GOT AN ALE  
 SCHEV . SO HILFT ER  
 DIR BEI SEINER  
 TREV .

1550

I C M

1710

II

54. Am Erker der Hofapotheke: Die Stelle aus Ev. Joh.: Also hat Gott . . 1598 und allegorische Figuren Fides, Forti (tudo) und a. m.

## 55. Erfurt (einreihig):

a) FRAVDIS . ET . INVIDLE . TANDEM . PACIENCIA . VICTRIX VIRTVTISQVE .  
 OPVS . EST . TRISTIA . POSSE . PATI .

b) SINT . MAGNI QVICVNQVE . NIHIL . NISI MAGNA . LOQVVNTVR NOS  
 IVVAT . EX . ANIMO . QVOD IVBET . ESSE . DEVS

Interessante Inschrift mit kleinen Verzierungen über und unter den Fenstern. Auf deutsch lauten die Distichen etwa: Des Truges und des Neides Besiegerin ist endlich die Geduld, und es ist das Werk der Tugend Trauriges leiden zu können — Mögen alle diejenigen gross sein, die nur tote Reden führen können, uns fromt von Herzen das zu sein, was Gott zu sein gebietet. — Auf einem Spruchband befindet sich noch eine Inschrift, während ein zum Hause gehörender Stein mit Greif, wonach es wohl 'Zum Greif' hiess und heisst, sich im Museum befindet. Man erzählt noch, vor Jahren sei bei einer Hochzeit die Decke durchgebrochen und alle bis auf ein Kind seien umgekommen, wohl nur eine Sage<sup>1)</sup>.

1) Eine Ortssage hörte ich noch in Zwickau (Sachsen), die sich an das 'Gewandhaus' anknüpft, dessen Giebelverzierung Ähnlichkeit mit einer Brille hat: der Erbauer dieses Gebäudes und der des Eckhauses schräg gegenüber hätten miteinander gewetteifert in der Fortigstellung ihrer Häuser. Der des Gewandhauses sei nun zuerst fertig geworden mit seinem Bau, habe eine Brille aufgesetzt und hölmisch seinem Gegenüber zu-



56. ANNO 15 GOTT . SPRICHT ES . SO GESCHICHIES 61 EM  
 ILGEN ANNA . SCHWA  
 MILWICZ NFLOGELIN

Im rechten Wappen ist ein Schwanenflügel sichtbar, wie wir ihn bereits am Göttinger 'Junkernhause' (nr. 6) erblickt haben. Ausserdem kleine Verzierungen.

57. 1 . 5 . 5 . 6  
 [Bild eines Rades, s. Abb. 1, 57]  
 zü dem gülden rade

Also ein Hausname, wie deren noch einige gefunden wurden.

58. DAS HAVS STEHET  
 IN GOTTES HAND ZVM  
 STOCKFISH ISTS GENANT

mit Stockfisch im Relief, und Familienwappen; altes Patrizier-, eine Art 'Junkernhaus', angeblich aus d. J. 1601.

59. DAS . HAVS . STHET . IN . GOTTES . HANT . ZV . DER  
 BLAVWEN . LILGEN . IST . ES . GENANT . 1576  
 . 1 . 5 . 76 ◻  
 +  
 HH  
 H N

Mit Lilie und zwei Wappen: Greif, nackter Mann. — Auf dem Hofe:

60. IM . JAR . 1 . 5 . 76 . NACH  
 CHRISTI . GEBVRD . HAT .  
 HERBORD . NACK . DISEN .  
 BAVW . AVFF . GEFHVRDT

Der Name Nack steht jedenfalls mit dem Wappen im Zusammenhange.

61. Am Gasthaus 'Vaterland':

- ZUM GVLDEN  
 STERNEN GENANT  
 15 72  
 [sechseckiger Stern, s. Abb. 1, 61]  
 WAS GOT BES  
 CHERT . BLEIBT  
 VN . ERWERDT .

gerufen: „Man sieht ja noch nichts von deinem Bane, man muss ja durch eine Brille suchen . . .!“ Die ostfriesische Haussage aus Norden (Globus 75, 388) knüpft sich auch an ein Haus in Utrecht (Fr. Halm, Adrian von Utrecht. Werke 1856 1, 322): ein Junge will später ein Haus bauen so hoch, wie er jetzt seine Mütze in die Luft wirft.

## 62. Weimar, am Markt, der Hofapotheke gegenüber:

DAS HAUS STEHT  
 IN GOTTES HANDT  
 ZUM SCHWARTZEN  
 BEREN IST ES GENANT  
 IH  
 V D M I E

Diese Schriftzeichen sind wie in nr. 41 aufzulösen: Verbum Domini . . das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit. IH sind wohl Anfangsbuchstaben von Namen; mit ausgelassenem, hinzugedachtem S ergäbe sich Jesus Hominum Salvator. Dazwischen im Bilde der Bär.

63. Eine derartige gereimte Hausnameninschrift fügt Luise Schulze-Brück in ihre Novelle 'Die heiligen drei Könige' (Kölnische Zeitung vom 2. Januar 1911) aus Hettstädt ein:

Dies Haus, es steht in Gottes Hand,  
 „In den heiligen drei Königen“ ist es genannt,  
 Gott schütze es vor Feuer und Brand.  
 Anno 1611.

Mit Stern und drei Köpfen. Ähnlich aus dem Elsass 1603 in der Frankfurter Zeitung 1907, 23. März. Andere Hausnamen siehe in meinen „Hausinschriften aus Holland“, Emden und Borkum 1902 und „H. aus Friesland“ (Globus 72, Nr. 24).

## 64. Eger (Böhmen; einreihig):

POTENS VIRGO CARENS LABE. EDIS HVIVS CVRAM HABE

Altes Patrizierhaus: angeblich Stammhaus des jetzt ausgestorbenen Geschlechtes Adler von Adlerfels(feld), deshalb oben ein Adler mit Ring im Schnabel. Niedriger thront die Jungfrau mit dem Jesuskinde. Elf von den Buchstaben der Inschrift sind vergoldet, und zwar nur sog. Zahlenbuchstaben, die deshalb auch sofort an ein Chronogramm denken lassen. Ich stelle nun so zusammen: VIC = 600, L = 50, DI = 501, VI = 6, VCV = 505 ergibt die Jahreszahl 1662, die sehr gut für das Haus passt, das keinen älteren Eindruck macht. Bringt man allerdings das nicht vergoldete und deshalb auch wohl auszuschneidende M von Curam (= 1000) mit in Rechnung und zählt einfach zusammen, so ergibt sich 1773. Die mächtige, vom Verderben freie Jungfrau nehme dieses Haus in ihren Schutz, lautet die Inschrift und erinnert somit inhaltlich an die lateinische aus Witzenhausen (nr. 38). Beachtenswert ist noch der altertümliche Hof mit Holzgalerie.

## 65.

PAX INTRANTIBQ  
 SALVS EXEYNTIBVS.

Taußent Sechshundert Sehendtn Jar  
 Ganz Dach vnd Gmeür eingrißen war  
 Von neuen wider Erbauet ebn  
 Gott guad vnd segn weitr wolle gbn

an einer anderen Stelle die Jahreszahl 1684; dann Wappen mit Adler, Einhorn, Pelikan, Anker u. a. m. Alte Schlossmühle an der Eger, der aus Schillers 'Wallenstein' bekannten Kaiserburg gegenüber, zu der sie auch gehört hat.

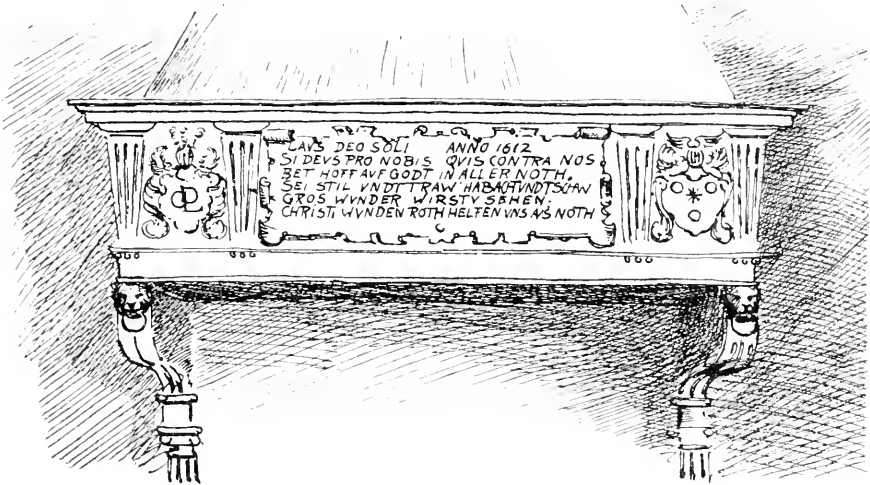


Abb. 2.

Zum Schluss bringen wir noch die Abbildung eines Kamins (Abb. 2) mit Inschrift, der sich in der Küche des Klasingerschen Hauses in Lemgo (Lippe) befindet. Zwei Seitenstücke dazu, Kamin aus Biesterfeld (Ostfriesland) und aus Seedeich (Oldenburg) siehe Globus 89, 186.

Göttingen.

## Die Windsheimer Handschrift des Liedes 'Von Sankt Martins Freuden'.

Von August Gebhardt und Elias Oechsler.

Das Trinklied 'Von Sand Marteins Freuden' oder 'Von Sant Marteins Gesellschaft', das allgemein dem sogen. Mönch von Salzburg zugeschrieben wird, war bisher nur aus der Lambach-Wiener Handschrift der Hofbibliothek Nr. 4696, 4<sup>to</sup> aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und der gleich alten, gerade an dieser Stelle sehr stark verwitterten Tegernsee-Münchener Hs. Ugm. 715, 4<sup>to</sup> bekannt, in welcher letztere noch ein in Freising erworbenes nur Str. 1 und Tenor enthaltendes Bruchstück eingeklebt ist, endlich in alemannischer, teilweise recht verderbter Fassung des 15. Jahrhunderts aus dem Berliner Mser. germ. fol. 1035.

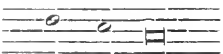
Gedruckt ist der Text nach der Lambacher Handschrift von Haupt und Hoffmann in den Altdeutschen Blättern 2, 314 (Leipzig 1840), sodann von F. Arn. Mayer und Heinr. Rietsch in den Acta Germanica 4. 511 (Berlin 1896) und zuletzt hiernach bei Wilhelm Jürgensen, Martinslieder, Breslau 1910, als Nr. 104, wo auch die Anmerkung zu Nr. 104 die nötigen Nachweise bringt. Den Berliner Text bringt Johannes Bolte, Alemannia 26, 74f.<sup>1)</sup>.

Der Abdruck, den K[arl] S[imrock] auf S. 1—5 des Büchleins 'Martinslieder hin und wieder In Deutschland gesungen Von Alten und von Jungen . . . in Druck gegeben säuberlich durch Auserinum Gänserich, Bonn [1846]' mit der sehr richtigen Bemerkung 'Hier und da unverständlich' geliefert hat, beruht jedenfalls auf demjenigen in den altdeutschen Blättern; kann aber, weil ohne Quellenangabe und Anmerkungen, nicht als Grundlage wissenschaftlicher Untersuchungen gebraucht werden.

Die Melodie zum ganzen Liede ist nach der Lambacher Hs. in den Altdeutschen Blättern 2 auf einem vor Seite 311 eingefügten Blatte abgedruckt, aber leider in moderne Noten umgesetzt, während sie in den alten Zeichen, aber mit einer kleinen Korrektur und in Beschränkung auf die Tenorstrophe bei Franz M. Böhme, Altdeutsches Liederbuch (Leipzig 1877) S. 322 als Nr. 349 gedruckt ist<sup>2)</sup>.

Nun sind aber unlängst in der Stadtbibliothek zu Windsheim von den beiden Deckeln einer Papierhandschrift aus dem 1525 aufgehobenen Augustinerkloster daselbst, enthaltend Sermones sacri de tempore hiemali, die zwei Hälften eines Doppelblattes losgelöst worden, die ebenfalls dieses Lied, aber ohne Überschrift, enthalten. Die Bruchstücke sind uns von dem Entdecker, Herrn stud. hist. et germ. Friedrich Hornschuch freundlichst zur Veröffentlichung überlassen worden.

Da sowohl der Wortlaut des Textes als auch die Melodie von der Überlieferung in der Lambacher und der Münchener Handschrift etwas abweicht, der Text übrigens an einigen Stellen besser zur Melodie passt, so lassen wir zunächst den buchstaben- und zeichengetreuen Abdruck des Textes, jedoch mit Auflösung der Abkürzungen, und der Melodie nach der Windsheimer Hs. folgen und fügen einige Anmerkungen zu beiden hinzu. Vorauszuschicken sind folgende Angaben.

Die Handschrift ist im allgemeinen wohl erhalten und gut lesbar. Nur von dem durch die übrigen Hss. völlig gesicherten Worte un- verezeit 1,1 sind einige Buchstaben und Buchstabenteile, sowie die darüber stehenden Noten  durch eine von einem Beschlagnagel verursachte Lücke zu Verlust gegangen. Ein paar Noten sind

1) Nicht 27, 74ff., wie bei Jürgensen Anm. zu Nr. 104 verdruckt ist.

2) Die bibliographischen Nachweise hat uns zum grossen Teile Herr Professor Johannes Bolte geliefert, dem dafür der wärmste Dank ausgesprochen sei.

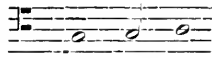
— wahrscheinlich gelegentlich der Lostrennung der Blätter vom Deckel mittels warmen Wassers — etwas verblasst, aber noch recht gut zu erkennen. Das Wort, das an der Stelle des *vast* der übrigen Hss. in Strophe 3, 7 steht, ist durch Fliessen des grossen Anfangsbuchstaben unkenntlich geworden. Ich lese es für *Soent*. Aber was heisst das<sup>1)</sup>?

Strophe 4, 1 zeigt der Text eine starktonige Silbe zu wenig. Es ist ganz sicher das Wort *naht* der übrigen Hss. versehentlich ausgeblieben, und wir haben es daher, wenn auch in eckigen Klammern, in den unten folgenden Textabdruck eingesetzt.

Das Bruchstück besteht jetzt aus zwei nicht oder nicht mehr zusammenhängenden Blättern aus Papier in mittlerem Folio, von denen eines als Wasserzeichen eine heraldische Lilie trägt, ganz ähnlich derjenigen, die Charles Moise Briquet<sup>2)</sup> aus Würzburger und Nürnberger Urkunden nachweist, und ist von einer Hand des 15./16. Jahrhunderts beschrieben. Der nicht von unserem Martinslied eingenommene Raum auf Blatt I sowie beide Rückseiten enthalten — anscheinend von der gleichen Hand — lateinisch-kirchliche Texte in Kurrentschrift mit Melodien, beides durch starke Abkürzungen und viele Ligaturen schier unleserlich. An ein paar Stellen der Ränder finden sich kaum lesbare Einträge; wie es scheint, rechnerische Notizen.

Der Text des Martinsliedes ist auf den beiden Blättern so verteilt, dass auf Blatt I unten die in der Wiener und den Münchener Handschriften als 'Der Tenor' bezeichnete und zwischen die erste und zweite der vier gleich gebauten Strophen eingeschobene ungleiche Strophe *Seyt wille-*

kumen steht bis zu den Worten , während der Schluss. trüncklein ein daz

von den Worten  an, auf Blatt II, ebenfalls unten, folgt.

Auf Blatt II oben steht zunächst Strophe 1 mit darüber gesetzter Melodie, dann folgen die übrigen drei Strophen wie Prosa, nicht abgesetzt; nur dass vor Str. 3 und 4 jedesmal das Zeichen ¶ steht.

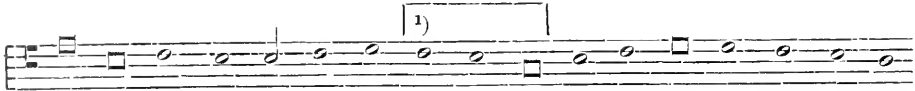
Sollte aus dem Umstande, dass die Tenorstrophe in der Windsheimer Handschrift ganz für sich, in der Berliner am Ende, in den übrigen aber zwischen Str. 1 und 2 steht, nicht der Schluss zu ziehen sein, dass sie den Refrain bildete, der nach jeder der vier unter sich gleichen Strophen gesungen wurde?

Der Text und die Melodie der Windsheimer Handschrift lauten wie folgt:

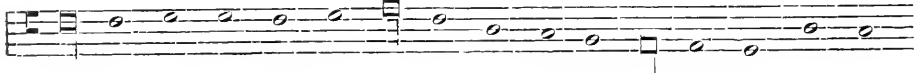
1) Sollte es etwa aus *zu end* entstellt sein und bedeuten 'endlich', 'also'?

2) Briquet, *Les Filigranes*, Paris und Leipzig 1907, 2, Nr. 6836. 6837.

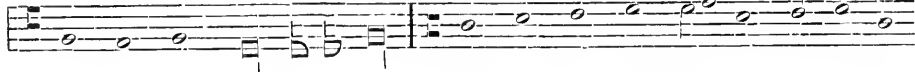
## Windsheimer Handschrift.

1) 

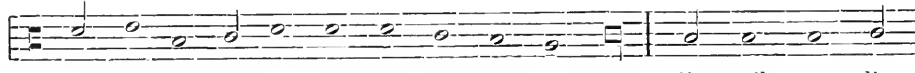
1. Wol-auf lie - ben ge - sel - len vn - ver - czeit seit ge-meyt in der frew-den



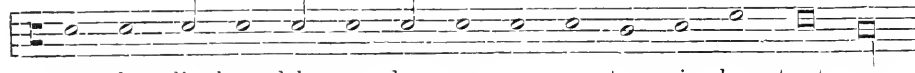
cleit, last sor - gen vnd auch leynt vns hat frew-den pracht Mar-tein der mil-



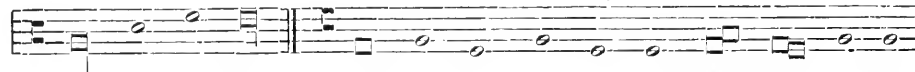
de man ge - seyt — wir vnd vnß genossen die grossen



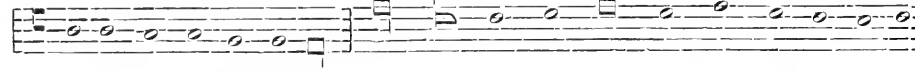
die cley - nen ge - may - nen sül - len sein be - rayt die - weil vns die




fla - schen die kan - deln auz den vassen gu - ten wein her treyt geuz



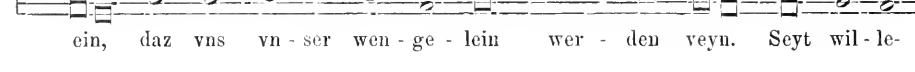
aus schenck ein. Seyt wil - le - ku - men her Mer - teyn liber



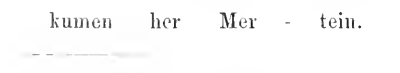
zarter trawter herre mein schenck ein vns den wein sunder pein —



daz wir ymmer selick müssen sein schenck vns ein guts trüncklein



ein, daz vns vn - ser wen - ge - lein wer - den veyn. Seyt wil - le-



kumen her Mer - tein.

1 Hier ist in der Handschrift eine Lücke; diese wurde, da die beiden ersten Verszeilen genau mit der Münchener Handschrift übereinstimmen, nach letzterer ergänzt.

2 Diese Note ist in der Handschrift radiert, aber noch lesbar.

<p>I. Wol auf lieben gesellen unverzeit<sup>1)</sup> seit gemeyt in der frewden cleit last sorgen vnd auch leyt 5 Vns hat frewden pracht Martein der milde man geseyt wir vnd vnß genossen die grossen die cleynen 10 gemaynen süllen sein berayt die weil vns die flaschen die kandeln auz den vassen guten wein her treyt 15 geuz auz schenck ein</p>	<p>wenn er wöll gen rast er sweb als vor dem wind ein ast Soent so wöll wir trincken daz hincken die lungen die czungen vnd vmb die wend gen tasten Nu raych her den becher vnd laz vns aber zechen ob du icht mer hast geuß auz schenck ein 15</p>
<p>II. Wir<sup>2)</sup> sullen vns frewen seyt die schrift guter gift die vns allen trift mit großen bechern schiff 5 keker truncke stift zu beyden packen sam der pfeyt auz weyten nassen krawsen das pawsen vnd nyphen 10 vnd snyphen das vns die lebs entsliphen wie nü her epel her<sup>3)</sup> dytel vnd her trepel vb ir nun zugrift 15 geuz auz schenck ein</p>	<p>IV. Das sand Merteins [naht]<sup>4)</sup> noch werd volbracht heint zu naht so hab ich gedacht daz hie vns werd gemacht vnd auch hy her bracht alles daz vnß hercze lacht nü schib wir ein die gense die flense die kesten die besten 10 vnd den külen wein trag her bey vieren die küten und die piren ob sie gepraten sein. geuß auz schenck ein. 15</p>
<p>III. Wer nü wölle sein sand Merteins gast sorgen laßt sey im als ein past er zyh unmaßen vast</p>	<p>[Tenor.] Seyt willekumen her mertein liber zarter trawter herre mein schenck ein vns<sup>5)</sup> den wein sunder pein 5 daz wir ymmer selick müßen sein schenck vns ein guts truncklein ein daz vns vnser wengelein werden veyn Seyt willekumen her mertein. 10</p>

### Anmerkungen.

#### A. Zur Melodie.

Die Melodie zu dem Liede 'Von sand Marteins frewden' darf als eine ursprüngliche, als eine Originalmelodie bezeichnet werden. Eigentliche Anklänge an alte weltliche oder kirehliche Weisen sind — von einzelnen motivischen Gestaltungen abgesehen — soweit mir die einschlägige Literatur bekannt, nicht zu

1 Das letzte Wort teilweise ausgerissen. — 2) Nach Wir noch ein zweites wir über der Zeile eingetragen. — 3) Das erste h aus v korrigiert. — 4) Naht fehlt. — 5) s aus d korrigiert.

finden. Die Melodie verdient Beachtung; sie erhebt sich an vielen Stellen zu geradezu wirkungsvollen Steigerungen, insbesondere in ihrem zweiten Teil bei der Textstelle: 'seyt willekumen', und diese musikalische Steigerung ist auch vorwaltend bis zum Schlusse der Melodie, der, wenngleich die Windsheimer Handschrift die Textworte: 'Seyt willekumen' wiederholt, wohl bei der Textstelle 'Wangelein werden veyn' angenommen werden darf. (Vgl. in dieser Beziehung die anderen Handschriften.) Da es mir möglich war, Einblick in die der Münchener und der Wiener Bibliothek gehörigen Handschriften des gleichen Liedes zu nehmen und die drei Handschriften zu vergleichen, vermag ich zu konstatieren, dass diese in der alten Fassung der Melodie im ganzen übereinstimmen, wenngleich sich an einzelnen Stellen teils kleinere, teils auch erheblichere Abweichungen zeigen. Über die dem alten Liede zugrunde liegende Tonart bemerke ich: die Melodie steht in der Hauptsache in der phrygischen Tonart. Es mag auf den ersten Blick befremdend wirken, dass der Erfinder der Melodie bei Vertonung des Textes zum phrygischen Modus griff, da doch jedem Kenner des alten Tonartensystems bekannt ist, dass diese Tonart wegen ihres tief sinnigen, geheimnisvollen und düsteren Wesens sich zunächst zum Ausdruck der Klage eignet und in diesem Sinne in der alten Zeit auch Verwendung fand. Allein es sind bei unserer Melodie auch die tonartlichen Wendungen, die Beziehungen zu anderen, meist heiteren Charakter tragenden Tonarten des alten Systems, also die Modulationen in frischere Tonarten in Betracht zu ziehen. Und in dieser Beziehung sind Modulationsrichtungen nach Tonarten, die freudigen Charakter tragen (jonisch, selbst lydisch), deutlich erkennbar. Auch das Gebiet des dorischen Modus wird berührt; dieser alte Modus trägt aber keineswegs düsteren Mollcharakter, sondern ist „ein durch vorwaltendes Dur verklärtes Moll von grosser Kraft.“ In der richtigen Verkettung der Tonarten liegt hiernach die Möglichkeit, der phrygischen Tonart ein freundlicheres Gepräge aufzudrücken, und so konnte sie sich sogar auch zum feierlichen Lobgesang, zum Te Deum laudamus, erheben.

### B. Zum Texte.

Das Schema des Strophenbaues und der Reimstellung ist also für die vier gleichen Strophen, wenn wir die Zahl der Hebungen, mit folgendem  $\cup$  klingenden, ausserdem stumpfen Reim, mit a, b, c, d den Reim selbst, mit K ein sog. Korn, d. h. einen durch die einzelnen Strophen gehenden Reim und durch vorgesetztes A einen notwendigen Auftakt in klingenden Zeilen bezeichnen:

5 a	4 a	3 ( $\cup$ )
2 a	3 $\cup$ b	2 $\cup$ d
3 a	A 1 $\cup$ b	3 $\cup$ d
3 a	A 1 $\cup$ c	3 a
3 a	A 1 $\cup$ c	2 K

Bei Zeile 11 findet sich keine volle Übereinstimmung: in Str. 1 hat sie den Reim a, in 3 ebenfalls a, aber durch unbetontes -en zum klingenden Reim verändert, wenn nicht statt tasten die Infinitivform der Würzburgnr Mundart *tast einzusetzen* ist<sup>1</sup>); in Str. 2 bringt sie den vorhergehenden Reim c nochmals, und in der vierten reimt sie, gleich der Zeile 14 (diese anstatt des Reimes a) auf den Kehrreim.

<sup>1</sup> Vgl. ZfdMda. 5, 146f. (1910).



Für die Tenorstrophe — den Refrain — ist das Schema:

4 a	
5 a	
1 a	
1 a	
1 a	
4 a	oder wie die früheren Herausgeber lasen: 4 a
4 a	2 a
4 a	3 a
1 a	4 a
4 a	1 a
	4 a

Abgesehen von der elften Zeile der gleichen Strophen, bei der keine durchgehende Gleichförmigkeit beabsichtigt zu sein scheint, lassen sich Abweichungen der Windsheimer Hs. von den übrigen leicht bessern.

Str. 1, 5 wäre vielleicht — trotz der Übereinstimmung aller Hss. — reiner Reim herzustellen durch Änderung von bracht in berait, d. i. bereitet.

Str. 2, 9—12 scheint mir die Windsheimer Hs. die richtige Lesart zu haben. Einmal kann ich mir unter nymphen, entslimphen sowie hier unter schimphen sprachlich nichts vorstellen, während mir nyphen und snyphen sog. überverschobene Formen zu sein scheinen, das erstere zu nippen, das andere mit Ablaut zu schnappen, und entslimphen ist selbstverständlich nichts anderes als ungenaue Schreibung für entslüpfen. Ferner aber fügt sich Z. 12 mit dem konsekutiven daz besser an das Vorhergehende an als mit dem und der Lambacher Hs., während Z. 10 das Umgekehrte der Fall ist. Die drei Wörter pawsen 'bauschen', d. i. Aufblähen (des Mundes oder des Leibes?), nyphen und snyphen sind wohl substantivische Infinitive, abhängig von schift, d. i. schiftet 'austeilt'. Endlich fügt sich auch die alte starke Pluralform lebs, mhd. lefse 'Lippen' besser ins Versmass als die von Lamb. eingeführte zweisilbige schwache.

Str. 3, 11 scheint mir gleichfalls die Windsheimer Lesart mit ihrem gen statt gent besser: der Infinitiv ist noch abhängig von dem vorhergehenden so well wir.

Ebenso gefällt mir 4, 6 die Lesart der Windsheimer Hs. sowohl des Sinnes wie auch des Metrums wegen besser — nur ist der für den veraltenden Genitiv des eingesetzte Akk. daz sicher eine Neuerung des Schreibers.

Str. 4, 11 ist vielleicht die richtige Lesung herzustellen durch Aufnahme des Artikels den aus Windsh. und der Konjunktion auch aus Lamb.

und auch den külen wein

ist entschieden der elften Zeile der übrigen Strophen metrisch am ähnlichsten.

Dagegen scheint mir 2, 6 Windsh. abgeändert zu haben: es hat hier die fränkische Überlieferung das mitteldeutsch ausschliesslich übliche Wort backen für das ihr ungewöhnliche oberdeutsche wangen eingesetzt, wogegen mir freilich umgekehrt das sam in Windsh. ursprünglicher vorkommt als das als in Lamb.

Str. 4, 7/8 sind mir so, wie sämtliche Hss. überliefern, unverständlich, und es ist vielleicht, wenn auch gegen alle Handschriften, mit Simrock flense und gense umzustellen. Das ein die flense der Windsheimer Hs. dürfte dann wohl ein früher Beleg für die heute in und um Würzburg, Rothenburg o. Taub. usw. übliche Ausdrucksweise sein nei n Mund '(hinein) in den Mund'.

Denn so viel ist sicher: unsere Niederschrift ist fränkisch. Dafür zeugen ausser dem Fundort und dem Wasserzeichen (vgl. oben S. 49) sprachlich das Nebeneinander von *ie* und *i* für mhd. *ie*, z. B. Tenor 1 *liber* gegen *lieben* 1, 1, *schib wir* 4, 7, *zyh* 3, 4, *hy* 4, 5 neben *hie* 4, 4 und die Wiedergabe von mhd. *uo* durch einfaches *u*, von *üe* durch einfaches *ü*, z. B. *guten* 1, 14, *guter* 2, 2, *guts* Tenor 7; *külen* 4, 11, *müßen* Tenor 6, sowie das *ö* in *wölle*. *wöll* 3, 1. 5. 7.

Auch das *vnß* *genossen* 1, 7 scheint mir die fränkische Gestalt des Possessivums zu enthalten<sup>1)</sup>.

Sprachlich wäre noch zu bemerken, was die früheren Herausgeber übersehen zu haben scheinen, dass 2, 6 der Dichter wohl noch sprach *pfift*, was der Reim erfordert und wie es die alemannische Mundart der Berliner Hs. auch bietet<sup>2)</sup>. Aus mhd. *phîfet* war zunächst durch oberdeutsche Synkope *pfift* geworden, und vor der Konsonantenverbindung *ft* war *i* zu *ï* verkürzt, also nicht diphthongiert worden. Erst die spätere Überlieferung hat dann das analogische *ei* eingeführt.

Sollte etwa die Rasur der letzten Note über dem Worte *willekumen* — vgl. oben S. 50 — anzeigen, dass der Schreiber der Windsheimer Hs. die Lautgruppe *kumen* noch nach mhd. Weise mit 'Verschleifung' als eine Silbe empfand?

Was noch bezüglich der Textgestalt das Verhältnis der Windsheimer zu den übrigen Handschriften anlangt, so scheint mir der Windsheimer Text am nächsten zu stehen dem Bruchstück des 14. Jahrhunderts, das aus dem Besitze des Freisinger Antiquars Motzler stammte und in Cgm. 715 eingeklebt ist. Auch dieses liest 1, 7 *vnß* *genossen*. Der vermeintliche schwache Akkus. *vns* allen der Windsh. Hs. 2, 3 geht vielleicht auf eine Vorlage zurück, die gleich dem Freisinger Bruchstück las: *vns* *al* *an* trifft. Endlich teilt Windsh. mit Freis. die Lesart Tenor 9: *schenck vns ein guts trüncklein ein*, wo die früheren Herausgeber nach der Lambacher und, soweit der gerade hier arg beschädigte Zustand erkennen lässt, auch der Tegernseer Handschrift lesen: *schenckh vns ein / ein guetes trunckehein*.

Dagegen liest allerdings das Freisinger Bruchstück in Tenor 6 mit der Tegernsee-Münchener Handschrift *ir . . . müesset*, während die Lambach-Wiener *Ir . . . müesset* aus *wir . . . müessen* korrigiert hat.

Fassen wir das Ergebnis dieser textlich-sprachlichen Anmerkungen zusammen, so scheint mir der Windsheimer Text trotz seines geringsten Alters dennoch an allen Stellen, mit einziger Ausnahme von Strophe 2 Zeile 6, den Vorzug vor den anderen Fassungen zu verdienen.

Erlangen.

1) Paul, Mhd. Gramm., § 151 Anm.

2) Sonst konnte Boltes Textabdruck nach dieser Handschrift mit ihrer meist sehr sorglos entstellten Textgestaltung nichts erbringen.

## Volksglauben und Volksmeinungen aus Schleswig-Holstein.

Von Heinrich Carstens †.

(Vgl. oben 20, 382, 23, 277.)

### 8. Haus und Herd.

1. Wer im Alter anfängt, ein Haus zu bauen, muss bald sterben (Gegend von Husum). — 2. Von einem Bauplatz muss man zuerst die Fruchterde entfernen, bevor man ein Haus darauf baut (Nindorf b. Hohenwestedt). — 3. In die neue Wohnung wird zuerst Salz und Brot getragen (allgemein). — 4. Kommt ein Kind zum ersten Male in ein Haus, so muss man ihm ein Geschenk, etwa ein Stück Brot oder Backwerk geben (Feddring in Dithm.). — 5. Bei jedem Besuch in einem Hause muss man sich nach erhaltener Aufforderung setzen; sonst nimmt man den Kindern des Hauses die Ruhe fort (Süderstapel in Stapelholm). In Dithmarschen heisst es: Setzt man sich nach erhaltener Aufforderung nicht, so nimmt man dem Hause die Ruhe fort. — 6. Wird zu Möbeln 'windbraken' Holz, d. i. Holz vom Winde abgebrochen, verarbeitet, so knacken diese (Drage in Stapelholm). — 7. Wenn die Uhr schlägt, darf man den Mund nicht verziehen, da der dann so stehen bleibt (Dahrenwurth bei Lunden). — 8. Ein Funke am Licht bedeutet für die nächste Zeit einen Brief (Dithm.). — 9. Hat das Licht einen hellen Kopf, so kommt Besuch (Norderdithm.). — 10. Wenn die Lampe flackert, gibt es einen Brief (Kellinghusen a. d. Stör). — 11. Wenn bei einem Zündholz zwei Mann die Pfeife anzünden können, so leben sie noch ein Jahr zusammen (Dithm.). — 12. Die Pfeife darf man nicht bei einem Licht anzünden (Dithm.). — 13. Wenn ein Messer niederfällt und senkrecht im Fussboden stecken bleibt, so gibt es Besuch (Kuden bei Burg). — 14. Fallen beim Öffnen der Ofentür Kohlen aus dem Ofen und rauchen, so kommt Herrenbesuch (Angeln). — 15. Eine Bettstelle muss mit dem Fussende nach der Tür hin stehen (Lübeck). — 16. Stets muss man sich rücklings ins Bett legen (Angeln). — 17. Fasst man einen Schlafenden, der im Schlafe spricht, an die grosse Zehe, so gibt er auf jede an ihn gerichtete Frage Antwort (Schwienhusen bei Delve). — 18. Wenn das Schlüsselwasser (Wasser zum Schlüssel-aufwaschen) kocht, ist eine heimliche Braut im Hause (Dithmarschen).

### 9. Arbeit und Mahlzeit.

1. Das angeschnittene Brotende darf nicht nach dem Fenster und nicht nach der Tür hinzeigen; dann geht die Nahrung (der Segen) fort (Osdorf bei Gettorf im Dänischenwohld). — 2. Der Knust darf nicht aufgegessen werden, bevor ein neues Brot wieder im Hause ist (Osdorf im Dänischenwohld). — 3. Der Knust darf nicht weggegeben werden (Feddring in Dithm.). — 4. En olen Knust holt Hus (Schütze. Holsteinisches Idiotikon 2, 309). — 5. Den ersten Knust vom Brote

nennt man Tachknust, den letzten Brumknust (Drage in Stapelholm). — 6. Ein Brot darf man nicht auf den Rücken legen (Osdorf). — 7. Ist im Brote ein Loch, so hat der Bäcker seine 'Seele' da hinein gebacken (allgemein). — 8. Auf das Brot macht man ein Kreuz (Dithm.). — 9. Beim Ansäuern muss man drei Kreuze, mindestens doch ein Kreuz auf den Teig machen; sonst kommen die Hexen dabei (Dithm., Stapelholm). — 10. Ist das Brot an der Seite gerissen, so gibt es Arbeit (Sehestedt in Südschleswig). — 11. Ist das Weissbrot an der Seite ausgelaufen, so werden Gäste kommen und mit davon essen (Schwienhusen bei Delve in Dithm.). — 12. Hat das Brot einen Mund, so werden Gäste mit davon essen (Feddring in Dithm.). — 13. Sobald das Brot in den Ofen geschoben, muss man den Tisch, worauf es gelegen, rasch rein waschen (Feddring). — 14. Ist das Brot in den Ofen geschoben, so muss man laut aufjauchzen, in die Hände klatschen und sprechen: 'Nu lach, Kathrin!' Dann gerät es (Dahrenwurth bei Lunden). — 15. Ist das Brot in den Ofen geschoben, so spreche man: 'Uns Härgott segn' dat Brot in'n Ab'nd' (Ofen). Oder:

„Dat Brot is in'n Ab'nd,  
 Uns Härgott is dar bab'n:  
 Un all, de dar vun ät,  
 Dat de em nicht vergät.“

(Osdorf bei Gettorf im Dänischenwohld) — 16. Die Brotkrumen vom Tische darf man nicht an die Erde schütten (Lunden). — 17. Wem die Zähne weitläufig stehen, muss sein Brot auch weitläufig (d. i. weit in der Fremde) suchen (Drage in Stapelholm). — 18. Kommt während des Butterns jemand dazu und sagt: 'Dat is en schön Vatt Melk' oder: 'Das is en schön Stück Botter', so muss man ihm gleich erwidern: 'Wenn din grot Muul ni weer, so weer et noch beeter'. Unterlässt man dies, so läuft man Gefahr, dass die Butter überrufen wird. Man buttere dann, so lange man will, die Butter schäumt und stinkt, oder gibt weniger, als sonst (Schütze 1, 144). — 19. Kann man nicht buttern, so muss man 'raden'; hilft das nicht, so — verrichte man seine Notdurft ins Butterfass und werfe alles durcheinandergerührt in die Schweinedranktonne (Schütze 2, 144. 3, 269). — 20. Die Butter darf man nicht übermässig loben (överropen); sie gedeiht nicht (Schütze 3, 306). — 21. Man stelle das Butterfass nicht unter einen Balken (Lunden). — 22. Auf der Stelle, wo das Butterfass stehen soll, mache man ein Kreuz (Drage in Stapelholm). — 23. Man lege unter das Butterfass, wenn man nicht abbuttern kann, einen Sargnagel (Feddringen in Dithm.). — 24. Ist das Butterfass behext, so fahre man mit einer glühenden Stange in dasselbe; dann brennt man die Hexe (Drage). — 25. Um die Butter vor dem Behexen zu schützen, binde man einen Zwirnsfaden, und zwar unter dem Eisenband, um die 'Karrn'. Die Hexen zählen jedesmal die Bänder, und wenn dann ein Band mehr um das Fass ist, so haben sie die Gewalt über dasselbe verloren (Lunden). — 26. Das Dreschen des Kornes am Sonnabend bringt Segen (Schütze 2, 241). — 27. Am Weihnachtsabend muss gedroschen werden und dem Vieh, damit es fürs folgende Jahr gedeihe, von dem gedroschenen Stroh etwas gegeben werden (Schütze 2, 241). — 28. Beim Bierbrauen muss man ein Kreuz von Holz über den Gärkübel anbringen und auf jedes Ende etwas Salz legen, so kann keiner den Gest rauben und das Bier kann nicht verrufen werden (Schütze 2, 29). — 29. Wenn gebraut werden soll, so stellen Brauer einen Querbaum in ihre Tür, damit niemand, der sich unrein weiss, ins Haus laufe und den Brau verderbe (Schütze 4, 43). — 30. Was an 'drögen Dagen', nämlich am Mittwoch, Freitag

und Sonnabend gesät oder gepflanzt wird, gedeiht nicht (Schütze 2, 201). — 31. Was an einem hochheiligen Tage, als am Stillfreitag, am 1. Ostertag usw. gesät oder gepflanzt wird, gedeiht nicht (Lehe bei Lunden). — 32. Was zwischen Weihnacht und heil. drei König gesponnen wird, missrät (Schütze 4, 171). — 33. Gesponnen und gewaschen darf in den Zwölfen nicht werden (Dithm.). — 34. Was abends nach Uhr 12 gesponnen wird, gerät nicht (Wilster Marsch. Schütze 4, 171). — 35. Wenn eine Näherin sich beim Nähen eines Kleidungsstücks in die Finger sticht, so dass das Blut danach fließt, so wird diejenige, die das Kleid tragen wird, Glück darin haben (Lunden). — 36. Wenn ein Mädchen sich beim Nähen ihres Hemdes sticht, so dass Blut fließt, so wird sie in dem Hemde geküsst werden (Schwienhusen bei Delve). — 37. Beim Einschlachten darf man keinen wunden Finger haben; dann verdirbt das Fleisch (Süderstapel in Stapelholm). — 38. Beim Eieressen muss man ja die Schalen entzweischlagen, damit keine Hexen darin wohnen (Schütze 3, 194). — 39. Saftausdrücken darf nur eine gesunde Person; sonst kann der Saft nicht aufbewahrt werden (Süderstapel in Stapelholm). — 40. Den Kehrriech darf man nicht über die Türschwelle hinwegfegen; sonst fegt man das Brot hinaus (Süderstapel; Stadt Schleswig). — 41. Beim Ausfegen darf man niemanden anfegen, da man der Person dann das Glück wegfegt (Marne in Süderdithm.). — 42. Beim Lichtziehen muss gelogen werden (Schütze 3, 33; Heimat 12, 67). — 43. Wer beim Bettzeugrecken und Zusammenlegen desselben die Mitte nicht treffen kann, heiratet einen Witmann (Stadt Schleswig). — 44. Wenn es beim Zeugrecken und Zusammenlegen genau einläuft, d. h. die Enden genau zusammentreffen, so heiratet die betreffende Person einen Witwer (Stadt Schleswig). — 45. Dem Fischer darf man, wenn er auf den Fang ausfährt, kein Glück wünschen (Delve in Dithm.). — 46. Wer beim Essen des Federviehs den Brustknochen bekömmt, fasst das eine Ende an, während sein Tischnachbar das andere anfasst, und indem nun beide sich etwas wünschen, zieht ein jeder an seinem Ende; derjenige nun, der, wenn es auseinanderreisst, das grösste Ende erhält, dessen Wunsch geht in Erfüllung (Kellinghusen a. d. Stör). — 47. Liegt ein Messer auf dem Rücken, so gibt es Nahrungssorgen oder einen scharfen Tag (Osdorf bei Gettorf im Dänischenwohld). — 48. Liegt ein Messer auf dem Rücken, so gibt es Leibscherzen (Schwienhusen bei Delve). — 49. Liegt ein Messer auf dem Rücken, so reiten die Hexen darauf. Daher auch die Redensart: 'Dat Meß is so stuv, dar kann en old Wief mit'n Bloten op riden na 'n Blocksberg'. Oder: 'Dar kann en Hex op na 'n Blocksberg rieden' (Lunden). — 50. Liegt ein Brotmesser auf dem Rücken, so geht die Nahrung fort (Lunden). — 51. Liegt ein Messer auf dem Rücken, so schneidet es den lieben Herrgott, oder sticht ihm die Augen aus (Wesselburen). — 52. Liegt ein Messer auf dem Rücken, so gibt es Streit (Kellinghusen a. d. Stör). — 53. Eine Harke darf man nicht mit den Zinken nach oben tragen; sie sticht dann dem Herrgott die Augen aus (Drage in Stapelholm). — 54. Was ein Kind in der Schule auswendig gelernt hat, darf es nicht im Freien laut aufsagen, da es dann 'hartlehrig' wird (Dahrenwurth bei Lunden). — 55. Buttermilch trinken macht träge: Wenn de Karnmelk kümmt, so nimmt de Lenz Lüde an (Schütze 3, 26). — 56. Wer im Dunkeln einen Dienst antritt, hält nicht lange aus (Dithm.). — 57. Ist man bei fremden Leuten und verschüttet schon den ersten Tag Salz, so gibt es Streit (Feddringen in Dithm., Angeln). — 58. Wer Salz verschüttet, muss soviel mal an der Himmelstür vorbeigehen und anklopfen, als er Salzkörner verschüttet hat, bevor er hineinkommt (Dahrenwurth bei Lunden). — 59. Wer falsch gewogen oder gemessen hat, muss ewig stehen und wägen und messen (Dithm.). — 60. Mit dem Umrühr-

löffel darf man nicht auf den Grapenrand schlagen, da dann das Essen anbrennt (Süderstapel in Stapelholm). — 61. Mit einem Messer darf man kein Getränk umrühren; dann bekommt man Leibscherzen (Feddringen). — 62. In einer Teegesellschaft muss man erst Zucker und dann Rahm nehmen; nicht umgekehrt (Lunden. Angeln). — 63. Wenn Teekraut auf der Tasse schwimmt, so kömmt Besuch. Ist das Kraut hart, so ist der Kommende kein guter; wenn weich, dann ist er gut. Oder: Ist der Teestengel hart, so ist der Kommende eine männliche Person; ist er weich, so eine weibliche (Dithm.). — 64. Beim Flachsbrechen muss der letzte Flachs verbrennen (Feddringen). — 65. Der Leinsame muss aus einer Schürze gesät werden; und ist man mit dem Säen fertig, so muss man die Schürze hoch in die Luft werfen; dann wird der Flachs recht lang (Schwienhusen bei Delve). — 66. Kartoffeln müssen bei zunehmendem Mond gepflanzt werden; bei abnehmendem Mond gepflanzt, gedeihen sie nicht (Kellinghusen a. d. Stör). — 67. Was am Osterabend gesät oder gepflanzt wird, gedeiht nicht (Lehe bei Lunden). — 68. Das Erste und Letzte, was ein Mensch sät oder pflanzt, gedeiht am besten (Feddring in Dithm.). — 69. Kohlsamen muss man am Abend des 25. März (lev Fruen, unse leven Fruen) nach Sonnenuntergang säen; der erfriert nämlich nicht (Dithm.). — 70. Sollen die Vögel die gelegten Erbsen nicht verzehren, so nehme man zwei in den Mund und lege die eine zuerst an das eine Ende und die andere zuletzt an das andere Ende des Beets (Lehe bei Lunden). — 71. In der Galluswoche (16. Oktober) darf man keinen Roggen säen (Dithm.). — 72. St. Vitus (15. Juni) darf man keine Gerste säen; denn: Vietsgast ist Schietgast! (St. Vitusgerste taugt nichts. — Feddringen). — 73. St. Urbans (25. Mai) darf man keinen Buchweizen säen (Dithm.). — 74. Herbstrüben müssen St. Margareten (13. Juli) gesät werden; denn:

Wer Harströben will geneten,  
De mut se sain St. Magrethen

(Feddringen).

## 10. Zeiten.

1. Am Neujahrstage darf man kein Geld ausgeben; sonst hat man das ganze Jahr hindurch nichts (Gegend von Breklum, Nordfriesland). — 2. Lichtmess muss man fertig sein mit dem Dreschen; dann heisst es:

Dör tosnappt  
Un to Bett stappt.

Licht wird dann nicht mehr angezündet; und weil man das Licht 'missen' muss, ist der Tag 'Lichtmess' genannt (Drage in Stapelholm).

3. Lichtmeß is 't heten:  
schast dat Fuer utgeten,  
de Dör tosnappen  
un int Bett stappen

(Klaus Groth, Gesammelte Werke 3, 119 in der Erzählung 'Witen Slachters'). — 4. Zu Lichtmess legt man einen Büschel Heu auf den Düngerberg; weht dieser fort, so ist das ein gutes Zeichen; bleibt er liegen, so nehme man ihn wieder mit hinein, da man ihn noch gebrauchen muss (Drage in Stapelholm; Lehe bei Lunden). — 5. Lichtmess helle Luft bringt kein gutes Jahr (Feddringen). — 6. Weht es St. Blasius (3. Febr.), so gibt es im Jahr viel Wind (Drage).

7.

Wat 't Aschermittwoch deit,  
so de ganze Fastentid hendör steit

(Drage). — 8. Fass'lab'nd kumt en hitten Steen in'e Eer (Dithm.). — 9. Fass'lab'nd fallt en hitten Steen in't Water (Hansen, Charakterbilder S. 11). — 10. St. Peter sinkt en heeten Steen in't Water (Schütze, Holsteinisches Idiotikon 3, 207). — 11. Friert es Matthiasnacht, so friert es noch 40 Nächte (Dithm.). — 12. Am Ostermorgen tanzt die Sonne; auch ist ein Lamm in der Sonne zu sehen (Dahrenwurth bei Lunden). — 13. Am Osterabend werfen die Mädchen Eierschalen vor die Tür; den Beruf des Mannes, der dann zuerst vorübergeht, wird der Zukünftige haben (Gegend von Husum). — 14. Woher am Ostermorgen der Wind weht, daher weht er sechs Wochen (Bergewöhrden bei Delve). — 15. Wenn es in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai friert, so friert es noch 40 Nächte (Lunden). — 16. Regnet es am Siebenschläfertag (27. Juni), so regnet es sieben Wochen (Dithm.) — 17. Regnet es St. Margareten (13. Juli), so werden die Nüsse taub. Magreth pisst in'e Nöt (Schütze 3, 81). — 18. Wenns am Margaretentag regnet, so regnet es vier Wochen (Schütze 3, 81). — 19. Am 14. Juli ist Judas Ischariots Geburtstag. Wer an diesem Tage geboren ist, dem wirts nicht gut gehen (Kleinsee bei Bergenhusen in Stapelholm). — 20. Nach Jakobi (25. Juli) muss man nach Osten sehen, ob dort eine Bank (Wolke) sitzt; ist das der Fall, so wird es am andern Tage regnen (Foddringen). — 21. Regnet es 'Peter Kett' (1. August), so regnet es vier Wochen (Dithm.). — 22. Egidi (1. Septbr.) geht der Hirsch 'op'n Brunn', d. h. in die Brunst; regnet es dann, so regnet es vier Wochen (Dithm.). — 23. Weisse Weihnachten, grüne Ostern; grüne Weihnachten, weisse Ostern (allgemein). — 24. Alle söben Jahr en Flöhjahr, alle söben Jahr en Rupenjahr, alle söben en Käver- (Seve-) Jahr (Schütze 2, 182).

### 11. Wetter.

1. Wenn der Kuckuck lacht, so wird es regnen (Dahrenwurth bei Lunden). — 2. Wenn die Fische im Wasser stark plätschern, so wird es regnen (Dithm.). — 3. Liegt eine Harke auf dem Rücken, so wird es regnen (Dahrenwurth). — 4. Wenn die Enten im Wasser viel Lärm machen und rufen: 'Natt, nati', so wird es regnen (Drage in Stapelholm). — 5. Ist das Feld mit Spinnweben bedeckt, so wehen oder regnen sie binnen drei Tagen ab (Drage). — 6. Wenn der Wind auch nachts weht und nicht zu Bett geht, so wird es regnen (Drage). — 7. Wenn es beim Sonnenschein regnet, so hat der Teufel seine Grossmutter auf der Bleiche, oder es kommt ein Schneider in den Himmel (allgemein). — 8. Abendrot makt't Well'r got; Morgenrot bringt Wat'r in'n Sod (Brunnen) (Dithm.). — 9. Abendrot, Morgen god, Morgenrot bringt Water in'n Sod (Schütze, Holsteinisches Idiotikon 4, 159). — 10. Wenn der Fussboden, die Steine, das Salz nass sind, so gibt es Regen (allgemein). — 11. Wenn die Hunde stinken, wirts regnen (allgemein). — 12. Frist der Hund Gras, so wird es regnen. — 13. Wenn die Kinder beim Spiel laut schreien, so wirts bald regnen (Dithm.). — 14. Ostwind mit Smut un Reg'n, steit he dre Dag, steit ok nüg'n (neun). — 15. Wenn es Freitags anfängt zu regnen, so regnet es die ganze Woche (Drage). — 16. Wenn es unter der Predigt regnet, so regnet es die ganze Woche (Lunden). — 17. Wenn die Schweine mit Stroh schleppen, so wird es regnen (Dithm.). — 18. Entstehen beim Regen Blasen auf dem Wasser, so gibt es noch viel Regen (Friedrichstadt a. d. Eider). — 19. Wenn es zwischen 10 und 11 Uhr vormittags regnet, so regnet es den ganzen Tag (Dithm.). — 20. Wenn das Schweinefutter gärt, so wird es regnen (Kelling-

husen a. d. Stör). — 21. Auf 'Rugriep' (Rauhreif) folgt Regen in wenig Tagen (Drage). — 22. Wenn mehrere Frauen beisammenstehen (in der Nähe einer Haus-  
ecke?), so wird es sicher regnen (Sehestedt im südl. Schleswig). — 23. Liegt der  
Mond auf dem Rücken, so fährt er zu Boot; liegt er schräge und zeigt mit der  
Spitze nach vorne über, so giesst er Wasser aus; steht er steil, so ist er auf dem  
Trocknen (Drage). — 24. Ein Donnerstagsmonat, d. i. ein Monat, der mit einem  
Donnerstage beginnt, ist vorbedeutend für das Wetter des betreffenden Monats  
(Kellinghusen). — 25. Wenn ein Butterbrot mit der Butterseite nach unten fällt,  
so wird es regnen (Dithm.). — 26. Krait de Hahn to Stohl, so regnt dat mornn  
en gro'tn Pool. (Kräht der Hahn auf der Stiege, so wird es am andern Tage  
tüchtig regnen) (Delve in Dithm.). — 27. Wenn der Hahn abends kräht, so gibt  
es Regen (Kellinghusen). — 28. Wenn der Hahn abends oder nachts auf dem  
Reck (Stiege) kräht, so ändert sich das Wetter (Dithm.). — 29. Wenn die Schwalben  
tief fliegen, so gibt es Regen; wenn sie hoch fliegen, so wird es schönes Wetter  
(Dithm.). — 30. Wenn die Schnecken umherkriechen und Erde auf dem Schwanz  
haben, so wird es regnen (allgemein). — 31. Wenn Sonntags während der Predigt  
die Sonne auf die Kanzel scheint, so wird es die ganze Woche gutes Wetter  
(östl. Holstein). — 32. Wenn es Freitags gutes Wetter ist, so ist es auch Sonn-  
tags gutes Wetter, und umgekehrt (Dithm.). — 33. Ist mittags alles rein auf-  
gegessen, so wird es den andern Tag gutes Wetter (allgemein). — 34. Ostwind  
deutet auf eine trockne Zeit. Ostwind mag man gern haben bei der Bohnenernte  
im Herbste, weshalb man einen anhaltenden Ostwind auch 'Ostubohnärn' (Osten-  
bohnernte) nennt (Dithm.). — 35. Wie das Wetter am dritten Tage nach dem  
Neumond ist, so bleibt es bis zum nächsten Neumond (Dithm.). — 36. Wenn es  
friert, so friert es immer Donnerstags am stärksten (Drage in Stapelholm). —  
37. Ist der Brustknochen einer gebratenen oder gekochten Gans weiss oder dunkel,  
so gibt es entweder einen heftigen oder einen gelinden Winter (Schütze 2, 51). —  
38. Wenn der Flieder (Hollunder) stark blüht, gibts einen strengen Winter  
(Dithm.). — 39. Wenn eine Schlange einen quackenden Ton hören lässt, so gibt  
es eine trockne Zeit (Dithm.). — 40. Wohin eine Windhose (plattd. Küsel) geht,  
daher kommt nach drei Tagen der Wind (Drage). — 41. Streifen in der Luft  
verkünden Wind; man nennt sie daher Windstreifen (allgemein). — 42. Wenn  
die Hühner stark schreien, gibt es Wind (Dithm.). — 43. Wenn die Katze niest,  
so wird es schneien (Stapelholm). — 44. Wenn die Katze prustet, so wird es  
morgen gutes Wetter (Schütze 2, 236, 3, 237). — 45. Wenn das erste Gewitter  
im Frühjahr über kahle Bäume geht, so gibt es im Sommer viele Gewitter (Sehe-  
stedt im südl. Schleswig). — 46. 'Lait' (= wetterleuchtet) es zur Zeit, wo der  
Buchweizen blüht, so wird dieser taub (Stapelholm). — 47. Wo ein Donnerstein  
(versteinerter Seeigel) im Hause ist, schlägt der Blitz nicht ein. Vielfach hat man  
solche auf Blumentöpfen liegen (Stapelholm). — 48. Beim Gewitter legt man einen  
Donnerstein auf den Tisch (Dithm.). — 49. Bei einem Gewitter muss man fromme  
Lieder singen, und bei einem heftigen Donnerschlag muss man sprechen: 'Help  
Gott Jesus Christus!' (Schütze 2, 58). — 50. Ein Himmelsbrief im Hause schützt  
das Haus gegen Blitzschlag (Lunden). — 51. Man nimmt sechs Zwiebeln, schneidet  
diese in der Mitte durch, höhlt sie aus und füllt in die Höhlungen Salz. Diese  
Zwiebelstücke stellt man nun in den Zwölften nach der Reihe der Monate an  
einen trocknen Ort. Die Zwiebelstücke, in denen das Salz trocken bleibt, geben  
die trocknen Monate des Jahres an, während diejenigen, in denen das Salz zur  
Soole geworden ist, die feuchten Monate des Jahres erkennen lassen (Kleve in  
Norderdithmarschen). — 52. In den Zwölften wird der Kalender gemacht



(Dithm.). — 53. Sind die Kühe nachts im Felde unruhig, so gibt es am nächsten Tage ein Gewitter (Dithm.). — 54. Wenn die Schafe einander stossen, so wird es anderes Wetter (Dithm.). — 55. Ein schmutziger Storch deutet auf Regen; ein weisser oder sauberer auf trocknes Wetter (allgemein).

## 12. Tiere.

1. Ein Pferd ist als Füllen neun Tage blind; daher kann es im Dunkeln neun Schritte voraus sehen (Drage in Stapelholm). — 2. Wenn die Pferde nicht gedeihen, so hole man einen Totenkopf vom Kirchhof und vergrabe ihn im Pferdestall (Schütze, Holsteinisches Idiotikon 3, 201). — 3. Halten die Pferde in der Neujahrsnacht den Kopf hoch, so kommen sie im nächsten Jahr vor den Brautwagen, wenn niedrig, vor den Leichenwagen (Lunden). — 4. Einen Ziegenbock im Stalle frei im Stalle umherlaufen lassen, schützt gegen Krankheit der Pferde (Feddringen in Dithm.). — 5. Reitet man zu Markte, um ein Füllen zu verkaufen und das Füllen will nicht von der Hofstelle, so wird es nicht verkauft (Feddringen). — 6. Die Nachgeburt von einer Stute hängt man in einen Baum, da dann das Pferd den Kopf hoch tragen wird (Schwienhusen bei Delve in Dithm.). — 7. Ins Wasser darf die Nachgeburt nicht kommen, da das Füllen dann später ertrinken wird (Feddringen). — 8. Wird im Frühjahr das Vieh auf die Weide getrieben, so lege man ein Beil auf die Stalltürschwelle und lasse das Vieh eins nach dem andern darüber hinwegschreiten. Gut Gedeihen bringt es dem Vieh, wenn es das Beil nicht berührt, Missgedeihen aber, wenn es daran stösst (Tielen und Drage in Stapelholm). — 9. Man bindet dem Vieh, wenn es im Frühjahr auf die Weide gebracht wird, 'Düwelsdreck' (*Assa foetida*) in den Schwanz (Schütze 1, 278. 4, 157). — 10. Wenn das Vieh auf die Weide gebracht wird, reibe man ihm Salz zwischen die Hörner, so kann es nicht verrufen werden (Schütze 4, 157). — 11. Sonntags darf man kein Vieh auf die Weide bringen (Feddringen). — 12. Vor dem Austreiben gab man früher dem Vieh einen gesalzenen und in Teer getauchten Hering ein (Heide). — 13. Wird das Vieh auf die Weide gebracht, so legt man einen Besen vor die Stalltür und lässt es darüber hinwegschreiten (Krempel bei Lunden). — 14. Bringt man das Vieh auf die Weide und man will verhüten, dass es nicht von der Weide fortlaufe, so ziehe man es an einem (neuen?) Strick hin, und zu Hause angekommen, verstecke man diesen an einem Platz, wo weder Sonne und Mond scheint; dann kommt das Vieh nicht nach Haus (Preil bei Lunden). — 15. Beim Austreiben der Kühe muss man den Strick unter dem 'Heck' (Tor) vergraben; dann läuft das Vieh nicht aus (Lehe bei Lunden). — 16. Wenn eine Kuh zum ersten Male gekalbt hat, so muss eine reine Jungfrau dreimal unter ihr durchkriechen, und zwar stillschweigend, so steht sie gut (Schütze 2, 313). — 17. Auch überstreiche man die Kuh dreimal mit einer Handvoll Futter schweigend vom Nacken bis an den Schwanz und lasse es hinter ihr niederfallen (Schütze 2, 313). — 18. Einer kalbenden Kuh hänge man einen Himmelsbrief um (Dahrenwurth bei Lunden). — 19. Hat eine Kuh gekalbt, so gebe man ihr eine Sechlingschale<sup>1)</sup> voll Branntwein mit Brotkrume (Drage in Stapelholm). — 20. Einer Kuh gebe man nach dem Kalben drei 'Schrapp'<sup>2)</sup> vom Teekessel ein (Dahrenwurth). — 21. Will eine Kuh die Nachgeburt nicht lassen,

1) Eine Schale, die früher einen Sechsling (3 $\frac{1}{2}$  Pfg. an Wert kostete.

2) Soviel schwarzer Rost, als man in drei Malen mit einem Messer von den schwarzen Stellen des Teekessels abschaben kann.

so stehle man drei Kohlbüschel und gebe sie der Kuh ein (Schwienhusen bei Delve). — 22. Sobald eine Kuh gekalbt hat und die Nachgeburt noch nicht fort ist, so stelle man die Mistforke hinter das Tier verkehrt um (Wesselburen. Christiansholm b. Hohn im südl. Schleswig). — 23. Den Hamen hängt man hoch in einen Baum, damit kein Hund dabei kommen kann; sonst hat das Vieh kein Gedeihen (Dithm.; vgl. Schütze 2, 96). — 24. Beim Viehstapel ist die Zahl 13 eine Unglückszahl. 7, 14, überhaupt alle Zahlen, die durch 7 teilbar, sind glückbringend für den Viehstapel (Drage). — 25. Einen Wiepeldorn<sup>1)</sup> an dem Stalltürständer befestigen, schützt das Vieh gegen Krankheit (Nindorf bei Hohenwestedt). — 26. Wenn eine Kuh auf das Fuel<sup>2)</sup> wässert, so tut sie es jedesmal, wenn man gerade melken will (Lehe bei Lunden). — 27. Gegen das Behexen des Viehes muss man in einen Balkenständer Teufelsdreck stecken (Kellinghusen). — 28. Will eine Kuh nicht rindern, so gebe man ihr einen Schrapstuten (den letzten Teig aus dem Backtrog); am dritten Tage rindert sie (Schütze 2, 313). — 29. Kauft man Kühe (Schweine, Schafe) von jemand, dem man nicht recht traut, so gebe man ihm unvermerkt einen Schilling über den bedungenen Preis, so kann er das Gedeihen nicht hindern. Tut er es dennoch, so gebe man ihm einen Verweis; sagt er dann: 'Gah man hen, et gift sik', so hat man Hoffnung, dass das Vieh gedeihe. Hilft auch das nicht, so muss man das Vieh 'raden' lassen oder es verkaufen; denn sobald das Vieh in die dritte Hand kommt, so kann ihm der Beschwörer nichts anhaben (Schütze 2, 313. 3, 269). — 30. Gibt man der Kuh geschnittenes Futter, so spucke man dreimal ins Gefäss, woraus sie fressen soll (Schütze 2, 313). — 31. Will eine Quie beim Melken nicht stehen, so lege man ihr eine Männerhose hinten auf den Rücken, aufs Kreuz; oder man binde ein Strumpfband vom rechten Bein um das linke Horn des Tiers (oder umgekehrt); oder aber man nehme dreimal den Milcheimer um den Leib des Tieres herum (Christiansholm bei Hohn in Südschleswig. Dithmarschen). — 32. In den Zwölften muss man das Vieh mit Asche einstreuen, dann bekommt es keine Läuse (Drage). — 33. Wenn sieben Stück Vieh alle nach einer Seite hin liegen, so kommt Besuch (Neuenkirchen). — 34. Im Stall gerade da, wo das Vieh seinen Stand hat, vergrabe man Teufelsdreck; das bringt dem Vieh Gedeihen (Dithm.). — 35. Tröpfelt beim Melken Milch an die Erde, so werden die Kühe 'göst' (trocken) (Dithm.). — 36. Ein Quiekalb ist ein Eckständer im Hause (Lehe bei Lunden). — 37. Einem nüchternen Kalb muss man in das erste Trinken ein Zweipfennigstück legen und dieses dann einem Bettler schenken (Lehe). — 38. Wenn man mit einer Kuh zum Stier zieht, so muss man durch das eine Tor hinauf auf die Hofstelle ziehen, wo der Stier steht, und durch das andere mit der Kuh wieder fortziehen; dann 'bullt' (rindert) sie nicht ab (Dahrenwurth bei Lunden).

1) Wiepeldorn heisst im östlichen Holstein, auf dem Mittelrücken und im Dänischenwold die Heckenrose, *Rosa canina*.

2) Fuel, in Süderdithmarschen auch Heel = Nachgeburt.

## Maltesische Legenden von der Sibylla<sup>1)</sup>.

Von Bertha Hlg.

### 1. Issettisibella oder Settusibilla, die weise Herrscherin.

Diese Schöne, Weise lebte nach der Sünde Adams bis zur Geburt Marias, also gerade 4000 Jahre und einige Tage in den zuversichtlichsten Gedanken und den ehrgeizigsten Plänen. Und dies kam so: da von der ersten Tochter Adams und Evas an bis zur Geburt Marias alle Mädchen vom Versucher umgarnt und zu Fall gebracht wurden, so dass sie in das ewige Feuer kamen, dachte die kluge Issettisibella, dass der Sohn des Meisters, der Mensch werden sollte, allein in ihr zu Fleisch werden könnte, die die schönste unter den Schönen, die weiseste unter den Weisen und die hochmütigste unter den Hochmütigen war. Sie durchschaute alles und gab dem Meister vom Anbeginn an Rat und weissagte, was aus diesem oder jenem würde, falls er wirklich erschaffen werden möchte. Sie galt sehr viel, und ihr Mut war so gross, dass sie Furcht oder Zurückhaltung nicht kannte. Neues gab es nicht für sie; über Erfindungen lächelte sie und sagte höchstens, dies wüssten, die vor tausend Jahren zu den dümmsten gerechnet wurden: „Euch ist's heute neu, weil es Mühe machte, es aufzufinden. Ihr bleibt kleine Menschenlein.“ — An die Geburt eines Mädchens aber, das zur Mutter des Gottessohnes bestimmt sei, hatte sie nie gedacht, da der Meister ihr nie etwas vorenthalten hatte. Sie war jederzeit die Bevorzugte gewesen und verlangte die Ehren für sich allein. Dafür nahm sie sich der grossen und kleinen Geschenke an und regierte mit fester, kundiger Hand. Die Natur wusste sie zu biegen nach ihren Wünschen und ebenso die Herzen und Geister der Menschen. — Wann der Meister sich diese Gehilfin erschaffen hatte, weiss keine menschliche Seele. Einige der alten Weisen vermuten, sie sei dagewesen vom Anbeginn der Welt, andere halten sie für einen der Engel, die mit Lucifer gestürzt wurden, wieder andere sehen in ihr das Geschöpf, welches der Meister dem Adam als Weib bestimmt hatte, mit dem dieser aber nichts anzufangen wusste, da seine Klugheit nicht hinreichte, sich ihr gleichzustellen. Und sie sollte ihm doch untertänig sein. Die Schönheit der Issettisibella blieb immer dieselbe, da sie der Keuschheit pflog und der Reinheit, trotzdem die Zeiten verderbt waren. Es ging etwas Überirdisches von ihrem Körper aus, etwas das bannte, und ihre Weisheit konnte nicht mit irdischer Klugheit verglichen werden.

Sie war die Schwester des starken Samson, des weisen Salomon und des geduldigen Job. Aber den dreien war sie weit über an Stärke, Weisheit und Geduld; sie war älter als sie, und ihre Weisheit war, wie andere Vorzüge, uralte, ururalt. Sie regierte schon einige tausend Jahre, als der Meister ihr die drei zu

1) [Über die Sagen von der mit der Königin von Saba zusammengeworfenen Sibylle vgl. Bousset in Herzogs Realencyclopädie f. protestant. Theologie<sup>3</sup> 18, 265 (1906). R. Köhler, Kleinere Schriften 2, 87 1900. W. Hertz, Gesammelte Abhandlungen 1905 S. 436. Kühnau, Schlesische Sagen 1, 555, 617 (1910).]

Brüdern gab. Und diese Brüder achteten sie sehr hoch, fürchteten sich aber vor ihr, da sie alles durchschaute und gerne nicht nur Zänkereien, sondern auch langwierige Kriege anzettelte. Sie war nämlich eine Kämpferin und führte ihre Leute unter mannigfaltigen Verkleidungen an.

Dann war sie besonders tüchtig und gelehrt als Doktorin. Eines Tages, es war in den Jahren, die ein Ausruhen vom Kriegsgetümmel brachten, machte sie sich daran, ein Buch über die Medizin zu schreiben, da sie gegen jedwede Krankheit ein Kraut kannte. Dieses Buch nun handelte von den schwersten inneren Leiden, die heute die Ärzte unheilbar nennen. Dazu schrieb sie die angebrachten Heilmittel und nannte die wichtigen Kräuter; von diesen Sachen wusste dazumal noch kein Mensch Bestimmtes ausser ihr. Dies also stand im ersten Buch. Das zweite Buch handelte ebenfalls über innere Krankheiten, doch solche, die leichter an äussere Zeichen zu erkennen sind. So schrieb sie über alles, was dem Menschen begegnen kann, Bücher, bis sie neun beisammen hatte. Im zehnten aber sprach sie nicht für diejenigen, die etwas Einsicht haben in den menschlichen Körper, sondern für die Laien, die Leute, die sich gerne selber helfen bei kleinen Unpässlichkeiten. Da stand etwas über das Kopfweg, über das Magenweg, wie mit den Augen, die lichtscheu geworden, verfahren werden soll und mit den Ohren, die schmerzen. Auch über verrenkte Glieder wusste sie zu reden und über die Krankheiten, die die Frauen treffen. Da gab sie die nötigen Mittel an, die aller-einfachsten: Umschläge heisser Breie, warme Getränke; für den vom Wurm befallenen Finger empfahl sie das Abbrühen, für andere Gebrechen wieder das Aderlassen und die Blutegel. Steife Glieder liess sie solange im Meerwasser baden, bis sie gelenkig geworden, und für warzenartige Gebilde auf der Haut empfahl sie die Pflanze Wolfsmilch (*tenghuda*). Sie setzte den 'gewürzten Wein' zusammen, der viel seltsame Sachen enthält, auch das Blut verschiedener Tiere und eine Anzahl von Heilkräutern, ein Getränk, das die Folgen eines Schrecks aufheben kann; auch stammt von ihr das Rezept des siebenfachen Mischtrankes, der schon für viele ein Segen war, trotzdem die Ärzte dagegen eifern. Dieser bestand aus Meerwasser, der Abkochung des Hahnenkammes (*coxcomb*, *common celosia*, *amarante*), der Gewürznelken, des gelben Safrans (*Safran*), der Samenkörner des Frauenhaars (*maidenhair*, *capelvenere*), der Orangenschalen und des roten Pfeffers<sup>1</sup>). Aber im Vergleich mit den andern Büchern war dieses zehnte fast wertlos, es behandelte keine schwierigen Dinge. Kurz und gut, in den zehn Büchern war die Weisheit der Weisheiten aufgestapelt, und der Belesene, der ein wenig eigenes Denken mitbrachte, konnte sogar herausfinden, wie lange dieser und jener am Leben bleiben könne, ob das Leben eines Kranken oder eines neugeborenen Kindes wert sei, erhalten oder vernichtet zu werden. Über die Liebe war gesprochen, über die Macht der Weisheit und des Reichtums, wie sie zu erzwingen, zu erhalten sei. Es war eine gelehrte Arbeit, so unübertrefflich, dass ein gewöhnlicher Mensch sie nie und nimmer zustande gebracht hätte. Nun schloss sie die zehn Bücher in ein Glasgehäuse und schrieb darauf: „Wer Lust hat zu lernen, sich zum Doktor auszubilden, wende sich an mich!“ Dieses Glasgehäuse stellte sie so hin, dass die vorübergehenden Leute es sehen mussten. Natürlich

1 Der Erzähler, ein Strassenarbeiter, hat eine genaue Kenntnis der meisten Kräuter, die auf der Insel zu finden sind, und geniesst beim Volke einen gewissen Ruf als Kenner der 'alten Mixturen'. Da er sich viel mit Kurpfuschereien abgibt und vor der Polizei ängstlich auf der Hut ist, überlieferte er erst nach vielem Widerstreben das vorstehende 'medizinische Buch' der Issettisibella.

ward es von vielen gesehen und besprochen. Gleichzeitig war es überall bekannt geworden, dass diese klügste Frau in den angegebenen Rezepten alles verwendet hatte, was die Natur hervorbringt: angefangen von den Würmern und giftigen Tieren, bis zu den Pflanzen und verschiedenen Wassern. Alles, alles war klar gemacht, doch hat man es vergessen, weswegen wir heute so viel unheilbare, so viel ansteckende Krankheiten haben. Nun aber weiter:

Eines Tages kam ein Jüngling; er wollte den Preis erfahren, der für die zehn Bücher gesetzt sei. Sie sagte: „Hundert Goldstücke von den grossen, die das Siegel meines Bruders aufweisen.“ Da lächelte der Jüngling spöttisch, da es ihm zu viel schien. Es war dies aber einer der reichsten, angesehensten Jünglinge des Landes. Issettisibella oder, wie andere sagen, Settusibilla versetzte: „Ohne diese meine Bücher wirst du nie zur Erkenntnis kommen; ein Arzt aber, der ohne diese Erkenntnis ist, ist weniger wert als ein Esel, weil dieser nicht imstande ist, zu schaden. Also kaufe du nur die Bücher!“ — Er aber begann zu handeln und zu feilschen. Feilsche und bringe jemanden, der feilscht! Zuletzt ging er hinweg, und sie verbrannte ein Buch, wie sie angedroht hatte. Das erste, das beste Buch verbrannte sie. Am nächsten Tage erschien der Jüngling wieder und staunte über die neun Bücher. Er hatte ihre Drohung für leere Worte gehalten. Nun aber begann er erst recht zu feilschen und sagte: „Für zehn Bücher hundert Goldstücke mit dem Siegel des Sultans, für neun bedeutend weniger.“ Sie aber verlangte hundert, nach wie vor. Da wurden sie wieder nicht handelseinig, und ärgerlich ging der Jüngling fort. So verbrannte sie ein zweites Buch; und um eine lange Geschichte kurz zu machen, sagen wir nur dies: sie vernichtete neun Bücher hintereinander, und dabei ging sie nie mit der Forderung herunter. Das letzte Buch nun erstand der Jüngling für diese Menge Geld, und siehe, das Wichtigste war nicht darin. Sie aber lachte ihn aus und sagte: „Du warst ein Esel, als du es dir überlegtest, für die zehn Bücher hundert Goldstücke zu geben. Du bist ein Esel, weil Erkenntnis nie und nimmer Platz nehmen wird in deinem Kopfe. Du bleibst ein Esel, da das Buch deiner Minderwertigkeit nicht aufhelfen kann. Nun geh und lass die Totengräber nicht zu lange warten!“ Und sie behielt Recht; der Jüngling ward ein unfähiger Arzt und büsste später schwer für seine Misserfolge. Nun weiter in der Geschichte.

Ein andermal geschah es, dass Salomo, als er zufällig wieder mit ihr im Streite lag, an den Augen erkrankte, und zwar derart, dass er das gedämpfte Licht des Tages und das Licht, das seine Öllampen spendeten, nicht mehr ertragen konnte. Es bildeten sich eitrige Ansammlungen, und die Augenwimpern rupfte er sich aus vor Pein; er litt grosse Schmerzen und ward verzagt wie ein Bettler, der von Hunden verfolgt wird. Da er aber seine Schwester, die kluge Settusibilla, nicht um Hilfe angehen wollte, weil diese sie ihm nicht ohne Hohn und Spott oder gar nicht hätte angedeihen lassen, so versuchte er es mit allen möglichen Mitteln. Er liess sich Kräuter holen von nah und fern, er badete alle Augenblicke die kranken Teile und liess sie sogar von Zauberern besprechen, er, der König und Richter. Aber das Übel verschlimmerte sich mit jedem Tag, und er lebte beständig in der Furcht, hilflos wie ein Aussätziger erblinden zu müssen. So litt er volle vier Jahre, und fast täglich versuchte er ein neues Mittel; die Gaukler und Quacksalber hatten nun freien Zutritt, und schöne Zeiten wussten sie daraus zu schlagen. Zuletzt aber musste er es einsehen, dass all seine Mühen vergeblich waren, und so sagte er zu sich in seiner Seele: „Ich muss versuchen, das Heilmittel durch eine List aus meiner Schwester herauszulocken. Freiwillig steht sie mir nicht bei, und demütig zu sein steht mir nicht an!“ So rief er einen grossen

Haufen Kinder seiner Stadt zusammen und sagte ihnen: „Versammelt euch und lauft und springt durch die Strassen! Dabei sollt ihr frohlocken und jauchzen und schreien; ich werde euch reichlich belohnen. Begebt euch wie von ungefähr hin an den Palast meiner Schwester und jubelt und schreit noch lauter. Tritt sie dann heraus und erkundigt sich nach der Ursache eures Lärmens, so antwortet: Wir sind so übermütig und lärmern so froh, weil Salomon, unser Sultan, nun endlich von seinem Augenübel geheilt ist, so dass er das Licht des Tages und seiner tausend Öllampen schauen kann! Dann merkt genau auf, was sie erwidert, und hinterbringt es mir getreulich! Grosser Lohn soll euch werden.“ — So gingen die Kinder, die sich keinen lustigeren Auftrag denken konnten, hin und vollführten einen unbeschreiblichen Lärm. Als sie hinkamen an den Palast der Settusibilla, trat diese richtig ganz verwundert heraus (sie war nämlich sehr wissensbegieriger Natur und ging jedweder grossen oder kleinen Sache auf den Grund) und erkundigte sich nach der Ursache des Freudengeschreis, worauf die Kinder versetzten: „Unser Sultan ist von seinem Augenübel geheilt und kann jedes Licht schauen. Wir aber jubeln und frohlocken.“ Da sagte sie: „Ich glaube es wohl, denn als kluger Mann wird er seine Augen wohl nur mit dem Ellbogen berührt haben.“ Da gingen die Kinder heim und berichteten alles, Wort für Wort. Salomon aber schlug sich vor die Stirn und rief: „Dacht' ich's doch! 'Mit dem Ellbogen berühren' heisst 'nicht berühren', und so gebe ich jetzt die Kuren auf.“ Er tat es auch wirklich und badete die Augen fortan nur so, dass er sie offen in das mit reinem Wasser gefüllte Becken hielt. Bald waren sie rein und frei von dem wilden Fleisch, das sich gebildet hatte mit dem Eiter.

Sie, die unerbittliche Settisibella, die selber über grosse Reiche herrschte, lebte lange Zeit mit Salomo zusammen. Es geschah dies aber, um ihn zu prüfen und um die geheimnisvollen Kräfte, die er in sich hatte, kennen zu lernen. So kam es auch, dass Settisibella die erste Ursache seines Unterganges war; er hatte sich ihr verraten in Stunden, die ihn lässig, dem Vergnügen hingegeben, gefunden. Settisibella gab nämlich nie, ohne zu nehmen, auf den eigenen Vorteil bedacht zu sein. Sie war sehr oft in Streit mit Salomo. Dieser ärgerte sich oft zu Tode, weil sie ihn stets zu überbieten, zu überführen wusste. War z. B. von den ersten Menschen die Rede, so fragte sie ihn: „Was dachte sich Eva, als sie sich Mutter fühlte?“ Und Salomo antwortete: „Sie fand einen Trost darin, gesegnet zu sein.“ Sie aber lachte ihn aus und sagte: „Falsch! Sie hatte so entsetzliche Angst vor sich selber, eine Angst, die sich mit der Zeit bis zum Wahnsinn steigerte, dass Adam vor ihr fliehen, sich verbergen musste, bis ihre Zeit gekommen.“ Oder sie fragte Salomo: „War es gemäss dem Willen unseres Meisters, dass Eva sich dann ein zweites Mal Mutter fühlte?“ Salomo versetzte dann: „Sicher! Er wollte die Erde bevölkern.“ Settisibella aber spottete: „Falsch! Du müsstest es an den Folgen ersehen: Kain, das Kind der Sünde, empfangen gegen das Gebot des Meisters, trug den Fluch in sich und lebte nur, um die Frucht der zweiten Sünde, begangen an Eva, zu töten. Der Meister hätte andere Mittel und Wege gehabt, die Erde zu bevölkern, wäre ihm daran gelegen gewesen.“ Settisibella kannte nämlich die alte Geschichte gar gut, da sie vom Anbeginn gelebt hatte und mit allen Geistern in Verbindung war. Sie wusste, in wessen Leibe sich eine der wundervollen Perlen befand, und konnte genau sagen, welche Wanderung diese vorgenommen! Sie selber glaubte eine Perle in sich zu tragen, und ihr unbeschreiblicher Stolz wird wohl deshalb so stark gewesen sein; sie hoffte immer, die Mutter des Sohnes ihres Meisters zu werden. Wir werden davon erzählen und die Geschichte dann abbrechen. Sagen müssen wir noch, dass sie schwierige

Aufgaben, über welche Salomo und andere weise Männer Wochen und Monate lang nachgedacht hatten, um sie zu verwirren, zu beschämen, in kurzer Zeit löste. Und da sie Salomo an Weisheit übertraf, so stellte sie ihm ihrerseits Aufgaben, die zu lösen er nie imstande war. So gab es stets Hader und Zank zwischen den beiden: jedes wollte den Meister spielen, und wenn Settisibella sich für eine Stunde unterwürfig zeigte, so durfte Salomo gewiss sein, dass sie etwas Böses gegen ihn ausspielen wollte. Sie beherrschten aber die ganze Welt und hatten grosse Macht über die Herzen und die Geister; auch Salomo glaubte die wunderherrliche Perle in sich zu fühlen und schrieb ihr alles zu, was an Kräften in ihm war. Und so wollen wir sagen, wohin Settisibella gebracht wurde durch diesen ihren Glauben, dass ihr Leib geheiligt sei.

Sie lebte sehr gern mit jungen Mädchen zusammen. Es war ihre Lust, deren Wachsen an Leib und Seele zu verfolgen. So gründete sie eine Art Schule; damals hiess man es anders, wir wollen aber Schule sagen. In diese Schule nun konnte kein Mädchen aufgenommen werden, welches nicht schon körperlich entwickelt war. Eltern, die ihre Mädchen vor dieser Zeit in die Schule geben wollten, bedeutete sie, dass das geistige Wachsen im Verhältnis zum Wachstum des Körpers stehe, und dass sie deswegen nur vollkommen entwickelte Mädchen in die Lehre nehmen könnte. Diese Mädchen nun, die alle aus den angesehensten Familien stammten, behielt sie bis zum achtzehnten Jahre, nicht länger. Hatten sie dieses Alter erreicht, so war ihre Lehrzeit beendet. Im ganzen hatte sie meistens 15, einige Male 17 Mädchen. Es war aber etwas Geheimnisvolles um diese Schule, und die Schülerinnen wurden zum Schweigen verpflichtet. Nun weiter; da es Sitte war, dass die angesehenen Leute ihre Töchter in die Schule der Settisibella gaben, bevor sie verheiratet wurden, geschah es, dass Maria<sup>1)</sup>, die spätere Mutter des Gottessohnes, auch in diese Schule kam und dort verbleiben musste, trotzdem sie Tränen weinte, die andere Menschen, ja selbst solche, die Steine an der Stelle tragen, wo das Herz sein soll, erweicht haben würde. Nicht so die Settisibella.

Die Meisterin hatte eine besondere Sitte eingeführt; jeden Morgen fragte sie die Mädchen, die einzeln vor ihr erscheinen mussten, was sie geträumt. Oft legte sie dann die Träume aus, doch war ihr nicht darum zu tun, ihre Neugierde zu befriedigen. Das eine Mädchen erzählte nun z. B., sie hätte von einem schönen Kleide geträumt, das andere von angebissenen, gekochten Saubohnen (einem von den Maltesern hochgeschätzten Gericht), das dritte von einem herrlichen Jüngling usw. All diese Mädchen fertigte sie meist kurz ab und war nur darauf bedacht, zu erfahren, was die stille Maria für einen Traum gehabt. Es schien ihr sehr viel daran zu liegen, und immer war es ihr, als trüge dieses Mädchen die heilige Perle, die den Leib heilig machte, in sich, nicht sie selber, die Settisibella. Aber seltsamerweise träumte Maria nie, was der Meisterin so grosse Freude machte, dass sie sie vor allen auszeichnete. Immer wieder sagte sie sich dann: „Der Empfängnis des Gottessohnes geht ein Traum voran, der von der Perle kommt, und ich selber bin wohl die Erkörene, werde die Geliebte des Meisters.“ — Eines Tages fragte sie die stille Maria wieder, und diese berichtete freudig: „Ich träumte, dass ein Same in meinem Schoss keimte, zum Pflänzchen wurde, Sprossen trieb, bis ein Baum daraus entstand, dessen blätterbesetzte Äste sich über die ganze Welt breiteten, Schatten spendend und zur Rast einladend.“ — So erzählte die stille Maria in aller Einfalt; die Lehrmeisterin aber wurde ausser sich vor Wut

1) Vgl. De Nino, Usi e costumi abruzzesi 4, 16 bei Dähnhardt, Natursagen 2, 263 nr. 4 c

und Enttäuschung, raufte sich die Haare aus, die so lang waren wie die doppelte Länge ihres Körpers; sie schlug mit dem Kopfe an die Wand, biss sich die Zunge blutig und wälzte sich wie ein unreines Tier auf dem Estrich, Laute ausstossend, die an Irrsinnige gemahnten.

Im Himmel beobachtete man dieses verzweifelte Rasen, und da sie die grösste Meisterin war, vom Anbeginn gelebt hatte und so durch viele Auszeichnungen, die ihr durch den Meister geworden, sich als durch die göttliche Perle geheiligt betrachten durfte, hatte man Mitleid mit ihr, wollte sie vielleicht auch unschädlich machen zum Besten der stillen Schülerin Maria. Es flog also ein Engel zur Erde, der sprach: „Meisterin, sei ruhig! Was du verlangst, soll dir werden; nur von dem einen Wunsche, Mutter des Meistersohnes zu werden, musst du ablassen. Diese Gnade kann dir nicht gewährt werden, sie ist einer reinen Jungfrau vorbehalten. Wähle also eine andere Gnade!“ Sie aber, die grosse, weise Meisterin Settisibella, begann nun erst recht ein tolles Rasen, und der Engel war entsetzt, als er ihr Gebahren gewahrte. Sie wie ein wildes Tier wälzend und mit den erniedrigendsten Gebärden, die alles, was ihr noch Hoheit verblieben war, auslöschten, schrie sie zuletzt wie besessen: „Ich wünsche ewig in der Hölle zu leben.“ Im selben Augenblick öffnete sich ein Spalt, eine entsetzliche Kluft, und sie fuhr hinunter, mitten hinein in das unterirdische Reich. Seitdem lebt sie dort, in derselben Weise, wie sie auf Erden gelebt hatte; sie lebt, sie kann nicht sterben, in alle Ewigkeit muss sie dort verweilen, da es für sie, die die Perle gekannt und den Sinn derselben, keinen ewigen Tod geben kann. Das Feuer aber und all die Qualen, die den Verdammten kein Ausruhen gönnen, verspürt sie nicht und lebt verhältnismässig glücklich; sie ist immer noch Herrin, zwar im dunklen Reiche, aber doch Gebieterin<sup>1)</sup>.

Maria aber, die stille, bereitete sich unwissentlich darauf vor, die Mutter des Erlösers zu werden. Nun geschah es aber eines Tages, dass Lucifer, der bis dahin über das Reich der Hölle zu gebieten hatte, von seiner nunmehrigen Gebieterin, der Settisibella, einen Auftrag erhielt, den er sofort ausführen musste. Nun hört:

Bis dahin hatte ihm kein Mädchen widerstanden, es gab auch, ausser der stillen Maria keine Jungfrau, sie alle waren gefallene Mädchen und insgesamt für die Hölle bestimmt. So nahm Lucifer sich vor, die stille Maria zu versuchen, um dann hinzutreten mit dem Zeichen ihres Falles vor die stolze Settisibella. Er nahm die Gestalt eines sehr einnehmenden Jünglings an und trat vor die stille, schöne Maria, indem er, linde Schmeichelei in die Stimme legend, sagte: „Du Schönste unter den Schönsten, im freiwilligen Gewähren liegt nie und nimmer eine Schuld, nur im Erzwungenen und ohne Vorbedacht, im Leichtsinne Gegebenen. Mir dürftest du eine Gnade freien Herzens gewähren, einen Kuss. Lass mich dich küssen; deine Reinheit, alles, was an Lichtem, Gutem in dir ist, wird aufleben, wird dich hochstellen über deine Genossinnen. Alles, was du tust, wird nie Schatten werfen, sondern Licht austrahlen auf deine Bestimmung. Du wirst sie dann erkennen, sie wird dich entwickeln, aufnahmefähig machen. Lass mich für diesmal deinen Lehrer sein!“ — Und die stille Maria, die einzige, die unter den Mädchen ihrer Zeit nicht für die Hölle bestimmt war, sagte: „Tu, wie es dir im Sinne liegt!“ und dabei lud sie ihn mit einer Handbewegung ein, näherzukommen. Kaum aber beugte er sich über ihr Gesicht, so schlug sie ihn mit der flachen Kinderhand so heftig ins Genick, dass er laut mit den Zähnen knirschte. Die ganze Welt vernahm es, dieses Knirschen, es war ein schreckliches Erdbeben,

1) Vgl. oben 17, 57. 250. 21, 3 über den hohlen Berg der Sibylle.



auch das Meer trat aus seinem Rinnsal. Seit dieser Zeit trägt der Teufel die Merkmale dieses Schlages am Nacken, da dieser breitgedrückt ist und wulstig. Und die stille Maria erfüllte so das Wort, das geschrieben steht vom Tage an, als der Herr Adam und Eva aus dem Garten wies: „Es wird eine Jungfrau kommen, die dich auf den Nacken schlägt und ihn dir breitquetscht.“

So endet die Geschichte der klugen Settisibella, derengleichen es durch Gottes Willen nicht mehr geben wird. Sie hatte des Meisters Gaben gemissbraucht, Salomo, den weisen Herrscher, zu bösem Ende geführt und die Völker aufgewiegelt. Die Macht stund eben ihrer eigenwilligen Hand nicht an. Deswegen entriss sie ihr der Herr, der Meister.<sup>1)</sup>

## 2. Der weise Salomon und seine kluge Schwester Issettisibella.

Der weise Salomo hatte eine Schwester, die Issettisibella hiess oder auch Sittazbrilja<sup>2)</sup>. Es kam nun oft vor, dass diese beiden sich gegenseitig mit Rätselaufgaben neckten, und da seltsamerweise stets, oder fast stets, die kluge Schwester die rechte Lösung brachte, so zürnte ihr Salomon sehr oft und begann zu streiten über Nichtigkeiten.

Einst unterhielten sich diese beiden über die Geschichte des Joseph, der in Ägypten König war. Sie kamen nun über die Frau des Putiphar zu reden, die es versucht hatte, den Joseph zu verführen. Und so kam es, dass Issettisibella den Bruder fragte: „Was hättest du an Stelle des Putiphar getan, wie hättest du gerichtet?“ Salomon sagte: „Der Schein war gegen ihn. Und er hatte seine Frau nie Lügen oder falsche Worte aussprechen hören. So gab er den Mantel, den die Frau in der Hand hielt, mit Fug und Recht den Ausschlag.“ Da lachte Issettisibella den Bruder aus und sagte: „Dass ihr Männer von Anbeginn das Nächstliegende übersehen müsst; dass euer Urteil immer aus Worten besteht, die ängstlich und unklar angespannt sind, und dass trotzdem euer Mut nicht fällt, weiter als Herrscher und Richter zu gelten! Siehe, Putiphar hätte das zu fällende Urteil einfach und schlicht vom Rock ablesen können, den seine Frau ihm vor die Augen hielt: war der Rock auf der Vorderseite zerrissen, so war Joseph der Angreifer, der Schuldige; war er auf der Rückseite zerrissen, wie es ja auch war (ich überzeugte mich selber), so war sie die Angreiferin, die Schuldige. Aber das Urteil der Männer ist wie der Topf aus Tonerde, der einen Klang in sich hat, solange er heil ist und nicht in Scherben.“ — Da staunte Salomon über ihre Weisheit, wollte dies aber nicht zugestehen, weil er sich wieder gekränkt fühlte, und sagte nur: „Deine Rede mag gut sein; mich mahnt sie aber an ein Bild aus Lehm, aus weichem, das willkürlich unter den Fingern entsteht, ohne dass man Wert darauf legt. Es kann ein solches Bild gut oder schlecht sein, Bestand hat es keinen und also keinen Wert. Folgerungen lassen sich unschwer aufstellen.“ — Issettisibella aber, die ihn wohl durchschaute, sagte abweisend und höhnlisch: „Würdest du, wenn ich dir ein Bild machte von der körperlichen Erscheinung des Putiphar, daraus schliessen können, welche Veranlagung und Gewohnheiten er

1) Der Erzähler, ein einfacher, aufrichtiger Mann, ist etwas zur Mystik geneigt und spricht gerne in dunklen Ausdrücken. Er nimmt es sehr ernst mit seinen Ausführungen und Erklärungen; oft berichtet er unaufgefordert nach Tagen irgendeinen Punkt, „damit nichts geändert oder falsch aufgefasst werde von den alten Worten der Vorfahren, die diese Überlieferungen weitergeben von Sohn zu Sohn“.

2) In sicilischen Legenden (Pitrè, Fiabe e leggende sic. 1888 p. 127. 129) heisst Salomos Schwester Sapienza oder Stella.

hatte? Das ist mehr als ein Bild aus Lehm.“ Salomo wollte sich nicht unsicher zeigen und bat um die Beschreibung. Issettisibella aber sagte nur: „Es sei dir genug zu wissen, dass sein Bart und auch sein Schnurrbart weiss waren, das Kopfhaar hingegen dunkel, ohne einen weissen Strich. Was siehst du, mein kluger Bruder, darin?“ — Darauf wusste Salomon nichts Ganzes zu sagen, er behalf sich mit allgemeinen Redensarten, und dabei galt er als weiser Mann, als ein wahrhaft kluger. Sie aber antwortete: „Wer viel denkt und mit dem Kopfe arbeitet, dessen Haar wird bald weiss, er wird müde. Wer viel kaut, viel isst, mit dem Munde und den Kinnladen schafft, dessen Bart wird auch bald weiss. So sollst du leicht ein Urtheil fällen können, welche Charaktereigenschaften er besass.“

Ein andermal besprachen sich die Geschwister wieder über viel wichtige Sachen, solche, die von anderen Leuten hingenommen werden, wie sie sind, richtig oder unrichtig. Issettisibella aber liess nichts leicht unbeachtet und nahm nichts leicht als Wahrheit an. Es war eine grosse Fähigkeit in ihr, die ein Niederziehen zum Gewöhnlichen nicht gestattete. So besprach sie sich gerne mit Salomo, dem klügsten Menschen seiner Zeit. Und sie sprachen von Eva und darüber, wie sie zur Schlange gestanden hatte. Salomo sagte das, was er gehört, Issettisibella das, was sie gesehen. Und da stritten sie. Zuletzt aber überzeugte sie ihn etwas, trotzdem er dies nicht wollte. Sie führte aus: „Eva war die Freundin der Schlangen. Sie spielte mit diesen Tieren, und diese waren es, die sie dazu brachten, die Sünde zu kosten, um sich dann mit Adam zu vergehen gegen den Willen des Meisters, der ihnen eine Frist festgesetzt hatte. Und da der böse Engel wusste, wie nah sie den Schlangen stand und wie sie sie liebte, nahm er diese Gestalt an und versuchte sie nochmals; da lernte sie Verderbliches, und Adam wusste nichts davon. Der Meister aber, der Herr, erzürnte über die unreine Frau und den leichtsinnigen, blinden Mann und fügte es, dass beide sich in bestimmten Zeiträumen, dem Laufe des Mondes gemäss, unwohl fühlten. Es blieb dies auch lange Zeit so, doch änderte der Meister dies dann dahin ab, dass die Frau allein mit der Unpässlichkeit heimgesucht wurde, da der Mann es nicht verstand, sich in anständiger Weise zu verhüllen. Doch geschah dies viel, viel später und erst dann, nachdem auch die Männer Kinder zur Welt gebracht hatten, die aber samt und sonders schwach und krüppelhaft waren: der Mann muss seiner schweren Arbeit nachgehen und kann auf sich selber nicht viel Rücksicht nehmen.“ So redete Issettisibella mit Salomo und sagte viel wahre Worte.

Auch sprachen sie einst über Kain, und Salomo hatte eigene Ansichten. Issettisibella wusste aber mehr und erzählte folgendes, um zu zeigen, wessen Kind er war: „Eva gebar Zwillinge, erst ein Mädchen, das Adam zum Vater hatte, und einen Sohn, dessen Vater die Schlange war, oder umgekehrt; aber es wird wohl so sein, wie ich gesagt. Und Adam hatte keine Liebe zu Kain, er fühlte sich hingezogen zum Mädchen, welches sehr schön war. Und der Meister sagte: „Diese beiden Kinder sind für einander bestimmt, sie sollen Mann und Weib werden und ein neu Geschlecht bilden.“ Nun geschah es aber, dass Eva wieder Zwillinge gebar, und zwar diesmal einen Sohn, den sie Abel hiessen und eine Tochter. Nun war aber dieser Sohn Adams Kind, das Mädchen aber hatte denselben Vater wie Kain. Eva gebar dann noch viele Kinder, aber wir wollen nur über diese vier reden. Die Kinder wuchsen auf, und eines Tages sagte Abel zu seinem Vater: „Meine Frau gefällt mir nicht; ich hange an der, welche meinem Bruder zugesagt ist. Gib sie mir! Kain soll sich zufriedengeben mit meinem Weibe.“ Da staunte Adam sehr, ohne zu wissen, welchen Vater die beiden anderen hatten. Er hatte nämlich gerade Abel und die Schwester Kains gar lieb. Da ging er hin zu

Kain und suchte ihm sein Weib, das schöne, mit Gewalt zu nehmen, da Worte und Drohungen nichts fruchten wollten. Kain ward nun sehr betrübt und wusste sich vor Leid und Hass nicht zu fassen. Zuletzt sagte er: „Wir wollen Altäre errichten und Opfer bringen. Wessen Feuer Rauch zu erzeugen vermag, der in die Höhe steigt, der soll das schöne Weib haben. Steigt der Rauch von beiden Holzstössen in die Höhe, so bleibt es so, wie es sich bei der Geburt begeben: jeder habe seine Zwillingschwester zum Weibe.“ Nun geschah es aber, dass Eva dies Gespräch hörte und ihrem Lieblingskinde Kain helfen wollte, denn sie hatte ihn sehr lieb. Eilig ging sie hin und schüttete rund um das Opfer Abels Wasser, auf dass sich keine Flamme bilden könne. Die Brüder wussten nichts davon. Sie zündeten ihre Stösse an, und das Wasser, das aussen alles benässt hatte, liess es nicht zu, dass das Feuer sich ausbreitete. Es brannte nur in der Mitte des Stosses, und siehe, der Rauch stieg gerade zum Himmel, während Kains Opfer loderte und nicht rauchte, oder nur sehr wenig aus den Fugen heraus. Da frohlockte Abel und wandte sich heimwärts, um seine schöne Schwester, das Weib Kains, zu besitzen. Kain aber lief ihm nach und erschlug ihn; er hatte das Wasser gesehen, das um Abels Stoss geschüttet war. So kam das grosse Leid über Adam und Eva.

La Vallette, Malta.

(Schluss folgt.)

## Kleine Mitteilungen.

### Über Tiroler Bauernhochzeiten und Primizen.

(Vgl. oben 23, 399—406.)

#### 3. Eine Primizfeier im Burggrafenamte und ein Primiztafelied aus dem Pustertale.

Die Primiz, d. i. die erste Messe eines neugeweihten Priesters, vom Volke als Vermählung desselben mit der Kirche aufgefasst, wird in den Alpenländern allgemein überaus feierlich begangen und stellt so gewissermassen eine geistliche Parodie der Hochzeit dar. Es ist klar, dass bei solcher innerer Verwandtschaft auch die Formen der weltlichen Hochzeit in die Primizfeier eingedrungen sind. Allerdings ist die Primiz, wie schon Kohl in seinem oft angezogenen Buche betont<sup>1)</sup>, im allgemeinen an Gebräuchen viel ärmer und gleichförmiger als die weltliche Hochzeit. Kohl bringt eine Primizbeschreibung aus dem Sarntale, die ganz gut als Typus der südtirolischen Primiz überhaupt angesehen werden kann, wenn auch anderorts Abweichungen vorkommen. Insbesondere ändert sich der äussere Eindruck dieses Festes nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegend; eine Primizfeier wird im reichen Etschtal natürlich mit viel mehr Gepränge und Kostenaufwand verbunden sein als in einem

1) Kohl, Die Tiroler Bauernhochzeit 1908 S. 276. — Vgl. Piger, Eine Primiz in Tirol (oben 9, 396—399) und Blümml, Drei Primizlieder (oben 18, 88—90).

Bergdörflein (eines hochgelegenen Seitentales. Ich möchte daher hier, obgleich die Ähnlichkeiten grosse sind, die Beschreibung einer Primiz oder 'nuien Möss' (neue Messe) bieten, wie sie sich in einem reichen Weindorfe des Burggrafenamtes (Meraner Gegend) abspielt. Vielleicht lohnt es sich auch deswegen, weil ich doch den einen oder den anderen Zug mit grösserer Ausführlichkeit zu behandeln in der Lage bin. Mein Gewährsmann ist ein geistlicher Freund, der vor einigen Jahren hier primiziert hat.

Zu den wichtigsten Vorbereitungen der Feier gehört die Aufstellung von Triumphbögen. Solche stehen vor dem Kirchenportal, vor dem Widen (Pfarrhaus), am Eingange des Dorfes, vor dem Elternhause, gelegentlich auch in einer Dorfasse, durch die der Zug kommen muss, und vor dem Wirtshause, in dem das Festessen stattfindet. Die notwendigen Taxen (Fichten- oder Tannenäste) und das Gerüstholz werden auf Kosten der Gemeinde herbeigeschafft. Das Winden der Girlanden übernehmen meist freiwillig junge Burschen, die dafür vom Hause des Primizianten reichlich mit Wein versorgt werden. Zwischen den einzelnen Triumphpforten stehen oft noch 'Mandlen' (taxenumwundene Säulen), die mit Bogen von Taxengewinden untereinander und mit den Triumphpforten verbunden sind. Der Bau dieser Bogen geschieht nach gewissen Traditionen, und es gibt eigene Leute, die sich darauf verstehen. Der Hauptstolz jedes Bogenbauers ist es, die Tore möglichst hoch zu machen. Das Grundschema der Pforten nähert sich zumeist der Form eines gotischen Kirchenfensters. In den Giebel werden allerlei Zierrate, gewöhnlich auch ein Kelch, hineinkomponiert. Zahllose Fahnen, die zwischen die Gewinde gesteckt werden, beleben das Gesamtbild. In hervorragender Weise müssen auch deutsche und lateinische Chronogramme der Verherrlichung des Festes dienen. Gewöhnlich ist es ein alter Frühmesser oder Pater, der diese Dinge zusammenstellt; es gibt deren, die in diesem Metier berühmt sind. Chronogramme werden vor allem an den Triumphbögen, dann am Widen, an der Kirche, am Wirtshaus, im Speisesaale und vor dem Schlafzimmer des Primizianten angebracht; sie enthalten in aphoristischer Form (manchmal auch in Versen) Gratulationen an den Primizianten, an seine Eltern, an die beglückte Gemeinde, auch fromme Sprüche. Die aufgelösten Zeitangaben geben das Geburtsjahr des Primizianten, das Jahr der Primiz u. dgl. an.

Eine sehr wichtige Rolle bei jeder bäuerlichen Feier in Tirol spielt das Schiessen. In alten Zeiten wurde zu Hochzeiten, Kindstauen und Primizen mit Gewehren geschossen, wie aus den Verordnungen Maria Theresias und Kaiser Josephs II. hervorgeht, die sich lange vergeblich bemühten, den Unfug, zwischen den Häusern zu schiessen, abzustellen, und strenge Strafen dafür androhten<sup>1)</sup>. Diesem Brauche müssen wohl alte Vorstellungen zugrunde liegen, da es dem Bauern gar so schwer fällt, sich davon loszusagen. Heute begnügt man sich zwar mit Pöllern, die auf einer Anhöhe ausserhalb des Dorfes losgelassen werden; aber sie kommen desto reichlicher zur Verwendung. Bei der Primiz meines Gewährsmannes wurden jedesmal nicht weniger als 154 losgelassen. Es gehört zu den Vorbereitungen der Primiz, die Pölller zusammenzuleihen, um möglichst viele Schüsse in einer Reihe abgeben zu können.

1) Hofentschliessung vom 6. Juli 1752 (k. k. Theresianisches Gesetzbuch 1, 367), Verordnungen vom 13. Februar 1754 (ebd. 2, 330), 17. Jänner 1756 (ebd. 3, 350), 17. Juni 1766 (ebd. 5, 61), 17. Mai 1768 (ebd. 5, 297), 16. August 1775 (ebd. 7, 349 für Steiermark), 15. Jänner 1787 (Handbuch aller unter der Regierung des Kaisers Joseph II. f. d. k. k. Erbländer ergangenen Verordnungen und Gesetze 13, 55 für Böhmen), 24. März 1800 Sr. k. k. Majestät Franz II. politische Gesetze und Verordnungen 15, 42 für Böhmen).

Umfassende Vorbereitungen werden natürlich auch für das Primizmahl getroffen. Da wird schon tagelang vorher gesotten, gebacken und gebraten, und viel Vieh muss das Fest mit seinem Leben bezahlen. Die Tafel wird mit Blumen, Türmen von Obst- und Backwerk, Eispyramiden usw. aufs prunkvollste herausgeziert. Auch für diese Verrichtungen gibt es eigene Leute, die oft weit und breit berühmt sind und herbeigeht werden. Sie machen sich natürlich recht wichtig und tragen schon im Gesicht einen Abglanz ihrer Bedeutung. Die Sitzordnung wird vorbestimmt: der Festgast findet seinen Namen neben dem Teller. Den Ehrenplatz nimmt natürlich der Primiziant ein, neben ihm sitzen der Primizprediger und die Eltern, unfern auch die Primizbraut. Im übrigen ist man nicht sehr heikel, lässt aber die Geistlichen, die Städter und die Bauern möglichst in Gruppen beisammen sitzen. Alle neugierigen Leute gehen am Tage vor der Primiz ins Wirtshaus und sehen die Primiztafel an.

Einen wichtigen Teil der vorbereitenden Handlungen bildet ferner das Einladen. Es wird gewöhnlich von einem Bruder des Primizianten, der dazu die schicke Nationaltracht anlegt und einen grossen Buschen auf dem Hut hat, und dem Pfarrer des Ortes besorgt. Die beiden fahren im Wagen zur ganzen 'Freundschaft', auch in den entlegeneren Nachbargemeinden herum, und bringen ihre Einladung an. Überall bekommen sie Essen und Trinken vorgesetzt. Es ist Sitte, bei dieser Gelegenheit nur weissen Wein zu bieten. Eingeladen werden ausser den Verwandten die Geistlichen der Umgebung, alte Schulkollegen, Theologen, besonders die vom selben Jahrgang. Die Zahl der Festteilnehmer überschreitet 150 nicht selten.

Zur Priesterweihe, die in unserem Falle in Trient stattfindet, finden sich nur die allernächsten Verwandten ein. Mit ihnen reist dann der Primiziant in seine Heimat, gewöhnlich kommt er dort erst am Vorabende des Festtages an, damit er die Vorbereitungen zur Feier nicht sieht. Am Eingang des Dorfes — in Eisenbahnstationen am Bahnhof — erwartet ihn die Geistlichkeit, eine Abordnung der Gemeindevertretung und die Verwandtschaft, ferner was an Primizgästen schon da ist und natürlich viel schaulustiges Volk. Unter dem Krachen der Pöller hält der Vorsteher eine Anrede an den Gefeierten, auf die derselbe kurz erwidert. Der Zug geht dann zur Kirche, wo ein kurzes Gebet verrichtet wird, und darauf in den Widen zum Abendessen. Der Primiziant zeigt sich wenig und schläft nicht zu Hause, sondern im Widen.

Am nächsten Tage, dem der eigentlichen Feier — gewöhnlich ein Sonn- oder Festtag — wecken schon in aller Frühe, beim Beläuten um 4 oder 5 Uhr, Pöllerschüsse. Die Primiz beginnt gewöhnlich um 8 Uhr. Vorher kommen alle Gäste in Festtracht, die Bauern im Nationalkostüm, Jungfrauen mit einem Kranz in den Haaren, im Widen zusammen und erhalten den Primizbuschen, Geistliche einen Kranz am Arm, Laien ein Sträusschen für Hut oder Rock, der Primiziant selbst einen Kranz mit Kelchbild oder ähnlichem. Das Befestigen besorgen Verwandte, alte Tanten u. dgl. Der Primiziant wird hier auch mit Albe und Pluviale bekleidet, ebenso die Diakonen, gewöhnlich Primizianten desselben Jahrganges. Vor dem Widen warten die Leute und die Himmelträger. Beim Verlassen des Widen sagen Kinder oder die weissgekleidete und bekränzte Primizbraut nicht selten ein Gedicht auf. Dann beginnt der Einzug in die Kirche, der, wenn viele Leute da sind, oft grosse Umwege machen muss, um sich entwickeln zu können. Im Zuge befinden sich die Musik, die Geistlichkeit mit dem Primizianten unter dem Himmel, die Braut, die auf einem Kissen einen Kranz trägt, und die Verwandten und Gäste. Das Volk bildet Spalier. Dazu läuten die Glocken und krachen die

Pöller. Beim Betreten der Kirche erschallt vom Chor ein Einzugslied, dann das *Veni creator spiritus*. Darauf folgt die Primizpredigt, die gewöhnlich der Priester hält, der den Primizianten seinerzeit für das Gymnasium vorbereitet hat; sonst ein Verwandter oder besonderer Gönner. Zur Primizpredigt, die sich vornehmlich mit der hohen Bedeutung der Priesterwürde beschäftigt, gehört unbedingt eine Apostrophe an den Primizianten, dessen Eltern, Verwandte und Gönner. Das ist der Moment allgemeiner Erbauung und Rührung und geht nicht ohne reichliche Tränen ab. Nach der Predigt erteilt der Primiziant den Segen, der ein eigenes Formular und besondere Kraft besitzt. Nun folgt das Amt, bei dem zwei Diakonen assistieren. Der Pfarrer des Ortes ist Zeremoniär; der Dekan fungiert gewöhnlich als Assistent, ein tirolischer Abusus, da das Recht auf eine Assistenz von der Kirche nur infulierten Prälaten zuerkannt wird. Die Primizbraut, womöglich eine Schwester des Primizianten, tritt während des Hochamtes wieder in Funktion. Sie ist gewissermassen das Symbol der Kirche Christi, mit der sich der Primiziant im Augenblicke seines ersten heiligen Messopfers vermählt, und tritt daher beim Offertorium an den Altar, legt dort das Kissen mit dem Kranze nieder und holt es wieder nach der Wandlung. Bei den Hauptteilen der Messe erdröhnen auch wieder die Pöller. Bei der Kommunion empfangen die Braut, die Eltern und Verwandten das Sakrament. Nach dem Amte wird wieder der Primizsegens erteilt.

Der Primiziant geht nun mit den Geistlichen in den Widen, um dort zu frühstücken. Die liturgischen Kleider hat er schon in der Kirche abgelegt. Vor dem Widen wartet das Volk und die Musik, bis der Primiziant wieder herauskommt; dann gehts in lustigem Zuge zum Wirtshaus.

Das Essen beginnt ungefähr um 11 Uhr. Zuerst kommt die Suppe; am vornehmsten ist Milzschmittensuppe. Die gewöhnlichen Leute, die nicht eigentlich zu den Primizgästen gehören, aber sich durch Aufstellen von Triumphbogen und ähnliche Arbeiten verdient gemacht haben, werden in einem anderen Raume, etwas weniger üppig, abgespeist. Sie erhalten zumeist Nudelsuppe mit Wurst, das Ideal der bäuerlichen Bevölkerung. Wein fliesst natürlich von allem Anfang an in Strömen. Besonders die Musikanten, die sich vor dem Wirtshaus aufstellen und fleissig spielen, fühlen sich zu grossem Durst verpflichtet. Auch Bier wird getrunken. Als erster Gang folgt auf die Suppe regelmässig kalter Aufschnitt, besonders Schinken. Inzwischen wird es 12 Uhr. Der englische Gruss wird gebetet. Draussen krachen die Pöller. Man sagt sich gegenseitig guten Nachmittag. Dann kommt das Rindfleisch. Nach diesem Gange folgt die erste Rede, die dem Primizprediger zufällt. Sie ist humoristisch gehalten und nimmt insbesondere die Jugendzeit, die Freuden und Schmerzen der Studienjahre des Primizianten zum Thema. Der Rede folgt grosser Tusch, Pöllerkrachen und Hoch auf den Primizianten.

Damit ist gewissermassen der offizielle Teil erledigt, und die Stimmung geht ins Gemütliche über. Braten folgt auf Braten, dann kommen Mehlspeisen, Bäckereien, Obst, Eis und wenn einer schon genug getan zu haben glaubt, muntern ihn die andern zum Essen und Trinken auf. Dabei werden viele Reden geschwungen. Gewöhnlich spricht noch der Dekan auf die Eltern und Wohltäter des Primizianten, der Pfarrer, der Vorsteher, ein Studienfreund usw. Am Schlusse auch noch der Primiziant; er richtet seine Dankesworte an die Eltern, den Ortspfarrer, seine Wohltäter, an alle, die sich um die Primiz verdient gemacht oder daran beteiligt haben. Nach dieser Rede folgt ein grosses Anstossen und Lebenlassen. Nicht selten treten dann noch Kinder in Nationaltracht auf, die Gedichte deklamieren und Blumensträusse überbringen.

Um 2 Uhr beginnt, durch Pöllerschüsse eingeleitet, die Vesper, zu der sich der Primiziant, die Geistlichkeit, und wer sonst noch will, entfernen. Die meisten bleiben im Wirtshaus und tun sich ungezwungen gütlich. Es ist unglaublich, was die Bauern bei solchen Gelegenheiten vertilgen können. Dass diese Gelage früher masslosen Umfang angenommen haben, lehrt wieder eine Verordnung aus der Zeit Maria Theresias<sup>1)</sup>, die die bei Hochzeiten und Primizen üblichem Gelage und Tänze der Bürger und Bauern von drei Tagen auf einen einschränkt. In Tirol ist man ja verhältnismässig recht bescheiden. In Niederösterreich hingegen herrschen z. B. noch Esssitten, die an Zustände des 15. und 16. Jahrhunderts erinnern. Nach der Vesper, die nicht sehr lange dauert und mit dem Segen, zu dem wieder gepöllert wird, schliesst, setzt das Essen ganz obligat wieder mit gebackenen Schnitzeln ein. Die frohe Stimmung steigt immer höher an; es werden nun heitere Gesänge, in unserer Gegend jedoch kaum mehr Volkslieder oder eigene Dichtungen vorgetragen. Den Chor bestreiten meist sangestüchtige Geistliche, Theologen, Studenten und Lehrer. Dass besonders letzteren früher das Musizieren und Singen bei Hochzeiten, Kirchtagen und ähnlichen Anlässen übertragen war und oft zu Unzukömmlichkeiten führte, zeigt uns das Verbot, das Maria Theresia dagegen erliess<sup>2)</sup>. Auch das Brautstehlen wird, wo es noch Sitte ist, in diesen vorgerückten Stunden besorgt. Gewöhnlich wird die Primizbraut von Theologen in ein benachbartes Wirtshaus entführt. Der Primiziant muss sie suchen und durch Bezahlung der Zechen auslösen.

Den Beschluss des Mahles bildet auf jeden Fall das Ansehneiden der Torten und der Kaffee. In früheren Zeiten waren Krapfen üblich. Die Torten sind in grosser Zahl vorhanden, viele mit Sprüchen und Darstellungen versehen. Eine derselben ist die Primiztorte. Sie steht an der Tafel vor dem Primizianten und ragt durch einen besonders hohen Aufbau, häufig auch durch eine Darstellung des Primizianten am Altar aus Zucker, hervor. Jeder Primizgast hat das Recht, für seine Angehörigen etwas von den Speisen mitzunehmen. Man heisst das die Äschneuten. Die Gäste werden von den Angehörigen des Primizianten aufgefordert, nur ungeniert einzustecken; es gehört zum guten Ton, sich zu weigern. Es kommt da oft zu lustigen Szenen, wenn einer sich mit allen möglichen Redensarten dagegen wehrt, etwas mitzunehmen, und es sich dann herausstellt, dass er die Taschen schon zum Platzen voll hat. Im Verlaufe des Nachmittags werden ferner auf Tellern die Primizbilder mit der Inschrift 'Andenken an das erste hl. Messopfer des N. N. in N. am soundsovielten' herumgereicht. Man nimmt sich davon, was einem gefällt.

Beim Avemarialäuten wird wieder mitgebetet. Die Pöllner werden zum letzten Male losgelassen. Man wünscht sich gegenseitig guten Abend. Es wird dann nicht allzuspät Schluss gemacht. Gelegentlich findet noch ein Feuerwerk oder eine Bergbeleuchtung statt. Dann gehen die Geistlichen und die allernächsten Verwandten in den Widen, wo noch ein kleines Nachtessen wartet.

Damit ist die Feier zu Ende. Der Primiziant verbringt die Tage bis zur Berufung auf einen Posten durch den Bischof im Heimatdorfe. Er wohnt nicht bei den Eltern, sondern im Pfarrhofs. Für die künftige Amtstätigkeit laufen bei ihm verschiedene Geschenke der Verwandten: Kelche, liturgische Kleider, Breviere, Messbücher, Verschbeutel u. dgl. ein; zumeist werden die Sachen schon zur Primiz mitgebracht.

1) Hofdekret vom 24. Juni 1771 (k. k. Theresianisches Gesetzbuch 6, 363).

2) Patent vom 6. Dezember 1774 (k. k. Theresianisches Gesetzbuch 7, 135).

Oben wurde erwähnt, dass der volkstümliche Gesang in der Meraner Gegend bei solchen Gelegenheiten nicht mehr gepflegt wird. Die Regensburger und andere Quartette haben ihn ganz verdrängt. Es ist aber nicht überall in Tirol so. Besonders im Puster- und Eisacktale blüht die Sitte noch, sowohl die Einladungen zur Primiz ganz nach den bei der Hochzeit üblichen Formen vorzunehmen, — Kohl veröffentlicht drei solcher Reimreden<sup>1)</sup> — als auch während der Tafel eigens für den Tag gedichtete Lieder abzusingen. Kohl bringt ein geistliches Tafellied aus dem Eisacktale und eines aus Hochfilzen-Pillersee bei<sup>2)</sup>. Ich verdanke die Handschrift eines solchen aus Reischach bei Bruneck wiederum der Liebenswürdigkeit P. Gaudentius Kochs. Es ist eigens für die Primiz, die zugleich mit der Hochzeit eines Bruders stattfand, gedichtet und sehr charakteristisch für die Gefühle, die das Volk einem solchen Feste entgegenbringt. Für Sprache und Wiedergabe gilt hier dasselbe wie beim oben abgedruckten Brautbegehren.

Tafellied zur Primitz des H. H. Georg Kronbichler.

1. Komt her, ihr geladenen Gäste,  
 Du ganze versammelte Schaar,  
 Heut zu diesen freudvollen Feste  
 Wie keines in Reischach nie war,  
 Primitz und Hochzeit-Tag zugleich,  
 O wie freudenreich  
 Heut für alle gleich,  
 Ein Tag wie noch keiner nie  
 War bei uns allhier  
 Noch nie.  
 Und der Vater feurt  
 Den Geburt Tag heut  
 Und das Namensfest  
 Auf das all-berst,  
 So wie durch acht und siebzig Jahr  
 Nie kein Namenstag  
 So schön war<sup>3)</sup>.

2. Du Jörgl<sup>4)</sup>, du hast das errungen.  
 Nach dön du dich lange geseht  
 Und uns ist es auch nun gelungen,  
 Dich Priester des Höchsten zu nenn.  
 Des ist für dich a Himmelsglück  
 Das dir Gott geschickt  
 Und für uns a Glück  
 In der Gmeunde in und aus,  
 Freud in jeden Haus,  
 In und aus,  
 O welch große Freud  
 Ist in der Gemeind,  
 Wenn ein Nachbars<sup>5)</sup> Sohn  
 Priester werden kan,  
 Ist für die Gemeind a Zier  
 Immer für und für,  
 Eine Zier.

Wien.

3. Dir Vater vergun mir<sup>6)</sup> die Freude,  
 Die dir durch die Söhne zu Theil,  
 Der eine in den Priester Kleide,  
 Der Menschheit zum Wohle und Heil,  
 Der andr als Baur in der Gemeind,  
 Allen gut gemeint,  
 Hat sich heut vereint  
 Mit der Moidlan, seiner Braut,  
 Die ihn anvertrant  
 Als Braut  
 Und die Moidl thuit<sup>7)</sup>  
 Als was recht und gut<sup>8)</sup>,  
 Schaugt, so wie sie kan,  
 Geht ihn an die Hand.  
 Regiert in Hause nach Gebühr  
 Immer für und für  
 Nach Gebühr.

4. Geschwister, Verwandte und Freunde,  
 Die ihr da versammelt hier seid,  
 Ihr Nachbarn der Reischinger Gmeinde  
 Denkt oft zurück an diese Freud  
 Und danket Gott für diese Tag  
 Und die große Gnad,  
 Welche er uns hat  
 Erwiesen uns zur größten Freud,  
 Danket ihn allzeit,  
 Nicht bloß heut.  
 Diese Freudenzeit  
 Ins Gedächtnis schreibt,  
 Diesen Freundentag,  
 Der in Reischach war  
 Im neunzehnhundert dritten Jahr,  
 Da im Juli war  
 Zwölfter Tag.

Oswald Menghin.

1) Kohl S. 186. — 2) Kohl S. 87. — 3) Der Vater war also 78 Jahre alt. — 4) Georg, der Primiziant. — 5) Nachbar hier in dem Südtirol vielfach gebräuchlichen Sinn 'Gemeindgenosse'. — 6) Vergönnen wir. — 7) Pustertaler Ma. für tut. — 8) gut.



### Aus den Reiseberichten des Freiherrn Augustin von Mörsperg.

Eine lange als verschollen geltende Chronik, über die zum erstenmal wieder Professor Wagner in den Preussischen Jahrbüchern 73, 484 (1893) Kunde geben konnte, ist jüngst in den Besitz der neubegründeten Landesbibliothek zu Sondershausen gelangt und bildet ihren wertvollsten Schatz. Es ist: „Ein schöne lustige vnd warhafftige Erzellung vonn dem hochloblichen vnd Ritterlichen Sant Johan Ordens . . . zue dem andere, was sich bey meinen Zeitten in 14. Jaren von anno 1573 anfangent Namhafftigs vnd wirdigs zue wasser vnd land zuegetragen, zum dritten nach abzug von Malta was Ich nachgantz für lustige vnd fürneme Reisen durch ettliche Königreich in Europa . . . verricht vnd gesehen hab, dz alles In Kürtze In drey bücher, hie ein ander nach sovil möglichen durch mich Augustin Freiherr zu Mörsperg vnd Beffort, dises Ordens Ritter vnd commenden zu Sant Johan Dorlesheim, Bassell, Kemendorf vnd Rexingen, ordentlich beschryben . . .“

Der Freiherr von Mörsperg war ein tapferer und menschlicher Ordensritter, von schier ungebändigter Neubegier, vieler Menschen Städte und ihre Landsart kennen zu lernen; vor 1606 muss er noch im rüstigen Alter gestorben sein. Dem Historiker bleibt die Frage zu lösen, wie viele seiner Reisen in nordische Länder: Dänemark, Schweden, Norwegen, England und Schottland dem persönlichen Wunsch oder dem sachlichen Ordensinteresse entsprangen; beides wird sich miteinander verbunden haben, möchte ich zunächst annehmen. Der Freiherr beobachtet gut und weiss mit einem trockenen Humor zu erzählen, wenn auch seine Prosa zerhackt ist. Starken Eindruck hat auf ihn der Hof der Königin Elisabeth gemacht: er bemerkt aber nüchtern-drastisch, dass man der gewaltsam jugendlichen, prächtigen Königin anmerke, sie sei kein 'heurigs Häslein' mehr. — Wie schade, dass der Freiherr nicht genug englisch verstand; so flüchtet er aus den kurz gestreiften Theatern Londons zu den Hunden, Bären und Eseln und beobachtet bei den Tierkämpfen das erregt teilnehmende Volk.

Besonderen Wert verleihen der Handschrift die überaus zahlreichen, gut ausgeführten Bilder oft in Blattgrösse. Freilich, so sehr der Reisende auch den Schein zu erwecken sucht, als habe er die Menschen und Trachten an Ort und Stelle 'abreissen' lassen, so ist das ein naiver Täuschungsversuch; für die grösste Zahl der Trachtenbilder konnte mir ein Kenner wie Dr. Doege an unserem Kunstgewerbemuseum binnen kurzem die Vorbilder älterer Reisewerke vor Augen führen; immerhin mögen einige (wie das Bild Bl. 187<sup>r</sup> 'Wie die frauwen vnd megt zue Hamburg Im Karren ziehen miessen' und die bildliche Darstellung des Rattenfängers von Hameln, die wir unten bringen) bisher unbekannt sein. Kritische Betrachtung wird auf jeden Fall geboten sein; denn gleich am Eingang begegnet uns ein eingeklebter Stich mit der Unterschrift 'Augustin Freiherr zu Mörsperg'. Wir freuen uns, den kühnen Reisenden vor uns zu haben, und suchen Gesicht und Schicksal in Einklang zu bringen. Eine lateinische Umschrift, die früher überklebt war, kündigt uns aber, dass der stattliche Ritter 'summus Caesarei exercitus imperator illustrissimus princeps Carolus Mansfeldus comes' sei; oder, sagen wir vorsichtiger, ihn vorstellen solle.

Immerhin richtig gefasst, bleibt das Buch ein Kleinod. Mögen sich die Gönner finden, welche die vollständige Wiedergabe ermöglichen! Auch für die Volkskunde wird manches dabei abfallen; als Proben hebe ich folgende Teile heraus:

I. Vom Rattenfänger zu Hameln<sup>1)</sup>.

Von der Stat Hamblen In Westfalen vnd von den 130 Kindern, so sich da verloren haben.

Von Cassell wider fortzogen vff Minden, so 2 Meil, zuo Pfert nach, von Cassell laufft auch ein Wasser die Fulda genant, by Minden oberhalb in die Weser, können auch kleine schiff drauff faren.

Zue Minden vff ein schiff gesessen vnd auf der Weser gefaren biß gen Hamblen, In Westfalen an Braunschwig, dohin ich dan vorhabens whar, so man



Rechnet zu wasser 12. Meil, in drythalb dagen verricht vnd vff der Weser durchzogen oder für vber, namlich [Hier fehlen zwei Zeilen].

Hamblen ein feyne Statt, dem hertzogen von Braunschwig zuestendig, an der Weser. Diweil ich dan allerhant abenthür von disem Ort gehort, jch selber es sehen vnd horen wolt, vnd namlich mier nit allein von den fürnempsten des Rhatts vnd prediger, sonder menniglich bestettet whartt, das vor 308. Jar, do man zelt 1284, vff Johanni vnd paulj Tag dohin komen sei ein pffifer vnd spilman, mit einem bundten Kleidt von vil farben in dise Statt, so vil wunders gedriben haben soll mit syner pffiffen, damit er jhnen vff ein kleine zeytt alle Ratten vnd meuß, durch

1 Augustin von Mörsberg, Reisebuch Reise 1592 Bl. 193b. — Vgl. Grimm, Deutsche Sagen<sup>2</sup> nr. 245. Dörries, Zs. des histor. Vereins f. Niedersachsen 1880, 169. Meinardus, Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage ebd. 1882, 256). Jostes, Der Rattenfänger von Hameln (1896). Meissel, Die Sage vom Rattenfänger von Hameln 1907. Gutch, Folklore 3, 227. Bode, Des Knaben Wunderhorn 1909 S. 511. Schmidt, Studien zur vgl. Litg. 8, 125.

sein pfffen für die Stadt hinaußer jn denn wasser fluß die Weser gefiert vnd bracht, dem sie all nachzogen, also vf ein schiffly gehalten uf dem wasser, biß sie all erseufft vnd vmbkommen seint, deren ein vnseglliche wuest da gewesen sein soll. Vnd aber jme die Stat ein schlechte besoldung oder Vererung vmb ein gar geringers, ja ein spott gegen jrem Versprechen nach, so 30 golt gülden, geben wellen, das er nit annemen wollen. Sondern bald darnach an einem Sontag, die weil man In der Kirchen gewesen, sein pfffen wider braucht vnd horen lassen, do jme ein große menge Kinder, so do zu hauß bliben waren, namlich 130 Kinder von etlichen straßen in der Stat, dardurch er pfffen gieng, mit jme hinauß fhuerett für die Statt ettlich 100 Schrit gegen einem Bergly Calvariâ genant, welches bergly sich aufgethon, dorin der pfffer mitsampt seinen Kindern zogen, mit allenn sammen, biß auf eins, so vff der Strassen vnderwegs ligen bliben, aber Erstumet gewesen, also nur zeigen vnd nit horen können, vnd gedeut, wo die andern hinkommen seint, also solche Kinder mit grossem schrecken vnd klagen Jamer[lich] verloren worden. das niemantz mer von jhnen gehort hatt, wo sie hinkommen.

Vnd solches factum die Statt jn jerem Ratsbuch geschrieven belindet vf Jar vnd dag, das die fürnempsten Ratsherrn vnd auch geistlichen mir das gezeugt war sein, vnd aber diser actus vf Johanni et pauli anno 1284 sich begeben vnd wenig zuvor zu jhnen komen. Dise geschicht ist an gar vilen ortten jn der Statt, Rathauß, Kirchen biß jn den Wirtsheusern nit allein abgemalt, sondern jn vil glaßfenstern gar artlich gemacht. Vnd hab hieneben, wie ich gesehen jn glaßfenstern, abmalen lassen.

Also von der Zeit an hatt die Stat vnd Rhatt jn allen jeren schreyben zue Endt gebraucht, namlich noch Cristus geburt vnd was es den gewesen, vnd doran gesetzt: vnd nach vuser lieben Kinder außfartt, vnd auch so lang es dan gewest, vnd noch erst vor wenig Jaren by menschen gedencken solcher brauch abgang wider [!]. Vnd noch vf diße stundt laßt man kein seittenspyl durch solche straßen passieren by hocher straff, das hab jch gesehen.

## 2. Von einer dänischen Bauernhochzeit.

Von einer wunderbarlichen bauren hochtzeit jn Dennemarek gegen Nortwegen zue, dahin jch geladen wart vnd kam.

Anno 1592. Vff eynen Sontag ward Jacob Krabbe von eynem seyner Richen Bauren geladen, vff ein Hochzeit, vff ein groß dennemarckisch dorff jme zuestendig, dahin er mich dan auch mit namb, erslich zum kirchgang, volgentz zue der mittag Maltzeit. Da waren seltsam zue sehen die Ceremonien vnd gebrauch, wie kleidungen. Dan die Hochzeiterin sonderlich [hatte] ein Rock vnd Kleidt<sup>1)</sup>, blau-farb, vnd vberall mit kleinen silbern, auch vergulden blechly, von allerhant buechstaben, blumen, rosen, sternem vnd zeichen vberzogen, wie hie vorne abgerißen, jtem ein breite gürtel roth, auch also von allerhant sachen, vnd wie schellen formiert, auch klingten vmblegt, den Kopf wunderbarlich zugericht; ju summa es glitzet gar fast.

In einem iedem langen Haus<sup>2)</sup> von holtz gebaut, do die fenster oben jm dach, stuenden .3. langer disch, vberlegt mit proviant, vf einander gebigt vnd

1 Am Rande steht: Notta. Jedes dorff oder gemein haben ein soleh kleid für jere Hochzeiterin.

2 Am Rande: Dennemarekhisch auch Nortwegische Hochtzeit vnder den Bauren.

zusammengelegt, von brott oder langen kuchen, darzwischen von gedortten brotwürsten, schuncken, gedigenen<sup>1)</sup> gensen, huner, Caponen, allerhant gereucht fleisch, vnd auch wilpret vnd fisch, aber nichtz kocht, sonder wie man es auß dem rauch oder kemern herab nimpt, vf ein halb elen hoch, vf einander gelegt, vnd [war] gleich wol ein provision Verhanden, das ein fendly knecht, ein dag oder zwee genuegsamb hatten gehabt. Do kam nichtz warmbs vf den disch, biß schier zuem lesten kam haber kerne<sup>2)</sup> auch von korn vnd reiß, aber alles vf ein weiß kocht, in lautter butter wie jn erden schißen, wart ein jeden gast ein schiße voll, mit 4 oder 5. finger hoch mit butter vberschwembt. Das fleischwerck wie auch fischwerck von Laxen, Hechten, braxmen, vnd allerhant sorten, gleich wie das fleisch gedort, aß man also, schneyd jm ein jeder ein stuck ronder, wa jme gefellig, bestreichs mit butter, vnd aß (zecht) dahin. Die gewonheit vnd hunger war in disem ort ein guetter koch. Dise provision lag vf ein ander ein halb elen hoch durch den disch außen, das kommerlich 4. oder 5. finger platz mer vf beiden seiten whar vf dem disch. Was das gedrenck [anlanget], war guet starck bier, so man dranck nit auß glesern, sonder auß schisslen, nepfen, döpfen, kantten<sup>3)</sup>, krügen, heffen, kublen, vnd allerhant geschir; aber die gemalten schisslen war der großt bracht, vnd groß gemalt leffell mit langen stilen. Das Haus oder Zimmer, dan doselbsten jedes Hauß ein sonder zimer ist, whar zimlich hell, wiewol es keine fenster vf der seitten [hatte], sonder oben jm dach ettlich wenig, do dorzue jrs junckern Wappen jnstuent, vnd ein Zimer [hat] selten vber 2. fenster, aber den gantzen dag die son, die dorüber und dorin scheint, vnd dergleichen Heusser jn Nortwegen vnd Schweden gewinlich seint.

Große Ehr nach jerem brauch geschah vnß von disen leutten, aber mit hungrigen bauch wie auch durstig zogen wier vf den abent darvon, vf seiner Heußer eins gegen Nortwegen, zue Rußhalm genant 2. meil, alda wier vnß erquickten wider mit vnser gewonlicher proviant, vnd allein mier zue gefallen die seltzamen brauch diser lantzartt sehen wellen laßen; dan diser Erlich von Adel mier vil freintschafft vnd Ehr andhatt.

Gross-Lichterfelde.

Fritz Behrend.

### Zum Bahrrecht.

Die bisher veröffentlichten Belege über Ausübung des Bahrrechts auf deutschem Boden beziehen sich meines Wissens nur auf den Süden, vgl. diese Zeitschrift 6, 208; Zs. f. dt. Altertum 39, 6ff.; Elsässische Monatschrift f. Gesch. u. Volkskunde 1, 238ff. und 436ff. (1910). Auch das Bildchen 'Bahrprobe' bei Georg Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur<sup>2</sup> (1913) S. 328, stammt aus Oberdeutschland: es ist entnommen aus Diebold Schillings Schweizerchronik (1507—13) in der Bürgerbibliothek zu Luzern.

Für Mittelddeutschland kannte ich aus der mir zugänglichen Literatur bisher kein Beispiel. Erst ein kürzlich erschienenenes Buch<sup>4)</sup> machte mich darauf auf-

1) Gediegen = geräuchert, gedört.

2) Haberkorne = Hafergrütze.

3) Kantten = Kannen.

4) Edm. Wauer, Geschichte der Industriedörfer Eibau und Neueibau (Dresden 1913) S. 160f.

merksam, dass bereits vor zehn Jahren Aug. Weise in seinen Geschichtsbildern von Ebersbach<sup>1)</sup> und Umgegend aus älterer Zeit (Ebersbach 1904) S. 79, folgende Stelle aus dem zweiten Löbauer Rügenbuch abgedruckt hat: „Dornstags den 18. December 1557 ist von den königl.<sup>2)</sup> Gerichten alhier zur Löbau ein peinlich Halsgericht vnd dingk gehalten, durch den Fronbothen publicirt vnd außgeschrien, darauf Brosig Windisch mit gebürlicher protestation ihm nahmen Christoff Webers, seyner Bruder vnd Freundschaft vorgetreten vnd gebethen, den ermordeten zu besichtigen. Dorauff Soviel erschienen, daß ehr einen todlichen schos vnter der rechten Achsel gehabt, daß ihm der Odem außgegangen vnd also davon hat sterben müssen. Dorauff ehr geklagt, daß Ihme Jurge Panewitz von der Eibe<sup>3)</sup> solchen schaden zugefügt vnd vom leben wider got, gleich vnd recht zum Tode bracht habe. Als aber Jurge Panewitz solches nicht geständig ist, ist er zur Leiche gefurt vnd dieselbe anrühren müssen vnd als er sie zum drittenmal angerührt, ist aus der wunden schwarze Jauche gelauffen.“ — Dies Zeugnis erscheint mir namentlich deshalb wertvoll, weil die Gegend, aus der es stammt, dem Deutschtum erst verhältnismässig spät gewonnen wurde, im wesentlichen erst im 13. Jahrh.

Im Zusammenhang hiermit sei daran erinnert, dass der Brauch ausserhalb Deutschlands nicht nur in Nordfrankreich<sup>4)</sup> geübt wurde, dessen Bevölkerung ja einen starken germanischen Einschlag hat, sondern auch in England bekannt war. In Shakespeares Richard III. (I, 2) ruft Anna am offenen Sarge Heinrichs VI. in Gegenwart des Mörders<sup>5)</sup>:

O, gentlemen! see, see! dead Henry's wounds  
Open their congeal'd mouths, and bleed afresh!

Hierbei verweist Nic. Delius<sup>6)</sup> auf des Dichters Landsmann Michael Drayton (aus Warwickshire, 1563—1631), der in einem seiner Sonette folgende Stelle hat:

If the vile actor of the heinous deed  
Near the dead body happily be brought,  
Oft 't has been proved the breathless corse will bleed.

Dresden.

Oskar Philipp.

## Zur Wanderung der Schwankstoffe.

### I. Münchhausens Entenjagd.

Unter den neun Geschichten, die Bürger 1786 seiner Verdeutschung von Raspes englischem 'Münchhausen' einfügte, um sie zwei Jahre später um weitere fünf Nummern zu vermehren, ist eine der eindrucksvollsten die Luftfahrt des ingeniosen Barons mit den listig gefangenen Enten, die im Schornsteine seines eignen Hauses ein überraschend glückliches Ende nimmt. An den von Müller-Fraureuth<sup>7)</sup> und Grisebach<sup>8)</sup> nachgewiesenen älteren Parallelen kann man die

1) Südwestlich von Löbau, Oberlausitz.

2) Löbau gehörte damals, wie überhaupt die Oberlausitz, zum Königreich Böhmen.

3) Dorf Eibau, nordwestlich von Zittau.

4) Oben 6, 208; Zs. f. dt. Altert. 39, 6.

5) Die Stelle erwähnt schon Bieger in seiner Schulausgabe des Nibelungenlieds<sup>2</sup> (Leipzig 1908) S. 65.

6) Shakspeare's Werke<sup>4</sup> (1876) 1, 991.

7) Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen 1881 S. 70, 136.

8) Wunderbare Reisen des Freyherrn von Münchhausen hsg. von Grisebach 1890 S. 16 und XXXVI.

Entstehung dieses Lügenschwankes aus geringen Anfängen studieren. Im Volksbuch vom Eulenspiegel (1515 cap. 8) foppt der Held einen geizigen Bauern, indem er dessen Hühnern Fäden, an denen Brotstückchen angebunden sind, hinwirft, und ergötzt sich daran, daß die Hühner danach schnappen und sich um das Luder ziehen, d. h. Strebekatze spielen<sup>1)</sup>. Bleibt es hier bei einem blossen Schabernack, so zieht in dem 1579 erschienenen französischen Schwankbuche 'La nouvelle fabrique des excellens traits de vérité' von Philippe d'Alcriste<sup>2)</sup> ein schlauer Vogelsteller Nicolas des Murs aus einer ähnlichen List besondern Vorteil; er wirft den Kranichen eine an eine Angelschnur gebundene Bohne hin, die vom ersten verschluckt bald unverdaut hinten herauskommt, vom zweiten aufgerafft wird und so fort, bis Nicolas alle Vögel packt und heimträgt, wenn sie auch anfangs mit ihm in die Höhe flattern (combien qu'il fut enlevé assez haut de terre). Diese Entführung durch die Luft ist in der Jagdgeschichte des Vincentius Ladislaus beim Herzog Heinrich Julius von Braunschweig<sup>3)</sup> und in einigen späteren von Müller-Fraureuth zitierten Schwankbüchern zur Hauptsache geworden: ein Schütz, der zwölf Kraniche mit einem Schrotschuss verwundet und eilig in den Gürtel gesteckt hat, wird von den sich wieder erholenden Vögeln in die Ferne entführt. In einer neuerdings aufgezeichneten brandenburgischen Sage<sup>4)</sup> sind es nicht Kraniche, sondern Wildgänse, die von dem aus einem lecken Fass auf den Weg geflossenen Spiritus trinken und betäubt daliegen. Ein Schneider kommt des Weges und steckt die gefundenen Gänse mit den Hälsen in seinen Gürtel. Allmählich aber erwachen diese aus ihrem Rausch, regen die Flügel und tragen den Schneider durch die Luft davon.

Münchhausens Abenteuer entspricht am meisten der französischen Jagdgeschichte, die nach Grisebach auch Bürgers Vorlage bildete. Wenn man aber die nachstehende Geschichte vom Entenfange durch einen Bindfaden mit einem Speckköder liest, die dem ersten Teile von Bürgers Erzählung auffällig gleicht, wird man mindestens zugeben müssen, dass Philippe d'Alcriste nicht die einzige Quelle Bürgers war. Ich entnehme sie einem bisher kaum beachteten Abenteuerromane, der sowohl als Nachahmung von Grimmelshausens Kriegsschilderungen als durch die eingelegten galanten Lieder<sup>5)</sup> interessiert: Der verkehrte doch wiederbekehrte | Soldat, | Adrian Wurmfeld | von Orsoy, | . . . Durch Crispinum

1) Vgl. über dies Spiel Bolte-Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele 1895 S. \*31. Zs. f. Volkskunde 17, 244. Alemannia 35, 126.

2) Neudruck, Paris 1853 S. 66. Übernommen von Du Moulinet, Facécieux devis 1612 p. 78.

3) Heinrich Julius von Braunschweig, Schauspiele hsg. von Holland 1855 S. 536 (1594) = Goedeke, Schwänke des 16. Jahrh. 1879 S. 69. — Dagegen fehlt in der Entengeschichte der Zimmerischen Chronik 3, 568 = Goedeke S. 71 der Flug durch die Luft.

4) Graffunder, Nachtrag zu den Sagen der Mark Brandenburg (Progr. Berlin 1912 nr. 99) S. 20 'Der Schneider von Petersdorf'. Der Herausgeber vergleicht damit Lokis Abenteuer mit dem Adlerriesen Thjazi (Herrmann, Nord. Mythologie 1903 S. 439).

5) S. 8 ein Tabaklied: 'Hab ich schon itzund nichts daun dieses dürre Kraut' (5 Str.). — S. 12 ein March-Liedgen: 'Frisch auff, frisch auff, Soldaten-Blut, Frisch auff, erhebe deinen Muth' (4 Str.; ähnlich Kopp, Ältere Liedersammlungen 1906 S. 87). — S. 15 ein Liebeslied: 'Schwartzes Mädgen, meine Freude' (6 Str. Chr. Weise, Überflüssige Gedanken 2, 52. 1674). — S. 17: 'Gesteh es nur, mein Kind, und lächle nicht zu viel' (7 Str. — Aus Clodius hsl. Liederbuch von 1669 nr. 65 bei Blüml, Futilitates 3, 41. 1908 und bei Hoffmannswaldau, Gedichte 1, 33. 1695). — S. 18: 'Soldaten-Manier Erfordert nicht hier' (2 Str.).

Bonifacium | Von Düsseldorf | Gedruckt im Jahr 1675. (39 S. 4<sup>o</sup>. — Berlin Pb 11 080). Hier steht auf S. 20 folgendes Abenteuer des Helden:

Als er sich einmahls zu Fusse in das Holtz geschlichen, ein Wildpret zu suchen, hat er einen grossen Teich angetroffen, auff welchem sich sehr viel wilde Endten befunden, weil er aber keine Schrot-büchse nicht bey sich, und mit seinem Carbiner nicht viel würde außgerichtet haben, als brauchte er diese List. Er nahm einen Knaul Bindfaden, machte unten ein Stückgen Speck sehr fest an, und ließ es auff dem Wasser hin schwimmen, er aber versteckte sich in dem Schilff und laurte, biß die Endten deß Specks gewahr worden, da schwammen sie mit grossem Geschrey darauff [21] zu. Die erste, auß Beysorg, die andern möchte ihr wegrauben, verschluckte den Speck sehr geitzig, und wortge sich wegen deß Bindfadens so starck ab, biß der glatte Speck ihr durch den hintersten fuhr, welchen flugs eine andere erschnappte, der es wie der ersten ergieng, worauff auch die dritte herbey kam, mit weleher sichs gleichfalls nicht anders ereignete, also daß Adrian auff einem Zug drey Enden an einem Bindfaden hinter einander herauß ziehen und ihnen die Häse umbdrehen konte.

Ähnlich lautet eine kleinrussische Erzählung 'Wie ein Jäger Gänse ohne einen Schuss eingefangen'<sup>1)</sup>.

## 2. Die misslungene Ehestiftung Friedrich Wilhelms I.

Über den Ruhm Friedrichs des Grossen beim niederen Volke erzählt der Turnvater F. L. Jahn<sup>2)</sup> im Jahre 1800:

'Im Vaterlande und Auslande wurden nun bald alle Begebenheiten, welche Volkssagen fortpflanzten, auf den großen König übergetragen. So wie im Orient noch jetzt alles Merkwürdige, die größten Denkmäler und wichtigsten Unternehmungen Alexander, dem großen Eroberer, zugeschrieben werden, so wurde in Preußen und Deutschland fast alles Vergangene dem großen König angedichtet. Auf Reisen durch Preußen und Deutschland habe ich in verschiedenen Ländern die Volkssage erzählen gehört, welche der treffliche Bürger in seinem Abt von St. Gallen verewigt hat<sup>3)</sup>. In Preußen und angrenzenden Landen ist der Kaiser aus diesem lustigen Märchen verschwunden, Friedrich der Große ist an seine Stelle gekommen, aber der Geistliche und Schäferknecht haben sich behauptet.'

Diese Beobachtung Jahns lässt sich, wie hoffentlich nächstens ein besonderer Aufsatz in diesen Blättern genauer schildern wird, auch aus späterer Zeit vielfach belegen. In geringerem Masse als die Gestalt Friedrichs II. hat die seines Vaters, des strengen und sparsamen Königs Friedrich Wilhelm I, sich im Andenken des Volkes fortgepflanzt und dessen Phantasie beschäftigt. Immerhin hat seine Liebhaberci für die 'langen Kerls' seiner Garde mindestens in einem Falle eine ähnliche Anekdotenübertragung wie die von Jahn beschriebene veranlasst. In einem lesenswerten Aufsätze machte E. Damköhler<sup>4)</sup> darauf aufmerksam, dass sich in dem umfänglichen Romane Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig 'Die römische Octavia' eine Episode finde, die auffällig mit einer Begebenheit aus dem

1) Tarasevskij, Hnatjuk und Krauss, Das Geschlechterleben des ukrainischen Bauernvolkes 1, 55 nr. 83 (1909).

2) Über die Beförderung des Patriotismus im Preussischen Reiche (unter dem Pseudonym O. C. C. Höpfner gedruckt Halle 1800) S. 7 = Jahn, Werke 1, 4 (Hof 1884).

3) Vgl. Oesterley zu Pauli, Schimpf und Ernst nr. 55. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 82. 267. 492. Grimm, KHM. nr. 152 'Das Hirtenbüblein'. Eine Monographie wird von Dr. W. Anderson in Kasan vorbereitet.

4) Zeitschrift für den deutschen Unterricht 22, 595—599 'Anekdotenübertragung' (1908).

Leben des preussischen Königs übereinstimme. In der unvollendeten letzten, siebenbändigen Bearbeitung der Octavia, die in den Jahren 1712—1714 erschien, berichtet der Gesandte Vatinius über Julius Vindex, den römischen Statthalter in Aquitanien, (5, 63) folgendes:

Es hatte Julius Vindex sich fürgenommen, unter seine Leib-Wache lauter grosse starkke ansehnliche Kerls zu nehmen, und war damit nicht vergnügt, daß die für ihre Persohn und bey selbiger Zeit solcher gestalt angeschaffet wurden, sondern er wolte auch diese grossen Arth auf die Nachkommen fortgeplantzet wissen; daher musten alle diese grosse Soldaten sich mit den grössesten Weibs-Bildern, die man nur im Lande ausfinden konte, verehlichen, daß sonder einzige Ein- noch Wiederrede öfters Leuthe zusammen kamen, die sich vorhin nie gesehen hatten, auch die geringste Zuneigung einer zu dem andern in sich nicht entfunden.

Gleich wie nun zu dieser Musterung sich sehr viele Zuschauer, so mehrentheils in Land-Volcke bestuuden, einfanden, also muste es sich auch so fügen, daß Julius Vindex unter denen Weibes-Leuthen eine überaus grosse Dirne erblickte, die ihm gleich so für kame, daß sie sich für einen seiner Soldaten schickte. Er erkiesete demnach einen darzu, der unferne von dar unter den damahligen Obristen Aelius Gracilis eingelagert war, an welchen Obristen dann sofort ein schriftlicher Befehl ergienge, daß er vorerwehnten Soldaten mit derjenigen, die ihn diesen Befehl zubringen würde, gleich solte trauen lassen. Diese Dirne nun, welcher solches nicht anstunde, muste zwar gehorsahmen und mit den Befehl fortwandern; unterwegs aber trafte sie eine alte Frau an, welcher sie den Brief gabe, mit Bitte selbigen an ihrer statt den Aelius Gracilis zu überbringen.

Die guthertzige Alte an nichts arges gedenkend, liesse sich mit diesem Schreiben ganz gutwillig beladen, welches sie auch dem Aelius Gracilis sofort überbrachte, der den Befehl des Julius Vindex ersehend, nicht wuste, wie er daran war, und es dahin ausdeutend, als wann diesem Soldaten zu sonderbahrer Straffe die alte Weib solte gegeben werden, forschete er nicht ferners nach, wie es hierum bewand, sondern aus der Erfahrung wol wissend, daß Julius Vindex ohne einige Wiederrede gehorchet wolte seyn, liesse er die Alte in eine Neben-Kammer treten und den Soldaten auch zu sich fordern, deme er bedeutete, daß zufolge des erhaltenen schriftlichen Befehls er ihn sogleich eine Frau solte geben lassen. Der Soldat aus schuldigem Gehorsam war hiezu sofort bereit, mit Verlangen erwartend diejenige zu sehen, so man ihm bestimmt, worauf dann Aelius Gracilis das alte Weib zum Vorschein kommen liesse. Man kan sich leicht einbilden, wie dieser junge Kerl bey Ansichtung derselben, wie nicht weniger die Alte bestürzt müsse seyn geworden; massen die, als ihr dieser Fürtrag auch geschahe, fast sinnloß bliebe, daß sie einen so jungen Menschen nehmen solte, der unmöglich wohl mit ihr würde hausen können. Ihrer beider Wiederreden halffe aber nichts, weil der gemessene Befehl des Stadthalters da war, sondern es muste sofort ein Druide erscheinen, der die gewöhnlichen Gebränche bey der Hochzeit solte verrichten. Die Verzweiffung demnach, so den gezwungenen Bräutigam und die gezwungene Braut darauf überfiel, verursachte, daß sie an statt sich die ehliche Hand zu geben, sich beiderseits einander in die Haare fielen und mit allen Kräfften sich zur wehre setzten. Da dann der starcke Soldat die schwache Frau dergestalt zurichtete, daß, ehe man diese Gewaltthätigkeiten steuern konte, sie von Eyfer, Schrecken und von ihres Bräutigams plumpen Umfahungen nicht allein ohnmächtig wurde, sondern auch darauf so schwehrlich befiele, daß unumgänglich die Vertrauung aufgeschoben muste werden.

Einige Tage nach der verrihteten Musterung bekam Julius Vindex von dem Aelius Gracilis hievon Bericht, der also lautete: Daß, so gerne er auch dem Befehl des Stadthalters sofort wollen ein Genügen thun, die Widersetzlichkeit der beiden Persohnen dennoch so groß gewesen wäre, daß er noch zur Zeit damit inhalten müssen. Julius Vindex, der aus diesem Bericht nicht erfahren, daß ein Irrthum in der Persohn fürgegangen, ergrimmete dergestalt auf den Soldaten, daß der an Händen und Füßen geschlossen, sofort ins Lager gebracht muste werden, da man seines Ungehorsams halber ihn zum Tode verdammete und sogleich auf den Richtplatz führte, allwo er getödtet



solte werden. Die Neugierigkeit brachte daselbst viel Volk zusammen, unter denen sich dann auch nebst andern die grosse Dirne befunde, so dieses Spiel angerichtet, die, den jungen frischen Soldaten ersehend, dem man sie bestimmt gehabt, in sich ein Mitleiden empfan- de und, um ihn vom Tode zu retten, alles bekannte, wie sie es damit angefangen. So sehr des Julius Vindex Zorn zuvor entbrant gewesen, so sehr verwandelte sich derselbe hierauf in ein gnädiges Urtheil, daß sowohl der Dirne ihr Fürwitz, als dem Soldaten sein Ungehorsam vergeben und sie beide darauf mit einander verehlicht wurden.

Die entsprechende Geschichte über den preussischen Soldaten, für die Damsköhler nur K. F. Beckers Weltgeschichte 7, 274 (1886) als Beleg anführt, ist oft erzählt und bearbeitet worden<sup>1)</sup>; ich setze sie nach dem ältesten mir bekannten Bericht in dem 11. Bande der 'Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm I.' (Berlin 1797) S. 98—104 her:

Einst befand sich der König auf einen Spatzierritt in der Nachbarschaft von Potsdam, als ihm auf dem Wege ein wohlgewachsenes Mädchen entgegen kam. Ihre ansehnliche Leibesgestalt fiel ihm gleich in die Augen. Er wandte sich zu den ihn begleitenden Generaladjutanten von Derschau<sup>2)</sup> und sagte zu ihm: Nicht wahr, das wäre so ein Mädchen für Mackdoll? (Dies war ein Irländer, der bei den großen Grenadiers stand, und welcher dem Könige sehr gefiel, indem er ein schöner Kerl war.) Derschau wagte es nicht zu widersprechen und gab dem Monarchen geradehin Beyfall. Wo willst du hin? fragte hierauf der König dem [!] Mädchen. Diese, welche ihn nicht kannte, antwortete ganz schüchtern: Nach Potsdam, lieber Herr. — So? fuhr der König fort, willst du mir wohl einen Gefallen thun und etwas an den Kommandanten da zu [!] bestellen? — Warum nicht, antwortete das Mädchen. Sogleich mußte Derschau ein Blatt Papier aus der Brieftasche geben, worauf der König schrieb: Sobald Überbringerin dieses zu euch kömmt, so laßt sie ohne Verzug und Widerrede dem Mackdoll antrauen. Dies Blatt schlug der König zusammen, gab es dem Mädchen und band es ihr recht ernstlich ein, es ja sogleich abzugeben, welches sie zuversichtlich versprach. Hierauf schenkte er ihr einen Gulden und verließ sie, mit sich selbst vergnügt, ein gutes Werk gestiftet zu haben, und zufrieden, daß sein Mackdoll eine so gute Frau bekommen würde.

Inzwischen dachte das Mädchen nach, was das wohl zu bedeuten haben möchte. Ein Gulden für den kleinen Dienst schien ihr zu viel, und da sie etwas blöde war und nicht lesen konnte, so sann sie nach, wie sie sich dieser ihr verdrießlichen Kommission entledigen könnte. Indem sie darauf dachte, begegnete ihr kurz vor Potsdam ein altes Weib, welches sie anredete und ihr sagte, sie hätte eine Bestellung bei einem Officier in Potsdam, der der Kommandant hieße; da sie aber nicht gerne bei Officiere ginge, weil die Herren nicht immer mit den Mädchen gut umgingen, so wollte sie ihr einige Groschen geben, wenn sie die Mühe übernehme und dies Billet an den Kommandanten abgeben wollte. Das Weib versicherte, daß sie diesen Kommandanten wohl kenne, daher sie keine Bedenklichkeit fände, für diese kleine Mühe einige Groschen zu verdienen, und versprach alles wohl anzurichten. Das Mädchen gab ihr mit Freuden das Billet nebst einigen Groschen, und darauf schieden sie.

Sogleich ging das Weib zum Kommandanten, der das Billet durchlas, fand, daß es<sup>3)</sup> mit des Königs Hand geschrieben war, sahe aber mit Verwunderung das Weib von oben bis unten an und konnte nicht begreifen, wie der Monarch zu dieser Idee ge-

1) Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I. König von Preußen 2, 300 (Potsdam 1835); A. Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte 1880 S. 310; Julius v. Voß, Berlin 1721 (Lustspiele für das kgl. Hoftheater zu Berlin 1824. J. Hahn, J. v. Voß 1910 S. 130) usw.

2) Der Generaladjutant C. R. v. Derschau, Major, später Oberst beim Forcadischen Infanterie-Regiment, 1738 Kommandeur des späteren Regiments Prinz von Preußen, † 1742, war ein Liebling des Königs (Beneckendorf 1, 89. 2, 37. Allg. dt. Biographie 5, 67).

3) er] Druck.

kommen wäre, mit einem solchen abgelebten Gerippe einen so schönen Kerl, als der Grenadier war, zu verheirathen. Inzwischen beschloß er zu gehorsamen. Mackdoll mußte erscheinen, ein Prediger gleichfalls, und nachdem er ihnen des Königs Willen bekannt gemacht hatte, befahl er die Trauung vorzunehmen. Mackdoll wollte unsinnig werden und protestirte dagegen aus allen Kräften. Das half aber zu nichts, da ihm der Kommandant die Ordre des Königs vorzeigte und sagte, daß dawider nichts einzuwenden sey; er müsse sich fügen. Nach der vollzogenen Kopulation, die sehr unruhig herging, ließ der Kommandant das neue Paar in Mackdolls Quartier eskortiren, weil letzterer von nichts wissen wollte und seiner neuen Gattin, die ebenfalls nicht begreifen konnte, wie ihr geschehen und ganz stumm geworden war, eine nicht geringe Anzahl Rippenstöße beibrachte, die sie nicht verdient hatte.

Kaum war der König auf den Abend zurückgekommen, als er nachfragen ließ, ob der Kommandant seine Ordres vollzogen habe und Mackdoll kopuliren lassen. Dieser ließ zurück melden, er hätte Sr. Majestät Befehl zwar gehorsamst beobachtet, allein er befürchte, daß ein Unglück entstehen werde, weil sich das Paar unmöglich für einander schicke. Der Kerl ist ein Narr, sagte der König lächelnd, sie werden sich wohl an einander gewöhnen. In der Abendgesellschaft sprach er noch viel von der gestifteten Heirath und versicherte, daß man seinem Beispiele, stets Gutes zu thun, wo man könne, nachzuahmen sehr wohl thun würde.

Am folgenden Tage ganz früh trat Mackdoll den Monarchen an und beklagte sich gegen ihn heftig, daß man ihn mit Gewalt und wider seinen Willen mit einem so häßlichen alten Thiere zusammengebracht und auf dessen Befehl kopulirt hätte. Der König wunderte sich über diesen Ausdruck sehr und erwiderte, er müsse keine Augen im Kopfe haben, um das artige Mädgen zu sehn, das er selbst für ihn gewählt hätte und von dem er zuverlässig glaube, daß er mit ihr glücklich sein werde, wozu er denn noch übrigens alles weiter beitragen wolle. Mackdoll wußte gar nicht mehr, was er sagen und vorbringen sollte, um sein Unglück zu schildern; so unzusammenhängend und wunderbar war ihm alles, was mit ihm vorgegangen war. Inzwischen nahm er nochmals alle seine rednerische Kräfte zusammen, beschrieb dem Könige das alte Weib, so gut er konnte, indem er gebrochenes Deutsch sprach, und fragte, ob er wohl mit einem solchen Geschöpfe glücklich seyn könnte; lieber wolle er sich ersäufen als das Ungeheuer länger um sich leiden. Der König wuste nun auch nicht aus der Sache klug zu werden und befahl den Kommandanten sowohl als die neue Fran eiligst vor ihm zu bringen.

Als sie gekommen waren und der König die letztere erblickte, wußte er gar nicht, was er zu diesem allen sagen sollte, und schwieg einige Minuten ganz ernsthaft still Mackdoll rief nun aus: Nun, Ew. Majestäten, sehen Sie nun das schöne Thier! Mit der soll ich leben! Lieber todt! — Hierauf erzählte der Kommandant dem Könige, wie alles geschehen sei, und dieser merkte nun wohl, daß das Mädgen ihn, den Kommandanten und am meisten den armen Mackdoll hintergangen habe. Er schalt heftig darauf und verlangte, dass man die H... aufsuchen sollte; die sich aber nirgend finden lassen wollte. Mackdolls Ehe ward sogleich für null und nichtig erklärt, und dieser erhielt ein Geschenk, um alles wieder zu vergessen.

Über die enge Verwandtschaft dieser beiden Anekdoten kann kein Zweifel herrschen, ebensowenig darüber, dass die Lösung bei Anton Ulrich durch den Jähzorn des Statthalters, der den armen Ehemann wider Willen zum Tode verurteilt, und durch das Schuldbekennnis der reuigen Dirne bedeutend romanhafter und effektvoller wirkt als der zahme Schluss der Potsdamer Geschichte, wo der König die Ehe aufhebt und den bedauernswerten Soldaten durch ein Geschenk tröstet. Nun hat Damköhler (Zs. f. dt. Unterricht 22, 598) darauf hingewiesen, dass die Erzählung noch nicht in der vorhergehenden sechsbändigen Ausgabe der Octavia von 1711 steht und somit vom Herzog 1712 oder 1713 hinzugefügt sein muss<sup>1)</sup>, dass ferner Friedrich Wilhelm I. am 25. Februar 1713 den preussischen

1) Über die bis zu seinem Lebensende währende Arbeit des Herzogs Anton Ulrich

Thron bestieg und möglicherweise ein Vorfall aus den ersten Monaten seiner Regierung den Anlass zu jener Einschaltung in den Roman lieferte<sup>1)</sup>). Diese Möglichkeit jedoch erscheint an sich wenig glaublich und verliert noch mehr an Wahrscheinlichkeit, wenn man das älteste Zeugnis für die Potsdamer Geschichte näher ins Auge fasst. Die 11. Sammlung der 'Karakterzüge' nämlich ist nicht wie die voraufgehenden 10 Bände von dem Präsidenten K. F. v. Beneckendorf († 1788), sondern von einem wenig gebildeten, breit erzählenden Anonymus verfasst, der in der Vorrede S. 4f. selber bekennt: 'Um diese Sammlungen nicht allein zu vermehren, zu ergänzen und vollständiger zu machen, hat man alles aufgesucht, was dazu dienen kann . . . . Und wenn es auch seyn sollte, daß eine oder die andere Anekdote nicht ganz so der Wahrheit gemäss vorgetragen wäre, als es bey näherer Kenntniß mit ächten Quellen hätte seyn können, so thut dies zur Sache wenig oder nichts, indem sie doch immer in den [!] Ton abgefaßt ist, in welchem sie sich bis jetzt von Mund zu Mund erhalten hat, und also wird sie stets eine Art von Eigenthümlichkeit behalten, welche sie der Aufbewahrung werth macht.' — Es ist also nach dem eigenen Geständnis des Verfassers eine trübe Quelle, aus der die späteren Berichterstatter wie Friedrich Förster, K. F. Becker usw. geschöpft haben, und trotz der bestimmt auftretenden Personennamen v. Derschau und MacDoll werden wir ihr so wenig Glauben schenken, als etwa der Anekdote vom Brotlöffel, den der alte Ziethen an der Tafel Friedrichs des Grossen improvisierte<sup>2)</sup>). Entweder stammt die Potsdamer Geschichte aus der Römischen Octavia oder aus einer noch unbekanntem älteren Vorlage für diese<sup>3)</sup>) ab und ist später auf den durch eine Vorliebe für hochgewachsene Soldaten bekannten Friedrich Wilhelm I. übertragen worden.

### 3. 'Hast du denn mehr?'

Vor einigen Jahren ging eine Geschichte durch die Zeitungen, die dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg bei einem Aufenthalte auf einem mecklenburgischen Rittergute begegnet sein sollte, als er frühmorgens allein umherwandernd, sich mit einem Hütejungen unterhielt. Genau dieselbe Geschichte finde ich jetzt bei einem vergessenen oldenburgischen Schriftsteller G. A. von Halem wieder, der sie vor mehr als hundert Jahren in seinen Schriften 1, 269—275 (Münster 1803) von einem alten Herzoge von Baiern erzählt. Bei einer Unterhaltung über den Ausspruch des Sokrates, Genügsamkeit sei der natürlichste Reichtum, berichtet der Herzog folgendes Erlebnis (S. 274):

---

an seinem grossen Romane vgl. Zimmermann, Braunschweigisches Magazin 7, 90, 102 (1901); auch Bolte, Zs. f. vgl. Literaturgeschichte 3, 454.

1) Dass Anton Ulrich vielfach Anspielungen auf zeitgenössische Ereignisse und Personen einflucht, ist bekannt: doch existiert gerade zur 'Gesandtschaft des Vatinus' (4. Ausgabe 1712 5, 57—67) kein Schlüssel; s. Zimmermann, Braunschweigisches Magazin 7, 108. Es gab aber auch vor dem preussischen Könige Fürsten, die auf eine Garde von Riesen ausserordentlichen Wert legten und dadurch dem braunschweigischen Herzoge Anlass zu einem kleinen Stichelschwanke geben konnten.

2) Vgl. darüber Bolte, Forschungen zur brandenburgisch-preussischen Geschichte 11, 204 (1898).

3) Vielleicht deuten auf eine solche gedruckte Quelle die Schlussworte des Vatinus bei Anton Ulrich: 'Des damahls berühmten Petronius seine nunmehr bekannte Schrift Eustion hat diese Begebenheit gar artig ausgeführet . . . gleichwie ich bey meinem Herrn, den Calpurnius Piso, selbige nachdem mit meiner großen Belustigung gelesen.'

Ich traf auf dem Felde, nahe bei der Wildbahn, einen Bauernknaben, der die Schafe hütete. Er kannte mich nicht. Ich liess mich mit ihm in ein Gespräch ein. 'Wie viel Lohn bekommst du?' — 'Ich habe Kost und Kleidung.' — 'Was mehr?' — 'Sonst nichts.' — 'Ei,' erwiderte ich, 'das ist doch zu wenig.' Der Knabe sah mich an von oben bis unten; dann fragte er schnell: 'Hast du denn mehr?' Die Frage machte mich stumm. So viel Wahrheit in vier Worten hatte ich noch nie gehört. Glaubt ihr's wohl, dass ich nicht das Herz hatte, dem genügsamen Bubeu was zu schenken? Ich ritt meines Weges.

Berlin.

Johannes Bolte.

### Der Schwank vom Zeichendisput in Litauen und Holland.

Im 31. Heft der Mitteilungen der Litauischen literarischen Gesellschaft (1912) werden von den verschiedensten Dialekten des Litauischen von Dr. A. Doritsch eine Menge Proben mitgeteilt. Eine von diesen, in der Mundart von Wisborienen abgefasst, lautet in möglichst wortgetreuer Übersetzung wie folgt:

Ein gewisser Spanier war einmal in Gesellschaft eines Fürsten in der Stadt London angekommen. Nach dem Mittagessen fragte er den Fürsten, ob nicht in dieser Stadt jemand zu finden wäre, der die Geberdensprache zu reden verstünde. „Freilich nicht hier,“ antwortete der Fürst, „sondern (wohl) in Glasgow.“ „Gut,“ antwortete der spanische Professor, „dann werde ich (dahin) reisen.“ Da bedachte der Fürst mit Schrecken, was er jetzt machen sollte; da depeschierte er sofort nach Glasgow an die Studenten der Universität, dass ein Professor Soundso dorthin auf Reisen sei, der die Geberdensprache reden wolle. Da erschrakn auch jene, und (unmittelbar) nachdem die Depesche eingelaufen, war auch dieser Spanier da. Als er fragte, ob der Professor (da) war, der die Geberdensprache zu reden verstand, antworteten sie: „Er ist nicht zu Hause, er ist verreist.“ Da antwortete der Spanier: „Ich werde warten, wenn auch drei Tage; ich will mich mit ihm unterhalten.“ In der Stadt gab es nun einen gewissen Fleischer, der nur ein Auge hatte, Nilsen mit Namen. Die Studenten bestellten diesen zu sich (und fragten ihn), ob er es nicht übernehmen wolle, mit dem spanischen Professor die Geberdensprache zu reden. Als er es übernommen hatte, kleideten sie ihn in die Professoren-Toga, und als sie fertig waren und der Fleischer ein Stück Brot in der Tasche hatte, wie die Fleischer, wenn sie die Schenke besuchen, beim Schnaps davon einen Bissen zu nehmen lieben — jetzt als der Fleischer fertig war, riefen sie den Spanier und sagten ihm, dass der Professor schon von der Reise zurückgekehrt war. Da begab sich der Spanier auf den Rasen, wo jener Professor war. Beim Eintreten verbeugte sich der Spanier, und der Fleischer verbeugte sich dreimal so viel mehr. Da steckte der Spanier einen Finger empor, der Fleischer aber steckte zwei empor. Der Spanier steckte drei Finger empor, der Fleischer aber, die ganze Faust zusammenkneifend, hielt ihm dieselbe vor. Der Spanier nahm eine Apfelsine aus seiner Tasche und hielt ihm dieselbe vor. Der Fleischer nahm das Stück Brot aus seiner Tasche und hielt ihm dasselbe vor. Jetzt hatten die beiden alles ausgeredet, und als alles erledigt war, verbeugte sich der Spanier, und der Fleischer verbeugte sich wiederum seinerseits. Als der Spanier jetzt in das Universitätsgebäude hereinkam, da fragten ihn die Studenten, wie er sich mit dem Professor unterhalten hätte. Da antwortete jener: „Prachtvoll! Solch einen Menschen habe ich weder in Spanien noch anderswo angetroffen wie in Glasgow: ich steckte ihm einen Finger empor, da steckte er mir zwei

empor; ich steckte ihm drei empor, da hielt er mir die ganze Faust vor; ich zeigte ihm eine Apfelsine, da nahm er ein Stück Brot aus der Tasche und hielt es mir vor.“ Der spanische Professor entfernte sich. Jetzt riefen sie den Fleischer zu sich. Der Fleischer nun antwortete ihnen: „Wenn ich mit ihm auf der Strasse zu reden bekommen hätte, würde er Prügel bekommen haben. Er steckte einen Finger empor und zeigte, dass ich nur ein Auge habe; ich steckte ihm zwei Finger empor und zeigte, dass ich mit dem einen Auge soviel sehe wie er mit den zwei; aber er steckte wieder drei Finger empor und zeigte mir, dass wir beide nur drei Augen hätten. Es ist sein Glück, dass wir uns nicht auf der Strasse getroffen haben.“

In dieser hübschen Geschichte vermissen wir etwas, nämlich erstens die Deutung der Geberden von seiten des spanischen Professors und zweitens den Schluss teil der Deutung der vom Fleischer ausgeführten Gesten.

Dieselbe Geschichte nun, aber vollständig, ist in Holland bekannt. Mein Kollege und Freund Dr. S. D. van Veen, Professor der Theologie an der hiesigen Universität, erzählte sie mir einst in der folgenden Weise. Er hatte schon als Student die Geschichte von jemandem erzählen gehört, konnte sich aber seines Gewährsmannes nicht mehr entsinnen.

Ein indischer Prinz kam nach Holland und wollte auch die Leidener Universität besuchen. Die Studenten wollten ihm alle Ehre erweisen und zu gleicher Zeit einen guten Eindruck ihrer Universität beibringen. Als Bauern verkleidet reisten sie ihm entgegen. In einem Dorfe redeten einige von ihnen den Prinzen auf Lateinisch, in einem zweiten einige andere auf Griechisch, in einem dritten wieder einige auf Hebräisch an. Da war der Prinz ausserordentlich erstaunt. „Wenn schon die Bauern in diesem Lande so gebildet sind, wie müssen da erst die Leidener sein,“ sagte er, „und dann wird es dort unter den gelehrten Professoren wohl auch einen geben, der die Geberdensprache zu reden versteht.“ „Gewiss,“ wurde ihm geantwortet. „Dem möchte ich wohl gerne einmal begegnen,“ sagte der Prinz wieder, „ich selber habe nämlich auch ein besonderes Studium dieser Sprache gemacht.“ Man versprach nun, ihm Gelegenheit zu geben, sich auch in dieser Sprache zu unterhalten. Nun hatten die Studenten einen gewissen einäugigen Kees als ihr Faktotum in ihrem Dienste; dieser wurde von den Studenten gerufen, und nachdem man ihn als Professor gekleidet hatte, wurde er beauftragt, sich genau nach den Vorschriften zu betragen: er solle einem Herrn begegnen, dürfe aber kein Wort reden, sondern nur Geberden machen. Jetzt wurde dem orientalischen Prinzen mitgeteilt, dass der Professor der Geberdensprache bereit sei, ein Kolloquium mit ihm zu halten. Als sich die beiden zur bestimmten Zeit und am bestimmten Orte eingefunden hatten, verbeugte man sich gegenseitig, und der Prinz steckte einen Finger empor, worauf Kees zwei erhob. Darauf steckte der Prinz drei Finger empor, Kees aber zeigte ihm die geballte Faust. Der Prinz hielt dem Kees eine Apfelsine vor. Kees aber holte ein Stück Brot aus seiner Tasche und zeigte ihm dasselbe. Als die Unterredung damit beendet war, bezeugte der Prinz den Studenten seine grosse Zufriedenheit über den in der Geberdensprache so überaus erfahrenen Professor. „Denn,“ so sagte er, „wir haben eine tief sinnige Unterredung über theologische Sachen geführt. Ich sagte ihm: „Es gibt nur einen einzigen Gott: Allah,“ da antwortete er, indem er zwei Finger empor hob: „Und dennoch glaubet ihr, dass Mohammed der Prophet als zweiter neben ihm steht.“ Da erhob ich drei Finger und sagte damit: „Aber ihr Christen glaubt auch an die Dreieinigkeit.“ Da erhob er die geballte Faust und besagte damit: „Und diese drei sind Eins“ (1. Joh. 5, 7).

Da holte ich eine Apfelsine aus der Tasche hervor und versicherte ihm damit, dass wir doch denselben Gott erkennen, der die Welt geschaffen und alles so schön gemacht hat; er seinerseits zeigte mir ein Stück Brot, damit andeutend: „Der Mensch lebt nicht allein von Brot, sondern von einem jeglichen Worte Gottes“ (Luk. 4, 4). — Nachher wurde aber der Kees von den Studenten befragt, was er denn eigentlich mit dem fremden Herrn gemacht habe. „Der verfluchte Kerl!“ antwortete Kees. „Er hat angefangen mich tief zu beleidigen, indem er, einen Finger emporsteckend, sagte: „Nur ein Auge hast du.“ Ich erwiderte unmittelbar, zwei Finger in die Höhe steckend: „Und ich sehe mit meinem einen Auge gerade so viel wie du mit den zwei.“ Er aber steckte drei Finger empor, womit er offenbar sagen wollte: „Wir beide haben aber doch nur drei Augen.“ Da wurde ich böse und zeigte ihm meine geballte Faust. Er aber wollte mich versöhnen, indem er mir eine Apfelsine darbot. Da sagte ich, ein Stück Brot aus meiner Tasche nehmend: „Kerl, friss du Brot,“ und damit kehrte ich ihm den Rücken.“ —

Vielleicht ist diesem oder jenem Leser dieser Zeitschrift der Ursprung dieser Geschichte bekannt, wodurch es möglich wird zu erklären, wie dieselbe in so weit voneinander entfernten Ländern wie Litauen und Holland gleichlautend gefunden wird.

Utrecht.

Wilhelm Caland.

Die vorstehende Geschichte von der Disputation durch Zeichen zwischen einem Gelehrten und einem Ungelehrten wird schon im 13. Jahrhundert von dem Juristen Accursius, im 14. von Giovanni Sercambi und Juan Ruiz, im 15. von Hans Rosenblüt, im 16. von François Rabelais und Béroalde de Verville erzählt, von vielen andern zu schweigen; vgl. R. Köhler, Kleinere Schriften 2, 479 (1900) und dazu etwa Toldo, *Revue des études Rabelaisiennes* 1, 23 (1903); Spina, *Die altschechische Schelmzunft Frantova práva* 1909 S. 172; Chauvin, *Bibliographie des ouvrages arabes* 8, 125; *Revue des traditions pop.* 26, 178. — Die litauische Fassung des Schwankes zeigt deutliche Abhängigkeit von einem englischen Volksbuche 'George Buchanan the king's fool', das J. Napier (*Folk-lore Record* 3, 127. 1880) nach einem um 1830 zu Glasgow erschienenen Drucke besprochen hat; hier disputiert ein spanischer Professor in Aberdeen mit einem Schuhmacher. Vielleicht bildete eine englische Grammatik, eine Zeitung oder ein Kalender die Brücke für die Übertragung des Schwankes nach dem Osten; doch kann natürlich auch mündliche Übertragung stattgefunden haben.

Johannes Bolte.

### Nachbarreime aus Obersachsen.

Die Dorfgenossen unserer alten Dörfer bildeten seit altersher eine innige Lebensgemeinschaft, die in Freud und Leid zusammenhielt. Dass innerhalb einer solchen die Eigenart des Einzelnen, besonders dessen Eigentümlichkeiten und Sonderbarkeiten allen klar vor Augen lagen, ist natürlich. An diesen Eigenheiten hat von jeher der Kritische und Spottsüchtige unter den 'Nachbarn' seine Zunge gewetzt und sie in Spitznamen und Spottreimen der Öffentlichkeit und Allgemeinheit möglichst drastisch ins Ohr gerufen und diese öffentliche Kritik in Umlauf gesetzt.

Während die Kinder in ihren persönlichen Spottreimen an die Vornamen anknüpfen und diese selbst möglichst verunglimpfen, bedienen sich die Erwachsenen der Familiennamen oder der traditionellen Beinamen. Neben Reimen, die auf einzelne bestimmte Personen gemünzt sind, erregen besonderes volkskundliches Interesse die sogenannten 'Nachbarreime', längere volkspoetische Gebilde, in denen in einer Art Kettenreimen die Bewohner des ganzen Dorfes oder einer Strasse durchgehechelt werden. Die Volkspoesie ist ja auch sonst reich an ähnlichen Erscheinungen in den Kettenreimen, Kettenpredigten, Zählgeschichten, Klöppelreimen usw., das Volk liebt es, rhythmische und gereimte Sätze mit einer festen gegebenen Reihe zu verknüpfen. So sind auch die Reihereime in vielen Dörfern unserer mittel- und norddeutschen Gebiete sehr beliebt und verbreitet. 1896 hat bereits Andree oben S. 367f. auf diese Bauernspottverse hingewiesen, ebenso in seiner 'Braunschweiger Volkskunde' S. 459f., wo er sie als Nachbarreime und Bauernreihereime bezeichnet, betont, dass sie sehr alt sein müssten<sup>1)</sup>. Sie haften häufig mehr am Hofnamen als am Namen etwaiger neuer Besitzer, werden aber durch neue Zusätze für Zugezogene vermehrt. Selbst in alten Städten, wie Braunschweig, sind sie nachweisbar, so heisst es in einer 'dat schichtspeel' genannten Reimchronik von 1492 über die Braunschweiger Bürger:

Hans Scheppenstidde de goltsmedt  
 Hinrik Wetenborne nastredt,  
 Hinrik Myddendorp de gūde was in der herschop by mode,  
 Hinrik Scradler, Hennigh Reynbolt, Hans Pitik was tomalen stolt usw.  
 (Z. f. Vk. 6, 369.)

Noch um 1840 gab es in einigen Braunschweiger Strassen ähnliche Nachbarreime, so in der Wilhelmstrasse:

Daubert de lērt, Glindemann de smērt,  
 Stockmann kikt an de wand, Schwartz is in de ganse Welt bekannt,  
 Graf Schulenburg wōnt in de midde, Schreiber hat ne gue stidde,  
 Kuhlmann, de de Anzeigen drāgg, Michel, de dat Dach beslāgg,  
 [Winter?] de hat fūlen kese, Meyer is darum böse.  
 Hecht, de vele kinner hat, Gemmeke frett sik nimmer satt.  
 (Braunsch. Vk. S. 460f.)

Man erkennt schon aus diesen wenigen städtischen Beispielen, denen Andree viele andere aus niederdeutschen Dörfern anreihet, die eigenartige ähnliche Form und die volkskundliche Bedeutung des Inhalts. Aus meinen umfangreichen Sammlungen zum Kinder- und Volkslied im Königreiche Sachsen seien folgende verwandte Erscheinungen aus diesem Gebiete angeführt und dann einige Parallelen aus verschiedenen Gebieten angeschlossen.

#### A. Spottreime gegen Einzelne.

1. Buša, ty kožana duša ta sukna je či kuša.  
 (Wendisch: Busch, du lederne Seele, der Rock ist dir zu kurz.)  
 (Radibor, sächs. Oberlausitz)<sup>2)</sup>.

1) Vgl. auch W. Seelmann, Nachbarreime (Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 36, 65—74).

2) Die wendischen Reime stammen aus der Sammlung Pilks im Archiv d. Ver. f. Sächs. Volksk. zu Leipzig.

2. Bennewitz, Bennewitz hascht en Floh,  
Bennewitz, Bennewitz kriegt'n nich,  
Bennewitz, Bennewitz ärgert sich. (Rosswein. Dähnhardt, Volkstümliches aus  
Sachsen 2, 148.)

3. Baldauf gieh ne Dorf nauf, klaub Zeppln (Gebäck in Zopfform) auf,  
schmier Butter drauf, 's schmeckt gut. (Kleinrückerswalde i. Erzg.)

4. Stille, stille, sonst kimmt der Burthels Hille,  
Hat e Sack voll Steene, die wirft dreh alle a de Beene.  
(Hertigswalde b. Sebnitz.)

5. Boßler Lob (= Gottlob) hot Sopp verschott mitten offn Wäg,  
kimmt der Gelner (Gelenauer) Ehregott, där frißt se mitn dräk.  
(Ehrenfriedersdorf i. Erzg.)

6. Bäle mit dr weißen Fahle (= Falbe, Pferd). (Lawalde, Oberlaus.)

7. Eichelgruß hot e Löchel in Fuß,  
steckt e Röhl rei, nahn kimmt Wasserbrei. (Thalheim i. Erzg.)

Spottreim eines Kuhjungen, der an der Haustüre seines Herrn angeschrieben  
gefunden wurde, als jener ausgerissen war:

8. Gute Nacht, Günther, bei dir is nischt 'n Sommer, viel wenger'n Winter,  
bei dir is weiter nischt wie Fleh und Drack, gute Nacht, der Kuhjung is wag.  
(Dänkritz i. Erzg.)

Auf eine Wirkmagd:

9. Franziska Gäbler heiß ich, schön bin ich, das weiß ich,  
schön bin ich von Angesicht, dreizehn, vierzehn zähl ich nicht.  
Geh ich in Gesellschaft mite, ei, so mach ich große Schritte,  
doch der Gang verändert nicht  
und de Flieh sind mir gemeen, ich ho a ganzes Nest derheem.  
(Dittersbach b. Ostritz.)

10. Günzels Wilhelm bläst Posanne, wenn an Durfe is wos lus,  
hutr ober schlechte Laune, wird de Aberlippe groß. (Herwigsdorf b. Zittau.)

11. Hantuš sedzi w sačku žonu ma kaž kačku.  
(Hantusch sitzt im Nestchen, eine Frau hat er wie ne Ente).  
(Radibor b. Bautzen.)

12. Handrika ma wjela bozu žonu ma kaž staru kozu.  
(Handrik hat viele Holunder, eine Frau hat er wie ne alte Ziege.)  
(Radibor b. Bautzen.)

13. Härtelmaus geht de junge Hihner aus,  
geht se bis of Wiesental, kriegt en Dreier überall. (Ehrenfriedersdorf i. Erzg.)

14. Hentschel Bentschel Besenbinder, du verfluchter Rattenschinder.  
(Cunewalde, Oberlaus.)

15. Herrmanns Schimmel war imgefall'n,  
se hurtens bis a Rummeah (Rumburg i. B.) knall'n. (Ebersbach, Oberlaus.)

16. Klunkemichel, Klunkemichel, heiroť net,  
nahm das alle dicke fette Sauleder net.  
Gald hot se wuhl, sehie sieht se net,  
Klunkemichel, Klunkemichel, heiroť net. (Thalheim i. Erzg.)



17. Kôdn Fitzfôd'n, zieh übr dn Teich,  
drei Mützen, drei Spitzen, is Kôdn sei Reich. (Östl. Erzgeb.)

18. Kümmelandrês, Kümmelandrês, wo bist de gewest?  
Bi drin meiner Wies' rümgehupft, ho mr weng Kümmel zamgezupft.  
Kümmelandrês, Kümmelandrês, wo bist de gewest.

Dieser Reim ist schon traditionell geworden in mehreren Orten des Vogtlands.

19. Hüller Lieb hat's Geld vertan mit de Mâd im Stalle,  
hat ersch uf de Scharz gezählt, hat gesât, 's is alle. (Hainichen.)

Der Name wechselt bei diesem traditionell gewordenen Reime.

20. Fritzens Lobs Lirche (?) ließ an Bumbs (Leibwind) a de Kirche,  
ließ an Bunabs as Butterfaß, Sapperlot, wie knallte das. (Oderwitz, Oberlaus.)

Auch hier ist ein sonst traditioneller Reim aus einer Scherzgeschichte auf eine bestimmte Person gemünzt worden, ebenso wird häufig derselbe Spottreim auf Personen gleichen Familiennamens bezogen.

21. Meier schlacht ein Kalb, und Jedermanu nimmts halb. (Mühlbach.)

22. Müllersch Anguste, wenn de nich willst, da mußte. (Hainichen.)

23. Mlynkowa, ricata, tajka dolha whota.  
(Müllerin großarschige, so eine langbeinige). (Radibor.)

24. Moritz Schwenke ging in die Schenke und huppt über die Bänke,  
was ist das für eine Mengenke (= Verwirrung). (Mühlbach.)

25. Natusš, Tatuš, beło konja, wšitke psy so za nim konja.  
(Natusch, Tatusch [hast] ein weißes Pferd, alle Hunde laufen ihm nach).  
(Radibor.)

26. Nudelmüller vu Breetenburn ging uffs Siessen Kuchen schnurrn (= betteln).  
(Oderwitz.)

27. Pippigslob, Pippigslob, gehste de mit in de Pflaume?  
Ich ka net miet, ich ka net miet, ho an biesen Daume. (E. Werdau.)

28. Recklebäck, mir schmeckts heit net,  
wenn ich nêr Reckele<sup>1)</sup> hätt'. (Netzschkau i. Vogtl.)

29. Die Schniebsen in der Bude saß und verfaulte Griebse ab. (Löbau.)

30. Sattler Karlie Brotwurscht und Brüh,  
Sattlerkar Hannel, Brotwurscht und Sammel. (Zschorlau i. Erzg.)

31. Stocke hoppe, friß de Soppe mit e Toppe. (Kamenz.)

32. Schießelbeen, Schießelbeen gieht an Durfe runter,  
hot a schienes Räckel a und a blôes drunter. (Eibau, Oberlaus.)

33. Schubertlob, Schubertlob, geh nur in de Pflaume!  
Ka net miet gieh, ho en biesen Damme.  
Schubertlob, Schubertlob, geh nur in de Schuten!  
Ka net miet gieh, ho en biesen Pfuten. (Zschorlau i. Erzg.)

1) Reckele, ein Roggengebäck.

34. Viertelland hat den Finger verbrannt  
of dr kalten Ufenbank. (Affalter i. Erzg.)

35. Schmiedeheckel hots Feuer an Säckel,  
hots Feuer am Loche de ganze Woche. (Friedersdorf b. Löbau.)

Leipzig.

Curt Müller.

(Schluss folgt.)

### Nachtrag zu den Igelsagen.

(Oben 23, 407f.)

Nach Drucklegung meines Aufsatzes finde ich noch folgende Fassung:

k) Aus Neu-Süd-Wales. Wathi-wathi und Wonghibonstämme.

Das wenige Essen, welches vorhanden war, wurde dem Ameisenigel zur Aufbewahrung anvertraut, alle anderen waren auf der Suche nach neuen Vorräten. Sie hatten jedoch wenig Glück, und am Nachmittag bei ihrer Rückkehr fanden sie, dass der Ameisenigel die Vorräte allein verzehrt hatte und danach eingeschlafen war. Hierüber erzürnten sie sich so sehr, dass sie alle Speere, die im Lager aufzutreiben waren, in den schlafenden Ameisenigel stießen. Die Stacheln sind noch heute sichtbar und erklären die Wahrheit der Geschichte<sup>1)</sup>.

Die Gefräßigkeit des Tieres wird hier betont wie in Fassung g. In etwas abweichender Form, als Antropophagie, kommt derselbe Zug auch in den Fassungen e und h vor.

Zu S. 414 Anm. 2 sei ferner noch auf folgende Werke verwiesen: L. E. Threlkeld, *An Australian Language as spoken by the Awabakal* (1892) S. 49; E. V. Palmer, *Nineteenth Century* 1906 Aug. Nr. 354 S. 319; A. Oldfield, *Transactions of the Ethnological Society* 1865 S. 258; J. W. Gregory, *The Dead Heart of Australia* (1906) S. 209–221; C. Lumholtz, *Au Pays des Cannibales* (1890) S. 311.

Budapest.

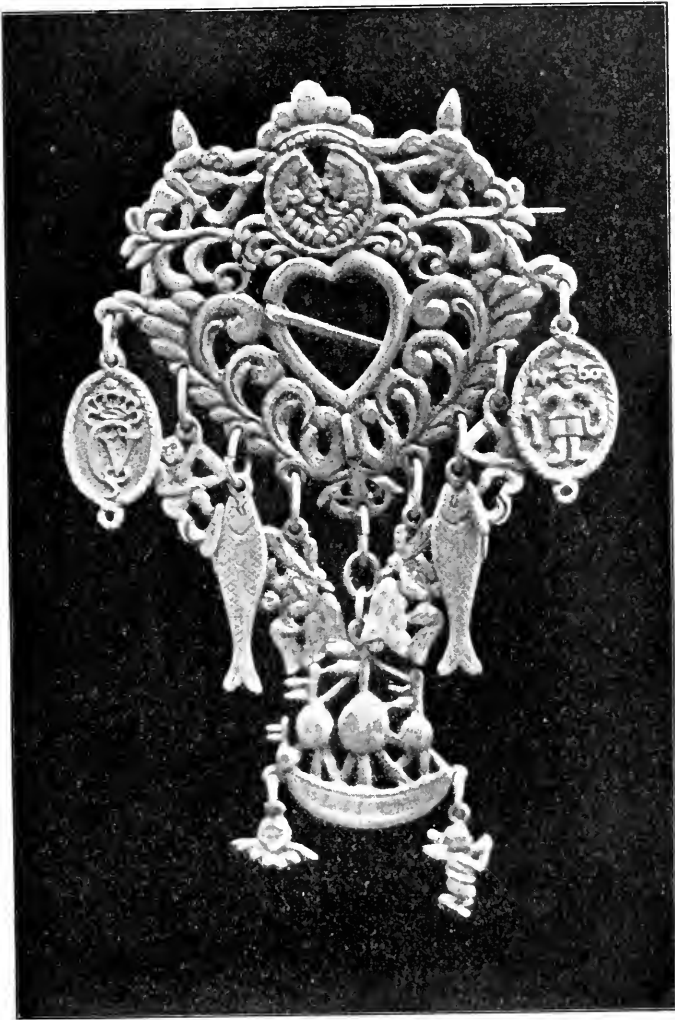
Géza Róheim.

### Ein Helgoländer Brautschmuck.

Der Güte der Frau John Suhr Witwe in Hamburg verdankt der Unterzeichnete beifolgende Abbildung eines Helgoländer Brautschmuckes 'Dat Hatje' (das Herzchen) genannt, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (1660); Material Silber; Zweidrittel der natürlichen Grösse. Oben in der Mitte das Brautpaar, darüber die Brautkrone von Engeln gehalten. Das Anhängsel zeigt links die Rückseite des Lootsenzeichens mit Namenszug Christian V. mit Krone; rechts das Lootsenzeichen Nr. 60 (Lootse mit Senkblei und Rettungsring), weiter unten zwei Engel mit Palmzweigen, und zwei Schellfische. In der Mitte das mit Ornament um-

1) A. L. P. Cameron, *Traditions and Folklore of the Aborigines of New South Wales*. (*Science of Man* 1903) S. 48.

gebene Herz. Unten an einem Anker hängend das Lootsenboot mit zwei Glückseln. Auf der Rückseite in Prunkschrift C H — A R 1660. Auf dem Lootsenboot nochmals die Zahl 1660.



Bei der Seltenheit des Schmuckes dürfte die Abbildung das Interesse der Freunde der Volkskunde erwecken.

Bad Tölz.

Max Höfler.

## Bücheranzeigen.

**Karl Knortz**, Amerikanischer Aberglaube der Gegenwart. Ein Beitrag zur Volkskunde. Leipzig, Th. Gerstenberg 1913. 156 S. 8°. geb. 3 Mk.

Unter 'amerikanischem Aberglauben' versteht der Verf., wie aus dem Inhalt des Buches hervorgeht, im allgemeinen den der weissen Bevölkerung der Vereinigten Staaten, wenn er auch bisweilen die Bewohner von Kanada, die Neger und Indianer, z. T. sogar die Südamerikas in den Kreis seiner Darstellung zieht. Reiches Material über alle möglichen Äusserungen des Aberglaubens im alltäglichen Leben und an Festtagen hat der durch zahlreiche Schriften über volkskundliche Gegenstände bekannte Verfasser zusammengestellt, teils aus eigenen Sammlungen, teils aus gedruckten Quellen. Dankenswert sind die an verschiedenen Stellen (S. 13. 53. 130. 152) beigebrachten Züge aus dem Seemannsaberglauben. Auch Sagenhaftes (Spukhäuser, Geisterschiffe, Teufelssagen) und Volksbräuche, wie das aus Deutschland (Pfalz, Kurhessen) nach Pennsylvanien mitgewanderte 'Elffentritschen' (S. 102) finden wir mitgeteilt. Von einem einheitlichen Bilde kann bei dem bunten Völkergemisch Amerikas natürlich noch viel weniger die Rede sein als etwa in Deutschland. Fast in jedem Falle kann man feststellen, dass die aufgezählten Volksmeinungen und -bräuche denen der verschiedenen Vaterländer, wie Englands und Deutschlands, genau entsprechen. Der Verf. will davon absehen. „Untersuchungen über die Herkunft oder Vergleiche mit ähnlichen Erscheinungen bei anderen Völkern zu liefern“ (S. 8), tritt aber doch häufig aus dieser Zurückhaltung heraus; bisweilen sind seine Erklärungen rationalistisch gefärbt und wenig ansprechend, so S. 11: „Wer ein Waisenkind aufnimmt, hat Glück; warum auch nicht? Er ist unstreitig ein gutmütiger und wohlthätiger Mann, dem niemand so leicht eine Gefälligkeit abschlägt.“ Das bekannte Rezept, einen Vogel zu fangen, indem man ihm Salz auf den Schwanz streut (S. 57), gehört doch wohl mehr zu den Neckereien, als zum Aberglauben, dasselbe gilt von dem Mittel, ein durchgehendes Pferd dadurch zum Stillstehen zu bringen, dass man es in das Ohr beisst (S. 130). Weit unerfreulicher als solche kleinen Anstösse sind die zahlreichen Wiederholungen innerhalb des Werkes. Von den zukunfts kündenden körperlichen Empfindungen (Jucken, Brennen) ist zuerst S. 21, dann wieder S. 143 die Rede, von Liebesorakeln S. 25 und S. 144 f., vom Verschütten des Salzes S. 56 und S. 139 u. a. m. Der Mangel einer festen Gliederung des Stoffes wird noch verstärkt durch das Fehlen einer Inhaltsangabe oder eines Wortregisters. Viele Leser hätten gewiss gern anstatt der heftig gegen die Kirche polemisierenden Einleitung ein solches Hilfsmittel gesehen. Es ist zu bedauern, dass durch diese methodischen Mängel die Benutzung des inhaltreichen Buches sehr erschwert wird.

Berlin-Pankow.

Fritz Boehm.

**Micha Josef Bin Gorion**, Die Sagen der Juden, bearbeitet. Bd. I: Von der Urzeit. Frankfurt a. M., Rütten & Loening 1913. XVI, 378 S. 8°. Geheftet 6 Mk.

Der Verfasser will die in den Midrasch-Werken enthaltenen Sagen, die sich an die Bibel anknüpfen, nach der Reihenfolge der biblischen Geschichte ordnen.

Der hier vorliegende erste Band, der die Sagen der Urzeit enthält, zeugt von grosser Sachkenntnis. Wer sich mit der vergleichenden Sagen- und Volkskunde befasst, der wird hier manches interessante Material finden und dafür dem Verfasser Dank wissen. An einzelnen Beispielen werde ich dieses darzulegen suchen: S. 14: Die Fabel von dem Eisen, bei dessen Erschaffung die Bäume zu zittern begannen, ist bereits B. Talm. Sanhedrin 89b erwähnt und kommt schon in der syrischen Version der *Aḥikar*-Erzählung vor (Conybear, Rendel Harris, Smith Lewis, *Story of Aḥikar* 1898 S. 70 nebst Übers. S. 82). Durch David Friedländer, *Der Philosoph der Welt*, Berlin 1860 S. 36 ist diese Fabel in die deutsche Literatur aufgenommen und findet sich in vielen Schullesebüchern. In der Friedländerschen Bearbeitung lautet sie: „Aus einer Eisenschmiede fuhr ein mit neugehämmerten Ästen beladener Wagen durch den nahe gelegenen Wald. Die Sonne glänzte mit dem Stahle, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erscheinung: „Wer wird vor ihnen bestehen? Diese Eisen fällen uns alle!“ So klagte ihr Angstgeräusch. Aber eine bejahrte Eiche rief ihnen zu: Fürchtet nichts! Solange keiner von euch diesen Ästen Stiele leiht, kann euch ihre Schärfe nichts schaden.“ — S. 44: ‘Der Ozean ruht auf den Flossen des Leviatans’. Nach Pirqē des R. Eliezer c. 9 ruht die Grundlage der Erde zwischen den beiden Flossen des Leviatan. Da diese Anschauung in der jüdischen Literatur erst spät auftaucht, so könnte sie wohl von den Arabern entlehnt sein. Denn die Mohammedaner glauben, dass die ganze Welt auf einem gewaltigen Fisch ruht (Dieterici, *Rechtsstreit zwischen Mensch und Tier* S. 277 Anm. 8; derselbe, *Chrestomathie ottomane* 1854 S. 58. Über den Leviatan vgl. Scheffelowitz, *Arch. f. Rel.-Wiss.* 14, 6). Diese Anschauung hat sich weit verbreitet, so bei Firdusi, *Šāhnāme* (vgl. v. Schack, *Firdusi* 1865 S. 160), in Burma (H. J. Wehrli, *Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw von Ober-Burma*, Leiden 1904 S. 51), auf den Carolinen (A. Bastian, *Die mikronesischen Kolonien* 1899 S. 112); in Japan verursacht dieser gewaltige Fisch, so oft er sich bewegt, Erdbeben (B. H. Chamberlain, *Things Japanese*, London 1902 S. 127). In Indonesien glaubt man, dass eine gewaltige Schlange die Trägerin der Erde sei, die, wenn sie sich bewegt, Erdbeben hervorruft (*Globus* 42, 45; 65, 95f., A. Bastian, *Indonesien* 4, 22). — S. 85 (vgl. S. 287): ‘Mann und Weib waren zu Anfang ein Fleisch und zwei Angesichter; dann zersägte der Herr den Leib in zwei Leiber und machte einem jeden einen Rücken’ (*Midr. Ber. R. VIII*, 1). Auch nach *Midr. Jalqut* zu Gen. § 20 hat Gott den Adam ursprünglich als ein Mannweib (das mit dem griechischen Wort *ἀνδρογύνη* übersetzt wird) geschaffen. Diese Sage entstammt meines Erachtens aus dem Griechischen. Plato erzählt in seinem *Symposion*, dass der Urmensch einen hermaphroditischen Körper hatte; hierauf habe ihn Zeus in zwei Hälften geteilt. Darum hat jede Hälfte Sehnsucht nach ihrer andern Hälfte. Im *Ātāpatha Brāhmaṇa*: ‘Der Atman war im Anfang allein da, einem Manne gleich; „er schaute um sich und sah nichts anders als sich selbst, er sprach das erste Wort: ‘Ich bin’, daher kommt der Name: ‘Ich’ . . . Er fürchtete sich,

deshalb fürchtet sich, wer allein ist. Da gedachte er: Da nichts ist als ich, wovor fürchte ich mich denn?“ Da verschwand seine Furcht. Wovor hätte er sich auch fürchten sollen? Vor einem Zweiten empfindet man Furcht. Er fühlte sich auch nicht zufrieden: deshalb fühlt sich nicht zufrieden, wer allein ist. Er beehrte nach einem Zweiten; er umfasste in sich die Wesenheit von Weib und Mann, die sich umschlungen halten. Er spaltete diese seine Wesenheit in zwei Teile; daraus wurden Gatte und Gattin; deshalb sind wir jeder gleichsam eine Hälfte, sagt Yājñavalkya, deshalb wird diese Lücke durch das Weib ausgefüllt. Er vereinte sich mit ihr; so wurden Menschen erzeugt.’ — S. 116: ‘In der Stunde, da der Mensch schläft, steigt die Seele empor und schöpft ihr Leben von oben.’ (Ber. R. P. 14.) Dieselbe Auffassung findet sich auch Debārim Rabbā Par 5 (zu c. 20, 10): ‘Alle heidnischen Völker erzürnen Gott; während sie aber schlafen, steigen alle Seelen zu ihm empor.’ Im Midr. Tehillim 11, 6 heisst es: ‘Schläft der Mensch, so geht seine Seele hinaus und schweift in der Welt umher, und das sind die Träume, die der Mensch sieht.’ Diese primitive Anschauung vermag ich für die verschiedensten Völker der fünf Erdteile nachzuweisen. — S. 190f.: Das Hahnenkrähen verscheucht die bösen Geister (Wajiqrā R. P. 5). Diese Anschauung ist weit verbreitet. Sie findet sich z. B. im altchristlichen Glauben, vgl. Aurelius Clem. Prudentius, Hymnus ad galli cantum 10: Ferunt vagantes daemones laetos tenebris noctium gallo canente exterritos sparsim timere et cedere. Gemäss dem deutschen Volksglauben weichen beim Hahnenkrähen die nächtlichen Gespenster und der Teufel (A. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube<sup>3</sup> § 156; Siebs, oben 3, 383; R. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes 1871 S. 7ff.; Ch. Schneller, Märchen und Sagen in Wälschtirol 1867 S. 13). Derselbe Glaube findet sich bei den Schweden (oben 10, 201), den Zigeunern (H. v. Wislocki, Aus dem innern Leben der Zigeuner 1892 S. 135) und den Russen (A. Bastian, Rechtsverhältnisse S. 280). Weiteres Material bei Scheffelowitz, Huhnopfer 1914 S. 51f. — S. 320: Die Auffassung, dass der Dämon eine katzenähnliche Gestalt annimmt, die in der aus einem mittelalterlichen kabbalistischen Werke entnommenen Sage enthalten ist, taucht zuerst in Sefer Hasidim auf (vgl. Sefer Hasidim § 465, Sulzbach 5445), also um 1200 n. Chr. und ist entlehnt. Im deutschen Mittelalter verwandelten sich Hexen in Katzen, weshalb sie auch Wetterkatzen genannt wurden. (Schindler, Abergl. d. Mittelalters 1858 S. 28; G. Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters<sup>3</sup> 2 1912 S. 32). Nach dem deutschen Volksglauben nehmen die Hexen nachts die Gestalt von Katzen an (A. Wuttke, Deutscher Volksabergl.<sup>3</sup> § 217. 402; J. W. Wolf, Niederländische Sagen 1843 Nr. 246. 293. 561). Die galizischen Juden lassen darum keine Katze in das Zimmer einer Wöchnerin ein. Auch nach dem russischen Volksglauben verwandeln sich Hexen oft in Katzen (Globus 18, 171). Dieselbe Anschauung treffen wir bei den Zigeunern (v. Wislocki a. a. O. S. 115). Dämonen erscheinen häufig in Gestalt von Katzen bei den Malaien (Skeat und Bladgen, Malay Magic 1900 S. 191–398), den Imeretiern im Kaukasus (Globus 80, 306), den Japanern (Globus 32, 124f.), den Chinesen (R. F. Johnston, Lion and Dragon in Northern China 1910 S. 293f.), den Mohammedanern Ägyptens (E. W. Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter, übers. v. Zenker 2, 35), den Indern und Persern (Crooke, Natives of North. India p. 198. 256; Bundeheš c. 32). Nach dem Glauben der Eingeborenen von Madagaskar wird ein Sünder nach seinem Tode eine Katze, weshalb dieses Tier ängstlich gemieden wird (J. Sibrec, Madagaskar 1870 S. 244, 378). — S. 348: Die Anschauung, dass der ganze Luftraum von unzähligen Geistern erfüllt ist, kommt bereits B. T. Berākot 6a, Midr. Debārim

R. P. 4 (zu c. 10, 1) vor. Sie findet sich im primitiven Glauben der verschiedensten Völker. So bevölkern nach griechischer Anschauung böse Geister den Luftraum, weshalb sie *ἀέροι* heißen und noch heute in Griechenland die Gespenster *ἀέριζα* genannt werden (Kroll, Rhein. Mus. 1897, S. 345). Auch nach dem Glauben der Grönländer und der Sundanesen ist die ganze Welt von unsichtbaren Geistern erfüllt (Globus 19, 23; 44, 301). Noch M. Luther sagt: „Es sind viele Teufel um uns, die uns alle Stunden wohl könnten töten“ (M. Luthers sämtl. Schriften 3, 1561).

Cöln a. Rhein.

Isidor Scheftelowitz.

**Maurice Lacombe**, *Essai sur la Coutume Poitevine du Mariage au début du XV. siècle d'après le vieux Coustumier de Poictou*. Paris, M. Champion 1910.

Dieses Werk handelt von der Coutume von Poictou aus dem Jahre 1417 und ihren rechtlichen Bestimmungen, einer coutume, welche die Grundlage bot für die späteren offiziellen Coutumes von 1514 und 1559.

Die Ehe war in dieser Zeit eine Ehe mit priesterlicher Einsegnung (*bénéïsson des nopees*); der altkanonische gratianische Standpunkt war völlig verlassen, die Mitwirkung der Kirche gesichert. Die Vermögensfolge der Ehe war die Gütergemeinschaft des beweglichen Vermögens und der Errungenschaft, dieselbe wie heutzutage nach dem Code Napoléon: diese Art des Güterrechts war schon damals in Frankreich weit verbreitet. Die Frau aber hatte, wenn die Gemeinschaft verschuldet war, bei ihrer Auflösung nicht wie heutzutage die freie Möglichkeit des Verzichts; dieses Recht stand bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts nur der *femme noble* zu, nicht der *roturière*: der Adel war damals durch vornehme Allüren, allerdings auch durch Kriege und durch Züge in das Ausland stark verschuldet, und die Adelswitwe sollte vom Konkurs gerettet werden — die bürgerliche Frau war selten in solcher Bedrängnis, und war dies der Fall, so überliess man sie ihrem Schicksal.

Bei dem Verzicht auf die Gütergemeinschaft herrschte der Brauch, dass die Frau bei Beerdigung des Mannes ihre Geldbörse in das Grab warf und dann nicht mehr in das Heim zurückkehrte, ein Brauch, der im *Grand Coustumier de France* von Ableiges (herausgegeben von Laboulaye und Dareste p. 376) geschildert wird. Im übrigen hatte die Frau Anspruch auf ein Wittum von Eindrittel oder der Hälfte des Vermögens des Mannes, aber in der Art, dass sie nicht Eigentum, sondern blosse lebenslängliche Nutzniessung erwarb.

Das Verhältnis der ehelichen Kinder zu dem Hausvermögen war in der Art geregelt, dass der Hausvater nicht von der gesetzlichen Teilung abweichen durfte: er durfte nicht 'lieb Kind' machen, also keinem Kinde mehr als den gesetzlichen Teil zuwenden, und dieser Teil war nicht mathematisch gleich, denn es bestand ein *droit d'aïnesse* des ältesten Sohnes und betreffendenfalls der ältesten Tochter.

Doch war folgendes möglich: der Vater konnte einem Kinde etwas zuwenden, was bei der Erbteilung angerechnet werden musste; war dies mehr als sein Teil, so konnte das Kind auf die Erbschaft verzichten und das Zugewendete behalten, jedoch nicht über den Betrag der *quotité disponible* hinaus. Dies ist das in den französischen Rechten viel verbreitete System der *Egalité imparfaite*, über

welches ich in dem Kollationsrecht in den französischen Coutumes (Festgabe für Gneist 1888 S. 206) eingehend gehandelt habe. Uneheliche Kinder waren von der väterlichen Erbschaft ausgeschlossen, beerbten aber die Mutter wie eheliche.

Von besonderem Werte für uns ist neben den juristischen Erörterungen der Abdruck der wesentlichen einschlagenden Bestimmung des Rechtsbuchs von 1417.

Berlin.

Josef Kohler.

## Notizen.

L. Bechstein, Thüringens Sagenschatz 1. Band: Sagen von Eisenach und der Wartburg, dem Hörselberg, Reinhardtsbrunn und der Ruhl, neu hsg. von Arthur Richter-Heimbach. Quedlinburg, H. Schwanecke (1913). 210 S. 8° geb. 2 Mk. — Die hier vereinigten Sagen sind zumeist aus den beiden ersten Bänden des zuletzt 1862 erschienenen Bechsteinschen Werkes entnommen; aber die Ordnung ist zum Teil verändert, und die anderweitigen Quellen sind nirgends angegeben. [J. B.]

Franz Cramer, Deutschland in römischer Zeit. Berlin und Leipzig, G. J. Göschen 1912. 165 S. 23 Abb. kl. 8°. 0,90 Mk. (Sammlung Göschen Nr. 633). — Der Hauptteil des sehr nützlichen Buches ist rein geschichtlich und gibt in Kap. 1—16 eine Darstellung der römisch-germanischen Beziehungen in Krieg und Frieden von den ältesten Zeiten bis zum Zusammenbruch des weströmischen Reiches. Besonders ausführlich und mit steter Berücksichtigung der neusten Ausgrabungen und Funde werden die römischen Waffenplätze und Stützpunkte, der Limes usw. behandelt. Volkskundlichen Inhalt bieten zum Teil die Kapitel 17—20, in denen von den römischen Handelsbeziehungen, von Kunstgewerbe und Handwerk, von der interessanten Mischkultur im Mosellande und von mannigfaltigen Kultureinflüssen auf deutschem Boden die Rede ist. [F. B.]

Alfred Haas, De Pir(d)kopp in der pommerschen Volkssage. (Monatsblätter, hsg. v. d. Ges. f. Pommersche Geschichte und Altertumskunde 1913, H. 9 S. 136—140). — In einer Anzahl norddeutscher Ortssagen wird erzählt, dass Ortschaften, die hentzutage durch breite Flüsse oder Meeresarme getrennt sind, in früheren Zeiten durch Wasserläufe geschieden wurden, die so schmal waren, dass man sie auf einem ins Wasser geworfenen 'Pferdekopf' (Perdekopp, Pärkopp) überschreiten konnte. H. Handermann hatte oben 16, 397 nr. 134a diesen Sagenzug auf eine missverständliche oder absichtlich witzige Deutung des slawischen Percop = Kanal, Meereenge zurückgeführt. Haas, der diese Erklärung in seinen Rügenschensagen 4. Aufl. S. 175 abgelehnt hatte, widerruft sich in dem vorliegenden Aufsatz, da ihm eine Fassung der Sage von der Insel Vilm bekannt geworden ist, in der mit 'Pirkopp' zwar nicht ein Graben selbst, wohl aber ein zu dessen Überschreitung dienender Stein bezeichnet wird und von einem Pferdeschädel überhaupt nicht die Rede ist. Als Entsprechung führt er ausserdem die volkstümliche Deutung der rügenschenschen Bezeichnung 'Perd' (sl. perd = das Vordere, Vorgebirge) als 'Pferd' an, die durch die Gestalt der so benannten Höhenrücken erklärt wird. [F. B.]

A. Haas, Das Riesenschiff in der pommerschen Volkssage (Pommersche Heimat 3, 2). — Die Sage von einem in alter Zeit die Ostsee befahrenden Schiffe von ungeheurer Ausdehnung, mit tausend Masten usw. ist an der Ostseeküste vielfach anzutreffen. Zu zwei schon früher von ihm veröffentlichten Fassungen fügt der verdiente Sammler pommerscher Überlieferungen hier eine dritte von K. Rosenow jüngst mitgeteilte, in der das Schiff den Namen 'Nackelfragar' trägt, der mit dem 'Naglfar' des nordischen Mythos identisch wäre. Es würde sich um ein interessantes Überlebsel handeln, wenn man die von Rosenow angegebene Quelle als unbedingt rein und unbeeinflusst ansehen dürfte. Sollte sein alter Kapitän den Namen doch nicht vielleicht von irgendeiner Seite her gehört und in sein 'Garn' miteingespinnen haben? [F. B.]



*Historia septem sapientum I*: Eine bisher unbekannte lateinische Übersetzung einer orientalischen Fassung der Sieben weisen Meister (Mischle Sendabar) hsg. und erklärt von A. Hilka, Heidelberg, C. Winter 1912. XXV, 35 S. 1,20 Mk. — *II*: *Johannis de Alta Silva Dolopathos sive De rege et septem sapientibus*, nach den festländischen Handschriften kritisch hsg. von A. Hilka. Ebd. 1913. XIV, 112 S. 2.20 Mk. (Sammlung mittellateinischer Texte 4–5). — Die für die mittelalterliche Novellistik bedeutsame Geschichte des indischen Sindibad-Buches erhält durch Hilkas beide Publikationen erwünschte Förderung. Bekanntlich ist die im 13. Jahrhundert entstandene hebräische Bearbeitung dieses Romans von den sieben weisen Meistern, Mischle Sendabar, deshalb besonders wichtig, weil sie die Brücke von den orientalischen Fassungen zu den abendländischen gebildet zu haben scheint. Sie beruht auf einer verlorenen arabischen Vorlage und enthält 21 Novellen, die in die bekannte Rahmenerzählung von dem durch die ehebrecherische Stiefmutter verleumdeten Prinzen eingelegt sind, darunter aber mehrere neue. Der hebräische Text ist zwar dreimal, von Sengelmann, Carmoly und Cassel, herausgegeben worden, bedarf aber, wie die von Hilka aus einer Berliner Hs. vom Jahre 1407 hervorgezogene lateinische Übersetzung zeigt, durchaus noch einer kritischen Behandlung. Allerdings ist in der lateinischen Version die Einleitung gekürzt, aber verschiedene Einzelheiten, z. B. der Feuertod der schuldigen Königin, stimmen näher zu den occidentalen Bearbeitungen. Auf die Abweichungen von Cassels Text und von den übrigen Fassungen der Sieben weisen Meister hat H. durch Sperrdruck und kurze Fussnoten hingewiesen und eine Tabelle über die Novellen der sämtlichen orientalischen Fassungen hinzugefügt. — Mit der kritischen Ausgabe des Dolopathos führt Hilka den von G. Paris und Studemund gehegten Plan aus, Oosterleys mangelhaften Druck vom Jahre 1873 zu ersetzen. Ausser der Luxemburger Hs. des 13. Jahrhunderts benutzt er noch fünf jüngere Hss. aus dem 15. Jahrhundert und liefert auch Nachweise für die antiken und christlichen Zitate des lothringischen Mönchs von Haute-Seille, der die orientalische Rahmenerzählung mit einem christlichen Schluss versehen und neue Novellen eingeflochten hat: doch erzählt jeder Weise nur eine, nicht zwei Geschichten, während die Erzählungen der Königin bei Johannes ganz fortgefallen sind. [J. B.]

Wilhelm Hotz, *Die Flurnamen der Grafschaft Schlitz* (Flurnamenbuch des Grossherzogtums Hessen, hsg. im Auftrag der hessischen Vereinigung für Volkskunde von J. R. Dieterich und O. Schulte, Heft 1. Provinz Oberhessen Bd. V, Kreis Lauterbach, Heft 1). Darmstadt, Grossherzoglich hessischer Staatsverlag 1912. XLIV, 67 S. 8°. — W. Hotz, durch dessen Sammlertätigkeit dieses erste Heft der hessischen Flurnamensammlung entstanden ist, hat dessen Erscheinen nicht mehr erleben können († 14. Juni 1910), die abschliessenden Arbeiten sind von Prof. Alles geleistet worden. Mit Hilfe von Fragebogen, deren Bearbeitung sich besonders Lehrer und Geistliche haben anlegen sein lassen, werden die Flurnamen der einzelnen Gemarkungen des Schlitzerlandes in übersichtlicher Anordnung mitgeteilt. Vorbildlich ist die Reichhaltigkeit der Angaben, es werden möglichst bei jedem Gewann die durch Hofrat Kofler in Darmstadt festgestellten offiziellen Namen, die daneben vorkommenden alten, historischen Bezeichnungen, mundartliche Formen und volkstümliche Erklärungen beigebracht. Besonders die letzte Rubrik enthält mancherlei Interessantes aus Volkssage und Ortsgeschichte. Sehr hübsch und lehrreich ist das neben anderen Beigaben in der Einleitung enthaltene ausführliche 'Gespräch über hessische Ortsbezeichnungen und vom Wert ihrer Sammlung' von Dieterich zwischen dem 'Sammler' und einem Lehrer. [F. B.]

Gross-Berliner Kalender 1914. Herausgegeben von E. Friedel. Berlin, K. Siegismund. 368 S. 8°. Geb. 2 Mk. — Zum zweiten Male ist das schmucke Kalenderbuch erschienen, herausgegeben von unserem unermüdlichen Stadtältesten unter redaktioneller Beihilfe von Dr. H. Brendicke und gefüllt mit einer reichen Anzahl von kurzen, äusserst beherrschenden Aufsätzen aus der Feder von Männern, deren Namen im geistigen und kommunalen Leben unserer Reichshauptstadt zum grossen Teil an erster Stelle stehen, wie Ludw. Hoffmann, Reicke, Holtze, Lindenberg, Silbergleit usw. Die meisten Beiträge beschäftigen sich naturgemäss mit der Geschichte und den modernen Problemen Berlins, doch fällt auch für die Volkskunde etwas ab. So bringt Jülicher (S. 253f.) eine Fort-

setzung seiner im 1. Jahrgang begonnenen 'Atemzüge der Berliner Volksseele', Pfefferkuchenpoesie und allerlei Blüten der Berliner Denk- und Mundart, von denen freilich viele schon aus H. G. Meyers 'Richtigem Berliner' bekannt sind. Etwas störend wirkt die inkonsequente Wiedergabe der Mundart ('breete Schnauze' [S. 260] sagt kein echter Berliner), auch sind die S. 262 aus den 'Lustigen Blättern' mitgeteilten Wendungen auf keinen Fall als 'zu den Äusserungen der Berliner Volksseele unentbehrlich gehörend' zu bezeichnen. Volkskundlich von Interesse sind ferner die Beiträge von A. Förster 'Innungsschieksale' und die kleine Schlussplauderei von Elisabeth Lemke über 'Märkisches Fischereigerät'. Es ist nicht zu bezweifeln, dass dies mit vorzüglichen Text- und Einschaltbildern geschmückte Berliner Jahrbuch denselben Erfolg haben wird wie der erste Jahrgang. [F. B.]

E. Mai, Das mittelhochdeutsche Gedicht vom Mönch Felix auf textkritischer Grundlage philologisch untersucht und erklärt (Acta Germanica, Neue Reihe, Heft 4). Berlin, Mayer & Müller 1912. VIII, 515 S. 8°. 15 Mk. — Vorliegende, gründlich gelehrte Arbeit, die dem 380 Verse umfassenden mhd. Gedicht mit allen denkbaren Mitteln der Philologie Erkenntnisse abzugewinnen, ja abzutrotzen weiss, hat auch schöne Resultate und Beobachtungen gezeitigt, die der Volkskunde zugute kommen. Einen Ausschnitt seiner Forschungen legte Erich Mai bereits in der 1903 erschienenen Berliner Dissertation vor, die einer Anregung Karl Weinholds entsprang und auch Max Roediger als zuhütari gabato zu danken hatte. Den rein germanistischen Fragen, denen Mai mit seltener Hingabe Jahre hindurch seinen Scharfsinn zugewandt hat, ist hier nicht nachzugehen: sie haben eine Besprechung und Kritik u. a. durch Privatdozenten Dr. Ludwig Pfannmüller in der Deutschen Literaturzeitung 1913 Nr. 20 Sp. 1250—53 gefunden. — Wie oft begegnen wir nicht in unseren Volksbüchern und Volksballaden grauen Mönchen. Die Nachweise Mais belehren uns, wie die Bezeichnung der Orden zu den verschiedenen Zeiten geschwankt hat: „. . . bereits im 14. Jahrhundert wurden die Mitglieder beider Orden — der Zisterzienser und der Franziskaner — als Graumönche charakterisiert, trotzdem eine Verwechslung (wenigstens für Fremdlinge in den jeweiligen Ortsverhältnissen) keineswegs ausgeschlossen war. Das eigentliche Konkurrenzjahrhundert aber ist . . . das 15., während das 16. den Franziskanern zu fast unbestrittener Alleinherrschaft in Nord- und Ostmitteleuropa verhalf . . . Vielmehr gehört, wenn auch nicht gleich das 12., so doch das für den Mönch Felix in Betracht kommende 13. Jahrhundert den Zisterziensern“ (S. 79ff.). Überzeugend ist die Beweisführung, dass ein Angehöriger eines thüringischen Zisterzienserklosters des 13. Jahrhunderts als Dichter des M. F. zu gelten habe: wir lernen die Dichtung geradezu als ein Mittel zisterziensischer Heiligung und Propaganda auffassen; literarhistorisch fällt so auf die häufig als bäurisch beleumundeten Zisterzienser ein besseres Licht. Höchst fesselnde Erörterungen bringt die Besprechung des 'Mönches von Heisterbach', einer Ballade Wolfgang Müllers von Königswinter, die, zuerst 1841 in Simrocks Rheinsagen<sup>3</sup> erschienen, einen dem Mönch Felix aufs nächste verwandten Stoff behandelt. So bestehend auch die Hypothese erscheint, dass Müllers Mönch von Heisterbach niemals in Heisterbach gewandelt habe, sondern nur vom Dichter dorthin lokalisiert sei, mit Recht macht Mai, mit Hilfe von älteren Reisehandbüchern die Frage klärend, doch bei der Feststellung halt, „dass schon für die dreissiger Jahre des 19. Jahrhunderts eine Heisterbacher Lokalsage existiert“, deren Held zwar nicht über dem Gesang eines engelischen Vögleins drei Jahrhunderte vergisst, sondern über seiner eigenen dämonisch gesteigerten Spekulierwut. „Die Spur des Heisterbachers verliert sich im Dunkeln.“ Die Darlegung des stofflichen Problems (ein verwandtes behandelte 1910 Michael Huber in der 'Wanderlegende von den Siebenschläfern') veranlasst Mai zu einer schnellen Übersicht über die räumlich weit getrennten, ältesten Fassungen und legt von seiner Gelehrsamkeit und Umsicht günstigstes Zeugnis ab. [Fritz Behrend.]

Heinrich Marzell, Die Klette im Volksglauben (Naturwissenschaftliche Wochenschrift hsg. von H. Potonié, N. F. 12, 2, S. 23—26). Die Klette spielt im Volksglauben eine wenig hervortretende, aber doch in manchen Punkten interessante Rolle. Besonders ausführlich behandelt der Verf. die in einigen Krankheitsbeschwörungen vorkommenden Anrufungen der Klette. Hieraus zu folgern, dass die Klette als Verkörperung eines Haus-

dämons galt, geht wohl zu weit. Auch der S. 25 mitgeteilte albanesische Brauch, gegen die Bedrängungen durch einen Waldgeist in Wein getauchtes Brot auf eine Klette mit grossen Blättern zu legen, kann diese Annahme kaum stützen; die breiten Klettenblätter sind eben besonders dazu geeignet, die Opfergabe darauf zu legen. Im übrigen dürften in dem Aufsatz wohl alle wichtigeren Notizen über die volkskundliche Bedeutung der Klette zusammengestellt sein; nachzutragen wäre noch Wuttke<sup>3</sup> § 523 (Weichselzopf durch Klettensamen erzeugt, Ostpreussen). [F. B.]

J. Mink, Vorschläge für eine zukünftige Benennung der Fleischstücke vom Rinde im Fleischergerwerbe des Deutschen Reiches. Leipzig 1912. 66 S. 4°. — Die Schrift erfüllt ohne Zweifel einen dringenden Wunsch der Fachkreise des Fleischergerwerbes. Denn da auch diese sonst mehr bodensässigen Kreise, ebenso wie die gesamte Bevölkerung des Deutschen Reichs vielmehr umher und durcheinander kommen, wurden die vielfach hier so besonders ausgebildeten Dialekt- und Lokalbezeichnungen im Gewerbe wahrscheinlich ebenso störend empfunden, wie anderswo. Steht doch der norddeutsche Reisende häufig vor einer österreichischen Speisekarte wie vor einem Buch mit sieben Siegeln, und umgekehrt ist es nicht anders. Nun haben wir es als Volkskundler sicher zu bedauern, wenn manch gute alte Bezeichnung hier jetzt dem Aussterben überantwortet wird, um so mehr ist aber es da zu begrüßen, dass hier alle Bezeichnungen noch einmal zusammengefasst werden. So ist von Fachseite eine Menge Sprachgut für den künftigen Forscher aufbewahrt und deshalb habe ich auch hier auf dieses Schriftchen hinweisen wollen. [Ed. Hahn.]

G. Pitre, The swallow book: the story of the swallow told in legends, fables, folk songs, proverbs, omens and riddles of many lands gathered: rendered into english and arranged for the use of our boys and girls by Ada Walker Camehl. New York, American book company. (1912). 158 S. 8°. — Die behenden, zierlichen und zutraulich in der Nähe menschlicher Behausungen nistenden Schwalben haben Denken und Glauben des Volkes oft beschäftigt. Es war daher ein hübscher Gedanke des Altmeisters der italienischen Volkskunde, für seine Enkelin ein Büchlein zusammenzustellen, das die Lebensgewohnheiten der Schwalbe und die von ihr handelnden Märchen, Legenden, abergläubischen Vorstellungen, Sprichwörter, Lieder sowie ihre Verwendung in der Volksmedizin aus reicher Kenntnis der europäischen und aussereuropäischen Überlieferungen beleuchtet. Da es ein Kinderbuch sein soll, ist der gelehrte Anstrich und der z. B. in Paulus Cassels Schriftchen 'Die Schwalbe und ihre Heimkehr' (Berlin 1866) hervortretende Notenballast vermieden. Der englischen Übersetzung sind viele hübsche Zeichnungen beigegeben. [J. B.]

Chr. Ranek, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Zweite Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 223.) Leipzig, Teubner 1913. VI, 88 S. 71 Abb. 1,25 Mk. — Raneks Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses ist in der zweiten Auflage im wesentlichen unverändert geblieben. Gegen die Darstellung der Entwicklung lässt sich ebenso wenig einwenden wie gegen die landschaftliche Gruppierung, die der Verfasser eng an die Zweiteilung in das ober- und niederdeutsche Haus anschliesst. Dadurch wird die Aufmerksamkeit nie von den Hauptsachen abgelenkt. Bei einer neuen Auflage würde wohl auch das ostdeutsche Vorhallenhaus etwas Berücksichtigung finden müssen, für das heute bereits ein umfangreicheres Material vorliegt, als Meitzen und Henning zur Verfügung stand. Nicht völlig gerecht wird Ranek dem nordischen Hause, das der Verfasser in seine Entwicklung einbezieht. Vereinzelt erweckt seine Darstellung Widerspruch. So seine Ausführung über den Skot, der keineswegs im Norden allgemein verbreitet ist. Auch das Sparrendach ist nicht, wie man nach R. annehmen könnte, gemein-nordisch, sondern kommt nur in einem grösseren, aber von Niederdeutschland beeinflussten Gebiet vor. Die angeführte Literatur, in der man manches wichtige deutsche Werk (von Dachler, Eigl, Nordhoff, Lindner, Rhamm u. a.) vermisst, zeigt allerdings, dass dem Verfasser das nordische Haus nur unvollkommen vertraut ist. Ohne die Kenntnis der Schriften von Eilert Sund, Feilberg, Gudmundsson, Hyltén-Cavallius, Lauridsen, Nicolaissen wird man ein klares Bild über die Entwicklung nicht gewinnen. Es soll dies den Wert der Raneksehen Arbeit nicht herabsetzen, sondern nur hinweisen auf

die Schwierigkeit, die deutsche Entwicklung mit der nordischen in Beziehung zu setzen. [Robert Mielke]

G. Schierghofer, *Altbayerns Umritte und Leonhardfahrten*. München, Bayerland-Verlag 1913. XII, 73 S. 2.50 Mk. — Die besonders in Bayern üblichen, aber auch in Schwaben, Belgien, Frankreich und sonst nachweisbaren Umritte sind eigentlich Wallfahrten zu Ehren eines Heiligen, von dem der Bauer für sich und seine Haustiere Segen und Gedeihen erhofft. Nachdem Andree, Höfler u. a. mehrfach auf diesen Brauch hingewiesen hatten, hat sich der Vf. daran gemacht, durch fleißige Umfragen und Studien dessen Art und Ausdehnung genau festzustellen. Er ordnet die Nachrichten über die einzelnen Orte nach dem Kalender: denn es gibt fast keinen Monat, indem nicht irgendwo in Bayern ein Umritt gehalten wurde oder noch wird. So ziehen zu Ostern in Traunstein und St. Georgen zu Ehren des heiligen Georg die Bauern mit ihren Pferden hinter den ebenfalls berittenen Geistlichen, Engeln und Kriegern in römischer oder mittelalterlicher Tracht einher; andere Umritte finden zu Pfingsten, Martini und Stefani statt; besonders aber am 6. November, dem Feste des h. Leonhard. Über den heidnischen Ursprung solcher Bräuche äussert sich der Vf. S. 11 mit löblicher Vorsicht. Das hübsche Büchlein, das die Liebe zu heimatlichen Bräuchen wecken und pflegen will, ist mit trefflichen Abbildungen von Klemens Thomas geziert. [J. B.]

Richard Schlegel, *Uhrumschriften*, gesammelt und herausgegeben. Berlin, B. Poetschki 1913. 22 S. kl. 8°. 0.80 Mk. — Inschriften auf Uhren sind bisher unseres Wissens in grösserer Menge nicht zusammengetragen worden. Verwiesen sei auf die unnötigerweise in novellistische Form gekleidete Studie über Inschriften auf Sonnenuhren von M. L. V. in *Korrbl. f. d. höh. Schulen Württembergs* 19, 48–51 und die Nachträge von Nestle ebda. S. 208, sowie auf die Behandlung zweier antiker Sonnenuhrinschriften im *Musée Belge* 17, 145f. Die vorliegende Sammlung enthält ungefähr neunzig Sprüche. Leider fehlen fast ausnahmslos Angaben über Ort und Zeit der Inschriften sowie bei den literarischen die genaueren Bezeichnungen der Stellen. Zu 'horas nou numero nisi serenas' (S. 21) vgl. oben 15, 429; ich glaube die Worte auch in Sanssouci gelesen zu haben. Manche dieser Sinnsprüche, wie der bekannte 'Vulnerant omnes, ultima necat', sind übrigens nichts anderes als Rätsel. [F. B.]

Joh. H. Schwalm, 'Schwälmer Wees' (Schwälmer Weizen). Das Schwälmerleben im eigenen Sprichwort. Kassel, F. Scheel 1913. 66 S. kl. 8°. 1.20 Mk. — Der Vf. hat seine ursprünglich im 'Hessenland' veröffentlichten Sammlungen in einem mit hübschen Zeichnungen von J. Happ gezierten Büchlein vereinigt. Der Begriff 'Sprichwort' ist von ihm im weitesten Sinne gefasst, da er auch bildliche Redewendungen, Neckereien, Wetterregeln u. dgl. bringt. Die Kapitelüberschriften (Kindheit, Wie die Zucht, so die Frucht, Berufswahl, Scherz und Ernst, Liebeszeit und Ehestandsleben, Tages-, Jahres- und Lebensarbeit) lassen die Art der Anordnung erkennen. Etwas schwerfällig wird die Darstellung dadurch, dass der Vf. es für nötig gehalten hat, jedes Sprichwort wörtlich ins Schriftdeutsch zu übertragen, selbst wenn ein Missverständnis ausgeschlossen ist. Auch darf man doch voraussetzen, dass den Lesern die Bedeutung des Wortes 'Ferkel' bekannt ist (S. 35). Die Redensart 'Schlecht wie Galgenholz' ist sicherlich älter, als die dafür angeführte ätiologische Sage (S. 37), vgl. *patibulum-patibulus*, auch das *παροργιστὸν ἔβλεν* in dem von Preisendanz Hess. Bl. f. V. d. 12, 139f. veröffentlichten Diebeszauber gehört in diesen Gedankenkreis. Die Redensart 'Bann de Gugguk reiff, muss m'r sich of de Reck leeng' erklärt der Vf.: Wenn der K. ruft, muss [= darf] man sich auf den Rücken legen [weil dann der Boden warm ist]. Das 'darf' scheint mir etwas willkürlich eingeschoben. Sollte es sich nicht um einen unbewussten Stärkungs- oder Fruchtbarkeitsritus handeln? s. Dieterich, *Mutter Erde* S. 8f. — Die Sammlung bedeutet nicht nur einen Beitrag zur Kenntnis der Schwälmer Denkart, wie der Vf. es im Untertitel ausdrückt, sondern auch für die Kenntnis der hessischen Mundart. [F. B.]

Carlo Sganzini, *Die Fortschritte der Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt*. (Neue Berner Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte hsg. von Richard Herberth, 2). Bern, A. Francke 1913. 247 S. kl. 8°. 4 Mk. — Ein vortreffliches Buch, das alle Richtungen der Völkerpsychologie von Lazarus und Steinthal bis zu Wundt

Revue passieren lässt und kritisch mustert. Auch Grenzgebiete wie Soziologie und Massenpsychologie werden gebührend berücksichtigt. Die Einleitung orientiert umsichtig über die Entstehung der Völkerpsychologie, wobei nur wieder die alte Fabel vom 'ungeschichtlichen Sinn' des 18. Jahrhunderts aufgetischt wird. Sehr ausführlich behandelt der Vf. Wundts monumentales Werk, obwohl er gegen Grundlagen, Aufbau und Ausführung höchst beachtenswerte Einwände vorzubringen weiss. Dagegen werden Steinthals Verdienste zwar zutreffend, aber etwas summarisch gewürdigt; auch hätte noch sein methodisch wichtiger Aufsatz im 1. Bande unserer Zeitschrift (1891 S. 10—17) herangezogen werden können; er stellt zudem das letzte Wort dar, das dieser feine und tiefe Geist in Sachen der Völkerpsychologie gesprochen hat. Ungern vermisst man ein Register. [H. Michel.]

A. Stenzel, Das Riesenbett im Sachsenwalde (Wissenschaft und Technik, Beilage zu Nr. 8 der 'Astronomischen Korrespondenz', 7. Jahrg. 1913). — Ausführliche Beschreibung des Dassendorfer Hünengraves und Mitteilung einer darauf bezüglichen Volksage. [F. B.]

Julio Vicuña Cifuentes, Romances populares y vulgares, recogidos de la tradición oral chilena. Santiago de Chile, Imprenta Barcelona 1912. XXXIII, 581 S. 8° (Biblioteca de escritores de Chile 7). — Zum ersten Male erhalten wir durch die vorliegende dankenswerte Arbeit einen tieferen Einblick in das Leben des spanischen Volksliedes in Chile. 166 Texte hat der Vf. in zwölf Jahren aus dem Volksmunde aufgezeichnet, die, da in dieser Summe auch blossе Varianten mitgezählt sind, 83 Romanzen angehören. Durch Heranziehung der spanischen Volksliedliteratur liess sich feststellen, dass der grössere Teil davon durch mündliche Fortpflanzung oder durch fliegende Blätter (pliegos sueltos) im Laufe des 16. bis 19. Jahrhunderts aus dem Mutterlande eingeführt worden ist. Eine Reihe anderer Lieder gibt sich durch Inhalt und Ausdruck als einheimisches Gewächs zu erkennen, z. B. nr. 101 'Atahualpas Tod', 144 'das Erdbeben in Chile' u. a. Auch zeigen nach S. XXII die chilenischen Melodien, von denen wegen der unüberwindlichen Scheu der Sänger vor dem Phonographen leider keine Proben mitgeteilt werden konnten, einen lebhafteren Charakter als die in Spanien üblichen. Unter den geistlichen Stoffen begegnen Legenden von der Jungfrau Maria, von Magdalena und Katharina (nr. 88), der auf die mittelalterliche Visio Fulberti zurückgehende Streit von Seele und Leib (136), die dem Leontius- und Don Juan-Drama zugrunde liegende Sage von dem zu Gast geladenen Totenschädel (50; vgl. Zs. f. vergl. Litgesch. 13, 389. Studien zur vergl. Litgesch. 9, 190); aus den weltlichen Stücken hebe ich hervor die ovidische Fabel von Proene und Philomela, hier Blanca Flor und Filomena genannt (24—31), die von ihrem unkeuschen Vater verfolgte Delgadina (8—14), den heimkehrenden Gatten (15—23. 41—45. 160; vgl. oben 12, 59) und Mambrú d. i. Marlborough (68—70; vgl. Erk-Böhme, Liederhort nr. 325), um von den bekannten spanischen Nationalhelden, dem Cid, Bernardo del Carpio, dem Grafen Alarcos, zu schweigen. Wenn der Herausgeber über das Schwinden der alten Lieder klagt, die vielfach nur bruchstückweise zu erlangen sind, wenn verschiedene Romanzen nur als Kinderspiele fortleben (S. 155, 170, 176, 178, 513) oder gar in Prosaerzählungen umgewandelt sind (nr. 150—152), so sehen wir darin eine Wiederholung von Erfahrungen, die auch anderwärts von den Sammlern der Volksdichtung gemacht wurden. [J. B.]

Vorschläge zur psychologischen Untersuchung primitiver Menschen gesammelt und herausgegeben vom Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung. 1. Teil. 124 S. — Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern auf dem Bismarck-Archipel und den Salomo-Inseln von Richard Thurnwald. Mit 21 Tafeln. 163 S. (Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung hsg. von William Stern und Otto Lipmann, 5 und 6). Leipzig, J. A. Barth 1912 und 1913. 4 Mk. und 9 Mk. — Es ist erfreulich, dass die zum Teil sehr fein ausgebildeten Methoden der experimentellen Psychologie, die lange Zeit in stark esoterischer Weise gehandhabt wurden, nun auch auf Wissensgebieten Anwendung finden, wo sie mit Nutzen verwertet werden und in Zukunft wichtige Ergebnisse liefern können. Sprachwissenschaft, Rechtswissenschaft, Pädagogik, Ästhetik u. a. sind bereits mit Hilfe der psychologischen Forschung nicht unbeträchtlich gefördert worden, und es

ist mir gar nicht zweifelhaft, dass auch die Völkerkunde aus Untersuchungen dieser Art reichen Gewinn ziehen, ja vielleicht auf eine höhere Stufe ihrer Entwicklung als Wissenschaft gelangen wird. Aber auch für die Volkskunde ist diese Forschungsweise mit gewissen Einschränkungen und Änderungen verwendbar: mit vollem Recht fordert Thurnwald neben der Analyse der zeitgenössischen Fremdvölker eine nach ähnlichen Grundsätzen auszuführende Zergliederung der modernen europäischen Völker in ihren verschiedenen Schichten. Eine methodische Anleitung zu derlei Forschungen bieten die 'Vorschläge', zu denen ausser Thurnwald auch Tschermak, Guttman, Lipmann, Stern, Vierkandt und Meinhof sachkundige Beiträge geliefert haben. Thurnwald, dem diese Untersuchungen vor allem am Herzen liegen, hat sich dann dadurch kein geringes Verdienst erworben, dass er die neuen Methoden auf seiner Reise nach den melanesischen Südsee-Inseln an den Bewohnern des Bismarck-Archipels und der Salomo-Inseln praktisch erprobt hat. Er darf mit seinen Resultaten zufrieden sein. Für die Fruchtbarkeit der ethnopsychologischen Fragestellungen legt sein Buch beredtes Zeugnis ab. Die Mitteilungen über die Sprache und die Zeichnungen der behandelten Völker seien besonders hervorgehoben; auch was S. 39ff. über die Fortpflanzung von Berichten gesagt wird, ist sehr beachtenswert und sollte von Märchen-, Sagen- und Volksliedforschern nicht übersehen werden. [H. Michel.]

A. Wrede, *Eifeler Bauernleben in Sitte und Brauch* (Sonderabzug aus der Eifel-festschrift 1913, S. 392—423). Mit acht Abbildungen. Gr. 8°. — Teils auf eigenen Beobachtungen, teils auf früheren Veröffentlichungen fussend, gibt der Verfasser eine kurze Übersicht über Glaube und Brauch der bäuerlichen Bevölkerung der Eifel bei Geburt, Hochzeit, Tod und anderen wichtigen Lebensereignissen und -abschnitten, ihre Wohnstätte, Tracht, Feste usw. Volksglaube und -brauch deckt sich fast durchgehends mit dem aus dem übrigen Deutschland bekannten; als besonders bemerkenswert seien hervorgehoben die fast orgiastisch anmutenden Weiberumzüge nach der Kindtaufe (S. 402) und das wohl auf alte Frühlingsriten zurückgehende Anzünden der 'Burg' am Sonntag Invocavit (S. 417); die Verbände der Burschen und Mädchen spielen auch in der Eifel im Leben der Dorfgemeinde eine sehr wichtige Rolle (S. 404ff.). Sehr gut gelungene Abbildungen nach Photographien schmücken die übersichtliche und reichhaltige Zusammenstellung. [F. B.]

*Zeitschrift für Kolonialsprachen* hsg. von C. Meinhof 3, 3 (Berlin, D. Reimer 1913); O. Dempwolff, Beiträge zur Kenntnis der Sprachen in Deutsch-Ostafrika. C. G. Seligmann, Five melanesian vocabularies from British New-Guinea. H. Rehse, Die Sprache der Baziba in Deutsch-Ostafrika. W. Bourquin, Adverb und adverbiale Umschreibung im Kafir. G. Schürle und M. Klamroth, Afrikanische Liebeslieder. — 4, 1 (ebd. 1913): J. Irle, Herero-Sprichwörter. S. H. Ray, The languages of the papuan Golf district. W. Bourquin, Adverb im Kafir. [J. B.]

### Victor Chauvin †.

Am 19. November 1913 verstarb infolge eines Schlaganfalles, der den zur Universität Schreitenden auf der Strasse traf, der Lütticher Universitätsprofessor Dr. Victor Chauvin, in dem wir nicht nur einen Forscher von seltener, erfolgreicher Arbeitskraft, sondern auch einen hochgeschätzten Mitarbeiter unserer Zeitschrift betrauern.

Chauvin, der am 26. Dezember 1844 zu Lüttich geboren wurde, entstammte einer französischen Familie, die zeitweise auch in Deutschland heimisch war; er selber jedoch blieb seiner Vaterstadt, die er nur zu kürzeren Reisen verliess, zeit lebens treu. In Lüttich besuchte er das königliche Athenäum, an welchem Felix Liebrecht als Lehrer angestellt war, das Lehrerseminar (Ecole normale des huma-

nités), studierte auf der Universität die Rechte und wirkte bis 1872 als Advokat<sup>1)</sup>. Zugleich aber widmete er sich unter Burggraffs Leitung so eifrig dem Studium des Hebräischen und Arabischen, dass er 1872 als Chargé de cours und nach kurzer bibliothekarischer Tätigkeit 1878 als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen angestellt wurde. Über die Grammatik hin zog es ihn bald hin zu den Realien; er las über moslemisches Recht und ältere Geschichte des Orients, übertrug auch Dozys Geschichte des Islam ins Französische (1879). Sein Hauptwerk aber ward die nach langjähriger Vorbereitung 1892 ans Licht tretende 'Bibliographie des ouvrages arabes ou relatifs aux Arabes publiés dans l'Europe chrétienne de 1810 à 1885', von welcher bis 1909 elf Bände erschienen sind. Hier schreitet Chauvin über die Aufgabe einer sämtlichen Ausgaben und Übersetzungen beschreibenden und die einschlägigen Zeitschriftenartikel buchenden Bibliographie weit hinaus, um Inhalt und Charakter der behandelten Schriftwerke mit wirklicher Sachkenntnis und Ausführlichkeit darzulegen. Seine Arbeit, die sich etwa mit Goedekes Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung vergleichen lässt, gibt von dem Fabelwerke Kalilah und Dimnah, von Loqmans Fabeln, der Barlaamlegende, der 1001 Nacht, dem Romane Syntipas, den Erzählungen des Petrus Alphonsus usw. genaue Analysen und verfolgt die Geschichte der einzelnen Novellenmotive in erstaunlich reichhaltigen Anmerkungen durch die Weltliteratur. Aus langjährigen, ausdauernden Studien erbaut sich hier eine sichere Grundlage für die orientalische Literaturgeschichte und für die Würdigung der Vermittlerrolle zwischen Orient und Occident, die den Arabern im Mittelalter zugefallen ist. Der hohe Wert dieses leider noch nicht vollendeten Werkes ist von der Pariser Akademie wie von der deutschen morgenländischen Gesellschaft durch Erteilung von Preisen und Druckunterstützungen wiederholt anerkannt worden. Aus der langen Reihe seiner übrigen Werke stehen uns seine Aufsätze zur Volkskunde am nächsten, die in der Wallonia (z. B. 1900—1901 La parabole des trois anneaux; 1902 Les souliers usés), in den Annales de l'académie d'archéologie de Belgique (1902: Le jet des pierres au pèlerinage de la Mecque), in den Mémoires de la soc. des sciences du Hainaut (1902: La légende égyptienne de Bonaparte), in der Revue des traditions populaires (13: Le rêve du trésor sur le pont. 16: Les obstacles magiques), in unserer Zeitschrift: (12: Felix Liebrecht; 14: Wunderbare Versetzungen unbeweglicher Dinge; 15: Die rechtliche Stellung der wiedererwachten Toten; 21: Les contes populaires dans le livre des rois de Ferdausi) u. a. veröffentlicht wurden. Sie zeigen alle ebenso Chauvins treue Sorgfalt im kleinen wie seinen auf die grossen Zusammenhänge gerichteten Blick. Eifrig wirkte er als Mitglied der Gesellschaft für wallonische Literatur und widmete sich als Stadtrat verschiedenen Aufgaben der Wohlfahrtspflege. Was er hier in engeren Kreisen wirkte, entzieht sich naturgemäss dem Blicke der Fernerstehenden. Deutlich aber steht von einem Berliner Besuche her sein freundliches Lächeln, die aus seinen blauen Augen strahlende lebendige Frische und der elastische Gang der kaum mittelgrossen Gestalt vor meinem Gedächtnis. Ehre seinem Andenken!

Berlin.

Johannes Bolte.

1) Für diese Lebensnachrichten habe ich dem Sohne des Verewigten, Herrn Hermann Chauvin, Repetenten am Institut Montefiore in Lüttich, zu danken.

Aus den  
Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

**Freitag, den 24. Oktober 1913.** Der Vorsitzende Geh. Rat Prof. Dr. Roediger teilte eine Einladung zur Eröffnung des Landesmuseums für sächsische Volkskunst in Dresden mit, die der Ferien wegen leider nicht rechtzeitig zur Kenntnis der Vereinsmitglieder gebracht werden konnte. Hr. Dr. Paul Przygodda sprach über typische Erscheinungen in Charakteren und Motiven der Grimmschen Märchen. In den Vorreden zu verschiedenen Auflagen der Märchen hat Wilhelm Grimm abweichende Auffassungen über das Wesen des Märchens kundgegeben. Ursprünglich hielt er sie für autochthon, aber schon in der dritten Auflage hat er diese Auffassung widerrufen. Typische Motive und Charaktere, besonders auch Tierfabeln weisen auf den Zusammenhang des deutschen Märchens mit dem indischen hin. In älteren Auflagen hat W. Grimm auch mehr den mythischen Gehalt der Märchen betont. Die in neuerer Zeit bekannter gewordenen afrikanischen Märchen klingen zwar oft mit den deutschen zusammen, sind jedoch durch eigentümliche Auffassung wieder verschieden. Die gegenwärtige Märchenforschung arbeitet im Sinne der Kombination, und von der Leyen hat die Grimmschen Märchen in diesem Sinne neu geordnet. Betont wird die künstlerische Vorstufe des Märchens: Traumerlebnisse werden zu Märchen umgestaltet, und primitive Anschauungen sowie kulturelle Einflüsse werden als Hauptbestandteile des Volksmärchens nachgewiesen. Solche primitiven Anschauungen z. B. von der Seele sind der Glaube an verwunschene Menschen, singende Knochen, Namenzauber und dergleichen. Auf die weitere Ausgestaltung der ethischen Begriffe hat später das Christentum eingewirkt. Im 16. Jahrh. sind viele Motive aus dem damals blühenden Handwerk ins Märchen eingedrungen. Ebenso sind die Spuren bemerkenswerter Perioden der deutschen Geschichte und Kulturgeschichte in den Märchen nachzuweisen. Tierfabeln stammen vielfach aus dem Altertum, Schildbürger- und Schwabenstreiche, gemütvolle Erzählungen von Christus und seinen Jüngern gehören auch bestimmten Zeitaltern an. Manche Zeitalter haben gewisse Ähnlichkeit miteinander, und daher ist die Einordnung gewisser Märchen schwierig. Der Redner erklärte sich gegen den Neudruck der Grimmschen Märchen in anderer Ordnung und hält die ursprüngliche, deren Absicht Abwechslung war, für unantastbar. — Hr. Prof. Dr. J. Bolte erwähnte, dass schon Jakob Grimm versucht habe, die Märchen nach Jahrhunderten zu ordnen; eine andere Anordnung, nach Stoffen, habe Dr. Aarne getroffen; eine Schwierigkeit, Aufschluss über bestimmte Märchenstoffe zu erhalten, liege darin, dass die einzelnen Märchenforscher die Motive verschieden bezeichneten. Der Vorsitzende legte den neudruckten 1. Band 'Anmerkungen zu den Grimmschen Märchen' vor, der von Bolte und Polívka (Leipzig 1913) herausgegeben ist. Er bemerkte noch gegen v. d. Leyens Auffassung, dass nicht immer erst die literarische Verarbeitung den Märchen ihre Form gegeben habe. — Hr. Prof. Bolte berichtete dann über die Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Marburg (s. oben



23, 440). — Hr. Rittergutsbesitzer Treichel verlas ein noch ungedrucktes Epigramm von Justinus Kerner, in dem Korse und Korsett miteinander in Beziehung gebracht werden. Er legte dann ein Tonfragment vor, das er für ein Bruchstück eines primitiven Leuchters hält, und eine aus einem Stücke Holz gearbeitete Streichholzbüchse aus Westpreussen, die er der Sammlung für deutsche Volkskunde überwies.

**Freitag, den 28. November 1913.** Vorsitz Geh. Rat Roediger. Hr. Prof. Dr. Bolte widmete dem verstorbenen Mitarbeiter an unserer Zeitschrift, Prof. Dr. Viktor Chauvin in Lüttich, warme Worte ehrenden Gedächtnisses. — Der Vorsitzende legte die neu erschienene volkskundliche Bibliographie vor, die als erweiterte Fortsetzung der bisherigen 'Zeitschriftenschau' von A. Abt unter dem Titel: Die volkskundliche Literatur des Jahres 1911 bearbeitet ist und den Vereinsmitgliedern zu ermässigtem Preise geliefert werden kann. Für eine in Aussicht genommene Änderung der Satzung erbat und erhielt er von der Versammlung Aufschub der Beratung bis zur Januarsitzung. Dann sprach Fr. Elisabeth Lemke über 'Glück' und anderes Neujahrsgebäck, worüber sie selbst wie folgt berichtet: „Unter Hinweis auf die Zusammengehörigkeit von Weihnachten, Neujahr und Dreikönigstag kamen (durch 12 Blätter mit Abbildungen unterstützt) die in diese Zeit fallenden Kult- bzw. Heilgebäcke zur Erörterung. Einen grossen Anteil an diesen zum Teil in ferne Zeit zurückreichenden Gebäcken haben die in dieselben Tage fallenden Totengedenkfeiern, die allerdings schon lange nicht mehr an die Winter-sonnenwende gebunden sind, sondern von der Kirche auf andere Tage verlegt wurden. Ausser der Treue und Furcht, mit denen man der Verstorbenen gedenkt (das Umherschwärmen der Seelen ist noch immer nicht vergessen), spricht die Furcht vor Dämonen mit; die Gesundheit bei Menschen und Haustieren wird durch mancherlei Gebäck 'gesichert': es werden Menschen, Tiere, Sterne usw. gebacken. Zum sog. 'Glückgreifen' in der Sylvesternacht gehören neun Figuren: 1. Ring, 2. Mann und Frau, 3. Kind, 4. Geld, 5. Brot, 6. Kreuz (oder Glück oder Engel), 7. Tod, 8. Himmelsleiter, 9. Himmelschlüssel: dreimal kann man je drei der Teller aufheben, unter denen dies Gebäck geborgen ist, das allemal anders geordnet wurde. Es kamen ferner zur Schilderung: Fieberbrötchen, Neujahrbacken, Glück für die Tiere, Neujahrshündlein (allerlei Dinge), Howölfel, Neujahrsbaum, Drei Könige (am Sylvester gebacken und bis zum 6. Januar aufbewahrt) usw. In einer Gegend Ostpreussens setzte man am Sylvesterabend ein gebackenes Neujahrsbäumchen und gefüllte Salzfüsser für die Toten hin. Auch streut man vor dem 'für die Toten geheizten Ofen' Asche, um Fussspuren sehen zu können.“ Dazu teilte Hr. Pastor Jahn mit, dass in Zülchow bei Stettin der Ausdruck 'Wolf' für ein Weihnachtsgebäck allgemein sei. Der Vorsitzende erwähnte, auch in Sachsen sei die Bezeichnung 'Hoch-Neujahr' für den Epiphaniastag noch üblich. — Hr. Dr. Anti Aarne hielt darauf einen Vortrag über die Veränderungen in den Märcchen. Die Ursachen dieser Veränderungen sind selten zufällig. Es kommt häufig vor, dass eine Person des Märcchens in der Weitererzählung vergessen wurde, was dann weitere Änderungen erforderlich machte. Andererseits ist Erweiterung der Stoffe sehr allgemein, besonders am Anfange oder Ende des Märcchens. Oft werden auch verschiedene Märcchen zu einem Ganzen vereinigt. Ferner sind Vervielfältigungen von Daten, Personen usw. häufig. Sehr gewöhnlich sind Dubletten oder Analogieformen in den Märcchen. Verallgemeinerungen oder Vertauschung an Stelle eines bestimmten Zuges im Märcchen sind weitere Ursachen der Veränderung. Lösungen der Handlung und Verbindung der Personen zu anderen sind ebenfalls nicht selten. In den anthropo-

morphischen Märchen ist die Verwandlung eines Menschen- in ein Tierabenteuer selten, während Vermenschlichungen von Tieren häufig vorkommen. In alte Teufelsmärchen sind später oft Tiere hineingekommen. Veränderung der Gegend bringt naturgemäss Akklimatisierungsversuche hervor, was an dem verbreiteten Märchen von der Einkehr in ein Gasthaus gut erkennbar ist. Dieser Grund zur Veränderung der Märchen spielt überhaupt eine grosse Rolle. Von grösster Wichtigkeit ist es, dass alle Veränderungen nach bestimmten Gesetzen erfolgen. Hr. Prof. Bolte wies darauf hin, dass der gehörte Vortrag das Ergebnis langer gründlicher Studien auf dem Gebiete der vergleichenden Märchenforschung sei. Er erinnerte dann an die von Ulr. Jahn beobachtete Tatsache, dass einer seiner Gewährsmänner, der als Husar gedient hatte, alle Helden seiner Märchen als Husaren auftreten liess. Auch begabte Erzähler bilden, wie Bünker nachwies, im Laufe der Zeit ihre Märchen um, und Volksliebungen wie Eulenspiegel oder dem alten Fritz werden viele ältere Geschichten angehängt. In jüngerer Zeit macht sich eine Neigung des Volks bemerkbar, eine glückliche Lösung des Märchens herbeizuführen, während die Urform öfter einen tragischen Ausgang bietet.

**Freitag, den 19. Dezember 1913.** Der Vorsitzende, Geh. Rat Roediger, beantragt mit Rücksicht auf das Programm des Abends die Verschiebung der Vorstandsneuwahl auf die Januarsitzung, wogegen sich kein Widerspruch erhebt. Hr. Musikdirektor Karl Becker hielt dann einen Vortrag über das deutsche, insbesondere das rheinische Volkslied, welcher durch eine Anzahl von Volksliedervorträgen des 15. bis 19. Jahrhunderts, trefflich ausgeführt vom Chor des Kgl. Lehrerseminars in Köpenick, erläutert wurde. Am Klavier begleitete mit Anmut Frl. Dora Becker. Der Redner führte aus, dass die Geschichte der Entstehung des Volksliedes noch nicht geschrieben sei. Seit Herder, Goethe und Uhland ist es aber von den Literaturforschern vielfach behandelt worden, nach Hoffmann von Fallersleben in neuerer Zeit besonders durch M. Friedlaender und John Meier. Im Gegensatz zum Kunstliede bringt das Volkslied typische, allgemeine Erlebnisse zur Darstellung, nicht subjektive Empfindungen. In sprunghaftem Stile wird Selbstverständliches übergangen. Text und Melodie sind miteinander verwachsen. Daher der unvergängliche Zauber der Jugend im Volksliede. Im fortgesetzten Gebrauch schwanden allmählich alle Ecken und Härten des Liedes. Man ordnet die Volksliedersammlungen zweckmässig nach dem Stoffe, den sie behandeln. In Deutschland sind Kriegslieder häufig im Volksmunde anzutreffen, besonders zahlreich in der Rheinebene. Dagegen wurden Balladen, die aus der Mythologie und Tier-sage schöpfen, durch kirchliche Einflüsse verdrängt, während Liebeslieder in Balladenform sehr zahlreich sind. Nach dem Abklingen des Minnegesanges und der Marienhymnen kam im 15. Jahrhundert das Volkslied auf, im 16. Jahrhundert waren sie noch zahlreicher vorhanden, aber im Zeitalter des Dreissigjährigen Krieges gingen viele Volkslieder unter. Im 18. Jahrhundert kam der noch heute nicht überwundene Bildungsdünkel auf und drängte das Volkslied zurück. Allerdings setzte nun bald die mit Herder beginnende Gegenströmung ein und führte für das Volkslied eine neue Ära herbei, bei der aber die Melodie vernachlässigt wurde. Erst Erk widmete auch ihr die nötige Aufmerksamkeit, ausserdem Böhme, Lilieneron u. a. Am Rhein sammelte zuerst Hoffmann von Fallersleben Volkslieder. Sein 'Liederhort' wird in der Berliner Kgl. Bibliothek aufbewahrt, welche überhaupt die meisten hsl. Volksliedersammlungen enthält. W. von Zuccalmaglio sammelte über 600 Volkslieder, änderte aber leider sein Material nach Gutdünken um. Auch Kretschmer und Simrock sammelten Volkslieder des Rheingebietes,

wenn auch nicht erschöpfend. Der Redner selbst hat etwa seit 1870 im ganzen Rheinlande Volkslieder mit besonderer Berücksichtigung der Melodie gesammelt und beabsichtigt nahezu 1000 zu veröffentlichen, von denen viele Variationen, bis zu 20, vorliegen. Die Notierung der Melodien ist schwieriger als die der Texte, und es gehört dazu viel Erfahrung und musikalische Begabung. Grossen Reiz geben den Melodien die oft wechselnden Taktarten. Zu einer umfassenden Darstellung des deutschen Volksliedes müssten noch mehr Sammlungen, besonders auch der Melodien, in allen deutschen Gauen veranstaltet werden<sup>1)</sup>. Der Vorsitzende dankte Hrn. Becker für die willkommenen Belehrungen über das deutsche Volkslied und die musterhaften Vorträge des von ihm geleiteten Chores. Er sprach die Hoffnung aus, dass die aus der trefflichen Schule des Hrn. Vortragenden hervorgehenden jungen Lehrer mit ganz besonderem Verständnis sich in Zukunft die Pflege des Volksliedes, zumal auf dem Lande angelegen sein lassen werden.

**Freitag, den 23. Januar 1914.** Der Vorsitzende, Hr. Geh. Rat Roediger, erstattete den Jahresbericht und der Schatzmeister Hr. Treichel den Kassenbericht. Dann wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt. Er besteht also aus den Herren Roediger, Bolte, Brunner, Mielke, Treichel, Minden und Sökeland. Der gleichfalls neugewählte Ausschuss setzt sich wie folgt zusammen: Friedel als Obmann, Schulze-Veltrup, Boehm, Behrend, Hahn, Ludwig, Samter, Maurer, Lemke, Heusler, Simon, Ebermann. Auf Antrag des Vorstandes stimmte die Versammlung einer Änderung der Satzung zu, welche neugedruckt und den Mitgliedern übersandt werden soll. Darauf hielt Hr. Prof. Dr. Ernst Samter einen Vortrag über Religion und Sittlichkeit bei den Griechen. Die Götter haben nach griechischer Anschauung die Welt und die Menschen nicht erschaffen, aber sie regieren sie. Dass sie immer gerecht regieren, kann nicht behauptet werden. Die homerischen Götter ergreifen bekanntlich in den Kämpfen der Griechen und Trojaner sehr energisch Partei. Durch Opfer an die Gottheit glaubte man sozusagen einen Kontrakt zwischen Gott und Mensch festzusetzen. Die Gunst der Götter beruht keineswegs nur auf guten Taten; das gilt auch für spätere Formen des griechischen Volksglaubens. Auch in die Mysterien ist erst später ein sittliches Moment eingetreten. Natürlich gab es auch Gegner der unethischen Anschauungen des Volksglaubens. So hat besonders Xenophanes (6. bis 5. Jahrhundert) scharf diese unsittlichen Auffassungen der Dichter über die Gottheit kritisiert. Er gelangte so zu einer mono- oder pantheistischen Religionsanschauung, die viele geistig hochstehende Griechen mit ihm teilten. Hesiod gibt in seiner Theogonie und seinen 'Werken und Tagen', die eine Art von Bauernkalender sind, eine weniger poetische als moralisierende Götterlehre. So spricht er z. B. von einer segensreichen Eris, die zu Fleiss und Arbeit anreizt. Ähnliche Vorstellungen von gerechter göttlicher Regierung hegte auch Solon. Er spricht auch von dem Erbe des Bösen, d. h. der Strafe an den Nachkommen. Herodot dagegen schreibt den Göttern menschliche Schwächen zu, z. B. den Neid, der es dem Menschen verwehrt, zu glücklich zu sein. Auch Pindar spricht ähnlich, ferner urteilen so die sieben Weisen in

1) Es kamen folgende Volkslieder zum Vortrag: 15. Jahrhundert: Ich fahr dahin, Innsbruck, ich muss dich lassen. 16. Jahrhundert: Es ist eine Ros' entsprungen. 18. Jahrhundert: Drei Lilien. O Strassburg, du wunderschöne Stadt. 18. bis 19. Jahrhundert: Jetzt gang i ans Brünnele. 19. Jahrhundert: Ich habe den Frühling gesehen. Zu Strassburg auf der langen Brück. Weh, dass wir scheiden müssen.

ihren Sprüchen an dem Heiligtume von Delphi. Unter den grossen Tragikern hat Aeschylus in vielem am alten Glauben festgehalten, aber seine Vorstellungen über die Gottheit sind doch weit über den Volksglauben hinausgewachsen. Masshalten ist ihm eine Notwendigkeit für den Menschen, denn Zeus ist ein scharfer Richter der Überhebung. Eine Forderung der Gerechtigkeit ist Strafe, auch an Kindern und Kindeskindern. Aber die Sünden der Väter sind nur Mithelfer der bösen Tat, zum Entschluss ist der Mensch frei. Zeus ist ihm der Gott schlechthin; seine Weisheit und Güte preist er in fast alttestamentlicher Kraft und Majestät. Im Chor des 'Agamemnon' gibt er seiner Anschauung über die Macht des Zeus gewaltigen Ausdruck. Bei Sophokles findet sich ähnliche Frömmigkeit, doch steht sie dem Volksglauben näher als bei Aeschylus. Zu seinen religiösen Forderungen gehört auch die Erfüllung äusserlicher Vorschriften, und er hält noch fest am Alten, auch zuweilen im Gegensatze zum Geiste seiner Zeit. Sein Philoktet muss wie Odysseus nach dem Willen der Gottheit schuldlos leiden. Der Mensch hat sich eben dem unbegreiflichen Willen der Gottheit zu unterwerfen, und als Trost bleibt ihm nur die Ergebung in den Willen der Gottheit. Eine Hoffnung auf Lohn im Jenseits wird nicht gegeben. Im Gegensatze dazu spricht aber Aeschylus von einem Gerichte im Jenseits. Auch Pindar weist auf diese Gerechtigkeit hin und entwirft von ihr ein blumenreiches Bild. Aber dem Volksglauben waren solche Anschauungen fremd. Im 6. Jahrhundert lehrten die Orphiker, die Schüler des Thrakers Orpheus, dass in der Ekstase des Dionysoskultes Vereinigung mit der Gottheit erfolge. Es war eine Erlösungsreligion mit Vorstellungen von Seelenwanderung und körperlicher Askese, z. B. Enthaltung vom Fleischgenuss. Aber eine sittliche Umwandlung war ursprünglich nicht verlangt. Unter dem Schutze des Pisistratos hingen die attischen Bauern des 6. Jahrhunderts dieser Sekte an. Bei Pindar finden sich Erinnerungen an diese Anschauung von Seelenwanderungen wieder; aber stärker wirkte die orphische Lehre auf die Philosophen, besonders Plato ein. Manches ging auch in das Christentum über. Der Vorsitzende legte zum Schlusse einen neu erschienenen Leitfaden zur Märchenforschung von Dr. A. Aarne vor.

Berlin.

Karl Brunner.

### Zum Bericht über den Marburger Verbandstag

(oben 23, 441)

sei hier eine Berichtigung nachgetragen. Der geschäftsführende Ausschuss bestand und besteht aus den Herren John Meier (Freiburg), A. Götze (Freiburg), Hoffmann-Krayer (Basel) und Lauffer (Hamburg). Dagegen gehören die Herren Fehrle (Heidelberg) und Helm (Giessen) mit Hepding, Jostes, Spamer und Wünsch der Kommission für die Sammlung der Segen- und Zauberformeln an. (J. B.)

### Berichtigung.

Oben 23, S. 424, Z. 9 von unten ist statt 'Streitberg' zu lesen: 'Helm'.

# Geschichte der Tanzkrankheit in Deutschland.

Von Alfred Martin.

(Mit 3 Abbildungen.)

Im Jahre 1832 liess der Berliner Geschichtsforscher und Arzt Hecker<sup>1)</sup> eine Monographie über die 'Tanzwut' erscheinen, die von Dubois<sup>2)</sup> ins Französische übersetzt und 1865 von dem Berliner Professor August Hirsch<sup>3)</sup> nochmals und mit Zusätzen herausgegeben wurde.

Die Autorität Heckers auf dem Gebiet der grossen Volkskrankheiten des Mittelalters hat bewirkt, dass die Grundzüge seiner Darstellung bis heute massgebend gewesen sind<sup>3)</sup> und Berichtigungen sowie einige neu hinzugekommene Ergebnisse fast unberücksichtigt blieben.

Ich bin bei keiner Arbeit auf soviel unkritisch zusammengetragenen Stoff, auf so wenig Ausnutzen der den Autoren zu Gebote stehenden Quellen und des von ihnen selbst mitgeteilten Stoffes gestossen als bei der Geschichte der Tanzkrankheit.

## 1. Der Veitstanz in Strassburg 1518.

Am schärfsten umschrieben steht die Strassburger Veitstanzepidemie, wie ich gleich vorwegnehmen will, vom Jahre 1518 da. Die grossen Medizinhistoriker Hecker, Hirsch und Häser legen sie ins Jahr 1418.

In einer Anmerkung zu Königshovens Elsässer Chronik sagt der Herausgeber Schilter 1698, dass man von der Strassburger Tanzplage in Chron. M. S. Argent. p. 318 folgende Reime finde:

---

1) J. F. C. Hecker, Die Tanzwuth. Berlin 1832. Abdruck mit Zusätzen von Hirsch in: Die grossen Volkskrankheiten des Mittelalters, Historisch-pathologische Untersuchungen von J. F. C. Hecker, Gesammelt und in erweiterter Bearbeitung herausgegeben von Dr. August Hirsch. Berlin 1865. S. 113-192. — 2) Mémoire sur la chorée épidémique du moyen age; par le docteur J. F. C. Hecker (Traduit de l'allemand par M. Ferdinand Dubois). Annales d'Hygiène publique et de médecine légale, 12. Bd. Paris 1834. — 3) H. Haeser, Lehrbuch der Gesch. der Medizin und der epid. Krankheiten, 3. Bearbeitung. 3. Bd. Gesch. d. epid. Krankh. Jena 1882; O. v. Hovorka und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmediziu, 2. Bd. Stuttgart 1909.

## „St. Veits Tantz An. 1418.

Viel hundert sigen zu Straßburg an  
 Zu tantzen und springen, Fraw und Mann,  
 An offenen Mark, Gassen und Strassen.  
 Tag und Nacht ihren viel nicht assen,  
 Biß jn das Wüten wieder gelag.  
 St. Vits Tantz ward genant die Plag<sup>1)</sup>.

Was Schilter weiter mitteilt, ist ohne Angabe eines Jahrhunderts. Da Heckers Mitteilungen nur auf denen von Schilter beruhen, ging die Jahreszahl 1418 in die spätere Literatur über.

Bei einer gelegentlichen Durchsicht der Chronica neuer Geschichten des Nürnberger Chronisten Wilhelm Rem fiel mir auf, dass dort die Epidemie 1518 datiert ist.

Es heisst da: „Wie zu Straspurg vil leut sant Veitz tantz ankam. Anno dni. 1518 im summer da kam es zu Straspurg fast vil leutt sant Veitz tantz an, daß ain tag wol bei 15 menschen ankam. es weret fast lang, also verbott man das tantzen und pfeiffen und paugkenschlagen“<sup>2)</sup>.

Zunächst glaubte ich an einen Druckfehler, zumal der Herausgeber der Chronik Roth unter den Hinweisen auf andere Quellen auch eine von Häser veröffentlichte und bei diesem 1418 datierte Ratsverordnung anführt. Als ich mich dann mit den weiteren Quellen beschäftigte, gab es Überraschungen.

Die Epidemie von 1518 steht nach dem mir vorliegenden Stoff fest. Längere Zeit glaubte ich an eine zweite, im Jahre 1418, einmal wegen der Stelle bei Schilter, dann wegen des Ratsbeschlusses von 1418 bei Häser, und drittens, weil 1418 Tanzkranke im obern Deutschland erwähnt werden. In Zürich kommen sie in diesem Jahre nach Vögelin<sup>3)</sup> in den Rats- und Richtbüchern vor. Er macht ausdrücklich darauf aufmerksam, dass sie in den Züricher Chroniken, die sonst Kleinigkeiten berichten, nicht erwähnt werden, und nimmt deshalb Veitstänzer an, die von Zabern im Elsass kamen, denn dorthin hatte Strassburg seine Kranken geschickt.

Die Jahreszahl über den Versen bei Schilter konnte nicht nachgeprüft werden. Wie mir die Strassburger Landesbibliothek mitteilt, ist die angeführte Chronik beim Bibliotheksbrande 1870 zugrunde gegangen. Ich glaube, es geschah schon früher, da keiner der Schriftsteller vor 1870, die nach handschriftlichem Stoff suchten, ausser Schilter ihrer gedenkt.

1) Die älteste teutsche so wol allgemeine als insonderheit elsassische und Straßburgische Chronike, von Jacob von Königshoven, Priestern in Straßburg, von Anfang der Welt biß ins Jahr nach Christi Geburth MCCCLXXXVI beschrieben. Anjetzo zum ersten mal heraus und mit historischen Anmerkungen in Truck gegeben von D. Johann Schiltern. Straßburg 1698. Anmerkung: Vom Veitz-Tantz S. 1085–1090. — 2) Wilhelm Rem, Chronica neuer Geschichten. Bearb. von Friedrich Roth, Chroniken der deutschen Städte 25. Bd. Leipzig 1896. — 3) Salomon Vögelin, Geschichte der Wasserkirche in Zürich. Zürich 1848 (Neujahrsblatt hsg. v. d. Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1847–48).

Die bei Häser wörtlich abgedruckte Ratsverordnung findet sich schon bei Schilter und ist dort datiert „Veneris post Magdalene etc. XVIII“. Das Original (Anlage II) liegt noch im Archiv der Stadt Strassburg (GUP 200) und hat auch nur etc. XVIII. Nach der Charakteristik der Schriftzüge ist 1518 anzunehmen. Auch ein ausserdem von Schilter mitgeteiltes Ratsprotokoll (Anlage I), das nicht datiert ist, gehört demselben Jahre an: das geht aus den dort mitgeteilten Namen der Magistratspersonen hervor (Angabe des Archivs der Stadt Strassburg).

1836 gab nun Boersch<sup>1)</sup> eine französisch geschriebene grössere Arbeit über die Sterblichkeit in Strassburg heraus und bringt richtig die Veitstanzepidemie beim 16. Jahrhundert. In einer Anmerkung schreibt er aber, dass die verschiedenen Chronisten sich mit dem Jahre 1518 geirrt hätten. Nach seinen letzten Forschungen stehe es ausser Zweifel, dass, wie Schilter angibt, 1418 richtig sei, auch Hecker sage das: er bedaure, dass er wegen des vorgeschrittenen Druckes die betreffende Stelle nicht mehr berichtigen könne. Und doch hat er noch geändert, nämlich in die französische Übersetzung der erwähnten Ratsverordnung das Vierzehnhundert eingesetzt, wodurch aus dem 18. Jahre 1418 wurde. Den deutschen Originaltext bringt er noch richtig mit etc. XVIII. Darauf hat Häser<sup>2)</sup> dem deutschen Originaltext das 14.. hinzugefügt (er gibt keine Quelle an, zitiert aber an anderer Stelle Boersch), und so entstand in der Ratsverfügung die gefälschte Jahreszahl 1418. Damit war für die Medizinhistoriker die Strassburger Veitstanzepidemie abermals und nun doppelt begründet auf 1418 festgelegt.

Von elsässischen Schriftstellern nehmen Grandidier<sup>3)</sup>, Hermann<sup>4)</sup>, Glöckler<sup>5)</sup> das Jahr 1418 an, Krieger<sup>6)</sup>, Witkowski<sup>7)</sup>, Adam<sup>8)</sup> 1518, Boersch, wie erwähnt, zuerst 1518, dann 1418, Strobel<sup>9)</sup> und Fischer<sup>10)</sup> 1418 und 1518. Beiläufig sei bemerkt, dass Holländer<sup>11)</sup> ohne Quelle die falsche Jahreszahl 1438 bringt.

Wesentlich falsche Schilderungen der Epidemie geben Grandidier und Strobel a. a. O., welche Vorkommnisse einer früheren Tanzplage, die im 14. Jahrhundert vorzugsweise in Niederdeutschland herrschte, für die Strassburger angeben.

Die Schilderung der Strassburger Epidemie, wie sie die bekannteren ärztlichen Geschichtsschreiber (Hecker, Hirsch, Häser und die, welche aus ihnen schöpfen) geben, gründet sich auf Schilter und auf das, was

1) Charles Boersch, *Essai sur la mortalité à Strasbourg*. Strassburg 1836. — 2) Lehrbuch 3, 3. — 3) Ph. A. Grandidier, *Oeuvres historiques inédits*, 1. Bd. Colmar 1866. — 4) Jean-Fréd. Hermann, *Notices historiques etc. sur la ville de Strasbourg*, 2. Bd. Strassburg 1819. — 5) L. Glöckler, *Gesch. des Bistums Strassburg*. Strassburg 1879. — 6) J. Krieger, *Beiträge zur Gesch. der Volksseuchen etc. von Strassburg*, 1. Heft. Strassburg 1879. — 7) L. Witkowski in *Lachrs Allg. Zs. f. Psychiatrie* 35, Berlin 1879. — 8) A. Adam, *Sankt Veit bei Zabern oder der hohle Stein*. Zabern 1879. — 9) A. W. Strobel, *Vaterländische Geschichte des Elsasses*, 3. Teil. Strassburg 1813. — 10) Dagobert Fischer, *Das alte Zabern*. Zabern 1868. — 11) E. Holländer, *Die Medizin in der klass. Malerei*, Stuttgart 1903.

Boersch<sup>1)</sup> zusammengetragen hat, der die Angaben aus der (1870 verbrannten)<sup>2)</sup> handschriftlichen Chronik von Schadaeus (Oseas Schad, 17. Jahrhundert)<sup>3)</sup> und den im 17. Jahrhundert gedruckten von Goldmeyer und Kleinlawel vermehrte.

Nach Schadaeus fing eine Frau 1518 acht Tage vor [Häser sagt falsch nach] Maria Magdalenenstag [22. Juli] zu tanzen an. Sie tanzte vier ganze Tage. Der Magistrat liess sie zur Kapelle des heiligen Veit nach Zabern führen, und sie blieb ruhig. Darauf begannen noch mehrere bei den Stadtställen zu tanzen, und im Verlauf von vier Tagen waren es 34 Personen, Männer und Frauen. Der Magistrat verbot Trommeln und Pfeifen, und man führte die Tänzer nach St. Veit, aber in wenigen Tagen vermehrte sich die Zahl auf mehr als 200. Die Chroniken von Goldmeyer und Kleinlawel fügen hinzu, dass die Kranken Tag und Nacht tanzten, bis sie erschöpft und ohnmächtig umfielen, und viele unter ihnen konnten sich nicht erheben und starben. Soweit Boersch a. a. O.

Ähnlich ist die Schilderung in Duntzenheims Chronik. Nach ihr ging die Tollheit von einer Frau aus, welche zuerst vier Tage in einemfort tanzte; wenige Tage darauf waren es schon vierunddreissig, und in der vierten Woche — darin weicht sie von der Schadschen ab — stieg die Zahl auf mehr als zweihundert<sup>4)</sup>.

Kleinlawel bringt unter Vitsdantz 1518 die Verse:

„Ein Seltzam sucht ist zu der zeit  
Vnder dem Volck vmbgangen,  
Dan viel Leut auß Vnsinnigkeit  
Zu Dantzen angefangen,  
Welches sie allzeit Tag und Nacht  
Ohn vnter laß getrieben,  
Biß das sie fielen in ohnmacht,  
Viel sind Todt drüber blieben“<sup>5)</sup>.

Die Goldmeyersche Chronik erwähnt nach Angabe der Strassburger Landesuniversität den Veitstanz von 1518 nicht.

Aus den sogenannten Brantschen Annalen, die Auszüge aus den Ratsprotokollen sind, führe ich noch an: „1518. Als diss jars um Margarethen [22. Juli] ein schwäre erschreckliche krankheit mit St. Vitstanz erhub, also dass uff fünfzig personen damit behafft tag und nacht tanzeten dass jämmerlich zu sehen war, wurden dieselben alle in der Statteosten verwahrt und zn dem lieben heil. St. Vit im Hohenstein bei Zabern geführt und fast erledigt [vollständig frei von der Krankheit]. Da setzten unsere herren uff und lissen ein gebot üssgon, daß niemand tanzten soll bis Michaelis [29. September] in der ganzen Statt und burghan, bei 30 sch pf. und kein beucken [Pauken] schlagen; wol möchte man bey brautläuften und ersten messen mit saitenspiel tanzten nach eines jeden conscienz“<sup>6)</sup>.

1) Essai 1836. — 2) Haeser a. a. O. — 3) Desgl. — 4) Fragments de diverses vieilles chroniques, nr. 3981. (Mitt. d. Ges. f. Erhaltung der gesch. Denkm. des Elsass, 2. Folge, Bd. 18). Strassburg 1897. — 5) Kleinlawel, Strassburgische Chronik. Strassbg. 1625. — 6) Jac. Wencker, Extractus ex protocollis Dom. XXI vulgo Sebastian Brants Annalen, nr. 3143 Mitt. 2 Folge, Bd. 15. Strassbg. 1892.



Die Bürger, welche Kranke in ihren Familien hatten, mußten die Kosten zum heiligen Veit nach Zabern tragen, für die Armen übernahm sie der Rat. Der Transport geschah auf drei dreispännigen Wagen, nicht auch zu Fuß, wie Hecker und Häser angeben, auch wurden die Kranken nicht hingeschleppt, wie Holländer schreibt; aus allem geht hervor, daß sie gern die Wallfahrt machten. Die Knechte hatten der Kranken zu warten und bei ihnen zu bleiben. Wenn sie Zabern nahten, sollte einer vorausreiten und drei oder vier Priester mit Rat des Dechanten von Zabern bestellen, um jeder Rotte gesondert nacheinander gesungene Ämter zu halten. Nach jedem Amt sollten die armen Leute um den Altar geführt werden und jeder Kranke 1 Pfennig opfern; wo ihn der Kranke nicht hatte, mußte es der Führer für ihn tun. Was vom Almosengeld, das den armen Leuten mitgegeben war, übrig blieb, sollte in den Opferstock gelegt werden. (Beschlüsse Freitag nach Marie Magdalene, Anlage I und II.)

Nach dem einem Ratsprotokoll waren die Kranken nach St. Vit. nach dem anderen in der Wiedergabe bei Schilter nach St. Vit zum Rotenstein, nach den Brantschen Annalen im Hohenstein zu schicken. Es muss zum Hohlenstein heissen. Schilter hat falsch gelesen, es steht im Original Hohenstein (Anlage II, zu der die bei Schilter als Überschrift zu Anlage I gegebenen Worte gehören). Hecker und Häser schreiben sogar zu den Kapellen des heiligen Veit zu Zabern und Rotenstein.

Der Veitsberg, gewöhnlich Vixberg genannt, liegt nach Fischer 399 *m* über dem Meere, westlich hinter Zabern mit einer Felsenhöhle, nach der der Berg einst der Hohlestein genannt wurde. (Unter diesem Namen kommt er öfter im Stadtarchiv zu Zabern vor.) Diese ist 4 *m* hoch, 7 *m* breit, 13 *m* tief. Zu ihr führt ein schmaler ansteigender Pfad<sup>1)</sup>. In Wenckers handschriftlicher Chronik von 1637 heisst es, die Kranken seien nach St. Veit zum hellensteg hinter Zabern geschickt worden<sup>2)</sup>. Mit diesem Hellensteg ist sicher der zur Höhle ansteigende Steg gemeint, der also auch dem Kultort den Namen gab.

Die Grotte war als Kapelle eingerichtet, in ihr nahm man das Grab des hl. Veit an (Sankt Fitts Grab under dem Felsen). Diese 'untere Kapelle' (1554) heisst sonderbarerweise 1542 'Sant Trilgen Kapelle', 1604 und später Aurelienkappelle. Die eigentliche Veitskapelle lag oberhalb der Höhle.

1758 wurde die Kirche vom Kardinal von Rohan visitiert, der verfügte, dass die wurmstichigen und zersprungenen St. Veitsstatuen wegzunehmen seien. Er verbot ausdrücklich, in dieser Kapelle fernerhin eiserne Kröten, Fratzenbilder von Menschen und andere abergläubische Figuren anzustellen und in der unterhalb der St. Veitskapelle erbauten Aurelienkappelle Messe zu lesen; die dortigen Statuen sollten hinweggenommen werden. Der Pfarrer von Zabern wurde mit der Ausführung beauftragt, um jeden Aberglauben zu verhindern<sup>3)</sup>. In der Revolutionszeit ging das ganze Gebiet in Privatbesitz über und wurde dann als Meierei bewirtschaftet. Die Kapelle zerstörte und verbaute der Käufer. Aber 1818 wurde die Grotte wieder zum Kultus eingerichtet und der Altar dorthin geschafft<sup>4)</sup>. Heute ist auch hier kein Gottesdienst mehr<sup>5)</sup>.

1 Fischer, Das alte Zabern 1868. — 2 Schnégans, Auszüge aus Wenckers Manusc. Chronik von 1637, nr. 3007 (Mitt. 2. Folge, Bd. 15). Strassbg. 1892. — 3) Adam, St. Veit 1879. — 4 Fischer 1868. — 5 Adam a. a. O.

Am Ostermontage und am 15. Juni, dem Veitstage, kamen auf dem Berg zahlreiche Wallfahrer zusammen. Die Bewohner der unteren Ortschaften zogen in Prozession hinauf. Zu den Reliquien pilgerten an Veitstanz und fallender Sucht (Epilepsie) Leidende. Manche Epileptiker stellten ihre Stöcke an den Weg in der Meinung, dass, wer den Stock wegnehme, auch die Krankheit mit fortnehme. Hysterische und unfruchtbare Frauen opferten eiserne Kröten. Der Heilige wurde auch bei Viehseuchen angerufen<sup>1)</sup>. Der letzte Pächter von St. Veit, ein 86jähriger Mann, versicherte, wie Adam 1897 schreibt, dass er zu seiner Zeit noch Kröten bringen sah. Das Zaberner Museum besitzt übrigens solche Opferbilder<sup>2)</sup>. Es geht aus diesen Angaben hervor, dass die eisernen Kröten von unfruchtbaren Frauen geopfert wurden. Das erklärt sich aus dem Volksglauben, die Gebärmutter sei eine Kröte. Ich kann deswegen Glöckler<sup>3)</sup> nicht zustimmen, wenn er behauptet, die Strassburger Veitstänzer wären nach St. Veit gepilgert, um dort als Sinnbilder ihrer Krankheit 'eiserne Froschen' zu opfern.

Fischer hat aus der Lage des Berges und den abgemeisselten Flächen der Höhle auf einen druidischen Kultort geschlossen, der Einbau der Kapelle soll nach Adam die Ablättungen erklären.

Nach dem bisher Mitgeteilten ist die Strassburger Veitstanzepidemie nur von medizinischem, allenfalls noch von theologischem Interesse. Die Kranken wurden der damaligen Anschauung entsprechend behandelt, als Geisteskranke der Fürbitte der Kirche anheimgestellt und durch gottesdienstliche Handlungen in der Kapelle ihres Krankheitspatrons geheilt. Volkskundliche Besonderheiten kamen dabei nicht vor. Ein eigentlicher Veitstanzabergglaube tritt uns — nach den bisherigen Darstellungen — erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts entgegen. Und doch lassen sich die Bräuche von den sagenhaften Anfängen bis zum 17. Jahrhundert nachweisen, auch im Strassburger Veitstanz, nur sind sie da sonderbarerweise nicht bekannt geworden.

Die Heilweise in St. Veit war nämlich eine andere als die bisher geschilderte — was dort geschehen sollte und was in Wirklichkeit geschah, ist zweierlei —, und ausserdem hatte der Rat von Strassburg in Strassburg selbst die Kranken auf zwei andere Arten zu heilen gesucht, aber ohne Erfolg. Das ist den grossen Literaten der Geschichte der Medizin unbekannt geblieben.

Nach den schon erwähnten sogenannten Annalen des Sebastian Brant (der von 1458—1521 lebte und seit 1503 Ratsschreiber war)<sup>4)</sup>, die nicht von Brant, sondern später von Wenker aus den Ratsprotokollen ausgezogen und vor ihrer Vernichtung beim Brande 1870 von anderen teilweise abgeschrieben waren<sup>5)</sup>, wurde in mehreren Sitzungen des Rats der 21 von Veitstänzern gesprochen. Die Ärzte erklärten es für eine natürliche Krankheit, die von hitzigem Geblüt komme. Indessen 'die armen

1 Fischer a. a. O. — 2) Adam a. a. O. — 3) Gesch. d. Bistums Strassbg. 1879. — 4) Witkowski, Allg. Z. f. Psychiatrie 1879. — 5) Annales de Sébastian Brant, nr. 4398 Mitt. d. Ges. f. Erhaltg. d. gesch. Denkm. d. Elsass, 2. Folge, Bd. 19. Strassbg. 1899.

leute' wünschten, dass man für sie Messe lese usw. Der Rat schickte deswegen zu dem bischöflichen Vikarius, der antwortete: „Dass dis im unnot zu sin dünkt, sondern diwyl die Artz anzeigen, daß es eine natürlich krankheit sy, daß man auch natürlich mittel mit in versuche, aber domit nit nichts beschehe, woll er alle Predikanten beschickhen und in bevelhen, daß sie öffentlich in cancellis ermaneten zu betten und anzurieffen, daß er sin gnad und barmherzigkeit uns sende<sup>1)</sup>.“

Was der Rat ausserdem tat, geht aus folgenden Berichten hervor.

Die sogenannte Imlinsche Familienchronik der Strassburger Landesbibliothek bringt als Zeugnis eines Zeitgenossen: „Anno 1518 jar 8 tag vor S. maria magdalena hub ein frauw an zu dantzen, vnd dan[a]ch weren woll 6 tag da leiss sey meinw  $\gamma$  [gnädigen Herrn] nach St. Vit gehn Zabern füren da war sey still, vnd die will sey noch uff dem weg da fing noch mehr an zu dantzen bei dem  $\gamma$  [Magistrats-] stall also daz in 4 tagen bey 34 frauw vnd man waren, da verbatten meinw  $\gamma$  [gnädigen Herrn] die drummeln vnd piffen vnd fürt ein teil uff die gewererstub [Zunftstube der Gerber] die and uff die Zimmerleutstub, vnd an dem and tag da leiss man sey alle nach S. Vit füren vnd da dantz, und in 4 wochen wurden Ir mehr denn 400 Dantzer<sup>2)</sup>.“

In der handschriftlichen Chronik des Daniel Specklin, der 1536 in Strassburg geboren wurde, also seine Nachrichten noch von älteren Leuten haben kann, die den Tanz erlebten, heisst es:

„1518. Da erhub sich ein dantz von iungen und alten leutten, die tanzten tag und nacht, dass sie nieder fielen, also dass über 100 zu Strassburg auff einmal tanzten. Da gab man in etliche zunftstuben ein, auch auff dem Ross- und Kornmarekt macht man gerüst und bestellte eigene leutt umb lohn, die mussten stets mit ihnen, tanzten mit trummen und pfeiffen; es half alles nichts. Viel tanzten sich zu tode. Do schickte man sie hinder Zabern zu St. Veit, zum holen stein, auf waegen; da gab man ihnen creuzle und rothe schuh, und macht mess über sie. An den schuhen war unten und oben crentz mit dem chrisam [geweihtem, mit Balsam gemischtem Salböl<sup>3)</sup>] gemacht und mit weywasser besprengt in St. Veits nahmen, das halff ihn vast [sehr] allen. Und kam soleses viel leuth an, denen man St. Veitstanz fluchte, lieff auch viel schelmenwerk mit unter<sup>4)</sup>.“

Wenker hat diesem Bericht 1637 hinzugefügt, dass man den Tänzern die Zimmerleut- und Gerberstüb gab, viel nach St. Veit schickte, andere selbst dahin liefen und 'also dantzend vor dem bild niederfielen'.

1. Séb. Brant 1899. — 2. Witkowski a. a. O. — 3. M. Lexer, Mhd. Handwörterbuch, Leipzig 1872. — 4) R. Reuss, Les collectanées de Daniel Specklin, architecte de la ville de Strasbourg, nr. 2216 Mitt., 2. Folge, Bd. 14. Strassbg. 1889.

Wegen der dortigen Behandlung habe man die Krankheit S. Vitstanz genannt<sup>1)</sup>.

Hermann schreibt 1819 ohne Quellenangabe, dass die allgemeine Meinung war, wenn man in St. Veit um den Altar tanze, werde man von der ungerегelten Leidenschaft des Tanzes geheilt<sup>2)</sup>.

Hieraus geht hervor, dass der Tanz nicht nur die Krankheit selbst war, sondern man ihn auch als Heilmittel benutzte, der Rat öffentliche Tanzplätze auf Zunftstuben und Märkten errichtete, Musik stellte, den Kranken gesunde Mittänzer gab, dass bis zur Bewusstlosigkeit getanzt wurde. Mit deren Eintritt glaubte man die Krankheit beseitigt. Viele starben dabei, den andern halfs nicht.

Ich möchte hier daran erinnern, dass man bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts erregte Geisteskranke in besonderen Apparaten schüttelte, drehte, bis Schwächezustände eintraten, eine scheinbare Beruhigung sich einstellte.

Und bei St. Veit gings anders her, als man bisher annahm, vor allem anders, als Hecker annahm (und Hirsch hat die Stelle übernommen), wenn er schreibt: „Nach vollbrachtem Gottesdienst führte man sie in feierlichem Umzuge um den Altar, liess sie von ihrem Almosen ein geringes opfern, und viele mögen durch Andacht und die Heiligkeit des Orts von trostlosem Irrwahn genesen sein. Man beachte hier wohl, dass sich in dieser Zeit die Tanzwut an den Altären des Heiligen nicht erneute, dass man von diesem nur Hilfe flehte und von seiner Wundertätigkeit die Genesung hoffte, welche ausser dem Bereich menschlicher Einsicht lag“, und damit der Strassburger Epidemie eine Ausnahmestellung zuweist. In Wirklichkeit tanzte man auch in St. Veit zu Heilzwecken (neben der Messe, die gelesen wurde) um den Altar in besondern, geweihten roten Schuhen, die unten und oben ein mit geweihtem Öl gemachtes Kreuz trugen, doch wohl, um auf die tanzenden Beine einzuwirken. Die selbst hinliefen, fielen tanzend vor dem Bild des Heiligen nieder, nach meiner Meinung ohne gottesdienstliche Handlung, weil keine Priester auf St. Veit wohnten (die deswegen der Rat für die von ihm hingschickten Kranken aus Zabern kommen liess). Das half.

In der aus der Specklinschen Chronik mitgeteilten Stelle wird die vermeintliche Ursache des Veitstanzes wenigstens für viele von den Tänzern angegeben. Man hatte ihnen St. Veitstanz geflücht.

‘Gott geb dir Sankt Veit’ oder ‘Dass dich Sankt Veit ankäme’, waren damals sehr gebräuchliche Verwünschungsformeln<sup>3)</sup>. Die letztere Formel kommt bei elsässer Schriftstellern des 15. und 16. Jahrhunderts häufig vor<sup>4)</sup>, und im Rottweiler Stadtrecht heisst es 1485:

1) Schmégans 1892. — 2) Notices historiques, Strassburg 1819. — 3) Adam 1897. — 4) Fischer 1868.

„Item welcher den andern unzüchtiglich schället oder fluchet, den ritten [das Fieber] sant Vitstantz oder derglychen wort, der sol verfallen sin 5 sh. h.).“

Ich habe noch weiter von der Strassburger Epidemie zu berichten, denn waren auch die nach St. Veit Geschickten geheilt, so kamen neue Fälle vor.

In den Brantschen Annalen heisst es weiter: „5a Mariae Magdalenaee. Item als etlich frauen und knaben den bössen dantz tantzen, soll die termen(?) abstellen und heimlich seitenspiel haben?).“ Was mit termen gemeint ist, weiss man nicht. Nach diesem Beschluss wurde aber nicht mehr zu Heilzwecken öffentlich mit Musik getantzt, sondern es sollte heimlich geschehen.

Weiter heisst es in den Annalen: „Darnach uff 4a post Laurentii [10. August] ist erkannt den zünfften zedel zu schicken dass jedermann sin kind und die sinen verwart und die bruderschafft ir brüder in ihren kosten untersuchten oder zu den heyligen schieckten.“

Im Stadtarchiv zu Strassburg finden sich sechs gleichlautende, undatierte Bekanntmachungen, die wohl zum Verteilen an die Zünfte bestimmt waren: „Als sich yetzt die krankheit des dantzens wider erhept unnd zu besorgen von tag zu tag meren möcht, do habent unser herren rete und XXI. erkandt, das eyner yeden bruderschafft buchssenmeistere, die jhennen so inn irer bruderschafft sindt und mit solcher krankheit beladen werden, versorgen, und versehen, das die nyder getüschet oder zu dem heiligen sant Viten gefürt werden, und inen keynerley seyten oder fröydenspiel gebruchen, cleynötter oder hübsche cleyder uff oder anthün, ouch sie nirgent lossen, uff den gassen louffen, dann welche brüderschafft oder büchssenmeistere solchs verbrechent, die wöllent unser herren darumb straffen, unnd ir ernstliche hut daruff setzen, des wiß sich menglich zu halten.“ (Archiv der Stadt Strassburg G U P 200.)

Hier wurde nun die ursprünglich vom Rat angewandte Methode, durch Musik und Tanz zu heilen, gänzlich verboten, dafür sollten die Kranken niedergetscht oder nach St. Veit geschickt werden.

Dann finden wir wieder Kranke, wahrscheinlich Arme, und, im Gegensatz zu früher, im Spital. Im Anschluss an deren Sendung nach St. Veit brachte der dankbare Rat dem Heiligen ein gewaltiges Opfer dar, nachdem er noch vorher beschlossen hatte, die Leichtfertigen eine Zeit lang aus der Stadt zu weisen:

„Item die verordneten herren bringen an des tantzens halb. Erk. in Unser Frauen capell mitwuch ein herrlich amt halten, porro erkant die tantzent im Spittal zu dem heiligen schiecken und ein opfer von der ganzen Statt wegen dem heiligen bringen. Die leichtfertigen der Statt ein zitlang verweisen, darauf die hh. bedacht des opfers halb zu St. Viten.“ „Herren bringen ihren bedacht des opfers halben zu St. Viten, dass man ein wäccen bild eines centners schwer mit dem

1 Greiner, Das älteste Recht der Stadt Rottweil. Stuttgart 1900. — 2 Wencker, Extractus 1892.

rentmeister oder kornmeister zu St. Viten schicke für ein opffer, oder aber dasselbig wächserin bild auf einen altar im Münster stelle und da ehre bis die neu capell ausgemacht, dann einen altar in derselben capellen in St. Viten ehren weyhen lassen. Erkt. den zentner wachs zu einer kerzen machen und zu dem lieben heyligen mit dem Rentmeister schicken, und ein singent erlich ampt und 3 neben messen lassen lesen von wegen des ganzen Raths und gemeiner Statt wegen. Dienstag post Adolphi [29. September]¹).“

Die Krankheit hielt trotzdem noch an, und der Rat drohte energischer mit Strafen:

„Als dann die krankheit mit dem dantzen sich leider nit enden will, do haben unser herren rät und XXI erkant daz ein jeder burger sin kind, der massen behafft, und gesind die daz vermögen, inn iren husern behalten und zutuschen soll; wo aber ein dienstknecht also behafft wurt, sollen die brüderschaftmeister sins hantwerks, inn der bruderschaft costen, denselben verwaren oder zu dem heiligen Sant Viten (‘dem heiligen Sant Viten’ durchgestrichen und dafür steht ‘den heiligen, wo inen geliebt’) schicken, domit sie nit also öfflich uff der gassen, zu beswernis anderer menschen, sich des dantzens annemen, dann welcher den sinen nit also verwaret, den wöllen unser herren darumb hefftekllich straffen.“ (Archiv der Stadt Strassburg G U P 200.)

Ob sämtliche Schriftstücke zeitlich so aufeinander folgen, weiss ich nicht. Jedenfalls heisst es in dem einen ‘zu den heyligen’ und im letzten deutlich ‘zu den heiligen, wo inen geliebt’, nachdem vorher der heilige Veit bei Zabern allein an der Stelle gestanden hatte. (Über andere Heilige in der Nähe siehe später unter Tanzkrankheit nach 1518.) Das werden wohl die letzten Schriftstücke gewesen sein. Dass die einzelnen Ratsmitglieder den heiligen Veit bei Zabern verschieden bewerteten, geht aus den stark voneinander abweichenden Vorschlägen zur Ehrung des Heiligen hervor. Das Zutrauen war nicht mehr das alte, und Wencker sagt 1637: ‘Da mans anfang aus Gottes wort zu widerlegen, liss alles nach²).’ Er setzt Gottes Wort dem heiligen Veit entgegen und meint wohl den Einfluss der Reformation.

Der Strassburger Veitstanz begann demnach acht Tage vor Maria Magdalentag (22. Juli), also am 15. Juli, und dauerte weit länger, als man bisher annahm, mindestens bis nach Adolphi, dem 29. September 1518.

### Anlagen zum Strassburger Veitstanz.

#### I.

„Vff Fritag post Marie Magdalene in presentia Herrn Gladi Bocklin. Caspar Hoffmeisters vnd Martin Herlin als verordent Herren ist geratslagt der armen menschen halb so izt dantzen.

Haben sy anfenglich geratslagt die Burger so kind daby haben zu beschicken vnd sagen, das sy jr kind versorgen by jn haben oder aber nach anzall costen mittheilen.

1 Wencker, Extractus 1892. — 2) Schnégans 1892.

Staden Jerg daruff beschiekt vnd jm solehs furgehalten, sagt, er sy selber ein armer dienstknecht, sy in sym vermugen nit jn zu jm zu halten und nemen, bit aber jn by den andern zu behalten, oder zu dem Heiligen zu furen, wil er nach sym vermiegen nach miner Herren erkantnus vnd willen leben. Sin mume hab auch dem knaben, sin son XV. ß gesamlet, die haben die uff der Zimmerlüt Stuben hinder sich genomen.

Wither geradtslagt die armen personen in dry huffen theilen vnd nach einander zu dem Heiligen schicken, vnd so es sin mag dry gesungen Empter singen lassen, so nit, eins singen vnd zwey lesen lassen, von ein Ambt XVIII Pfening geben fur eins, darzu 1. pfening zu pfrymen<sup>1)</sup> vnd 1. pfening zu opfern dem Heiligen geben, vnd 1. pfening in stock für das opffer.

Balthasar Burgawer der Lermeister hinder den Barfüßen beschiekt vnd jm solehs ouch furgehalten, Sagt, sin Son Bernhart hab zugesehen und hüt morgen angefangen dantzen, do er jm die kindt solt helfen vnderweisen; hab er jn gedutzet bitz nachmittag, nach den zweyen hab er zu dem dantz gewelt, hab jn dohin müssen füren. Erbüt sich nachmals sin costen so uff sin Son godt ußzurichten, dan er dhein Frau noch gesind hab, könne ouch von sin lerkinden nit wichen.

Antheng Silinger der Wagener Apolonigen Hußwürt so dantzt, uff der Zimmerlüt stuben befragt, Er sy uß der Erne kommen, sy sin frau in der stuben gestanden vnd uffgehüpft, hat sy dryer gefragt, wie jr sy, vnd geachtet, sy wer abermals, als sy dan vormals ouch gewesen, von Sanct Martzollff [Epilepsie] beladen, vnd nider gedutscht vnd nach die armen lüte mit einer Sackpfffen kommen, sy sy uffgewust vnd ja nachgelouffen, wol gern sin frauw do hinfüren, sy sonst ein arme mensch.

Item Hanß Eckart von Prüssel got dem Almusen noch, hat ein Dochter by dantz, genant Apolonia, Sagt, er sy ein armer alter gebrochner Man, wil aber gern die dochter hin zum Heiligen füren, wen es min Herren wellen, vnd als er ein armer swacher man, haben jm die Herren miner Herren meynung gesagt vnd erlaubt heim zu gon.

Karle Schansleben [Lesart zweifelhaft] sins sons halb beschiekt, sagt er sy ein armer gesel, sy mer schuldig, dan er in lip und gut hat.

Dem schaffner im spital gesagt, gerust zu sin mit dry pferden und 1 wagen und warten uff die subent ure uff bescheidt. Dem schaffner uf unser frauenhus<sup>2)</sup> gerust zu sin mit 2 wegen und in jden dry pferd.

Dilchin und Heintz zum ersten huffen, Peter von Rixingen zum andern huffen und Pantaleon zum dritten huffen zu ritten verordnet. Hans Wagner zum ersten, Jacob Buckenheim zum andern und Barthel Schryner zum dritten huffen. Und denselben bevelch geben zu handeln lut ingelipter instruction.<sup>4</sup>

Strassburger Stadtarchiv G U P 200. Bei Schilter unvollständig und mit sinnstörenden Fehlern.

## II.

„Instruction der armen dantzen[den] Personen so zu Sant Vit geschickt. Veneris post Magdalene etc. XVIII. Gedencken angfenglich die armen menschen in den dryen huffen, wie sy dan gerodt [soll wohl heissen: „in Rotten eingeteilt“] werden, zu behalten.

1 Bedeutung von 'pfrymen' ist unklar. Vgl. Scherz, Glossarium: Brinckmeyer, Glossarium diplomaticum etc. — 2 Das Frauenhaus oder Stift Unser Frauen Werk diente zur Bauunterhaltung des Münsters.

Vnd das die knecht so uff die armen lüt bescheiden, derselbigen warten vnd by jn bliben.

Vnd so sy gon Zabern nohen, der ein zu Zabern in ryten vnd do dry oder vier Priester mit rat des Dechans zu Zabern, bestellen, die do ider Rotten insonders noch einander gesungen empter halten.

Vnd wann je ein Ambt einer rotten gesungen, sollen dieselbigen armen lüt in derselbigen rotten umb den Altar geführt werden, vnd ein iedes kranckes mensch ein pfennig pfrymen, desglichen dornach ouch opfern, vnd so ein person nit so geschickt wer, das es solchs thun mecht, sol der jhin so es umb den altar führt, für jn darlegen.

Vnd also demnach je ein Rot nach der andern also vmbgeführt und gehalten werden.

Vnd wan die dry empter also volbraecht, sollen sy Erlich nach rat des Dechans usgericht werden.

Daryn jdes armes mensch 1 pfennig in den stock geben, vnd solchs von dem almusen gelt, so den armen lüten geben ist, ußrichten.

Vnd was uberig blibt in den stock ouch stossen.“

Auf der Rückseite: „Dantzende arme personen so zu Sanct Vit zum Holenstein geschickt.“

Strassburger Stadtarchiv G U P 200. Bei Schilter unvollständig und mit Lese-  
fehlern, dann aus Schilter bei Boersch und bei Häser (über deren Abänderungen  
siehe oben).

## 2. Die Tanzkrankheit nach 1518.

Dieselbe Methode des Niedertanzens mit Ausschluss der Hilfe eines Heiligen, wie sie anfänglich der Strassburger Rat gebrauchte, wandte einige Zeit später die Stadt Basel an. Der dortige Professor Felix Plater, der 1536 geboren wurde<sup>1)</sup>, erzählt in seinen Observationen unter St. Vits Dantz:

„Als ich noch ein Knabe war, wurde eine an dieser schrecklichen Krankheit leidende Frau aus dem niedern Volk der Aschenvorstadt hier zu Basel zu einem Hause zum Rupff [in seiner Praxis medica sagt er ‘an einen öffentlichen Ort’<sup>2)</sup>], nicht weit vom Hause des Vaters, von den Stadtdienern geführt, welchem Weibe die Obrigkeit, wie ich in meiner Praxis<sup>2)</sup> bemerkt habe, einige starke Männer bestimmte, welche abwechselnd (wenn einer müde geworden, folgte der andere) mit ihr Tage und Nächte tanzten, was beinahe den Zeitraum eines Monats unter dem Zuschauen vieler mit seltener Unterbrechung dauerte, obgleich die Haut ihrer Füße abgerieben war. Und wengleich sie bisweilen, um Speise zu nehmen und vom Schlaf ergriffen, zu sitzen gezwungen war, bewegte sich dennoch durch unruhige Haltung und Bewegung zeitweise nichtsdestoweniger der Körper wie tanzend, bis sie nach Verlust ihrer Kräfte, sodass sie nicht einmal mehr stehen konnte, mit dem Tanz aufzuhören genötigt war und ins Hospital gebracht wurde, wo sie gekräftigt und allmählich wieder gesund geworden ist<sup>3)</sup>.“ (Übersetzung aus dem Lateinischen.)

1 J. Pagel, Einführung in die Gesch. d. Medizin. Berlin 1898. — 2 Felicis Plateri praxeos medicae opus. Basel 1666. — 3 Observationum Felicis Plateri quondam archiatri et profess. Basil. libri tres. Basel 1680.



Gross<sup>1)</sup> bringt in seiner Basler Chronik einen Auszug dieses Berichtes unter Zugrundelegung der ersten Ausgabe der Observationen, während ich eine spätere benutzte. Dem Grosssehen Auszug nach sollen die von der Obrigkeit verordneten Männer in roten Kleidern und mit weissen Federn auf dem Hute getanzt haben. Es wäre nachzuprüfen, ob das bei Plater ursprünglich stand oder von Gross hinzugefügt ist, weil auch zu St. Veit bei Zabern die rote Farbe (rote Schuhe) eine Rolle spielte.

Während Gross richtig angibt, dass der Tanz in der Kindheit Platers geschah, und bemerkt, den Bericht habe er aus den 1614 ausgegangenen Observationen genommen, verlegt Böhme<sup>2)</sup> unter Hinweis auf Gross den Tanz ins Jahr 1615. Wir müssen ihn am Anfang der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts annehmen.

Ich lasse nun die Berichte folgen, bei denen Heilige in Frage kommen.

Philipp Camerarius (geb. 1537 in Tübingen, seit 1573 Ratskonsulent in Nürnberg, hier 1624 gestorben)<sup>3)</sup> schreibt 1610, als er von Tanzkrankheiten im allgemeinen gesprochen hat:

„Aber damit wir nicht zu viel Beispiele bringen, ich denke an die bei uns, die nicht vor langem [vielleicht die Strassburger oder die nachher geschilderten in Schwaben] geschah und die im untern Deutschland [hier ist die Epidemie im 14. Jahrhundert gemeint], die einstmals stattfand, die durch eine Raserei, welche das Volk die Krankheit des heiligen Veit oder Modestus [Lehrer des hl. Veit], wir in unserer Gelehrtensprache Veitstanz nennen, Verwirrung brachten . . . Es wird wirklich noch jetzt eine Kapelle auf einem Berge bei der Stadt Ravensburg in Schwaben gezeigt, auf welchem eine berühmte Burg [die Stammburg der Welfen] erbaut ist, der nach St. Veit heutigen Tags genannt wird [heute heisst der Berg nicht mehr Veitsberg, sondern Veitsburg], weil in einzelnen Jahren vor nicht so langem die Schar der Tanzenden gleichsam jenem Heiligen Opfer brachte, mit dessen Hilfe gesund wurde und gewohnt war, hierher mit Tanzen Zuflucht zu nehmen. Aber da der Zutritt verhindert wurde und jene Kapelle zu anderem Gebrauch bestimmt wurde, hörte der Zulauf bis jetzt auf<sup>4)</sup>.“ (Übersetzung aus dem Lateinischen.)

Ziemliche Verwirrung hat eine Beschreibung von Schenk von Grafenberg<sup>5)</sup> gegeben. Er lebte von 1530 bis 1598 und war Stadtarzt seiner Vaterstadt Freiburg im Breisgau<sup>6)</sup>.

Er berichtet zunächst, dass 'nach der Erinnerung unserer Väter' damals lange und heftig eine furchtbare Art des Wahnsinns sowohl anderswo als besonders in Deutschland wütete. Und dann beschreibt er deutlich und ziemlich eingehend die Epidemie im 14. Jahrhundert und kürzer den Strassburger Veitstanz, ohne allerdings Ort und Zeit zu nennen. Er trägt auch Nachrichten, die wir vom Tarantismus haben (z. B. das blinde Hineinstürzen in Gewässer), in den deutschen Veitstanz hinein.

1) Joh. Gross, Kurtze Basler Chronik. Basel 1614. — 2) Franz M. Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland. Leipzig 1886. — 3) Allg. Deutsche Biographie 3. Leipzig 1876. 4) Ph. Camerarius, Opera horarum subcisivarum, sive meditationes historicae. Centuria altera. Frankfurt 1601. — 5) Joannis Schenckii a Grafenberg observationum medicarum variarum libri VII. Frankfurt 1665. — 6) Hecker-Hirsch a. a. O.

Da Hecker<sup>1)</sup> die Vorgänge für das 16. und den Ausgang des 15. Jahrhunderts gelten lässt, den Strassburger Veitstanz auf 1418 festsetzt und ihn anders, als er wirklich war, schildert, so gibt er uns von der im Laufe der Zeit geschehenen Änderung im Wesen der Tanzkrankheit ein falsches Bild.

Leider ersieht man bei Schenk den Übergang von der Zeit der Väter zu seiner Zeit nicht deutlich.

Durch 'neuere Beispiele' ist belegt, „dass schwangere Frauen, den übergrossen Leib mit erweitertem Gurt umspannt, auf- und niederwärts ohne Schaden für die Frucht in auffallenden Sprüngen unter den andern dahinliefen. Die Unsrigen versichern, dass dies [Tanzen] auch durch Musikinstrumente so in Bewegung gesetzt und hervorgerufen werde, dass der Magistrat aus öffentlichen Mitteln nicht sowohl Pauken und andere Musiker beordert hat, als auch einige sehr starke Leute, welche die Tänze durch Führen der Rasenden solange, bis die Wut ausgetobt hatte, austrieben. Die Unsrigen wurden auch beobachtet, wie sie oft ihre eigenen Kleider zerrissen. Aber die mit Rot Bekleideten halten sie für so feindlich, dass sie die schon von weitem Erblickten anzufallen und feindlich anzugreifen sich bemühten, wenn sie nicht gehindert wurden. Daher ist es ernstlich zu vermeiden, dass jemand mit Rotem bekleidet sich erblicken lässt und eine weitere Gelegenheit zur Raserei bietet. Einen Grund zu dieser Antipathie kann niemand leicht nennen. Die Reicheren führen auf eigene Kosten Begleiter, welche aufpassen, dass nicht andern oder ihnen selbst eine Gefahr zustosse, welche gleichsam als Tanzführer die Reigen der rasenden Genossen leiten.“

Dann kommt wieder eine Stelle aus der Epidemie des 14. Jahrhunderts. Und weiter sagt er, es sei auch sicher, dass die meisten vom Veitstanz so geschwächt und von gebrochenen Kräften sind, dass sie oft kaum durch belebende Mittel wiederhergestellt werden können.

Schliesslich berichtet er Lokales:\*

„Die Unsrigen nehmen auch zu heiligen Helfern, zum heiligen Veit oder zu Johannes dem Täufer ihre Zuflucht in der Hoffnung, die Gesundheit zu erlangen. Die, welche in unserm Breisgau und der Nachbarschaft dieser Raserei unterworfen sind, kommen alljährlich am Vorfeste Johannes des Täufers an zwei Heiligtümern, das eine ist in Biessen, dem heiligen Veit geweiht und Breisacher Herrschaft, das andere sehr nahe bei Wasenweiler, aber diesseits des Rheins gelegen und dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht, zusammen, wo die eilig Herbeigeeilten sich nach deutschem Reigen [also zum deutschen Tanz, der später Allemande genannt wurde] ordnen, sei es, dass sie durch ein abzuleistendes Gelübde gehalten werden, sei es, weil sie von jenen Heiligen Hilfe zur Unterdrückung ihrer Raserei erhoffen. Und worüber man sich wundert, sie gehen allgemein in jenem Monat, welcher dem Feste des heiligen Johannes vorausgeht, sehr traurig, furchtsam, ängstlich, nur mit gedrücktem Geist einher und spüren am ganzen Körper rupfende und gleichsam hüpfende Schmerzen wie Vorspiele und Zündstoff dieses Übels. Sie sind davon überzeugt, dass sie im übrigen nie beruhigt und befreit werden würden, wenn sie nicht durch Tanzen bei der Stätte des Heiligen diese Krankheit ausschütten könnten, indem der Erfolg

1) Hecker-Hirsch a. a. O.

die Sache bestätigt. Freilich werden sie nach Vollendung dieser jährlichen Tanzereien, welche sie vorzüglich im Zeitraum von drei Stunden vornehmen, in der Regel von dieser Raserei im selben Jahr frei gesehen<sup>1)</sup>“. (Übersetzung aus dem Lateinischen.)

Horstius<sup>2)</sup> (geb. 1578 in Torgau, von 1608—1622 Professor in Giessen, später Stadtphysikus in Ulm, wo er 1636 starb,<sup>3)</sup> schreibt:

„Ich entsinne mich, im vorigen Frühjahr mit einigen Frauen gesprochen zu haben, welche alljährlich die St. Veitskapelle, die in Drefelhausen ist, nicht weit von Geislingen bei Weissenstein im Ulmer Gebiet in Rechberger Herrschaft, besuchen und dort Tag und Nacht mit verwirrten Sinnen tanzen, bis sie in Ekstase zusammenbrechen, auf welche Weise sie wieder hergestellt erscheinen, dass sie ein ganzes Jahr hindurch wenig oder nichts spüren bis zum nächsten Mai, wo sie durch Unruhe der Glieder gequält werden, wie sie berichten, dass sie wieder gezwungen werden, sich um die Zeit des heiligen Veitsfestes zu dem genannten Ort des Tanzes wegen zu begeben, wie eine von diesen Frauen 20 und mehr, eine andere 32 Jahre hindurch dort jährlich getanzt haben soll . . . Ich habe ein ehrbares Mädchen kennen gelernt, die Tochter eines Kaufmanns in dieser Gemeinde, welche schon einige Jahre hindurch zur Frühjahrszeit mit einer allerdings leichten Geistesstörung an einer ähnlichen Affektion leidet, dass sie unruhig bald dies, bald das Glied zu bewegen gezwungen wird, indem öfter auch die Zunge und das Sprachvermögen unterbrochen ist, die von einer Stelle zur andern bald hierhin, bald dorthin bewegt wird, was durch einige Wochen in einzelnen Jahren Tag und Nacht anhält. Ich fürchte sehr, dass hier noch etwas Schwereres zu erwarten ist. Obgleich ich von einigen Autoren weiss, dass sie am Veitstanz nichts Konvulsivisches zugeben wollen, im Gegensatz zu den arabischen Autoren, insofern ihnen eine geistige Erkrankung vorzuliegen scheint, wodurch der perverse Drang und das Verlangen nach Tanz entsteht, so stelle ich nichtsdestoweniger, wenn jenen Frauen, mit welchen ich über die Sache im vergangenen Frühling geredet habe, Glauben beizumessen ist, fest, dass hier konvulsivische Bewegungen statthaben, zumal sie versicherten, dass sie während mehrerer Wochen, ehe sie zur St. Veitskapelle kamen, an spannenden Schmerzen aller Glieder zusammen mit von selbst eingetretener Mattigkeit und Schwere des Kopfes gelitten hätten, worin sie verblieben wären, bis sie zum gewohnten Tanzort hinzutretend das Musikinstrument gehört, das für sie geschlagen wurde, wo sie mehr und mehr im Geiste verwirrt (vielleicht durch das hinzutretende seelische Einwirken der stärkeren Einbildung, die Hoffnung auf Genesung) zu tanzen gezwungen wurden“. (Übersetzung aus dem Lateinischen).

Als neu kommt jetzt hinzu, dass auch Johannes der Täufer Krankheitspatron war, und vor allem, dass nicht nur eigentliche Tanzkranke zur Heilung tanzten, sondern auch sonst anscheinend Gesunde, die an gewissen Tagen tanzten, am Johannistag (24. Juni) und am Veitstage (15. Juni), worüber später noch berichtet wird, um von allerlei unangenehmen Empfindungen in den Muskeln und seelischer Verstimmung

1) Schenck a. a. O. — 2) Gregorii Horstii observationum medicinalium singularium libri quatuor. Ulm 1625. — 3) Hirsch, Biogr. Lexikon der hervorragenden Ärzte 3. Wien und Leipzig 1886.

befreit zu werden. Diese krankhaften Veränderungen stellten sich aber erst ein, wenn der Tanztage herannahte.

Sind die eigentlichen Tänzer Leute, die die Zwangshandlung des Tanzens vornehmen, so haben wir es hier mit Kranken zu tun, die unter dem Zwangsgedanken stehen, am Johannis- oder Veitstag tanzen zu müssen. Von der Zwangsidee zur Zwangshandlung ist nur ein kleiner Schritt und die Krankheit in beiden Fällen dieselbe, der Veitstanz. Das möchte ich Wicke<sup>1)</sup> gegenüber hervorheben, der meint, dass die zu den Kapellen wallfahrenden Kranken keine Veitstänzer waren (siehe später Brueghels Bild, das das Gegenteil beweist), der Veitstanz sei hier nur Heilmittel gewesen.

In Italien, namentlich in Apulien [dem Stammlande des hl. Veit], haben wir eine Parallele des Veitstanzes im Tarantismus. Die ersten Nachrichten darüber stammen aus dem 15. Jahrhundert, es wird aber da schon von ihm als einem bekannten Übel gesprochen. Die von der Tarantel Gebissenen, oder die sich gebissen glaubten, verfielen gewöhnlich in Trübsinn und waren wie betäubt, ihres Verstandes kaum mächtig. Bei den ersten Tönen der Musik sprangen sie aber jauchzend vor Freude auf und tanzten ohne Unterlass so lange, bis sie erschöpft und halb leblos niedersanken. Es bestand der Glaube, jedes Jahr wieder tanzen zu müssen, und so wurde die Heilung der 'Tarantati' ein wahres Volksfest, das man mit ungeduldiger Freude erwartete. Man nannte die Zeit des Tanzes und des Spiels — die Sommermonate — im 17. Jahrhundert den kleinen Karneval der Frauen, weil diese meist ergriffen waren<sup>2)</sup>.

Was war überhaupt der Veitstanz für eine Krankheit, und wer waren die Veitstänzer?

Der Veitstanz als Krankheit, mit dem wir es zu tun haben, ist eine Hysterie. Er heisst auch der grosse Veitstanz und führt den wissenschaftlichen Namen *Chorea hysterica rhythmica*<sup>3)</sup>. Sicher fanden sich unter den Veitstänzern auch ausgesprochene Geistesranke: Maniakalische (im heutigen Sinne) mit grossem Bewegungsdrang und froher Stimmung, chronisch Verrückte, die infolge von Wahnideen tanzten, Katatoniker mit dauernd wiederholten Bewegungen einzelner Körperteile. Das waren wohl die Kranken, die in Strassburg den Tanz begannen, denen es Hysterische nachmachten, und vor allem waren sie es, die sich zu Tode tanzten.

Selbst die Tollwut fasste die Anschauung der Zeit als eine Art Veitstanz auf. Der berühmte Züricher Naturforscher und Arzt Conrad Gessner schreibt 1551: „Aus dem Biss eines tollwütigen Hundes wird bisweilen anteneatmos (der Name ist verderbt), eine Art der Wut, an die Gariopontus (gest. 1056<sup>4)</sup> I. H. erinnert; die Unsrigen nennen sie gewöhnlich St. Veitstanz<sup>5)</sup>“. Baglio (Diss. de Tarantol. c. 12) erwähnt, dass, wer

1) E. C. Wicke, Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes. Leipzig 1841. — 2) Hecker a. a. O. — 3) H. Eichhorst, Handb. d. spez. Pathologie<sup>6</sup> 3, 2. Berlin und Wien 1907. — 4) Hecker a. a. O. — 5) Conradi Gesneri historiae animalium lib. I. Zürich 1551.

vom tollen Hunde gebissen, vor dem 40. Tage sich zu der Stadt des hl. Veit begibt und dort aufrichtig betet, durch die Fürbitte dieses Heiligen bald befreit werde, wie jeder in Apulien wisse<sup>1)</sup>.

Die Kranken, welche am Veits- oder Johannistage zu den Kapellen jener Heiligen wallfahrteten, waren nur zum kleinsten Teile eigentliche Veitstänzer (denn die gingen hin, wenn sie krank waren, ohne sich an den Tag des Heiligen zu halten). Es waren an der Zwangsidee des Veitstanzes Leidende, sonstige Hysterische (besonders mit hysterischen Krämpfen), Kranke, die am kleinen Veitstanz, der sogenannten Sydenhamschen Chorea, litten (wie das Mädchen, bei der Horstius vermutet, dass etwas Schwereres vorliegt), allerlei Schwachsinnige, vor allem Epileptiker, und andere Kranke, bei denen unnatürliche Muskelbewegungen das Krankheitsbild beherrschten.

Ausser in den drei letzten Berichten haben wir das bei der Beschreibung der Wallfahrt zum hl. Veit bei Zabern gesehen, vor allem tritt es heute noch in der Springprozession von Echternach zutage, die ursprünglich weiter nichts als ein Heiltanz der genannten Krankheiten ist.

Die Prozession findet alljährlich am dritten Pfingstfeiertage zu Echternach im Luxemburgischen zu Ehren des hl. Willibrord statt. Angetreten wird an der Sauerbrücke. Der Klerus stimmt die Willibrorduslitanei ('Hl. Willibrord, bitte für uns') an und eröffnet den Zug. 300 bis 1000 Sänger schliessen sich ihm an. Hinter sie reiht sich die Echternacher Stadtmusik und spielt die Springmelodie [welcher der Volksmund den Text 'Adam hatte sieben Söhne' untergelegt hat, der aber nicht gesungen wird]. Die Leute verbinden sich untereinander mit Tüchern, die aus der Nähe gekommenen Marxweiler gar mit Regenschirmen, und nun wird nach der Musik gesprungen, zwei Schritte vor, einen schräg rückwärts. Die Ordnung wird durch die Stadtkapläne aufrecht gehalten. Im Zuge befinden sich mehrere Musikkapellen oder wenigstens Trommler und Pfeifer. Er bewegt sich durch die Strassen die Ortschaft hindurch. Aber anstatt in die Basilika zu gehen, springt man die 62 Stufen des Petersberges zur Pfarrkirche hinauf, zur Evangelienseite der Pfarrkirche hinein, um das Grab des Heiligen, wo gewöhnlich zwei Geistliche den Pilgern ihre Devotionalien anrühren, zur Türe der Epistelseite wieder hinaus, um mit dreimaligem Umspringen des grossen Holzkreuzes auf dem ehemaligen Friedhofe die Prozession zu beenden. Die Länge des zurückgelegten Weges beträgt 1225 Schritt, die Dauer ist zwei bis drei Stunden.

Die meisten Wallfahrer tragen einen schweren Kummer auf dem Herzen, da meist ein wegen fallender Suelt oder 'Wilvertskrankheit'

1 R. J. Camerarii et Th. Ch. Scharf Dissert. de Alysso clavo, Tübingen 1709. Albrecht v. Hallers Sammlung akad. Streitschriften, in einen vollständigen Auszug gebracht und mit Anmerkungen versehen v. Lorenz Crell. 1. Bd. Helmstedt 1779.

[Epilepsie] gemachtes Gelübde sie hierhergeführt. Unter 10 000 Mitspringern, von denen viele von Kindheit an mit der Fallsucht und anderen epileptischen Krankheiten behaftet sind, die aber selbst im Arm ihrer Verwandten mitspringen wollen, kommt es vor, dass einer oder der andere wieder einen Anfall seiner Krankheit erleidet oder in Ohnmacht fällt. So selten aber geschieht dies, dass mein Gewährsmann Reiners<sup>1)</sup>, der sieben Jahre die Ordnung der Prozession mit überwachte, kaum jedes Jahr ein bis zwei Fälle gesehen hat. Man frage nur den ersten besten Springer, sagt er, entweder verdankt er selbst dem hl. Apostel die Gesundheit und kommt aus Dank alljährlich zu springen, oder er springt, weil er sich für einen Bruder, ein Kind usw. zu springen vorgenommen hat.

Reiners sagt, dass viele der Springer mit Fallsucht [Epilepsie] und anderen epileptischen Krankheiten behaftet sind. Unter diesen sind die oben genannten Bewegungskrankheiten zu verstehen. Vom Springen gegen Veitstanz und auch gegen Schwachsinn ist mir berichtet worden. Die Prozession ist also der Heiltanz, wie wir ihn kennen.

Reiners will allerdings in der Prozession eine Buss- und Sühneandacht sehen und im Springen mit Musik ein sehr mühevolleres Gebet. Wenn Leute, wie ich erzählen hörte, den stark mit Steinen beschwerten Korb auf dem Rücken, mühevoll mit blaurotem Gesicht springen, so ist das sicher eine Bussübung. Das kann später hinzugekommen sein, wie dies bei dem Schritt rückwärts, der die Prozession so sehr erschwert, der Fall ist, obwohl ja bei manchen Tänzen nicht nur vor-, sondern auch rückwärts gegangen wird. Die von Reiners herangezogene Parallele, nach der eine Königin von Frankreich gelobte, beim Gelingen eines Unternehmens einen Pilger nach Jerusalem zu Fuss zu senden, der immer drei Schritte vor und einen rückwärts ginge, beweist deshalb nichts. 1842 sprang man einen Schritt rechts, einen links und einen vorwärts<sup>2)</sup>. Man sprang auch drei vor, einen zurück oder fünf vor und zwei zurück<sup>3)</sup>. Reiners selbst sagt, dass die Prozession, 1786 unterdrückt, nach dem Tode Josephs II. wieder gehalten wurde, aber ein anderer Sprung in Übung kam, indem man nunmehr einen Schritt schräg zurücksprang. Wie's vorher war, gibt er nicht an, wahrscheinlich war doch der Rücksprung weggeblieben.

Übrigens tanzten schon zur Zeit Schenk von Grafenbergs<sup>4)</sup> Leute im Veitstanz mit, die durch ein abzuleistendes Gelübde dazu gehalten waren. Auch die von ihm berichtete kurze Dauer des Tanzes von drei Stunden und das Aufrechterhalten der Ordnung durch Reigenführer erinnert sehr an die Echternacher Prozession.

Noch einige Angaben nach anderen Quellen über die Springprozession. Sie begann auf der Brücke, die die luxemburg-preussische Grenze bildet<sup>5)</sup>.

1) Adam Reiners, Die Springprozession zu Echternach, Haffners Frankfurter Zeitgemässe Broschüren, N. F. 5. Frankfurt a. M. 1884. — 2) Hecker a. a. O. — 3) Paul Richer, L'art et la médecine. Paris o. J. — 4) Observ. medic. 1665. — 5) Hecker a. a. O.

M. Majerus, Richter in Luxemburg, berichtet aus eigener Anschauung, dass man für sich, für andere, Angehörige, Freunde, sogar für Tiere springt. Wer zu alt, zu krank ist, bezahlt Echternacher Burschen, die für 12—20 Sous springen, häufig für mehrere Pilger und Pilgerinnen. Man sieht nicht selten epileptische Krämpfe<sup>1)</sup>. Ich weiss, dass gebildete Leute für ihr schwachsinniges Kind springen liessen.

Der Übernahme durch bezahlte Leute ist nichts Auffallendes. Sie kam auch bei anderen Heilverfahren vor. Im kalten Bad auf der Rischi-Alp hinter der Eck in Unterwalden (Schwendi-Kaltbad), das bis ins 19. Jahrhundert schwer zugänglich war, bestand vormals, wie Ziegler 1799 schreibt, die Sitte, Leute für Geld zu dinge, um sich für einige Minuten ins kalte Bad zu setzen für Rechnung und Frommen irgend eines Kranken, welcher diese Verrichtung an dem wilden, sehr entlegenen Orte selbst nicht übernehmen wollte oder konnte<sup>2)</sup>.

Die Springprozession wird von der nicht unbedeutenden Anzahl namhafter Geschichtsschreiber der Echternacher Benediktinerabtei, die oft bis in kleinste Einzelheiten die Erlebnisse der Abtei berichten, nicht erwähnt. Selbst der Abt Bertels (gest. 1607) spricht von den unbedeutendsten Dingen, über Volkssitten, religiöse Feste, sogar von dem religiösen Tanz auf dem Johannisberg bei Luxemburg, erwähnt sie aber mit keiner Silbe<sup>3)</sup>.

Die erste schriftliche Nachricht von der Echternacher Springprozession gibt der triersche Historiker Brower (gest. 1617), der als gangbare Erzählung mitteilt, dass seine Zeitgenossen als Knaben von den ältesten Leuten gehört hätten, bei jeweiliger Unterlassung des Gelöbnisses der Votiv-Springprozession habe das Vieh in den Ställen zu tanzen angefangen und nicht eher abgelassen, bis die Springprozession abgehalten war<sup>4)</sup>, also der Abwehrtanz gegen Bewegungskrankheiten. Dass man auch für derartige Erkrankungen des Viehs in Echternach springt, wurde oben erwähnt.

Weiteres über Echternach folgt im nächsten Abschnitt.

Aus dem Jahre 1564 besitzen wir eine Abbildung von Tanzkranken auf einer Handzeichnung in der Albertina zu Wien von Pieter Brueghel d. Ä. Romdahl hat sie veröffentlicht (siehe Abb. 1) und sie für eins der bedeutendsten Werke des Meisters erklärt. Es ist eine grössere (ein wenig mit Weiss gehöhte) Federzeichnung auf blaugrauem Papier, die von Brueghel eigenhändig mit einer Unterschrift versehen ist<sup>5)</sup>. Sie lautet: *dit sin dye pelgerommen die up sint Jans dach buyten bruessel de muelebeece danssen moeten ende als sy ouer een brugge gedanst oft gesprongen hebben dan sin sy genesen vor een heel Jaer van sint Jans siechte . bruegel · M · ccccc · lxiiij .*

1) Richer a. a. O. — 2) A. Martin, Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen, Jena 1906. — 3) Reiners a. a. O. — 4) Ebenda. — 5) Axel L. Romdahl, Jahrb. der kunsthist. Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses 24. 3. Wien und Leipzig 1905.

's Rijks Prentenkabinet in Amsterdam besitzt eine Zeichnung, die sich im Bild beinahe mit der in der Albertina deckt. Sie trägt rechts unten die (falsche?)



Abb. 1. Handzeichnung von Pieter Brueghel d. Ä. von 1564 in der Albertina zu Wien.  
Aus dem Jahrbuch der Kunsthist. Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses, Bd. XXV, Heft 3, Tafel XXI.

Signatur 'brueghel', und die Unterschrift ist durch eine horizontale Linie von der Komposition getrennt (wie das vielfach auf Stichen vorkommt). In der mir mitgeteilten Unterschrift fehlt hinter 'buyten bruessel' die nähere Ortsangabe 'de



muelebeec'. Das Bild ist in dem zweibändigen Handzeichnungswerke des Amsterdamer Kupferstichkabinetts auf Tafel 22 von E. W. Moes herausgegeben worden. (Mitteilung des Kupferstichkabinetts in Amsterdam). Nach Romdahl ist es 1569 (nicht 1564 wie das in der Albertina) datiert.

1642 hat Hondius die Brueghelsche Zeichnung in drei Stichen (im Spiegelbild) reproduziert. Zwei davon sind bei Holländer<sup>1)</sup> und Richer<sup>2)</sup> (die linke Tanzgruppe) und bei Hovorka und Kronfeld<sup>3)</sup> (die rechte Tanzgruppe) abgebildet; sie zeigen weit mehr und zum Teil andere Zeichnung als das Original (siehe Abb. 2 u. 3).

Romdahl sieht in den dargestellten Frauen Fallsüchtige [Epileptiker]: Richer, der Umrisszeichnungen des Bildes ohne die Unterschrift bringt, behauptet, Brueghel habe die Echternacher Springprozession gezeichnet<sup>3)</sup>.



Abb. 2 und 3. Stiche von Hondius von 1642 nach Brueghel.  
Aus Spemanns historischem Medizinal[abreiss]kalender.

Uns illustriert die Abbildung das, was wir bereits von anderen Orten wissen. Romdahl nennt den Ort des Vorgangs Molenbeck Sint Jans in der Nähe von Brüssel. Die dortige Kirche wird also dem hl. Johannes geweiht sein. An seinem Tage tanzen dort Frauen in geordnetem Zuge unter Sackpfeifenbegleitung, jede mit zwei gesunden Mittänzern.

Wo die Kräfte versagen, stützen die Mittänzer. Die Prozession musste auf jeden Fall über die Brücke hinweg, dann trat Gesundung ein auf ein Jahr. Die Frauen waren also erst kurz vor St. Johannestag krank geworden. Ihr Zustand gleicht dem der Frauen, von denen Schenk von Grafenberg und Horstius berichten.

1) Die Medizin in der klass. Malerei. — 2) L'art et la médecine.

3) Vgl. Volksmed. 2.

Im Hintergrunde sehen wir eine Kirche, die auf dem Hondiusschen Stiche fehlt. Auffallend sind zwei neben dem Zuge vorwärtsstürmende Personen, ein Mann und eine Frau, die jeder in den Händen vorsichtig eine Schale halten. Von den Tänzerinnen hat eine den Mund weit geöffnet, sie ringt nach Atem oder schreit, eine andere sinkt ermattet um, bei einer dritten treten Krämpfe auf, die den ganzen Körper verzerren.

Hier gesellt sich zu den krankhaften rhythmischen Bewegungen des Tanzes, dem Charakteristikum des grossen Veitstanzes, noch ein weiteres hysterisches Zeichen, der hysterische oder hystero-epileptische Krampf. Von ihm werden wir später noch hören. Man beachte auch die Mittänzer, wie sie überanstrengt sind und teils mit sorgenvollen Gesichtern die Kranken unterstützen. Bei den Musikanten sieht man fast den Schweiß an den Haaren herunterlaufen. Das Original charakterisiert dies alles viel feiner als der Stich.

Bad - Nauheim.

(Schluss folgt.)

---

## Le Médecin des Pauvres.

Von Oskar Ebermann.

---

Die Kommission für Sammlung der deutschen Zauber- und Segensprüche hat in dankenswerter Weise auch die Erforschung der Entwicklung der volkstümlichen Segensbücher mit in ihr Arbeitsprogramm einbezogen. Gerade diese Untersuchungen werden aber voraussichtlich auf besondere Schwierigkeiten stossen. Die Zauberbücher geben nur in seltenen Fällen Ort und Jahr ihrer Entstehung richtig an, suchen vielmehr auf die gläubigen Benutzer durch Angabe eines frühen Erscheinungsjahres und eines entlegenen Druckortes Eindruck zu machen. Die Bibliotheken haben diesen interessanten Zweig volkstümlicher Literatur leider wenig oder gar nicht beachtet, so dass Material aus älterer Zeit nur mit grossen Schwierigkeiten aus Privatbesitz zu erlangen ist. Schliesslich — und das ist für die Untersuchung das Wichtigste — haben diese Bücher zwar den Titel meist mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit bewahrt, dagegen ist zuweilen der Inhalt stark verändert worden, so dass Bücher gleichen Titels gelegentlich inhaltlich kaum etwas miteinander gemein haben. So gibt es neben Ausgaben des Albertus Magnus, die in vier Teilen fast ausschliesslich Segensprüche enthalten, auch solche, in denen keine einzige derartige Formel vorhanden ist.

Wie in Deutschland, so werden auch in Frankreich Zauberbücher noch massenhaft durch gewissenlose Buchhändler vertrieben, und Hefte wie 'La poule noire aux œufs d'or', 'Le Grand Grimoire', 'Clavicule de Salomon', 'La baguette divinatoire', 'Le dragon rouge', 'Les merveilleux Secrets du Petit Albert', 'L'enchiridion du Pape Leon III', 'Curiosités infernales et occultes' u. a. sind in Paris bei den Bouquinisten der Seinequais stets zu billigen Preisen zu haben. Auf der Suche nach derartigen Heften wurde ich im Jahre 1904 von dem nunmehr verstorbenen, um die französische Volkskunde hochverdienten Emile Rolland auf ein in Frankreich weitverbreitetes Heftchen 'Le Médecin des Pauvres' aufmerksam gemacht. Von den 17 in der Bibliographie de la France bis zum Jahre 1901 angeführten Heften enthält die Bibliothèque Nationale 15, so dass sich der Entwicklungsgang eines solchen Segensheftes — denn um ein solches handelt es sich — für den Verlauf des letzten Jahrhunderts einigermassen übersehen lässt.

Ich gebe zunächst eine Übersicht in zeitlicher Reihenfolge, wobei die einzelnen Hefte durch den Erscheinungsort unterschieden werden.

1. Valence, de l'imprimerie de J.-F. Ioland. 4 p. 1821.
2. Coulommiers, Impr. de Brodard. 8 p. 1827.
3. St.- Quentin, Impr. de Cottenest. 8 p. 1828.
4. Épinal, Impr. de Faguiet. 8°, d'une demi-feuille. (Bibliogr. de la France 1832.)
5. Doudeville, chez Patin. Impr. de Delamarre, 12°, d'un tiers de feuille. 1833.
6. Paris, Librairie populaire des villes et campagnes, 18 p. 12°. 1848. (Nisard 2, 78.)
7. Laon, Typ. Ern. Maréchal, rue Châtelaine, 16. 8 p. 8°. 1850.
8. Rouen, Imp. veuve A. Surville, rue des Bons-Enfants, 46. (Stempel der Bibl. Nation. vom J. 1851.)
9. Châlons-sur-Saône, Typ. Montalan. 16 p. 16°. 1857.
10. Troyes, chez Baudot. Imp. Libraire. Rue du Temple, 30. 11 p. 12°. 1858.
11. Paris, Impr. de Cosse et J. Dumaine, rue Christine. 2. 8 p. 8°. 1862.
12. Paris, Impr. Prissette, passage Kuszner, 17. — Maison passage du Caire, 17. 8 p. 8°. 1863.
13. Beaune, Autographie Boutton. 1868.
14. Argenteuil, Typogr. Worms. Henry, Lithographe à Argenteuil. 8 p. 8°. 1868.
15. Mâcon, Impr. Protat. 24 p. 16°. 1868.
16. Mâcon, Impr. Romand. 64 p. 16°. 1875.
17. Orléans, Impr. Morand, rue Baunier, 47. (Stempel der Bibl. Nation. vom Jahre 1896.)

Ferner werden in der *Revue des traditions populaires* (7, 243) zwei Hefte erwähnt unter dem Titel 'Médecine des Pauvres', und zwar:

18. Paris, chez Moronval, rue Galande. 12 p. 32°.

19. Vouziers, par Auguste Lapie.

Schliesslich sind wegen der Ähnlichkeit des Titels noch zu erwähnen:

20. *Le Médecin des Pauvres. Dans les Communes rurales des Basses-Pyrénées*, par M. Blandin, Pau, 1852. (Eine Wohltätigkeitsschrift, die mit den übrigen Heften nichts gemein hat als den Titel.)

21. *Le Médecin du Village. Contenant un choix de Moyens simples et efficaces pour la guérison de plus de cent Maladies*. Amiens, 1851. (Enthält Rezepte.)

Diese Aufzählung ist sicher sehr lückenhaft<sup>1)</sup>, denn viele Auflagen des Heftes werden wegen ihres geringen Umfanges der Statistik entgangen sein, und dann fehlen alle diejenigen, die auf französischem Sprachgebiete ausserhalb Frankreichs erschienen sind<sup>2)</sup>.

Ich lasse nunmehr den Inhalt der einzelnen Hefte, soweit ich ihrer habhaft werden konnte, in der Weise folgen, dass ich jeder Formel ein Variantenverzeichnis beigebe. Von der obigen Reihenfolge bin ich gezwungen abzuweichen.

### I. *Le Médecin des Pauvres*. (Oben Nr. 8.)

#### Titelbild.

Christus regnat.  
J.-C. règne.

Christus imperat.  
J.-C. commande.

Christus vincit.  
J.-C. est vainqueur.  
En Dieu la confiance.

#### 1. Prière pour arrêter le mal de dents.

Sainte Apolline assise sur la pierre de marbre, Notre-Seigneur, passant par là, lui dit: Apolline, que fais-tu là? Je suis ici pour mon chef, pour mon sang et pour mon mal de dents. Apolline, retourne-toi; si c'est une goutte de sang, elle tombera; si c'est un ver, il mourra. — Dites cinq Pater et cinq Ave Maria en l'honneur et en l'intention des cinq plaies de N.-S.-J.-C., et faites le signe de croix sur la joue avec le doigt, en face du mal que vous ressentez, disant: Dieu t'a guéri; et en très peu de temps vous serez guéri.

Vgl. Ch. Nisard, *Histoire des livres pop.* 2, 76; Aug. Hock, *Croyances et remèdes pop.* (3. Aufl.) S. 42; Meyrac, *Traditions, coutumes etc. des Ardennes* S. 179 nr. 95; Reinsberg-Düringsfeld, *Calendrier belge* 1, 108 Anm. 1; Sauvé, *Folk-Lore des Hautes-Vosges* S. 35; G. Vicair, *Études sur la poésie pop.* S. 73; Mélusine 3,

<sup>1)</sup> Nisard 2, 78f. erwähnt noch eine Auflage aus Montereau, 12 p. 12°. o. J. und druckt daraus einige Formeln ab, die in den unten angeführten Heften nicht enthalten sind.

<sup>2)</sup> Vgl. Hock, *Croy. pop.* S. 42; Monsieur, *Fokl. wallon* S. 23; Wallonia 5, 112.

114 nr. 10a: Rev. celt. 6, 73 nr. 8; Rev. des trad. pop. 1, 36; Ons Volksleven 12, 97; J. W. Wolf, Beitr. z. deutschen Mythol. 1, 260 nr. 34. — Spanisch: Nisard, Hist. des livres pop. 1864 2, 82; F.-R. Marin, Cantos pop. españoles (Sevilla 1882) 1, 445 nr. 1063—64. — Der Name der Apollonia ist in diese Formel eingedrungen wegen der Beziehung auf das Martyrium dieser Heiligen. In den älteren, lateinischen Fassungen dieses Segens wird statt ihrer Petrus genannt. Vgl. dazu: R. Köhler, Kl. Schr. 3, 544 ff.; O. Ebermann, Blut- u. Wundsegen S. 19 f.; Fr. Hälsig, Der Zauberspruch bei den Germanen S. 79 ff.; H. Affre, Lettres à mes neveux (Villefranche 1858) 2, 73; Derselbe, Dictionnaire des institutions etc. du Rouрге (Rodez 1903) S. 388.

2. Prière pour arrêter le sang de telle coupure que ce soit et de toute sorte de plaie.

Dieu est né la nuit de Noël, à minuit; Dieu est mort; Dieu est ressuscité; Dieu a commandé que le sang s'arrête, que la plaie se ferme, que la douleur se passe, et que cela n'entre ni en matière, ni en senteur, ni en chair pourrie, comme ont fait les cinq plaies de N.-S.-J.-C. NATUS EST CHRISTUS; MORTUUS EST ET RESURREXIT CHRISTUS. — On répète trois fois ces mots latins, et, à chaque fois, on souffle, en forme de croix, sur la plaie, en nommant le nom de la personne, disant: Dieu t'a guéri. Ainsi soit-il. On commencera ensuite la neuvaine à jeun, à l'intention des cinq plaies de N.-S.-J.-C.

Vgl. Hock, Croyances pop. S. 43; Sauvé, F.-L. des Hautes-Vosges S. 230; Mélusine 3, 114 nr. 9a; Schweiz. Arch. 10, 53; Rev. des trad. pop. 1, 39.

Die französische formelhafte Einleitung und der entsprechende lateinische Schluss sind nicht diesem Segen eigentümlich, sondern werden auch oft anderen Formeln vorausgeschickt oder angehängt, z. B. Mélus. 6, 282. — Vgl. den deutschen Segen gegen Seuchen und Geschwülste (1460) in Mitt. d. Schles. Ges. f. Vk. Heft 18, 24. Die Worte sind schon früh in deutsche Reime gebracht worden: ZfdA. 4, 577 (1405) oder in anderer Weise Germania 26, 230. Vermutlich hat sich daraus der Typus der Segen von den drei glückseligen Stunden entwickelt; vgl. Ebermann, Bl. u. W. S. 71 ff. — Der Teil des Segens, der den Wunsch ausdrückt, dass die Wunde sich nicht verschlimmern möge, geht auf eine lat. Formel zurück. Vgl. Ebermann, Bl. u. W. S. 52 f.; Hälsig a. a. O. S. 85 ff.

3. Oraison pour guérir les rhumatismes ou douleurs quelconques.

Sainte Anne, qui enfanta la Vierge Marie, la Vierge Marie qui enfanta Jésus-Christ, Dieu te bénisse et te guérisse, pauvre créature, N. . . . de renouure, blessure. rompure, d'entraves et de toutes sortes d'infirmités quelconques, en l'honneur de Dieu et de la Vierge Marie, de Saint Côme et Saint Damien. Amen. — Dites trois Pater et trois Ave pendant neuf jours, tous les matins à jeun, en l'honneur des angoisses qu'a souffertes N.-S.-J.-C. sur le calvaire.

Vgl. Sauvé a. a. O. S. 266; J.-B. Thiers, Traité des superst. (3. Aufl.) 1, 412; Rev. des trad. pop. 1, 36; 1, 37 nr. 8; 19, 488. — Die zahlreichen lateinischen Varianten dieser Formel, die ursprünglich ihrem Inhalt entsprechend als Segen zur Erleichterung der Geburt Verwendung fand, lassen sich bis in das 10. Jahrh. zurückverfolgen. Vgl. ZfdA. 52, 171; Hälsig, Der Zauberspruch bei d. Germ. S. 96 ff.; Ad. Franz, Die kirchl. Benediktionen im Ma. 2, 198 f.

4. Prière pour la teigne.

Paul, qui est assis sur la pierre de marbre, N.-S. passant par là lui dit: Paul, que fais-tu là? Je suis ici pour guérir le mal de mon chef. Paul, lève-toi et va trouver sainte Anne; qu'elle te donne telle huile quelconque, tu t'en graisseras

légèrement à jeun, une fois le jour et pendant un an et un jour. Celui qui le fera n'aura jamais ni rogne, ni gale ni teigne, ni rage. — Il faut répéter cette oraison pendant un an et un jour, sans y manquer, tous les matins, à jeun, et, au bout de ce temps, vous serez radicalement guéri et exempt de tous ces maux pour la vie.

Vgl. Hock a. a. O. S. 44; Monseur, Folklore wallon S. 28; Rev. des trad. pop. 1, 37 nr. 11. Ähnlich auch Sauvé a. a. O. S. 350; Saint Pierre sur le pont de Dieu s'assit. — Notre-Dame de Caly vint et lui dit: — Pierre, que fais-tu là? — Dame, c'est pour le mal de mon chef que je me suis mis là. — Saint Pierre, tu te lèveras, — A Saint-Agie tu t'en iras: — Tu prendras le saint onguent — Des plaies mortelles de Notre-Seigneur, — Tu t'en graisseras, — Et trois fois tu diras: — „Jésus, Maria.“ — J. W. Wolf, Beitr. z. deutschen Myth. 1, 261 Nr. 39.

##### 5. Oraison pour couper et guérir toutes sortes de fièvres.

Quand J.-C. porta sa croix, il lui survint un juif nommé Marc-Antoine, qui lui dit: „Jésus, tu trembles?“ Jésus lui dit: „Je ne tremble ni ne frissonne.“ Et celui qui dans son cœur ces paroles prononcera, jamais fièvre ni frisson n'aura. Dieu commande aux fièvres tierces, fièvres quartes, fièvres intermittentes, fièvres purpureses, de se retirer du corps de cette personne. JÉSUS, MARIA, JÉSUS! Il faut faire une neuvaine à jeun, à l'intention de la personne, en mémoire des souffrances qu'a endurées N.-S.-J.-C. sur le calvaire.

Vgl. A. Meyrac, Traditions, coutumes etc. des Ardennes S. 179 nr. 96; Sauvé a. a. O. S. 269; Mélus. 3, 111 nr. 4; Rev. d. trad. pop. 1, 36 nr. 6; 18, 298. — Ähnlich: Rolland, Faune pop. 5, 106; Mél. 3, 197; Schw. Arch. 14, 259 (18. Jh.); Thiers, Traité 1, 412; Hock. Croy. pop. 1, 412. — Engl.: W. Henderson, Notes on the Folk Lore of the Northern Counties of England S. 137. — In deutschen Fiebersegen ist das Motiv des Zitterns vor dem Kreuz seit dem 15. Jh. nachweisbar: ZfdA. 17, 429; Alem. 25, 266 (16. Jh.); J. W. Wolf, Beitr. z. deutschen Myth. 1, 257 Nr. 17. — Čechisch: Grohmann, Abergl. etc. S. 164 nr. 1157.

##### 6. Oraison pour guérir promptement la colique.

Mettez le grand doigt de la main droite sur le nombril, et dites: Marie qui êtes Marie, ou colique, passion qui êtes entre mon foie et mon cœur, entre ma rate et mon poumon, arrête, au nom du Père, du Fils et du Saint-Esprit. Dites trois Pater et trois Ave, et nommez le nom de la personne, disant: Dieu t'a guéri. Ainsi soit-il.

Vgl. Meyrac a. a. O. S. 175 nr. 68; Monseur, Folk. wallon S. 23; Rev. des trad. pop. 1, 36 nr. 7; 19, 488; Musée Neuchâtelois 34, 57.

Es hat den Anschein, als ob im Anfang dieser Formel Maria angerufen würde, indessen hat ursprünglich dafür zweifellos ein Ausdruck gestanden, der dem lateinischen matrix entspricht. Es begegnen in Segen die Formen amarry, matrice, mare, maire, mère u. a. Auch marris ist zu belegen in der Bedeutung 'Maladie de la matrice.' (La Curne de St.-Palaye, Dict. de l'ancien langage franç. 7, 291). Demnach entspricht unsere Formel genau den zahlreichen deutschen Segen für die Bermutter. Diesen liegt die Anschauung zugrunde, dass die Kolik dadurch entsteht, dass die Gebärmutter gegen das Herz aufsteigt (vgl. M. Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch S. 427). Die aufsteigende Gebärmutter wird in den Segen aufgefordert anzuhalten und an den ihr von Gott bestimmten Platz zurückzukehren. Dieselbe Vorstellung finden wir in mehreren französischen Koliksegen. Vgl. Schweiz. Arch. 10, 49 nr. 58; 12, 104 nr. 43. — Die folgende Formel findet sich bei

M. L. Joubert, La première et seconde partie des erreurs populaires, touchant la Médecine et le régime de santé. Rouen 1601.

Conjuration de l'amarry delouee, en langue Angenoise.  
 Mayre mayris, que as cinquante dos rasits,  
 Et uno mays que l'on non dits:  
 Tiro te das coustas,  
 A qui non son pas tas estas.  
 Tiro te de las esquinas.  
 A qui non son pas tas esinas.  
 Tiro te del son de ventre:  
 A qui non te podes estendre.  
 Mais bouto te à l'ambonnil.  
 Là ou la Vierge (Marie) portet son (car) fil.  
 Cric, croc, Mairo torno tel al loc.  
 Pater noster. Ave Maria. Faut reiterer cela par trois fois.  
 C'est à dire en François.  
 Amarry merasse, qui as cinquante et deux racines,  
 Et une plus que l'on ne dit,  
 Tire toy aux costez:  
 Ce ne sont pas là tes estres, ou places.  
 Tire toy vers l'eschine:  
 Yci ne sont pas tes aises.  
 Tire toy au fond du ventre:  
 Yci tu ne te peux estendre.  
 Mais boute toy au nombril,  
 Là où la vierge (Marie) porta son (cher) fils.  
 Cric, croc, maire retourne à ton lieu.  
 Pater noster etc.

7. Oraison pour guérir et arrêter toutes sortes de brûlures.

Par trois fois différentes, vous soufflerez dessus en forme de croix et direz: Feu de Dieu, perds ta chaleur-comme Judas perdit sa couleur-quand il trahit N.-S.-au Jardin des Olives; et nommez le nom de la personne, disant: Dieu t'a guéri par sa puissance; sans oublier la neuvaine à l'intention des cinq plaies de N.-S.-J.-C. Ainsi soit-il.

Vgl. Hock, Croyances pop. S. 130; Sauvé. Folk-Lore des Hautes-Vosges S. 215; Thiers, Traité des superst. 1, 409; Mélus. 1, 400; 3, 112; Musée Neuchâtelois 34, 56; Rev. de l'Avranchin 2, 364; Rev. d. trad. pop. 1, 38; 15, 380; 18, 298; 19, 489; Schweizer Arch. 12, 102. — In deutschen Segen ist mir das Motiv nur einmal begegnet: Gegen das wilde Feuer.

Feuer, feuer, feuer,  
 verliere deine hitz,  
 wie der Judas seine farb verloren hat,  
 als er den herrn Jesum Christum verrathen hat.

ZfdA. 7, 536 nr. 14.

8. Oraison pour l'épine.

Pointe sur pointe. — Mon Dieu guérissez cette pointe comme saint Côme et saint Damien ont guéri les cinq plaies de N.-S.-J.-C. au Jardin des Olives. NATUS EST CHRISTUS, MORTUUS EST ET RESURREXIT CHRISTUS. —

Après que vous aurez dit cette oraison, vous prendrez un linge d'homme, blanc de lessive, que vous couperez long et large comme le doigt, puis vous le mettrez en croix sur l'épine, et ensuite vous l'envelopperez comme il est dit; ensuite le souffrant fera une neuvaine à jeun, à l'intention des souffrances qu'a endurées N.-S.-J.-C. sur le calvaire.

Vgl. Hock a. a. O. S. 478; Rev. d. trad. pop. 1, 38 nr. 15; Musée Neuchât. 35, 68; J. W. Wolf, Beitr. z. deutschen Myth. 1, 261 nr. 41.

9. Oraisons à saint Antoine de Padoue, pour les pestes et autres besoins que nous avons chaque jour.

Père et patron, saint Antoine de Padoue,  
 Qui vous invoque au besoin évident,  
 Péril de mort et de calamités,  
 Remédie à mort subite et peste,  
 En terre et mer, en foudre et tempête.  
 Pour retrouver toutes choses perdues,  
 Des bonnes sont par vous défendues,  
 Et bien souvent aux pauvres innocents  
 Faites gagner procès tous contents;  
 Jeunes et vieux, qui à vous ont recours,  
 A leurs besoins vous donnez tous secours.  
 Priez pour nous, qu'en sortant de ce monde,  
 Dans le ciel, en joie et paix durable,  
 Toujours en repos délectable. Ainsi soit-il.

Dieses verdorbene Stück besteht offensichtlich aus zwei Gebeten, so dass die Mehrzahl 'oraisons' in der Überschrift gerechtfertigt ist. Zeile 6 ist die Überschrift des zweiten Gebetes; zu diesem vgl. Rev. d. trad. pop. 12, 511:

Saint-Antoine de Padoue  
 Qui êtes si bon et si doux  
 Et qui faites qu'on retrouve toujours tout,  
 Faites que je retrouve (l'objet perdu).

Nisard, Hist. des livres pop. 2, 54 zitiert: Prières et oraisons en l'honneur de saint Antoine de Padoue, pour les âmes dévotes qui les diront ou qui les porteront sur elles dans toutes leurs nécessités, maladies, adversités et périls, 32<sup>o</sup>; 23 pages. Toulouse, Bonnemaison et Pages. o. J. — Der Grund, weshalb Antonius Verlorenes wiederfindet: Nisard 2, 55.

10. Prière pour dissiper les mauvais esprits.

Chaque matin, à votre lever. — O Père tout-puissant, Mère la plus tendre des mères, ô exemple admirable des sentiments et de la tendresse de toutes les mères; ô Fils, la fleur de tous les fils, ô femme de toutes les femmes; âme, esprit, harmonie; ô nombre de toutes choses, conservez-nous, protégez-nous, et soyez-nous propice en tous temps et en tous lieux.

Puis vous direz par trois fois: Mon Dieu, j'espère en vous, le Fils et le Saint-Esprit, et en moi. Ainsi soit-il.

11. C'est ici la mesure de la plaie du côté de N.-S.-J.-C.

(Stilisierte Abbildung einer Wunde.)

Laquelle fut apportée de Constantinople à l'empereur Charlemagne. dans un coffre d'or, comme relique très-précieuse. Elle a telle vertu, que celui qui la



portera sur soi, avec respect et dévotion, bravera tout danger, ne périra ni en feu ni en eau, ni en bataille, et aura bonheur et victoire sur tous ses ennemis; et celui qui toujours la portera, de mauvaise mort ne mourra.

Vgl. Ch. Nisard, Hist. des livres pop. 2, 5. Das beinahe wörtlich gleichlautende Zitat stammt aus: Le Trépassement de la Sainte Vierge, contenant les litanies et plusieurs oraisons; ensemble la plaie du côté de Notre-Seigneur; 36 pag. 24°. Épinal, Pellerin, s. dat. — Thiers, Traité 1. 312: Haec est mensura plagae quae erat in latere Christi delata Constantinopoli etc.

12. L'oraison suivante a été trouvée sur le sépulchre de Notre-Dame, en la vallée de Josaphat, et a tant de vertus et de propriétés, que celui qui la lira ou la fera lire une fois le jour, ou qui la portera sur soi en bonne intention et dévotion, ne peut périr ni par le feu, ni par l'eau, ni en bataille; il aura bonheur et victoire sur ses ennemis; on ne peut lui faire ni dommage ni gêne; et a tant d'avantages, que si une personne était tombée en péché mortel, Dieu lui donnera la grace de s'en relever avant sa mort; elle verra la vierge Marie à son aide et réconfort.

Oraison précieuse pour dissiper les nuages, en la répétant trois fois, comme ayant trois propriétés différentes.

O glorieuse vierge Marie, Mère de Dieu, dame des anges, bénigne et pure espérance et réconfort de toute bonne créature;

Plaise à vous, dame et mère et mère des anges, nous garder le corps et l'âme. Nous prions votre précieux fils qu'il veuille nous garder de tout péril et de tout danger, de l'ennemi, d'enfer et de tentation, par les mérites de son amère passion; fasse cesser mortalité, guerre, et conserve les fruits de la terre, afin que nous puissions vivre en concorde. O mère de Dieu, pleine de miséricorde, ayez pitié des pauvres pécheurs et gardez-nous de l'inferral tourment et menez-nous au royaume céleste où nous nous trouverons tous devant Dieu, le père tout-puissant, à qui à genoux nous demanderons pardon; et lui plaise nous pardonner comme à la Madeleine et au bon larron, lorsqu'il demanda pardon sur l'arbre de la croix.

Une femme en travail d'enfant, en mettant la dite Oraison sur elle, sera d'abord délivrée.

13. Oraison pour guérir le mal d'yeux.

Bienheureux saint Jean passant par ici, trois vierges sur son chemin, leur dit: „Que faites-vous là?“ „Nous guérissons de la maille.“ Guérissez, vierges; guérissez l'œil ou les yeux de N. . . . Puis faisant le signe de la croix et soufflant dans l'œil, on dit: „Maille, feu, grief ou que ce soit ongle, graine ou araignée, Dieu te commande de pas avoir plus de puissance sur cet œil, que les Juifs, le jour de Pâques, sur le corps de N.-S.-J.-C.; puis on fait encore un signe de croix en soufflant dans les yeux de la personne, disant: Dieu t'a guéri; sans oublier la neuvaine à l'intention de la bienheureuse sainte Claire.

Vgl. Hock a. a. O. S. 44; Sauvé a. a. O. S. 188; Mélus. 3. 113 nr. 8a; Rev. d. trad. pop. 19, 49; 22, 453; Schw. Arch. 14, 260; J. W. Wolf, Beitr. z. deutschen Myth. 1, 260 nr. 36; Enchiridion du pape Léon III nr. 7 (arg verstümmelter Überrest). — Die Segen von den drei Frauen werden auch in Deutschland häufig gegen Augenleiden gebraucht, z. B.: Bartsch, Mehl. 2, 11; das. S. 358 ff.; Curtze, Volksüberlieferungen aus . . . Waldeck S. 424; Engelen und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg S. 153; K. Müllenhoff, Sagen usw. S. 516; Alem. 16, 56; Ndd. Korrespbl. 21, 23; ZfdPh. 6, 160; oben 7, 54; Zs. f. rhein. u. westf. Vk. 1, 217. — Dasselbe Motiv zum Stillen von Blutungen: Ebermann, Bl. u. W. S. 80 ff.

14. Prière pour guérir les tranchées des chevaux.

Cheval noir ou gris (car il faut distinguer la couleur du poil de la bête), appartenant à N., si tu as les avives, de quelque couleur quelles soient, ou tranchées, ou rouges. ou trente-six sortes d'autres maux, en cas qu'ils y soient, Dieu te guérisse et le bienheureux saint Éloi; Au nom du Père, du Fils et du Saint-Esprit. Ainsi soit-il.

Et vous direz cinq Pater et cinq Ave pour remercier Dieu de sa grace.

Vgl. Hock a. a. O. S. 476; Volkskunde (ndl.) 7, 139; Rev. d. trad. pop. 19, 490.

15. Lettre miraculeusement trouvée dans un lieu nommé Arois, à trois lieues de Saint-Marcel, écrite en lettres d'or par la main de notre Sauveur et rédempteur Jésus-Christ.

Umfangreicher Himmelsbrief, abgedruckt Wallonia 5, 112. — Über Himmelsbriefe vgl. Hess. Bl. f. Vk. 8 (1909) 81 ff.; Mitt. d. Schles. Ges. f. Vk. Heft 19. 45 ff.; Wiener Akademie (philos.-hist. Kl.) 1901, wo eine umfassende Bearbeitung der H. in Aussicht gestellt wird.

16. Oraisons au saint-sépulchre de N.-S. Jésus-Christ.

Longe Gebete ohne volkskundliches Interesse.

17. Saint Roch, qui ne fut jamais invoqué en vain dans les contagions, n'aquit (!) à Montpellier en 1284. Ayant perdu ses parents à l'âge de vingt ans, il distribua ses biens aux pauvres; déguisé en pèlerin, il prit le chemin de Rome, en passant par Aqua. Cependant il apprit que la peste y faisait de grands ravages; il s'offrit pour soigner les pestiférés qu'on transportait à l'hôpital. A peine fut-il parmi les malades, que la peste disparut de l'hôpital et de toute la ville; le fléau ayant passé à Cesane, il y va, et sa présence fait cesser la maladie; la contagion ayant pénétré dans Rome, ce fut un motif pour presser notre saint d'y aller. A son arrivée le mal cessa encore. De là il se rendit à Plaisance, où une maladie épidémique désolait toute la ville; il y signala sa charité. Il fut attaqué lui-même d'une fièvre ardente et d'une douleur cruelle dans la cuisse gauche, ce qui l'obligea à se retirer dans une hutte au fond d'un bois jusqu'à sa guérison. Il retourna dans son pays où il mourut en odeur de saint, après avoir reçu pieusement les sacrements de l'église. Après sa mort on trouva ces mots écrits près de son corps: Ceux qui, frappés de la peste, invoqueront mon serviteur Roch seront guéris.

Seigneur, qui avez glorieusement récompensé les vertus de saint Roch en rendant sa protection si puissante et si salutaire pour les pestiférés, exaucez dans votre grande miséricorde les vœux ardents de votre peuple affligé, qui implore aujourd'hui avec confiance la protection de votre illustre serviteur; daignez prêter l'oreille à nos humbles supplications et nous accorder, par les mérites de saint Roch, d'être préservés de toute maladie, des épidémies et surtout du péché, le plus grand de tous les maux; nous vous en prions par Jésus-Christ, notre seigneur, notre refuge, notre consolateur. Ainsi soit-il.

#### Oraison.

Jésus-Christ, fils du Dieu vivant, ayez pitié de moi; Sauveur du monde, sauvez-moi; Vierge sainte, priez pour moi votre cher fils bienaimé; Reine des anges et des bienheureux, aidez-moi; et à l'heure de ma mort, où mon âme sortira de mon corps, priez pour moi votre cher fils, afin qu'il daigne me pardonner mes péchés.

Rouen, imp. veuve A. Surville, rue des Bons-Enfants, 46. — Stempel der Bibl. nat. von 1851.

II. Le Médecin des Pauvres ou recueil de prières et oraisons précieuses contre le Mal de Dents, les Coupures, les Rhumatismes, les Fièvres, la Teigne, la Colique, les Brûlures, les Mauvais Esprits etc. (Ohne Angabe des Jahres: Stempel der Bibliothek von 1896. Am Schluss: Orléans. — Imp. Morand. rue Baunier, 47). — (Oben nr. 17.)

1. Oraison pour toutes sortes de brûlures.

Par trois fois différentes, vous soufflerez dessus en forme de croix et vous direz à saint Laurent: Sur un brasier ardent, — vous retourniez et n'étiez pas souffrant, — faites-moi la grâce — que cette ardeur se passe, — feu de Dieu, perds ta chaleur — comme Judas perdit sa couleur, — quand pour sa passion juive, — il trahit Jésus au jardin des Olives, — et après avoir nommé la personne vous ajouterez: Dieu t'a guéri par sa puissance. — Sans oublier la neuvaine à l'intention des cinq plaies de N.-S. Jésus-Christ. Ainsi soit-il.

Der hl. Laurentius wird mit Beziehung auf sein Martyrium in deutschen und niederländischen Formeln gegen Brandwunden angerufen, z. B. Frischbier, Hexenspr. und Zauberb. S. 40; Ganzlin, Sächsische Zaubersprüche. Progr. Realsch. Bitterfeld 1902. S. 9; Alem. 22, 122; 25, 127; Hess. Bl. 1, 17; 2, 18; Mitt. d. schles. Ges. f. Vlk. Heft 6, 31; Pfarrhaus 16, 104; Schweiz. Arch. 4, 322; 7, 48; oben 7, 65—66 nr. 4a—c; Zs. f. rh. u. wf. Vlk. 2, 286; 6, 289; 8, 77; Verdam, Over Bezweringsformulieren S. 26 und 32; Bieckorf 4, 176; Ons Volksleven 6, 58. — Zur zweiten Hälfte unseres Segens vgl. oben S. 139 nr. 7.

2. Oraison pour les épines et échures et pour le bourbillon des clous et furoncles.

Doux Jésus, la couronne d'épines qui fut posée sur votre front n'y laissa que trous de gloire, pourtant l'épine est malfaisante, mais où règne la foi, elle n'est qu'innocente: j'espère en vous et vous prie à mains jointes, que vous retiriez cette pointe; mon Dieu, commandez qu'elle sorte, et pour tout dire, ouvrez la porte (nommez la personne) per Christum natum mortuum resurrectum et vivum in aeternum exi spina aut vermiculum.

Cette oraison dite, vous prendrez du linge d'homme, blanc de lessive, vous en taillerez deux morceaux que vous poserez en croix sur l'épine, et en ayant soin d'en envelopper le doigt, avant comme après l'oraison, vous soufflerez trois fois sur l'épine, sur le clou ou le furoncle, le patient fera une neuvaine à jeun en mémoire des souffrances de Jésus-Christ sur le Calvaire.

3. Prière pour arrêter la rage de dents, pour guérir un mal de tête ou un mal d'oreilles.

Der Segen entspricht dem ersten des vorigen Heftes (S. 136), ist aber wie die ersten fünf Formeln des vorliegenden Heftes durchgereimt: er ist abgedruckt bei Nisard, Hist. des livres pop. 2, 76 und R. Köhler 3, 548.

4. Oraison pour mal d'aventure et panaris.

Après avoir plongé le doigt dans l'eau bouillante, couvrez-le d'un linge que vous aurez fait toucher à une relique de saint et dites: qui bout, qui bat, qui cuit sous cette peau — m'ôte sommeil et repos. — C'est germe venu de Satan — qui me cause un si grand tourment, — j'ai croyance et mon âme est pure, — soulage-moi, saint Bonaventure.

On récitera cette prière jusqu'à ce que guérison s'ensuive. — Vgl. Nisard 2, 76.

## 5. Oraison pour le mal d'yeux.

Le bienheureux saint Jean, — s'en allait cheminant et méditant, — trois vierges il vit qui lui passaient devant, — que faites-vous séant pureté et lumière. Nous guérissons de souffrir et mal voir. — Vierges guérissez l'œil ou les yeux de (on nomme la personne en lui soufflant dans l'œil) et l'on dit en faisant le signe de la croix: mal-orbit, dragon, taie, feu grègeois, ongle, graine, pourceau, araignée ou poussière, ongle ou paille de fer. Dieu te commande de n'avoir pas plus de puissance sur cet œil que les juifs après l'Ascension sur le corps de Notre Seigneur Jésus Christ. On fait un second signe de croix en soufflant de nouveau dans l'œil du malade, et l'on dit: Dieu t'a guéri. Si le mal persiste, on fait une neuvaine à l'intention des bienheureuses sainte Claire et sainte Luce. — Vgl. oben S. 141 nr. 13.

6. Oraison contre le choléra, le typhus, la suette, la scarlatine, la vérole, et toute espèce de contagion.

Umfangreiches Gebet ohne volkskundliches Interesse.

## 7. Oraison à la vraie croix.

Elle doit être récitée avec grande dévotion par le malade et par les personnes qui l'assistent.

1. — Sainte vraie croix arrosée du sang du juste.
2. — Bois sacré qui fut orné du corps de Dieu à l'heure suprême de la Passion.
3. — Rélique précieuse et sans pareille, défends mon corps de mal engence de putridité et de souffrance.
4. — Et donne à mon âme allégeance.
5. — Par les larmes des saintes femmes.
6. — Par ton signe glorieux.
7. — Par la couronne d'épines.
8. — Que mort ne me surprenne et me mette au cercueil que confessé et administré. Ainsi soit-il.

## 8. Oraison contre la maladie des pommes de terre.

Abgedruckt bei Nisard 2, 77.

9. Oraison pour la femme qui est en mal d'enfant, afin d'obtenir prompte et heureuse délivrance.

La femme enceinte doit toujours avoir sur elle cette oraison, et quand viendront les douleurs, elle devra la lire ou se faire lire, et la répètera à mesure qu'on la lui lira.

Anne a enfanté Marie; Marie le Sauveur; Elisabeth, saint Jean-Baptiste; Marie Jacobé, Jacques de Galice; ainsi pauvre femme qui souffre enfantera comme elles enfantèrent, sans qu'il y eût trace de vives douleurs; au nom du divin Sauveur, enfant qui est dans le ventre, mâle ou femelle, viens au baptême où t'appellent Jean et Jésus, viens au baptême te laver et te purifier, que l'eau efface le péché. Femme qui enfante est en angoisse et en tristesse parce qu'elle craint deux morts en ce moment; mais est-elle délivrée elle n'a mémoire de la torture et tout est joie en elle, car l'homme est né en ce monde et Jésus triomphant fera répandre sur son chef l'eau de miséricorde. Jésus de Nazareth, roi des Juifs, ayez pitié de nous; Jésus le commencement et la fin ne nous abandonnez pas; Jésus, réglez et soulagez, Jésus fermez la plaie. Ainsi soit-il.

On récitera cinq Pater et cinq Ave, en mémoire des cinq plaies de Notre Seigneur, et à chaque étoile marquée ci-dessus (?), on devra faire le signe de la croix.

Zum Anfang dieser Formel vgl. S. 140 nr. 3.

10. Oraison contre les crouelles, scrofules, humeurs froides et mauvaises humeurs.

Jésus qui avez guéri le lépreux, délivrez votre serviteur du vilain mal qui l'afflige.

Grand saint Louis, vous qui touchiez les scrofuleux et les renvoyiez sains et purs en leur logis, faites descendre votre esprit sur le pauvre monde, et que toutes plaies soient fermées.

Bienheureux saint Maclou, soulagez ceux qui vous vénèrent et renouvez en leur faveur le miracle de Reims.

On répètera cette oraison soir et matin, la veille de toutes les grandes fêtes et après avoir récité cinq Pater et cinq Ave, on dira trois fois: Mon Dieu, je vous offre mes affections comme Job sur son fumier vous offrit les siennes. Mon Dieu, j'élève mon âme à vous comme Job élevait la sienne. Mon Dieu, ayez pitié de moi.

11. Oraisons à saint Hubert, contre les bêtes enragées, scorpions, basilice, et autres animaux venimeux.

O grand saint Hubert, veillez sur nous, et qu'aucune bête enragée ou venimeuse ne puisse nuire à nous, à nos parents, amis ou connaissances. — O grand saint Hubert, préservez-nous de tous dangers par les champs, par les chemins, par les bois, par les vallées, par les monts et en autres lieux. — O grand saint Hubert, préservez aussi toutes les bêtes de notre maison, et qu'aucune d'elles ne soit atteinte ou mordue. — O grand saint Hubert, guérissez-nous, soufflez de votre esprit sur la plaie et sur le venin, que la plaie se ferme et que le venin se dissipe. — Ce dernier verset ne doit être prononcé que quand la personne a été mordue. Après avoir bien lavé avec de l'eau et du sel la plaie faite par la morsure, sur étendue de laquelle on appliquera en appuyant fortement à plusieurs reprises une grosse clef de fer rougie au feu; pendant qu'on fera cette opération, on récitera le Miserere.

Über die Anrufung des heiligen Hubertus zum Schutz gegen den Biss toller Hunde vgl. die ausgezeichnete Monographie von H. Gaidoz, *La Rage et St.-Hubert*. Paris 1887 (Bibliotheca Mythica I.), worin jedoch das vorliegende Gebet nicht enthalten ist. Ähnliche Anrufungen des hl. Hubert s. Wallonia 6, 100f.; E. Rolland, *Faune pop.* 11, 69. — Über den im Schluss unserer Formel erwähnten Hubertusschlüssel vgl. Gaidoz a. a. O. S. 126ff.; Thiers, *Traité des superst.* 1, 371; P. Lebrun, *Histoire critique des pratiques superst.* Paris 1702, p. 358; oben 11, 207 und 342.

12. Oraison aux deux Genevièves pour obtenir que tous les troupeaux soient préservés des loups et de toutes mauvaises maladies.

Sainte Geneviève de Paris vous qui gardiez les brebis comme jadis Joseph a gardé les troupeaux de Pharaon en Egypte, donnez votre houlette au berger pour que le loup ni aucune méchante bête ne le puisse approcher. — Sainte Geneviève de Brabant, dont Jésus et votre bon ange gardèrent votre biche de tout péril et votre personne de la fureur de Golo, veillez sur les brebis du Bon Pasteur et défendez-les du loup dévorant. — Jésus notre doux sauveur, qui naquîtes dans la

crèche de Béthléem, ne souffrez pas, nous vous en conjurons, que mal arrive à aucun des animaux qui furent les premiers témoins de votre venue en ce monde.

Sainte Geneviève de Paris, intercédez pour nous.  
 Sainte Geneviève de Brabant, priez pour nous.

Le troupeau dont le berger portera sur lui cette oraison, qu'il devra réciter soir et matin, ne sera jamais attaqué.

Eine dem ersten Teil unseres Gebetes ähnliche Formel verzeichnet Sauvé, F.-L. des Hautes-Vosges S. 15. Daher Rolland, F. pop. 8, 85. — Andere Formeln zum Schutze des Viehes gegen Wölfe sind im Französischen recht häufig, vgl. z. B. Rolland, Faune pop. 1, 124ff. u. 8, 84ff.

13. Oraison contre toutes sortes de charmes, enchantements, sortilèges, visions, illusions, possessions, obsessions, empêchements, maléfices de mariage, et tout ce qui peut arriver par le maléfice des sorciers, ou par l'incursion des diables et aussi très profitable contre toutes sortes de malheur qui peut être donné vent aux chevaux, juments, bœufs, moutons, brebis, et autres espèces d'animaux.

Lange Beschwörung ohne volkskundliches Interesse.

14. Prière pour l'hydropsie, les pâles couleurs et les boules d'eau dans la tête.

Mon Dieu, ordonnez à l'eau de se retirer de mon sang, comme vous retirâtes autrefois les eaux du déluge et l'eau du Jourdain. Mon Dieu, changez en sang l'eau de mon corps, comme vous changez en vin l'eau des cruches aux noces de Cana. Mon Dieu, ne me refusez pas ce miracle, et qu'il s'opère enfin, per Dominum nostrum Jesum Christum.

Nr. 15—19 entsprechen Heft I nr. 2—6; 20—21 entsprechen I, 9—10.

22. Oraison précieuse pour la parfaite guérison du charbon.

O Jésus, mon Sauveur, vrai Dieu et vrai homme, je crois fermement que vous avez répandu votre sang pour nous; je crois dans l'Eucharistie, avoir souffert pour nous, répandu votre sang précieux de votre grâce et ne m'oubliez pas dans votre sainte grâce pour ma maladie dont j'implore notre saint patron, intercédez pour nous. Ainsi soit-il. — Au pied de l'autel, il faut intercéder le patron de l'endroit où est le malade, et ensuite vous prendrez du lierre le plus proche de la terre, du savon qui n'a point servi, vous le battrez le tout ensemble avec de la jeune crème, vous appliquerez cela avec l'oraison et on est promptement guéri.

Nr. 23 entspricht I, 14; nr. 24 entspricht I, 12.

III. Auf dem Titelblatt eine Darstellung der Kreuzigung, umrahmt von einer Dornenkrone. Darunter 'Christus regnat' etc. wie bei Heft I. Am Schluss: A Valence, de l'imprimerie de J.-F. Joland. Erscheinungsjahr 1821. (Oben Nr. 1.)

Das Heft enthält vier Formeln, die mit geringen Abweichungen den nr. 1—2 und 4—5 des Heftes I gleichen. An die vierte Formel schliesst sich eine Ermahnung an Väter und Mütter, die Kinder zu gottesfürchtigen Menschen zu erziehen, die so schliesst: Portons sur nous le Saint-Suaire de Notre Sauveur Jésus Christ, cette image sainte et salutaire sera en tout lieu notre appui; elle met les Chrétiens à l'abri du feu du ciel et du tonnerre; portons les armes du Seigneur, pour nous préserver de malheur.

## Journée-Pratique.

Chrétien,

Souviens-toi que tu as aujourd'hui :

Un Dieu à glorifier,  
 Un Jésus à imiter,  
 La Vierge et les Saints à prier,  
 Les bons Anges à honorer,  
 Une âme à sauver,  
 Un corps à mortifier,  
 Des vertus à demander,  
 Des méchants à expier,  
 Un Paradis à gagner,  
 Un enfer à éviter,  
 Une éternité à méditer,  
 Un temps à ménager,  
 Un prochain à édifier,  
 Un monde à appréhender,  
 Des démons à combattre,  
 Des passions à abattre,  
 Peut-être la mort à souffrir,  
 Et le jugement à subir.

IV. Das Titelbild zeigt Gott Vater umgeben von Wolken und Sternen. Darunter: *Laissez dire et faites le bien. Quiconque me méprisera plus tard s'en repentira. Christus regnat usw.* 8 Seiten. Am Schluss: *Imprimerie de Brodard, à Coulommiers.* (Oben Nr. 2.)

Inhalt: Nr. 1—10 wie Heft I, 1—10. Nr. 11 wie Heft II, 22. Nr. 12 wie II, 24. Nr. 13 wie II, 5. Nr. 14 wie II, 23. Nr. 15 wie I, 15.

V. St.-Quentin. Impr. de Cottenest, 1828. (Oben Nr. 3.) — Der Inhalt ist derselbe wie der des vorigen Heftes, nur steht an Stelle von Nr. 15 folgendes Gebet: *Oraison à Notre-Dame des affligés. — O Dieu, infiniment miséricordieux, qui ne voulez pas que le pécheur périsse, mais qu'il se convertisse, et qu'il vive, accordez-nous par l'intercession de Notre-Dame des Affligés, consolatrice des malheureux, secours de tous nos maux, tant de l'âme que du corps; nous vous supplions, avec une parfaite résignation à sa sainte volonté. Par Jésus-Christ, notre Seigneur.*

VI. Titelblatt ähnlich den übrigen. Châlons-sur-Saône, typ. Montalan, 1857. 16 Seiten. (Oben Nr. 9.)

## 1. Prière pour guérir de l'entlure.

Dieu et la bonne Sainte Notre Dame se promenant parmi les champs rencontrèrent le bienheureux St.-Pierre qui gardait son troupeau, et lui dirent: Bienheureux St.-Pierre que fais-tu là? — Mon bon grand Dieu et ma bonne Sainte Notre Dame, je garde mon troupeau qui est attaqué de l'entlure; je crois que j'ai mal gardé et qu'il en périra. — Dieu et la bonne Sainte Notre Dame lui répondirent: Mon bienheureux Saint-Pierre, va-t-en, et pendant que tu t'en iras et que tu reviendras, ta bête se guérira.

## 2. Remède contre la rage.

Vous prendrez quatre œufs frais et du jour, vous enôterez les germes. Vous prendrez des verses pilées, que vous trouverez sous l'écorce d'un vieux chêne abattu depuis 7 à 8 mois; vous ferez sécher cette poudre et après l'avoir tamisée, vous en prendrez une pleine cuillère que vous mettrez dans l'omelette. Vous fricasserez l'omelette avec de l'huile de noix pure. Vous la mangerez sans crainte et vous serez guéri pour la vie. — Nota: Ce remède est celui de madame Morange, de la commune d'Igé.

## 3. Prière pour les cochons malades.

Quand vous voyez votre cochon malade, jetez-le à terre, et mettez-lui dans la gueule un morceau de bois, de crainte qu'il vous morde. Mettez ensuite votre main sous le gueuloyon, et votre cochon sera guéri du poil du loi(?), du rouge et du charbon. Continuez de tenir votre main sous le gueuloyon, jusqu'à ce que la prière soit achevée, en disant: Ronfe, saute à la moëlle, ce qui est à la moëlle saute aux os, ce qui est aux os saute à la chair, ce qui est à la chair saute à la peau, ce qui est à la peau saute au poil, ce qui est au poil saute à bas, je te souhaite, et dire trois fois sur le cochon, au nom du Père, du Fils et du St. Esprit et ne pas ajouter: Ainsi soit-il. Saignez votre cochon à la gueule ou à la queue et il sera guéri.

Das stufenweise von innen nach aussen Zaubern dieser Formel, das dem Rückwärtszaubern ähnlich ist, habe ich sonst in französischen Segen nicht gefunden, dagegen ist es in deutschen Formeln nicht selten. So lautet ein Segen 'für die wilden Geschoss oder bösen Luft', der im Jahre 1617 aufgezeichnet ist, folgendermassen: 'Wilde schoss, ich gebeut dir aus dem Markh in das Bain, wilde Geschoss, ich gebeut dir aus dem Bain in das Flaisch, w. G. i. g. d. aus dem Flaisch in das Bluot (die Anfangsbuchstaben werden bei jedem folgendem Satze wiederholt), aus dem Bluot in die Haut, aus der Haut in das Haar, aus dem Haar in die Erden, neun Claßter tief!' Mones Anzeiger 6 (1837) 470 nr. 27. Dasselbst noch zwei andere Lesarten. Vgl. ferner: Alemannia 15, 123 (1650); Germ. 26, 235 nr. 33; 31, 345 nr. 2; oben 11, 84; Zföst. Vk. 6, 6; ZdVfrh. u. wf. Vk. 2, 296; 8, 68 nr. 9; 8, 70 nr. 21; Hovorka u. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin 2, 864. Vgl. auch M. S. Dkm. 1, 17 Nr. 5.

## 4. Remède pour la fièvre.

Prenez trois cuillerées de miel et trois verres d'eau, prenez aussi trois petits bouquets de saule, faites réduire le tout à un verre, et donnez le au malade qui sera bientôt guéri.

## 5. Recette pour détruire les mouches qui tourmentent les animaux.

Prenez des feuilles de noyer, faites-les bouillir ou tremper, frottez avec un chiffon votre bétail, et jamais mouche ou taon ne le tourmentera. — Pour détruire les mouches des maisons. prenez du sucre avec du poivre, réduisez le tout en poudre et faites-en un mélange que vous déposerez sur une assiette. Le mouches très avides de ce remède, l'avaleront et périront infailliblement.

## 6. Prière pour guérir la matrice.

Monsieur de St.-Jean, madame St.-Jean et le fils St.-Jean, j'espère que vous guérirez cette personne, comme je erois que la Ste-Vierge est la mère de notre Sauveur, Jésus-Christ. Au nom du Père etc.



## 7. Prière pour le scorbut.

Chancre blanc, chancre rouge, chancre noir et toutes sortes de chancres malins, je referme le scorbut dedans, je te jure et je te conjure de t'en aller aussi vite devant moi que la rosée s'en va devant le soleil le jour de la St.-Jean, en soufflant pendant trois matins de suite dans la bouche de la personne avant le soleil levé. — Vgl. Mélus. 3, 116 nr. 15; Rev. d. trad. pop. 7, 243; 7, 247 nr. 17; Schweiz. Arch. 12, 104; 14, 265. — Der Wunsch, dass die Krankheit so schnell verschwinden möge, wie der Tau vor der Sonne, ist ein in französischen Segen häufig wiederkehrendes formelhaftes Element.

## 8. Recette pour avoir de beaux bœufs exempts de maladie pendant un an.

Prenez une fourche de noisetier que vous couperez au lever du soleil, et arrangerez promptement le matin de la première Notre-Dame. Vous entrerez ensuite dans l'écurie et vous direz trois fois: Bonjour mes bœufs, mes bœufs mangeront, boiront, y tireront et y seront victorieux comme moi. Donnez à manger à vos bœufs avec la fourche que vous avez coupée. Cinq Pater et cinq Ave à l'honneur de St.-Thomas. Au nom etc.

## 9. Prière pour les convulsions.

Dieu y a part et la Sainte Vierge aussi. St.-Jean de Brési, convulsion, va-t-en d'ici, nous ne t'avons pas été quérir.

## 10. Prière pour faire rendre le lait.

Achetez un pot neuf, allez sous votre vache, et tirez la première fois du lait dans le fumier, disant: Rendez à César ce qui est à César. Tirez ensuite dans le pot: rendez à César ce qui appartient à César; tirez enfin dans le fumier: rendez à César ce qui appartient à César. Apportez votre lait à la maison et passez le pot derrière la crémaillère d'une main et reprenez le de l'autre. Alors vous vous mettez à genoux devant votre pot, et vous dites: Dieu est né la nuit de Noël à minuit, puis bénissant le pot vous répétez: Au nom etc. Jetez dans le feu tout le lait qui est dans le pot, et jamais sortilège n'aura pouvoir sur votre lait. — Zu dem Durchziehen der Milch hinter dem Kesselhaken vgl. Schweiz. Arch. 12, 119 nr. 4. — Milch auf den Mist giessen als Schutz gegen Milchhexen vgl. Mitt. u. Umfragen z. bayrischen Vk. 1910 S. 36.

## 11. Moyen de dégonfler subitement le bétail.

Pour dégonfler un bœuf, une vache ou un mouton, ouvrez-lui promptement la gueule, faites un petit cornet du surot, et soufflez-lui trois fois dans la gorge. Aussitôt qu'ils ont reçu du vent de chrétien, ils sont promptement guéris.

## 12. Pour l'accouchement des femmes.

Prenez un poulet tout vif, que vous ouvrez. Otez-lui le cœur, et mettez le sur la poêle pour le faire griller pendant une minute. Faites-le prendre par la personne souffrante dans du vin et du bouillon, et dites: Ste-Notre-Dame, prenez pitié de cet accouchement, et abbattez tranchées contre tranchées. Au nom etc.

## 13. Pour regagner.

Vous dites: Veine à l'aise, veine à l'aise, veine à l'aise, va de l'endroit où tu étais, que ce soit de la droite ou de la gauche. Au nom de la Sainte-Vierge et au nom du patron de la personne. Dire trois fois, au nom etc.

## 14. Pour le sang.

Demandez le prénom de la personne, et dites trois Notre-Dame pour le sang. La première Notre-Dame dit, en répétant le prénom: Jaques ou Pierre perd tout son sang, au nom etc.; la seconde Notre-Dame dit: mon Dieu nous le guérissons, au nom etc.; la troisième répond: Mon Dieu, il est guéri au nom etc.

## 15. Conjuración de la colique.

On doit dire: colique cordée, colique tranchée, colique tranchée rouge, colique tranchée noire, colique tranchée jaune, colique tranchée verte, colique tranchée bleue, colique tranchée grise, colique tranchée blanche, colique tranchée qui est venue, ou qui a été donnée, je te renvoie comme tu es venue ou donnée. — Colique tranchée ou cordée, je te décorde, colique tranchée je te déboucle, colique cordée qui es dans les entrailles, je te détranche. — Colique tranchée cordée que Dieu te tranche, comme je te tranche.

**VII. Le Médecin des Pauvres ou Recueil de Prières pour le soulagement aux maux d'estomac, Charbon, Pustule, Fièvres, Plaies, Flux de sang, Hydropsie, Rhumatismes, Asthmes, Étouffements, Rompures, Convulsions des enfants, Choléra, Typhus, Scarlatine, Suette, Vérole, Piqûres ou Morsures, Maux de dents, mauvaises Humeurs, Gales, Dartres etc. — Das Titelbild zeigt den im Tempel lehrenden Jesus. — A Troyes, chez Baudot, Imp. Libraire; rue du Temple, 30. (Oben Nr. 10.)**

## Préface.

Loin de nous ces idées de malefices et enchantements, de semblables croyances ne peuvent qu'irriter le Seigneur. — Que l'on accepte donc cette nouvelle édition du Médecin des Pauvres comme seule digne de l'homme pieux et de bon sens, ce petit livre nous rapprochera de Dieu et pourra nous en attirer toutes les grâces, s'il y a foi et piété dans la récitation de ces prières. — Sur terre il n'y a jamais eu que Dieu visible ou invisible et l'homme: croire aux revenants est absurde, on a pendant des siècles abusé de la faiblesse des intelligences, on a fait jouer des pantins, ou on a fait parler ou gémir dans l'ombre; tout cet échafaudage d'une sorcellerie organisée aurait pu être souvent renversée par la simple balle d'un pistolet; un enfant de notre époque eut fait, avec son sabre de fer-blanc, fuir ces revenants qui trompèrent si longtemps la crédulité publique.

1. Oraison pour demander la guérison du mal caduque, de la danse de saint Gui, et des maux d'estomac.

Le malade dira ou bien l'on dira à son intention la prière que voici: Comme David avec sa harpe guérit le roi Saul, Dieu, guérissez le cerveau du pauvre en son affliction; bienheureux saint Gui, intercédez pour celui qui a perdu son guide et la liberté de son mouvement.

2. entspricht Heft II nr. 22. Nr. 3 entspricht I nr. 5.

4. Prière pour arrêter le sang d'une coupure ou d'une plaie, le flux de sang etc.

Dieu est né la nuit de Noël à minuit, Dieu est mort, Dieu est ressuscité, Dieu a commandé au sang de s'arrêter, le sang ne coula plus, à la marque des clous; il dit de s'effacer et cette marque disparut. sta sanguis, ut sanguis Christi, ut sanguis Christi, sta sanguis. On repète cinq fois ces mots latins en mémoire

des cinq plaies de Jésus, ô Seigneur nous vous supplions pour celle de . . . (dire le nom du malade).

5. wie II, 14.

6. Oraison pour demander guérison des rhumatismes, fraîcheurs, douleurs, rhumes, toux, asthmes, coquetuches, étouffements, nouures, rompures, blessures et autres infirmités.

Par la bienheureuse sainte Anne, mère de la vierge Marie qui enfenta Jésus, par les mérites de la Passion, par les miracles de la croix de salut, nous prions Dieu de guérir (on nomme la personne) comme par ta grâce saint Côme et saint Damien ont guéri les plaies du Maître divin.

7. Oraison pour demander guérison des convulsions des enfants et des entorses.

O mon Dieu, nous supportons tout pour l'amour de vous, cependant dès que nous vous en supplions, répandez sur nous votre bénédiction, dissipez ces maux qui nous assiègent. O mon Dieu, daignerez-vous guérir (dire le nom du malade). On récite ensuite cinq Pater et cinq Ave.

Nr. 8 wie II, 6. — 9 wie II, 2. — 10 wie I, 1. — 11 wie II, 10. — 12 wie I, 4. — 13 wie II, 12. — 14 ähnlich II, 21, aber kürzer.

15. Oraison pour demander la guérison de la pierre, des retentions d'urine et des maux de reins.

Mon Dieu qui faites tomber les rochers de Jéricho, brisez les pierres qui font souffrir votre serviteur, et que par l'efficacité des rochs de hirim et thumim portées par le grand-prêtre Melchisédec en l'arche d'alliance, elles éclatent en poussière et ne puissent se reformer. Amen.

Abgedruckt bei Nisard, Hist. des livres pop. 2, 80.

16. Oraison à saint Antoine de Padoue, pour quand on est dans le besoin ou qu'on implore quelques objets perdus ou volés.

Grand Saint que partout on loue,  
 Vertueux saint Antoine adoré à Padoue,  
 Daigne nous préserver de calamités,  
 De fièvres, tourments, lèpre et infirmités.  
 Fais que nous ne soyons frappés de mort subite,  
 Et ne soyons atteints des maux que l'on évite;  
 Jeunes et vieux, en toi s'ils ont recours  
 Espèrent tous d'avoir ton bon secours.  
 En terre en mer, prie que toutes tempêtes  
 Se détournent et fuient loin nos têtes.  
 Aux bons et innocents, prie pour gain en procès,  
 Aux travailleurs procure bon succès.  
 A qui te prie, rends-toi si favorable,  
 Que tu voudras nous être secourable,  
 Nous t'invoquons, daigne nous écouter,  
 Et de tout ton pouvoir au moins nous protéger,  
 Pour retrouver toutes choses perdues,  
 Fais que nos vœux de Dieu soient entendus;  
 Pour que l'objet cherché, si caché nous soit-il,  
 Nous puissions retrouver bientôt. Ainsi soit il.

Vgl. oben Heft 1, 9.

17 wie II, 11.

18. Précieuse oraison pour demander la préservation de tous maux et dangers  
O glorieuse Vierge Marie, mère de Dieu, plaise à vous, dame et mère des anges, nous garder le corps et l'âme! Nous prions votre précieux fils, qu'il nous veuille garder de tout péril et danger. O mère de Dieu, pleine de miséricorde, ayez pitié des pauvres pécheurs, et nous menez au royaume céleste où nous nous trouverons tous devant Dieu, le père tout-puissant.

Maria virgo, ora pro nobis,  
Jesus gloria coeli, exaudi nos.

**VIII.** Titelblatt wie gewöhnlich, ohne Bild. Laon, Typ. Ern. Maréchal, rue Châtelaine, 16. — 1850. — 8 Seiten. 8°. (Oben nr. 17.)

1. Prière de saint Bernard à la sainte Vierge. — Gebet um Erhöhung.
2. Prière à Saint Roch. — Gebet um Abwendung der Pest.
3. Prière à saint Sébastien. — Gebet um Befreiung von ansteckenden Krankheiten.

Nr. 4—13 wie IV, 2—11. — 14 wie I, 13.

15. Pour guérir le chancre.

Chancre blanc, chancre rouge, chancre douloureux, éteins ton feu et ta rougeur comme Judas a perdu sa couleur quand il a trahi Notre Seigneur. — Vous dites l'oraison trois fois, vous soufflez en croix sur la bouche de la personne et vous trouvez une parfaite guérison. — Vgl. VI, 7 und I, 7.

16 wie II, 24. — 17 wie I, 14.

18. Oraison pour guérir l'entorse.

Vous dites trois fois: Et te, super ante, super ante te, puis vous soufflez en croix sur l'entorse et à la fin de chaque oraison, vous ferez la même chose pour un faux écart à un cheval.

Diese letzte Formel ist in der auf dem Titelblatt verzeichneten Inhaltsangabe nicht enthalten. — Die anscheinend sinnlosen lateinischen Worte dieser Formel finden sich — mit geringen Änderungen — nicht selten. Vgl. Vicaire, *Études* S. 68; Mélus. 1, 499; *Rev. des trad. pop.* 7, 247; 17, 413; 19, 489; 21, 307; 22, 451; 23, 268; *Schweiz. Arch.* 10, 52. Auch wenn in der niederländischen 'Volkskunde' 7, 140 gegen Fussverrenkung beim Pferd die Worte empfohlen werden: aulé, aulé, super aulé, so sind diese Worte zweifellos durch Verlesen aus unserer Formel entstanden.

**IX.** Paris. — Imprimerie de Cosse et I. Dumaine, Rue Christine, 2. — 1862. — 8 Seiten. 8°. (Oben nr. 11.)

Nr. 1—13 entsprechen denselben Nummern in Heft IV, wo auch diese Formeln durch einen auf nr. 13 folgenden Strich als besonderer Abschnitt gekennzeichnet sind. Aber nr. 9 des vorliegenden Heftes stimmt im Wortlaut nicht mit der entsprechenden Formel von IV, sondern von I überein.

14. Oraison pour le Tonnerre, à saint Donat, évêque et martyr. Langes Gebet ohne besonderes Interesse.

15 wie I, 15.

**X.** Paris. — Imprimerie Prissette, passage Kuszner, 17. — Maison passage du Caire, 17. — 1863. — 8 Seiten. 8°. (Oben nr. 12.)

Wortgetreuer Abdruck von Heft IX.

**XI.** Beaune. — Autographie Boutton. 1868. (Oben nr. 13.)

Diese schriftliche Vervielfältigung stimmt inhaltlich mit Heft IV überein; am Schluss ist hinzugefügt:

Prière pour remettre les Entorses, les Hernies et les Cassures.

Les quatre Evangélistes St.-Jean, St.-Luc, St.-Mathieu et St.-Marc sont ici présents pour remettre cassures et démétures, faire le signe de la croix sur le mal en disant trois fois ces paroles. — Pendant la neuvaine dire cinq Pater et cinq Ave, à jeun.

**XII.** Argenteuil, Typographie Worms. Henry, Lithographe à Argenteuil. (Oben nr. 14.)

Nr. 1—8 stimmen überein mit den entsprechenden Nummern von Heft IV.

9. Oraison pour nous préserver des ennemis qui nous environnent, comme ennemis ou alliés, et qui nous persécutent.

Fils de Dieu vivant, ayez pitié de moi! que la puissance de Dieu paraisse, que l'ennemi se dissipe, et que tous ceux qui me haïssent fuient de moi et de ma présence, comme la fumée se dissipe par les vents, comme la cire fond au feu! De même que les pécheurs périssent en la présence de Dieu, et que Jésus soit élevé et réjoui en la présence de Dieu! Gloire soit au Père etc.

10 wie I, 11. — 11 wie II, 24. — 12 wie I, 13. — 13 wie I, 15.

Am Schluss: Vu et permis d'imprimer, Sens, le 8 septembre 1817 (!). Signé Ferrand, sous-préfet.

**XIII.** Mâcon, imp. Protat. — 1868. — 24 Seiten. 16°. (Oben nr. 15.)

1 wie I, 1. — 2 wie I, 6. — 3 wie I, 2. — 4 wie I, 3. — 5 wie I, 7. — 6—7 wie I, 8—9. — 8 wie I, 4. — 9 wie I, 5. — 10 wie I, 10. — 11 wie II, 22 — 12 wie I, 12. — 13 wie I, 14. — 14 wie I, 13. — 15 wie I, 15.

16. Prière pour le mal de dents.

On offre neuf Pater et neuf Ave Maria pendant neuf jours, à l'honneur de la mort et de la passion de notre Seigneur Jésus-Christ, pour le repos des âmes dans le Purgatoire; à l'honneur de sainte Appoline et de saint Lazare. On se met un doigt sur la dent, en disant: Dent malade que tu guérisses selon la volonté de Notre Seigneur Jésus-Christ et de la Très-Sainte Vierge. Et, faisant trois signes de croix, on répète trois fois: Au nom etc.

17. Prière pour guérir l'entorse. Antè, au nom du Père, du Fils et du Saint-Esprit. Antè te, au nom etc. Per super antè te, au nom etc. Ainsi soit-il. — Vgl. Heft VIII, 18.

18. Contre la colique.

On prend un morceau de pain que l'on met sur la main, en disant: Pain, je te bénis, que Dieu et la Sainte Vierge te bénissent aussi. Au nom etc. On omet Ainsi soit-il. — En répétant ainsi trois fois les mêmes mots: Au nom etc. La dernière fois on ajoute Ainsi soit-il, en disant: Que Dieu te guérisse vite, s'il lui plaît; ensuite vous donnez le morceau de pain au malade.

## 19. Prière pour guérir l'entorse.

Entorse, détorse, veines nerfs, veines sautées, tressautées, je prie Dieu et la bonne Notre-Dame de Mars d'y remettre dans l'endroit où elle était. Au nom etc.

## 20. Prière pour la brûlure.

Notre Seigneur Jésus-Christ, un jour se promenant avec Saint Simon, rencontrèrent une personne qui souffrait beaucoup; Saint Simon lui dit: Seigneur, voilà une personne qui souffre bien. Jésus-Christ lui répondit: Si tu voulais, Simon, tu la guérirais bien. Seigneur, je n'ai pas cette puissance. Simon, approche d'elle, tu souffleras trois fois sur la brûlure et elle sera guérie. Au nom etc.

## 21. Pour la guérison des bestiaux.

Saint Pierre et saint Jean, s'en allant parmi les champs, rencontrèrent un berger. Berger gardes-tu bien? Non, pas trop, j'ai une bête qui est bien malade, peut-être qu'elle en va périr. Non, berger (en prononçant le nom de la bête), que ce qui est à la gorge saute au pansigot; ce qui est au pansigot saute à la moëlle; ce qui est à la moëlle saute aux os; ce qui est aux os saute à la chair; ce qui est à la chair saute au poil; ce qui est au poil saute à bas. Au nom etc.

Vgl. Heft VI, 3. — Ähnlich Mélusine 3, 115 nr. 14; Rev. des trad. pop. 25, 390. — Schweiz. Arch. 12, 108 nr. 58.

## 22. Prière contre la morsure de la vipère.

Saint Simon s'en va à la chasse; il a chassé, lui et ses chiens, trois jours et trois nuits, sans rien trouver qu'une mauvaise bête venimeuse de plusieurs couleurs, qui l'a mordu lui et ses chiens; Saint Simon a fait un si haut cri que Notre Seigneur Jésus-Christ l'a entendu et lui a dit: Simon, qu'as-tu donc? Mon Seigneur, j'ai chassé trois jours et trois nuits sans avoir trouvé qu'une mauvaise bête venimeuse de plusieurs couleurs qui m'a mordu moi et mes chiens. Notre Seigneur Jésus-Christ lui a dit: Va-t-en, Simon, tu prendras neuf feuilles de ronces et de la graisse de porcelin, et tu froteras la plaie de chaque feuille jusqu'à neuf, en mettant un morceau de graisse dessus, tu guériras toi et tes chiens et la bête en périra. Au nom etc.

Vgl. Rolland, Faune pop. 11, 68—69; Vicaire, Poés. pop. S. 159.

## 23. Pour guérir l'érisipèle.

On prend trois cuillerées d'huile de noix et trois cuillerées d'eau qu'on bat bien ensemble, et l'on s'en frotte la plaie avec une plume plusieurs fois, et on est guéri.

## 24. Prière pour guérir la matrice.

La Sainte Vierge s'en va promener de bon matin, et rencontre son fils Jésus. Bonjour mon fils. Bonjour ma mère; où allez-vous ma mère? Je m'en vais guérir la fille d'un tel, qui est dérangée de la matrice. Retournez-vous-en, ma mère, vous prendrez de la graisse de porcelin et vous lui en frotterez les flancs et les côtés, en disant que Dieu et la bonne Notre-Dame de Mars la remettent dans l'endroit où elle était. Au nom etc.

## XIV. Mâcon. — Imp. Romand. — 1875. — 64 Seiten. 16°. (Oben nr. 16.)

1—4 volkstümliche abergläubische Vorschriften.

## 5. Prière pour faire dégonfler les bestiaux.

Il faut prononcer ces mots: Pierre ronde, la mère de Dieu te commande que la gonflure de la vache blanche (ou indique la couleur de la bête) fonde comme

le sel dans l'onde, au secours de St.-Antoine de Berry, puis réciter trois Pater et trois Ave Maria en l'honneur de St.-Antoine de Berry; si on ne peut pas voir la bête, on dit: quel poil que ça soit.

#### 6. Prière pour empêcher le sang à couler.

Notre Seigneur Jésus-Christ est né le jour de Noël, Jésus-Christ a été circoncis le jour de la circoncision, Jésus-Christ est mort le Vendredi-Saint, Jésus-Christ est monté au Ciel le jour de l'Ascension, Jésus-Christ a envoyé le Saint-Esprit à ses apôtres le jour de la Pentecôte; Jésus-Christ commande que le sang s'arrête. A chaque verset on fait le signe de la croix.

#### 7. Prière à Saint-Hubert.

Saint-Hubert a des vertus et bienheureux toutes choses, nous défend de l'ennemi et le serpent, toute bête sauvage ne puissent nous approcher de cinquante-deux pieds et demi, moi et (hier bricht die stark verstümmelte Formel plötzlich ab.)

8. Prière pour arrêter le mal en buvant dans les rivières, fontaines ou ruisseaux.

Voilà de l'eau, c'est le Bon Dieu qui l'a faite. La bonne Vierge a bu, elle n'a pas pris de mal, ni moi non plus, s'il plaît à Dieu. Au nom etc.

#### 9. Prière pour l'entorse.

Entorse maudite, entorse rentre dans ton endroit comme Jésus-Christ aux Oliviers. Au nom etc.

#### 10—13. Anweisungen.

#### 14. Remède par les prières et oraisons du pape Léon.

Sagaroth + Aspanidore + paatia + vra jodion + Samacron + Fondon Aspargon Alamar Bourgavis Veniat. Serebonis, on ajoute le verbe qui a été fait chaire et habité parmi nous.

In meinem Exemplar des Enchiridion du Pape Léon III ist diese Formel nicht enthalten.

#### 15. Pour les brûlures de feu.

Notre St.-Père sauva par une voix cet enfant d'un brasier ardent; prenez du sang de porc, frottez-en trois fois le sang de votre corps et le feu sera dehors. — Diese Formel steht vollständig bei Nisard, Hist. d. livres pop. I, 188: Notre Saint-Père s'en va une voie, trouve un enfant qui crie: Père, qu'a cet enfant? Il est chu en braise ardente. Prenez du sang de porc et trois fascines de votre corps, et le feu en sera dehors.

#### 16. Entorse.

Dites, ce que Dieu a fait est bien fait, os désossé, veine noire, nerf foulé, entresauté, que Dieu et la bonne Notre-Dame de Mars le remette dans l'endroit où il était. Au nom etc. — Répéter trois fois les mots suivants: forçure, blessure, foulure, sang, humeur, chaud et froid, ne fais pas plus de mal que la Sainte-Vierge n'en a pas fait quand elle a marché sur terre.

#### 17. Contre la maille. Entspricht I, 13.

#### 18. Pour la piquûre de la couleuvre.

Martin s'en va à la chasse avec son chien, il a rencontré N.-S. J.-C. qui lui dit: j'en ai bien le sujet de l'être. — N.-S.: Pourquoi donc Martin? — Mon chien

a été piqué à mort. N.-S. lui dit: Martin, retourne à ta maison, tu prendras des feuilles de l'angiles (?), de la graisse de porcelin, tu en froteras de haut en bas, la couleuvre en périra, ton chien en guérira et toi aussi.

Wie in vielen anderen Formeln dieses Heftes, so ist auch in dieser der Wortlaut arg entstellt. Hinter 'dit' ist etwa einzuschleiben: Martin, pourquoi es-tu si triste? — Vgl. Heft XIII, 22.

19. Prière pour les dartres.

Dites: dartres rouges de neuf racines, de neuf à huit, de huit à sept, de sept à six, . . . de une à rien, dites: que toutes se passent, comme elles sont venues; dites une neuvaine de dix jours ou de dix-huit jours, et 5 Pater et 5 Ave Maria.

Vgl. Mélus. 9, 210; Rev. Celt. 3, 203 nr. 908; 6, 70 nr. 4; Rev. des trad. pop. 1, 37; 25, 392. — Das in dieser Formel empfohlene Rückwärtszaubern scheint über ganz Europa verbreitet zu sein, was sich aus der lateinischen Herkunft der Formel — sie wird zuerst von Marcellus erwähnt — erklärt. Vgl. P. Drechsler, Das Rückwärtszaubern im Volksglauben (Mitt. d. Schles. Ges. f. Vkd. Heft 7, 45 ff.); Hälsig, Zauberspruch bei d. Germ. S. 103 ff.

20. Pour les vers.

Notre-Seigneur s'en va avec St.-Pierre faire une neuvaine, soit dans un champ, il trouve trois vers, un blanc, un rouge et un noir. Vers rongeurs, je vous défends de ne plus gâter le sang de N. Dites trois Pater etc.

Verwandte Wurmsegen sind in Deutschland ungemein häufig, vgl. z. B. Hälsig, Germ. Zauberspr. S. 92 ff.

21. Anweisung.

22. Contre l'hydropisie. (Adresser une prière fervente à St.-Entroque).

23. Contre la goutte.

Dites neuf mois (!) à jeun: terra, pastem, ténééré, satene, falèrené, salenes, monetes, his, hirco, pedibus; puis, baisez la terre et crachez dessus, frottez d'une goutte, les membres atteints, avec de la colle volatile pendant sept jours.

24. Anweisung.

25. Pour le mal caduc.

Soufflez dans l'oreille droite, dites ces paroles: Jaspuré, fers, migraine, thus, maléchiar, balthazard, ou ronce, il restera une heure pour le guérir, il faut avoir trois clous de la longueur du petit doigt, enfoncez-les profondément au lieu de sa première chute, sur chacun d'eux nommez le nom de la personne. Cinq Pater etc.

In dieser Formel sind noch die verstümmelten Überreste des Dreikönigssegens erkennbar, der folgendermassen lautet:

Gaspar fert myrrham, thus Melchior, Balthasar aurum.

Haec tria qui secum portabit nomina Regum

Solvitur a morbo Christi pietate caduco.

Vgl. H. Affre, Dictionnaire . . . du Rourgue S. 387; H. Affre, Lettres à mes neveux 2, 71; Reinsberg-Düringsfeld. Cal. Belge 1, 22; Rolland, Faune pop. 4, 198 nr. 58; Thiers, Traité 1, 107; Mélus. 3, 115; Wallonia 5, 186 ff. — Hälsig, Germ. Zauberspr. S. 98.

26—30. Anweisungen: Contre mal caduc. 31—32 desgl. contre mal de tête.



## 33. Pour la teigne.

Dites pendant dix jours ce qui suit: Saint Pierre sur le pont de Dieu s'assit. Notre-Dame de Calais vint et lui dit: Pierre que fais-tu là? — A, dame, c'est pour le mal de mon chef que je suis mis là. — Pierre tu te lèveras; à saint Oyer, tu t'en vas, tu prendras du saint onguent des plaies mortelles de Notre-Seigneur, tu t'en graisseras, tu diras trois fois: Jésus, Maria etc.

Vgl. Heft I, 4.

## 32. Pour le flux de ventre.

Il faut boire à jeun, trois jours de suite, du plantin des prés et dire ce qui suit: je suis au très-saint Jardin des Oliviers, j'ai rencontré sainte Elisabeth; elle me parla du flux de son ventre; je lui ai demandé grâce pour le mien et elle m'a ordonné de dire trois Pater etc.

## 33. Pour le flux de sang.

Buvez deux onces de jus d'ortie (sa fleur rouge) et dites: Omnia, péruvie, Marianne, Elisabeth, peruvius, Joannem, Maria, Antem, Christini in nomine, Jesum cessit, sanguis ad hoc omelo ou ab hoc famula. — Der verstümmelte lateinische Text wird etwa so zu lesen sein: Anna peperit Mariam, Elisabeth peperit Joannem, Maria autem Christum. In nomine Jesu cesset(?) sanguis ab hoc famulo vel ab hac famula.

## 34. Pour la colique.

On dit: Colique passez, colique fâche, colique, vat-t-en comme Judas a trahi Notre Seigneur au Jardin des Olives et faites le signe de la croix. Vous serez guéri.

## 35. Pour la colique.

Saint Blaise, serviteur de Dieu, je te commande de faire descendre la matrice et le ventre de N. Au nom etc. — Vgl. Schw. Arch. 10, 49 und 58; 12, 104 nr. 43. Oben Heft I, 6.

## 36. Pour les hémorroïdes. (Ohne Interesse.)

## 37. Pour arrêter le sang.

Au sang d'Adam ne la mit au sang, es-tu là? ô sang, arrête-toi! aussitôt bandé, il faut le voir.

Die Formel ist unheilbar verdorben. War sie vielleicht verwandt mit dem Blutsegen 'in sanguine Adae orta est mors' etc.? Vgl. Ebermann, Blut- und Wunds. S. 78 ff.

## 38. Pour arrêter le sang. (Ohne Interesse.)

39. Pour la coupure. — Das Auflegen von Spinnewebe wird empfohlen. Vgl. dazu Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin 2, 358.

## 40—41. Anweisungen.

## 42. Pour le mal de dents.

On offre neuf Pater et neuf Ave Maria pendant neuf jours en l'honneur de la sainte mort et la passion de Notre Seigneur Jésus-Christ pour le repos des âmes du purgatoire, en l'honneur de sainte Brigitte, sainte Appoline et saint Laurent. On se met le doigt sur la dent en disant: Dent, je veux que tu

guérisses comme les plaies de N. S. J.-C. et les maux de la sainte Vierge vous a guéri par la permission de Dieu. On fait le signe de la croix en disant: Au nom etc.

43. Contre le mal de dents. (5 mal Pat. nost.; 5 mal le Salve Marie.)

44. Pour le mal d'yeux.

Saint Jean traversant la mer Rouge rencontra Notre Seigneur qui lui dit: Saint Jean, où allez-vous? Monseigneur, je vais chercher la guérison pour mes yeux, soit pour les rougeurs, soit pour la chaleur. Saint Jean, retourne-toi, car il ne reste aucun mal. Au nom etc.

45. Pour les meurtrissures des yeux. (Anweisung.)

46. Pour les paillettes de fer dans les yeux.

Dites ou faites dire l'oraison suivante, adressée à sainte Claire, vierge dont on célèbre la fête le 13 août: Bienheureuse sainte Claire qui êtes morte dans les sentiments de piété si pure et si mère que Dieu a voulu que vous soyez calomniée, faites que, par votre efficace intercession, j'obtienne la prompte guérison des maux que j'endure. Durant cette prière, tu te seras procuré un fort aimant. Tu le feras mettre sur les paupières ouvertes, tandis une personne promènera l'aimant tant près que possible. Si la prière à sainte Claire a été fervente, tu seras bientôt guéri. A défaut d'aimant, on racle un morceau de papier blanc, de manière que d'un côté il forme une pointe, qu'avec cette pointe, la personne remuant la paillette bien doucement vers le coin de l'œil, on l'enlève.

47. Pour les yeux. Verstümmeltes Bruchstück von I, 13.

48. Dieu est venu au monde pour nous racheter de nos péchés. Il a jeûné pendant trois ans et trois jours. Il a été vendu aux Juifs trente deniers. Fièvres tierces, fièvres quartes, fièvres de quelle qualité qu'elles soient ne puissent demeurer sur mon corps, à l'arbre de la croix, où il a répandu son sang juste pour nos péchés. Etc.

49. Pour les fièvres. (Ähnlich I, 5.)

50—52. Anweisungen.

53. Pour se débarrasser.

Je me barre, je me débarre, au nom du Père et du Fils et du bardebarre et contredébarre, au nom du Saint-Esprit. Trois Pater etc.

54—55. Anweisungen: Pour les écrouelles und Pour les envies des enfants.

56. Oraison pour guérir toutes sortes de maladies. (Lateinisches Gebet.)

57. Pour les bêtes à cornes. (Anweisung.)

58. Pour les bêtes à cornes.

Il faut arracher 7 brins de crin de la queue de la bête, disant à chaque brin: Venin, sens respire(?) ne sont plus. Les tordre à gauche et les mettre dans l'oreille gauche de la bête.

59. Pour les sorts. (Anweisung.)

60. Pour lever le sort qui est dans une écurie. (Anweisung.)

61. Pour lever toutes sortes de sorts.

Prenez un cœur de mouton et le percer de clous, le suspendre à la cheminée, disant: Restia elasta, avarro, elasta, castadia, dara, N... Il faut dire ces mêmes

paroles sur le corps: Il nye et bovuite (!). Un jour ne passera pas que le sorcier qui a jeté le sort, s'il en a été jeté, ne vienne presser le laisser le cœur, parce qu'il sent de grandes douleurs au sien, celui qui demandera d'ôter le sortilège, et il demandera quelques animaux pour lui jeter, ce que tu pourras lui accorder, sinon il crèvera par le milliard du coq<sup>7</sup>(le milieu<sup>7</sup>du corps?), et dites la prière des Commandements de Dieu et de l'Église.

62—65. Pour les sorts. (Anweisungen.)

66. Pour le lait caillé. (Anweisung.)

67. Pour rompre tout malfaisant.

Prenez une tasse de sel, plus ou moins, selon la quantité des animaux malfaisants. Prononcez dessus: Herego, gomet, hum guerdon visseront délibèront. Faites trois tours autour des animaux en commençant du côté du soleil levant et continuant suivant le cours de cet astre, les animaux devant vous et faites les mêmes paroles, disant: Délivrez-moi, Seigneur, s'il vous plaît, Seigneur de tous les maux, et à l'avenir ayez recours à Dieu dans toutes vos entreprises. Dieu soit loué.

Von der verstümmelten lateinischen(?) Formel werden Mélus. 18, 301 und 305 zwei ähnliche, gleichfalls verdorbene Lesarten mitgeteilt.

68. Oraison merveilleuse pour faire marcher une voiture qu'un cheval ne peut pas bouger.

Chostia, sacra, vego, cavrum. En déposant le grand Putiphar des embarras tout pour l'enchantement et caractère qui ont été. Dites-lui et célébrez sur le corps de mes vifs chevaux. Après cela, vous récitez le verbe: Que le Seigneur soit avec vous etc.

Die Eingangsworte der Formel haben vermutlich gelautet: 'Hostia sacra vebo carrum', der Rest ist rettungslos verdorben.

69. Pour faire périr les chenilles.

Il faut écrire sur un morceau de papier ce qui suit et entourer l'arbre et dites: Christus regnat, Christus imperat, Christus vincit, Christus, vobis (Christus) imperat ibi acciderunt qui operator. Gloire à Dieu.

70. Pour la grêle.

Dites: Uno, apôtre un abe, un apôtre, coro me. Que Dieu nous garde de la grêle, de l'orage du ciel, temps, deux apôtres, deux sobe(?), deux apôtres couronnés. Que Dieu nous garde de la grêle, de l'orage, du mauvais temps. Que Dieu nous garde de l'orage du ciel, tempête du ciel. Continuez jusqu'à douze fois apôtres, etc.

71. Pour arrêter le feu du ciel.

Il faut prendre un œuf du jour de Noël et le jeter contre le feu du ciel, en disant: Que Dieu t'arrête, comme Judas arrêta Jésus-Christ au Jardin des Oliviers.

72. Pour arrêter le feu d'une maison.

Qu'il arrête, qu'il arrête, qu'il arrête. J'espère en Dieu; il confondra tout pour sa gloire dans l'éternité qui lui appartient. In te domine speravi, non confundo in aeternum. Dieu de bonté, protégez-moi. Dieu de miséricorde.

73. Pour tirer un bon numéro.

Seigneur, qui n'avez pas voulu que votre robe fut déchirée, mais jetée au sort, faites-moi la grâce de m'acquitter aujourd'hui que je suis exempt. Seigneur, exemptez-moi, s'il vous plaît.

74. Pour ses ennemis.

In nomine patris . . . amen. In nomine domini Jésus-Christi crucifi, sigo (sic!) qui me odini perti osesimo quinipe me regati benedicit custodiat possidiat hac horate, et die in semper ut in super una voluntate sua semper fiat. Amen.

75. Pour déposséder. (3 Seiten.)

76. Grande Oraison. (3½ Seiten.)

77. Pour dompter les animaux. (Kurze Anweisung.)

Amen.

Über die Entstehung dieser Hefte ist bisher nichts bekannt. Zwar lässt sich der Titel in ähnlicher Form weiter zurückverfolgen, aber wenn Nisard (*Hist. des livres pop.* 2, 79) behauptet: 'C'est un très-mince extrait d'un livre célèbre: *La Médecine et la Chirurgie des pauvres*, par Dom Nicolas-Alexandre, Paris 1714, in — 12; souvent réimprimé', so ist diese Angabe irrig. Herrn Prof. Dr. J. Bolte, der die Güte hatte, diese Angabe nachzuprüfen, verdanke ich darüber folgende freundliche Mitteilung: 'Barbier, *Dictionnaire des ouvrages anonymes*, 1875 (3, 100) zitiert drei Werke ähnlichen Titels:

1. [Dom Nicolas Alexandre,] *La médecine et la chirurgie des pauvres*, qui contiennent des remèdes choisis, faciles à préparer & sans dépense, pour la pluspart des maladies internes & externes qui attaquent le corps humain. Par \* \* \*. Paris 1714. — Ferner Paris 1740. 1753. 1758. Rouen 1818. Avignon 1820. Lyon 1822. Avignon 1823. 1835. Paris 1869. Avignon 1868.

2. Phil. Hecquet. *La médecine, la chirurgie et la pharmacie des pauvres*. Paris 1740 u. ö.

3. Dubé, *Le médecin et chirurgien des pauvres*. Paris 1669.

Diese drei Werke enthalten nur wirkliche Heilmittel, aber keine Wundsegen, Krankheitsbesprechungen und Gebete, und kommen daher als Quelle unserer Hefte nicht in Betracht'. Es ist auch von vornherein unwahrscheinlich, dass diese Heftchen Auszüge aus umfangreichen Büchern darstellen, näher liegt die Annahme, dass sie zusammengestellt sind aus Flugblättern ähnlichen Inhaltes. Solche sind schon im Anfang des 16. Jahrhunderts sicher bezeugt: 'Nicol. Le Rouge l'imprimeur à Troyes (wird am 26. Juni 1521 bestraft, weil) . . . il a imprimé depuis, en grande qualité (quantité?), un papier sur lequel il y avait une croix, avec certaines oraisons écrites en latin et en françois et qui sont superstitieuses'. (*Rev. des trad. pop.* 6. 691).

Ein Vergleich des Inhaltes der verschiedenen Hefte zeigt, dass eine bestimmte Zahl von Formeln sich durch die meisten von ihnen hindurchzieht. Es sind das besonders die Formeln 1—8 des Heftes I, die nur in VI und XIV ganz fehlen. Sie finden sich in der gleichen Reihenfolge wie in I auch in IV, V, VIII, IX, X, XI und besonders auch in XII, das am Ende eine Druckerlaubnis vom Jahre 1817 anführt. Dieselben Formeln sind auch, wie sich aus den Anmerkungen ergibt, am häufigsten aus dem Volksmunde aufgezeichnet worden, in ihnen werden wir mithin den ältesten geschlossenen Kern unserer Hefte erblicken dürfen. Auch die in I vorhandenen Gebete wiederholen sich in mehreren Auflagen. Trotz dieser mannigfachen Übereinstimmungen, die die Abhängigkeit der verschiedenen Auflagen von den früheren gewährleisten, ist es selten, dass ein Heft dem anderen so vollkommen gleicht, dass es als einfacher Abdruck desselben angesehen werden muss. In dem vorliegenden Material ist das nur bei IX und X der Fall. Sonst haben sich die Herausgeber bemüht, durch Auslassungen, Umstellungen und besonders durch Hinzufügung neuer Formeln ihrer Auflage eine gewisse Selbständigkeit zu geben. Zuweilen sind auch besondere Gründe für die Änderungen massgebend gewesen. So werden im Vorwort zu Heft VII die in früheren Heften gleichen Titels enthaltenen abergläubischen Vorstellungen ausdrücklich verworfen, und die Formeln dieses Heftes nähern sich deshalb dem kirchlichen Gebet. Heft VI versucht offenbar, sich den Bedürfnissen ländlicher Benutzer anzupassen, und dass der *Médecin des Pauvres* auf dem Lande sich einer sehr grossen Verbreitung erfreut, wird mehrfach hervorgehoben<sup>1</sup>). Heft XIV hat gegenüber den übrigen bedeutend an Umfang gewonnen, was darauf zurückzuführen ist: dass — in sehr verstümmelter Gestalt — lateinische Formeln anscheinend aus einer Fassung des *Enchiridion du Pape Léon III* darin abgedruckt sind. Der verwahrloste Zustand, in dem sich die lateinischen wie auch die französischen Segen dieses Heftes befinden, lässt vermuten, dass die Vorlage, nach der es gedruckt wurde, durch handschriftliche Verbreitung unter einfachen Leuten zustande gekommen ist.

Zuweilen scheint auch der Titel der Hefte geändert worden zu sein, denn Monsieur (a. a. O.) berichtet von dem *Médecin des Pauvres*: 'Il a été édité très souvent dans ce siècle; nous en connaissons une édition de Huy et deus (!) de Nivelles, dont l'une sous le titre ordinaire, l'autre sous celui de *Les heureux secrets, trésor des ménages* (12 pages sans date ni nom d'imprimeur)'. Indessen ist hier noch die Möglichkeit gegeben, dass es sich um ein Heft ähnlichen Inhaltes gehandelt hat, das aber nicht in unmittelbarer Abhängigkeit von dem *Médecin des Pauvres* stand, denn

1 Monsieur, *Folkl. wallon* S. 23; Hock, *Croy. pop.* S. 42.

wenn wir in diesem wohl das Hauptarsenal der französischen Segensprecher vor uns haben, so ist die Zahl der anderweitig veröffentlichten Segen, die in unserem Material nicht enthalten sind, doch so bedeutend, dass wir annehmen müssen, dass noch andere, ähnliche volkstümliche Segensbücher vorhanden sind.

Abschliessend mag noch bemerkt werden, dass die hier gemachten Feststellungen nicht ohne weiteres auf die entsprechenden deutschen Verhältnisse übertragen werden dürfen. Vielmehr scheint hier, soweit ich das Material zu übersehen vermag, der wörtliche Abdruck älterer Segensbücher im allgemeinen bis heute noch die Regel zu sein.

Berlin-Halensee.

## Neugriechische Spottnamen und Schimpfwörter<sup>1)</sup>.

Von Athanassios Buturas.

### Vorbemerkungen.

Die Erforschung des Lebens, der Sprache und der Überlieferungen der Neugriechen beweist, dass sie alle geistigen, sittlichen und kulturellen Vorzüge ihrer Vorfahren, der Altgriechen, geerbt haben und sie allmählich auch in die Tat umsetzen. Trotz der grossen Last einer Überlieferung von Jahrtausenden und nationaler Missgeschicke trifft man bei dem neugriechischen Volke auf Schritt und Tritt denselben fröhlichen Geist in den Einrichtungen des sozialen Lebens, eine ähnliche Beweglichkeit und Kraft in der Gestaltung der sprachlichen Elemente und eine ebenso grosse Phantasie in Metaphern und Vergleichen wie sie für die Altgriechen charakteristisch sind<sup>2)</sup>. Gerade wie der seinen Nachbarvölkern kulturell überlegene, das Schöne in der Natur verstehende und Harmonie in die

1 Diese Abhandlung ist als Supplement der vor Jahren von Prof. S. Lampros unter den Titel *Ἐθνικά ἔθρσις* veröffentlichten zu betrachten, welcher gründlicher den Spott bei den Altgriechen und den Byzantinern untersucht hat. Ein grosser Teil des Materials derselben stammt aus dem Nachlasse meines in dem letzten Kriege gefallenen Freundes Dr K. Gunnaris, der in den vor Jahren mit dem Preis der *Γλωσσική Ἐταιρεία* zu Athen gekrönt und seitdem unediert gebliebenen Sammlungen sprachlichen und volkskundlichen Materials aus den neugriechischen Idiomen viele darauf bezügliche Bemerkungen gemacht hat. Ausserdem sind auch die unedierten volkskundlichen Sammlungen des *Ἑλληνικός Φιλολογικός Σύλλογος Κορυνητινουπόλεως* berücksichtigt worden.

2. Vgl. meine zwei Abhandlungen *Τὰ ὄνειρα τῶν μινῶν ἐν τῇ Νεοελληνισμῷ*, Athen 1910 und *Τὰ Νεοελληνικά ζῖγια ὀνειράτα*, Athen 1912.

Gesellschaft bringende Altgriechen, hat auch der Neugriechen, sein echter und mit denselben Eigenschaften begabter Nachkomme, die seinem Geschmacke widerstrebenden geistigen und körperlichen Mängel seiner Nachbarvölker und mancher seiner Landsleute bemerkt, fröhlich verspottet und scharfsinnig kritisiert. Der Spott, welcher sehr oft im alltäglichen Leben gegen einzelne Individuen gerichtet wurde, gestaltete sich allmählich zu einer der Hauptquellen der mittel- und neugriechischen Zunamen, die jetzt eine reiche und ausserordentlich wichtige Quelle der Forschung darstellen und unbedingt systematisch erforscht werden müssen, weil sie das ganze Leben des Mittel- und Neugriechentums repräsentieren. Von diesem wichtigen Abschnitt der mittel- und neugriechischen Forschung wird in dieser Abhandlung nicht die Rede sein, da diese Fragen mit dem ganzen Material der Zunamen zusammen behandelt werden müssen, wie ich es nächstens in einer grösseren Arbeit zu tun gedenke. Hier soll allgemeiner die Rede sein erstens von der Verspottung der schlechten Eigenschaften von Fremdvölkern, die zu den Neugriechen in irgend eine geschichtliche Verbindung getreten sind, und zweitens von der Verspottung mancher in der neugriechischen Gesellschaft selbst zu bemerkenden Tendenzen und Mängel.

### 1. Fremdvölker.

I. Asiaten. Trotz seines nationalen Missgeschicks seit der zweiten byzantinischen Periode und des Verlustes seiner Freiheit durch den Fall von Konstantinopel hat das neugriechische Volk niemals die Überzeugung aufgegeben, dass es im Orient allen anderen Völkern geistig und kulturell überlegen sei, gerade wie die Altgriechen, die darin soweit gegangen sind, dass sie alle anderen Nationen als *βάββαροι* kennzeichneten, und wie später auch die Byzantiner. Obwohl die Neugriechen sich nach der byzantinischen Auffassung geographisch in den Orient einrechnen und Westeuropa bloss mit dem Namen *Εὐρώπη* kennzeichnen, rechnen sie sich doch kulturell zu den westeuropäischen Völkern und unterscheiden sich in dieser Beziehung scharf von den Orientalen. Mit dem Namen *Ἀρατολάτης* 'der Orientale' benennen sie hauptsächlich den Kleinasiaten, den sie als schwerfällig und dumm ansehen und deswegen mit der Benennung *Ἀρατολάτιζο ὄρηγο* 'orientalischer Dummkopf' und gleichbedeutenden Adjektiven wie *Χαλντούτης* und *δουδούμης* belegen. Von den Arabern haben sie nur eine dunkle Vorstellung. Ihren Namen *Ἀράβης* haben sie auf die nordafrikanischen Völker im allgemeinen übertragen (s. weiter unten), weil die Araber diese Völker einst beherrscht haben. Ihre byzantinische Überlieferung stellt die Araber als Eindringlinge und Seeräuber und besonders als Verfolger der christlichen Religion dar. Deswegen benennen die Neugriechen dieselben ausschliesslich mit den Religionsbezeichnungen *Σαρακηνοί* und *Ἀγαρηνοί*, welche sie auch auf die moham-

medanischen Türken übertrugen und welche den Begriff der Härte und Ungläubigkeit in sich schliessen, wie der sprichwörtliche Ausdruck 'Agarenische Hunde' bezeugt. Aus diesem Grund wird *Σαραζηνὲ* in Syros als Schimpfwort gebraucht, und *Σαραζηνοί* werden in Kreta die bösen Dämonen genannt. Die Armenier werden von dem neugriechischen Volke als Häretiker betrachtet und durch die Adjektive *μαγαρισμένοι* 'besudelt' und *μοξήδες* 'Mistesser' (von türk. *bök* 'der Mist') verspottet, weil sie nach einer Volksüberlieferung, als sie einmal mit den Orthodoxen über Religions-sachen stritten, die Wette verloren und danach gezwungen wurden Mist zu essen. Deswegen glaubt jetzt das Volk, dass die Armenier eine Gelegenheit suchen sich dafür zu rächen, und mahnt jeden Griechen zur Beherzigung des Sprichwortes 'Iss im Hause des Juden und schlafe bloss (nicht: iss) im Hause des Armeniers'. Ausserdem wird der Armenier als viel zu sanft und mutlos angesehen, und so verspottet ihn das auch sonst gebräuchliche Sprichwort 'Schlachte mich, mein Herr und Gebieter (= Türke), damit ich ein Heiliger werde'. Ebenso werden die Armenier als sehr feige betrachtet und spottweise *πιπεριές* 'Pfefferbaumfrüchte' genannt, weil sie nach der Volksüberlieferung bei den zur Zeit des Aufstandes von 1821 von den Türken unter den Griechen angerichteten Gemetzeln zur Unterscheidung von ihrem Fes eine Pfefferbaumfrucht baumeln liessen. Sie werden auch als lästig verspottet, wie es der sprichwörtliche Ausdruck *Ἀρμένιζη βίζιτα* 'armenischer (= langer) Besuch' zum Ausdruck bringt. Die armenischen Frauen sind auch als sehr schlimm und hart gegen die Kinder verschrien, was den Ausdruck *ὡς Ἀρμένισσα* 'wie eine Armenierin (schlimm)' entstehen liess. Von den anderen asiatischen Völkern hat das Volk bloss von den Tataren (*Τάταρης* oder *Τάοταρης*) eine dunkle Vorstellung und verspottet sie als ungebildet und grob. Die Perser aber sind in dem Bewusstsein des Volkes mit den Türken in ein Volk verschmolzen (vgl. weiter unten). Über die Hebräer und Türken wird noch später die Rede sein.

II. Afrikaner. Von diesen kennt das neugriechische Volk bloss die Bewohner der nördlichen Küsten, die es mit dem allgemeinen Namen der ehemaligen Beherrscher derselben Araber *Ἀράπηδες* nennt, wie auch Afrika *Ἀραβία* genannt wird. Sie werden allgemein als wild betrachtet, was der Spottname derselben *Κακάραπας* 'schlimmer Araber' zum Ausdruck bringt. Ebenso werden sie als hartnäckig und eigensinnig angesehen, wie der sprichwörtliche Ausdruck *τὸν ἔπασε τὸ ἀράπιζο* 'das Arabische hat ihn eingefangen (= er verharrt hartnäckig bei seiner Idee)' und der gleichbedeutende *ἀράπιζο μπουρί* 'arabischer Eigensinn' bezeugt. Auch sonst werden sie wegen ihrer schwarzen Farbe verspottet, und daher bedeutet *ἀράπιης* im Neugriechischen den schwarzen Menschen. Von den einzelnen Völkern Nordafrikas hat das neugriechische Volk nur eine sehr dunkle Vorstellung. Die Ägypter kennt es bloss von den obdachlosen Wanderern



*Γύφτοι* (= *Αργύπτιοι*), welche die griechischen Länder durchziehen und sich fast ausschliesslich mit Schmiedehandwerk beschäftigen, so dass der Gattungsname *γύφτος* jetzt im Neugriechischen den Schmied bedeutet, während ihre Frauen Zauberei treiben. Auch sie werden wegen ihrer halbschwarzen Farbe verspottet, und *γύφτος* bedeutet in der neugriechischen Sprache fast dasselbe wie das oben erwähnte *ἀροάτης*. Ausserdem gelten sie als höchst schmutzig, weshalb das Wort *γυφτίλα* im Neugriechischen den schlechten Geruch bedeutet. Eine Sprache haben sie nach der Meinung des Volkes nicht. Sie wurden nämlich nach der Volksüberlieferung von Gott durch Sprachlosigkeit bestraft, weil sie die Nägel schmiedeten, mit denen Jesus Christus ans Kreuz genagelt wurde. Abgesehen davon, dass sie als immer mittellos gelten, sind sie auch als sehr geizig verschrien, und diese Bedeutung haben im Neugriechischen die Wörter *γύφτος*, *γυφτιά*, *γυφτίλα* und *γυφτολασιά*. Sie werden spottweise auch *Φαραοί* genannt von dem Titel *Φαραώ* der alten Ägypterkönige, weshalb das Wort *φαραώνης* im Neugriechischen den tyrannischen und unersättlichen Menschen bedeutet. Im übrigen werden sie als ein und dasselbe Volk mit den Zigeunern betrachtet, obwohl letztere eine eigene Benennung *Ἀτσιγγανοί* oder *Τσίγγανοί* oder *Τσεγγενέδες* oder *Κατσιβέλοι* haben. Auch diese werden wegen ihres Wanderlebens, ihrer Armut und Schmutzigkeit verspottet, weshalb das Wort *τσιγγανιά* im Neugriechischen Schmutzigkeit bedeutet. Wegen ihrer Geizigkeit haben diese Bedeutung auch die Wörter *ἀτσιγγανος* und *τσεγγενές* und die daraus entstandenen *τσιγγούνης*, *τσιγγουριά*, *τσιγγοννείομαι*. Die Tripolitaner, Tunesier und Algerier (*Μπαρμπιαδέζοι*, *Ἀλιτζερόνοι*) kennt das neugriechische Volk bloss vom Hörensagen als Seeräuber und betrachtet ihr Land als ungastlich, wie der Fluch *μπαρμπιαδιά καὶ τούνεζα τὰ σὲ πιάση* beweist. Die Mamelucken werden wegen ihrer Schwelgerei verspottet, und diese Bedeutung hat das Wort *μαμαλοῦκος*. Die Bengasier aber, von denen ein Teil in Kreta eingewandert ist, werden wegen ihrer Art, durch die Kehle zu sprechen, verspottet und deswegen *χαλιζοῦτες* aus dem Tone 'hál-hál' genannt.

III. Balkanvölker. Diese Völker hat das Griechentum seit dem Falle von Konstantinopel und während der ganzen Periode der traurigen Türkenherrschaft unter seine Fittiche genommen und als christliche durch sein Patriarchat ebenso wie sich selbst verwaltet. So ist mit dem Namen Rum (= *Ρωμαῖοι*), womit die Türken die um ihr nationales Dasein kämpfende griechische Nation benannten, auch die Nationalität dieser Völker gerettet worden. Die Griechen übten natürlich eine ungeheure Einwirkung auf diese Völker aus, und so entstand eine gemeinsame Kultur mit denselben Überlieferungen aus der verfallenen byzantinischen Welt, eine Kultur, welche die natürlichen Gegensätze zwischen ihnen grossenteils ausglich. So erklärt sich die Tatsache, dass diejenigen Völker, welche auf dem Balkan in keinen Gegensatz zu den Griechen, besonders

in religiöser Beziehung, getreten sind, auch vom neugriechischen Volke versöhnlich und freundlich behandelt werden, wie es mit den Serben der Fall ist, die dem Patriarchat immer treu geblieben sind, und mit den Rumänen, deren Land den Griechen gegenüber immer gastfreundlich geöffnet war. Anders verhält sich die Sache mit den turanischem Ursprung entstammenden und von Natur aus viele schlechten Eigenschaften besitzenden Bulgaren, mit den zum Islam übergetretenen und seiner Einwirkung entgangenen Albanesen und mit dem aus dunklem Ursprung hervorgegangenen nomadischen Hirtenvolke der Walachen oder Arromunen, welche sich frühzeitig unter den Griechen niedergelassen haben. Diese alle werden schon seit den byzantinischen Zeiten mit scharfen Ausdrücken beschimpft und verspottet. Besonders verachtet das neugriechische Volk als wild, treulos und häretisch die Bulgaren, die es mit dem Spottnamen *ἀγοῦδες* 'Hirsche' belegt, welche Benennung zugleich ihre Hässlichkeit verspottet. Um ihre durch viele Mordtaten und Plünderungen bezeugte Wildheit und Unersättlichkeit auszudrücken, hat der Grieche kürzlich das Wort *βουλγαρισμός* geprägt, welches mit 'Vandalismus' gleichbedeutend ist. Sie werden auch als sehr schmutzig betrachtet und es gibt ein Gedicht, worin der Dichter erzählt, er habe 'Läuse wie Büffel auf bulgarischen Köpfen gesehen'. Um ihre Grobheit und Unwissenheit zu verspotten, gebraucht das Volk ein mit ihrem Namen fast gleichlautendes bulgarisches Wort und sagt *Βουγγάροι μυγάροι* 'die Bulgaren sind Esel', und um ihre Nichtswürdigkeit und Hässlichkeit auszudrücken, sagt es spottweise 'Bulgare, ungesalzen und mit einem Zwiebelkopf'. Er wird sogar als unwürdig, wie ein Mensch zu leben und sich zu nähren, verspottet mit dem Sprichwort 'wir (Griechen) essen Käse und Fische, und du (Bulgare) frisst die Kruste des Esels'. Die Albanesen werden wegen ihrer Rauheit und Rachsüchtigkeit verspottet, die auch das Wort *ἀρβανίτης* im Neugriechischen ausdrückt. Sie werden auch als Analphabeten verlacht, denn als Gott nach der Volksüberlieferung den Menschen die Buchstaben gab, kamen zuletzt auch die Albanesen, ihr Alphabet von ihm zu bekommen; da er aber kein Papier mehr bei sich hatte, schrieb er die albanesischen Buchstaben auf ein Kohlblatt, welches aber bald aus Unvorsichtigkeit der Albanesen von einer Kuh gefressen wurde, so dass dieselben ohne Buchstaben blieben. Die Walachen = *Βλάχοι*, von denen ein grosser Teil, besonders die sogenannten Kutzowalachen, hellenisiert wurden, werden als grob und ungeschliffen verspottet, welche Bedeutung auch die Wörter *βλάχος*, *βλαχὺ* im Neugriechischen haben. Da die meisten Hirten sind, gelten sie als schlecht riechend, was auch durch das Wort *βλαχίλα* im Neugriechischen ausgedrückt wird.

IV. Westeuropäer. Von den westeuropäischen Völkern hat das neugriechische Volk bloss eine dunkle Vorstellung. Es betrachtet sie als ein fast gleichmässiges Ganzes und gibt ihnen ohne Unterschied von Nation

und Religionsdogmen den gemeinsamen Namen Franken (*Φράγγοι*). Da es täglich die Erfahrung macht, dass alles Gute für seine Lebenshaltung aus *Φραγγιά* oder *Εὐρώπη* kommt, so betrachtet es sie als auf ähnlicher Kulturstufe mit ihm stehend. Die Vorwürfe gegen sie sind entweder Reminiszenzen aus den byzantinischen Zeiten oder entstanden infolge dogmatischer Spaltung in Religionsangelegenheiten und der Abweichung in manchen Lebenseinrichtungen, hauptsächlich aber infolge der katholischen Propaganda im Orient, in welcher man eine Gefahr für seine heilige Orthodoxie und Nationalität zu sehen glaubte. So entstanden die Benennungen *οἱ Λατῖνοι τὰ σκυλλιά* 'die Hundelateiner' oder *Σκυλλόφραγκοι* 'Hundefranken', womit der Abscheu gegen die kirchlichen und politischen Angriffe der westeuropäischen Völker auf das Byzantinische Reich seit den Kreuzzügen ausgedrückt wird. Von der katholischen Propaganda im Orient werden besonders geringschätzig diejenigen betrachtet, welche sich im Orient ständig niedergelassen haben und mit dem fast spöttischen Namen *Φραγκολεβανῖνοι* 'orientalische Franken' benannt werden, von denen manche der griechischen Nationalität angehören. Diese werden beschuldigt, weil sie sich in den Freiheitskämpfen feindselig gezeigt haben und manchmal den Türken die Absichten und Pläne der Griechen verraten haben. Daher kommt es, dass sie als listig betrachtet werden, wie hervorgeht aus den sprichwörtlichen Ausdrücken 'den Franken kannst du zum Freund haben, aber es ist nicht gut ihn als Nachbarn zu haben' und *Μοσιὲ καὶ Μισιὲ στὸ σπίτι σου μὴ βάζῃς* 'nimm du nicht in dein Haus den Mosché und Mische'. Die Geistlichen derselben, die *Φράροι* oder *Φλάροι*, werden ebenfalls verspottet, wie der gemeingriechische Fluch *τὸν κακό σου τὸ γλάρο* und die Bedeutung des Wortes *γλάρος* 'Teufel' in Kastellorizo beweisen. Sie werden ausserdem als unrein betrachtet, weil sie Frösche und Schildkröten essen. Auch ihre Vorliebe für die Maccaroni wird verspottet durch den Spielvers *Φράγγο ντὲ ντίο, δὴσ' τῶν παιδιῶ, τὰ φάγγε μαζαρόνια* 'Herrgottsfranke, gib den Kindern, Maccaroni zu essen'.

V. Hebräer. Obwohl das neugriechische Volk fast nur die unter ihm lebenden spanischen Juden kennt, so hat es doch starke religiöse Reminiszenzen, dass es bei den Namen *Ἑβραῖοι—Ὀβραῖοι—Ὀβροῖοι—Ὀβροῖοι* sich hauptsächlich der gegen seinen Religionsstifter von diesem Geschlecht begangenen Freveltaten erinnert. Die Juden werden also ohne Rücksicht auf ihre Herkunft als lästerlich betrachtet, weil sie unseren Herrgott ans Kreuz schlugen, und mit der Benennung *Καυρόχριστοι* 'Kreuziger Christi' und *Ηλλῆτα* vom Namen des Pontius Pilatus, der im Neugriechischen gleichbedeutend mit 'Quäler' ist, belegt. Das Volk unterlässt keine Gelegenheit seinen Abscheu gegen sie zu zeigen, und besonders ist dies der Fall während der Osterfeiern, wenn von den Bauern das Bild des Judas, dessen Name gleichbedeutend mit 'Verräter' ist, öffentlich auf einem Esel verspottet und endlich erschossen wird. Sie werden als desto ab-

scheulicher betrachtet, weil sie nach der Volksüberlieferung noch jetzt das Blut christlicher Kinder gemäss ihren Religionsvorschriften trinken. Wegen ihrer Freveltat gegen Christus sind nach dem Glauben des Volkes die Juden von Gott zu nationaler Zerrissenheit verurteilt. Sie werden deswegen auf immer vereinzelt umherirren, und der sprichwörtliche Ausdruck *ἐπῆγε κατὰ Ἰσραήλ* 'er ging in der Richtung von Israel' bedeutet im Neugriechischen 'er ist ruiniert'. Man glaubt sogar, *δὲν πεθαίνουν ἀλλὰ ψοφοῦν* 'sie sterben nicht (wie die Menschen), sondern sie verrecken (wie die Tiere)'. Sie werden ebenso wie Judas als verräterisch und intrigant betrachtet; dies wird durch den sprichwörtlichen Ausdruck 'der Hebräer wird ausgehen, um Nüsse zu verkaufen' ausgedrückt, was von Leuten gesagt wird, die kein Geheimnis behalten können. Sie werden als ungetauft, schmutzig und schlecht riechend angesehen, wie aus dem sprichwörtlichen Ausdruck 'schlecht riecht der Jude und auch sein guter Anzug' hervorgeht. Sie werden als die feigsten Menschen verspottet, man sagt von einem Feigling *τρέμει σὺν Ἑβραῖος* 'er zittert wie ein Jude'. Trotzdem glaubt man, dass sie, wenn sie vereinigt sind, keine Gelegenheit unterlassen, ihre Härte gegen die Christen zu zeigen, und besonders werden als solche die Juden aus Saloniki betrachtet, wie der spöttische Ausdruck *Σαλονικιὸς Ἑβραῖος* bezeugt. Ihre Unfähigkeit, etwas Mannhaftes zu denken, wird durch den sprichwörtlichen Ausdruck 'der Jude auch hat eine Salbe' verspottet. Ihr einziger Gedanke ist das Geld, und diese Nebenbedeutung hat das Wort *Ἑβραῖος* im Neugriechischen. Um Geld zu verdienen, werden sie als jeder Lüge und Schmutzigkeit fähig betrachtet, gerade wie ihr Vorfahre Judas. Besonders beim Verkaufen wird vor ihrem Geiz und ihrem Wucher gewarnt, welche Eigenschaften durch den sprichwörtlichen Ausdruck *ἐβραϊκά παζάρια* 'jüdische Verhandlungen' verspottet werden. Diese Eigenschaften bedeuten im Neugriechischen die aus ihren türkischen Benennungen *Γεχουντιῆς* und *Τσιφοῦτιῆς* entstandenen Wörter *γεχουντιά*, *τσιφοῦτιῆς*, *τσιφουτιά*. Endlich werden sie als Lärmmacher verspottet, und diese Bedeutung haben die sprichwörtlichen Ausdrücke *σὺν Ἑβραῖοι ζῶνετε* oder *σὺν Χαλδαῖοι ζῶνετε* 'sie machen's wie Juden (oder Chaldäer)', was auch die Benennung *τσιφοῦτιῆς* bedeutet. Dieselbe Nebenbedeutung hat das Wort *χάβρα* 'Synagoge' in den sprichwörtlichen Ausdrücken *ἐδῶ εἶναι χάβρα* 'hier ist es zu lärmend', wie auch der Name ihres Geistlichen *χαχάμης*.

VI. Türken. Seine Eroberer unterschied das neugriechische Volk von sich hauptsächlich hinsichtlich der Religion. Deswegen umfasste es unter dem Namen *Τοῦρκοι* alle mohammedanischen Völker und hauptsächlich die zwei grösseren, die Araber und die Perser. Die oben erwähnten Benennungen der Araber *Σαρακηνοί* und *Ἀραρηνοί* werden deswegen auch für die Türken gebraucht. Als Hauptkennzeichen der Türken betrachteten die Griechen ihren Fanatismus gegen die christliche Religion und be-

schimpften sie deswegen mit *σκυλλά* 'Hunde' oder *Σκυλλότουρκοι* 'Hundetürken'. Auf ihre Wildheit und Härte deutet die Benennung des scharfen Essigs durch *τοῦρκος* im Neugriechischen. Als wildeste unter diesen werden die Kurden, die Zirkassier (= *Τσερζέζοι*) und die in Kreta lebenden Türken (= *Τουρκοζοῦτες*) angesehen. Berüchtigt wegen ihrer Grobheit aber sind die Geschlechter der *Κονιάρηδες* und *Γιορρούκηδες*, woraus das Wort *γιορρούκης* im Neugriechischen entstanden ist, welches 'ungeschickt' bedeutet. Besonders hat das neugriechische Volk die Härte und Willkür der türkischen Soldaten schmerzlich empfunden, und deswegen sind auch die Namen von verschiedenen Armeeabteilungen unvergesslich in dem Bewusstsein des Volkes haften geblieben. So sind die Wörter *γενίτσαρος* und *γενίτσαρισμός* nach den Janitscharen jetzt gleichbedeutend mit 'Rohheit', *ἀτζουπάδες* nach den Azapen werden in Kreta die bösen Geister genannt, *παιῆς* nach den Dais bedeutet einen Arroganten, *ντελῆς* nach den Delis einen Tollen, und *βασιβουζοῦκος*, *βασιβουζουκισμός* nach den Baschibosuks ist gleichbedeutend mit Ruine. Die verschiedenen Fehler der Türken kennzeichnen die Griechen durch die türkischen Fremdwörter *μουστάης*, *χορντούτης*, *ἀγομούτης*, *μπορμουᾶς* u. a. Ihre Schwelgerei wird auch sprichwörtlich erwähnt. Besonders aber wird ihre Religion verabscheut und als grosser Eid gilt *Τοῦρκος* (oder *Μουχαμέτης*) *νὰ πεθάνω* 'wenn ich mein Versprechen nicht halte, so will ich als ein Türke (oder Mohammedaner) sterben'. Sie werden deswegen ebenso wie die Juden verspottet, dass sie 'nicht sterben, sondern verrecken', und als *ἄπιστοι* 'Ungläubige' und *σατὸ τῆς Μέκκας* 'Mist von Mekka' beschimpft. Sie werden ausserdem mit dem Spottnamen *γορρονομύτης* 'Schweinsnasler' benannt wegen der Volksüberlieferung, dass die Absicht Mohammeds, den Moses nachzuahmen und mit List aus versteckten Schläuchen Wasser hervorspringen zu lassen, durch die Schweine vereitelt wurde, die mit ihren Rüsseln die Schläuche durchbohrten, und das Wasser während der Nacht zum Auslaufen brachten. Der türkische Geistliche aber, der *χότζας*, spielt in dem Bewusstsein des Volkes immer eine lächerliche Rolle. Endlich werden die Türken von jeher vom Volke stark verachtet und immer nur als provisorische Eroberer des Byzantinischen Reiches betrachtet, die ausschliesslich deswegen dazu gekommen sind, weil 'es Gottes Wille war, dass Konstantinopel (provisorisch) türkisch würde', wie ein Volksgedicht sagt. Das Volk hält unerschütterlich an dem Glauben fest, dass früher oder später die Türken von den Griechen wieder aus Konstantinopel, Brussa und Ikonium nach der *Κόκκινη Μηλιά* 'Roter Apfelbaum (= Persien)' verjagt werden, weil es ihm prophezeit wurde, dass 'nach Jahren diese Städte wieder in unsere Hände fallen werden', wie dasselbe Volksgedicht besagt.

## 2. Griechen.

I. Nationalnamen der Griechen. Infolge der in verschiedenen Epochen erfolgten Veränderung der Religions- und Lebensauffassungen der griechischen Nation wurden auch ihre Nationalnamen gewechselt und haben Anlass zum Spott gegeben. Es ist bekannt, dass nach dem Verfall des Klassizismus und dem Siege des Christentums die Kirche dem Namen *Ἕλλη* die üble Bedeutung 'Heide' gegeben hat und dass die Griechen ihren Nationalnamen gegen die Bezeichnung ihrer römischen Staatsangehörigkeit ausgewechselt haben und sich seitdem *Ῥωμαῖοι* nannten. Während der ganzen byzantinischen Periode, als die griechische Gesellschaft ihr theokratisches Zeitalter durchlief und im Mittelpunkt ihrer sozialen Fragen die Religionsangelegenheiten standen, wurde der Nationalname *Ἕλληρες* der einer anderen Religionsauffassung huldigenden Vorfahren vermieden und verspottet, wenigstens von der Kernmasse der griechischen Nation, während einige ferngelegene Zweige eine Ausnahme machten, wie z. B. Pontus, wo der alte Nationalname immer seinen Glanz bewahrt hat.

Als sich nun nach den Freiheitskämpfen der Brennpunkt der sozialen Ideen verschob und den Griechen wieder der Glanz der alten Hellas vorzuschweben begann, nahmen sie den alten Nationalnamen wieder an. Und da der bisherige Nationalname *Ῥωμαῖοι*—*Ῥωμαῖοί* einerseits der fremden römischen Herrschaft seinen Ursprung verdankte und andererseits an die lange Türkenherrschaft und die nationalen Leiden der Griechen erinnerte, nahm er allmählich eine üble Nebenbedeutung an und bezeichnet jetzt spottweise jede schlechte Gewohnheit und jede Unordnung in dem neuerrichteten griechischen Staat und der neubelebten griechischen Gesellschaft.

Ebenso hat auch der Name der byzantinischen Griechen *Βυζαντινοί*, deren Kultur von den jüngeren Gelehrten zu Unrecht nach den jetzigen Kulturzuständen beurteilt und folglich als rückständig betrachtet wurde, eine üble Nebenbedeutung angenommen und drückt Rückständigkeit, eitle Zeremonien und komplizierte bürokratische Organisation im Staatswesen aus.

II. Öffentliches und privates Leben. Auch die Lebensweise der Neugriechen gab Anlass zu allgemeinem oder gegenseitigem Spott. Da wegen der langen Sklaverei unter den Türken und der langen Dauer des Befreiungskrieges die finanzielle Lage ebenso des Staates wie auch der einzelnen lange Zeit nicht eben günstig und blühend sein konnte, gab sie Veranlassung zu allgemeiner Verspottung der Armut des Staates durch *Ψωροζώστια* 'krätziges Frau Konstantins' wie auch des Adels, welcher, wie seine Titel, in Griechenland nicht anerkannt ist, durch *ψωροζώστης* 'krätziger Graf', *λιμοζωστήρας* 'hungriger Graf' und *λοροζώστης*

der von grossem Hunger gepeinigter Lord<sup>1)</sup>. Mit der Armut ist gewöhnlich auch die Unreinlichkeit verbunden, weswegen die Griechen sich selbst mit dem Spottnamen *γραιθοσοτόωνης* 'Läusemörder' verspotten. Nur in Mane werden die Bewohner in zwei Klassen geteilt, in Adelige, die *Νικητάοι*, und Unadelige, die *Φαμέγχοι* heissen. Bevor sich ein erheblicher Teil des Landes der Schifffahrt, dem Handel und der Industrie zuwandte, was ebenso für den Staat wie für die einzelnen eine Quelle finanzieller Hebung und Veränderung der sozialen Verhältnisse war, beschäftigten sich die Bewohner Griechenlands hauptsächlich mit Landwirtschaft und Viehzucht, und die Bergbewohner unterschieden sich scharf von den auf dem flachen Lande Wohnenden. Die Bergbewohner, stolz auf ihre Selbstbenennung *βοννήσοι*, welche die Nebenbedeutung der 'Stärke, Gesundheit und Willenskraft' hat, betrachteten die anderen als schwächlich und ungesund, und diese Nebenbedeutung hat das Wort *ζαμπήσοι* im Neugriechischen, wie auch das Wort *τόπέλιος* = *κόπέλιος* in Messenien, womit von den Bauern spöttisch die in der Stadt Lebenden bezeichnet werden. So halten die Bewohner der Berge Pindos und Olymp die Thessalier für geistig niedriger stehend als sie selbst. Die Bewohner der Berge von Olympia verspotten die Bewohner der Triphyllia als schwerfällig und faul unter dem Spottnamen *μπαζαργάοι*. Die Bewohner von Levia werden von den Bergbewohnern *μπακολιβαδάτες*, die Bewohner von Naxos von den Bewohnern der Insel Tenos *μπαζοραζιῶτες* genannt. Ausserdem verspotten die Bergleute die anderen als nicht so reine Griechen wie sie selbst, weil sie sich angeblich mit den Türken, mit welchen sie verkehrten, vermischten, weswegen sie auch als *τουρκόσποροι* 'Türkenprodukte' verspottet werden. Andererseits verspotten die Bewohner der Städte und der Ebene die Bergleute als arm, ungehobelt und grob und nennen sie spöttisch *βλάχοι*. Die Bewohner von Triphyllia nennen ihrerseits die Bergbewohner von Olympia *σασμέρες γτέρες* 'zersprungene Ferse' wegen ihrer harten Lebensart. Die Armut der Bergleute von Arkadien wird verspottet durch den sprichwörtlichen Ausdruck *πείνα Δολιανίτικη, Καστρίτικη γέϊρα* 'Hunger von Doliana und Laus von Kastri (sind berühmt)', ebenso wie die Altgriechen *Λιμοδοροεῖς* spöttisch gebrauchten. Die Bewohner des Dorfes Kalamion in Attika, die sich von Feigenbrot nähren, werden mit dem Spottnamen *σ(ν)χομαῖδ'* gehöhnt. Endlich hat auch die verschiedenartige Tracht manchmal Anlass zu gegenseitigem Spott gegeben. So wird die *βράζα* der Inselbewohner verspottet und werden diese von den Bewohnern des Festlandes spöttisch *βραζογόροι* genannt, wie diese umgekehrt die *γορσανέλλα* der anderen verspotten und sie *Μαβαρίτες* 'Albanesen' nennen. Die Peloponnesier verspotten die Rumelioten durch *παλζοκαπίτες*

1) Dieses Wort hat als erstes Kompositionsglied den Namen *λόδος* 'Lord' mit Anspielung auf *λόδα* 'grosser Hunger', auf welches das zweite Kompositionsglied sich bezieht.

wegen der *καπότα* 'bäuerlicher Mantel' und letztere wieder die ersteren durch *κατσούλα* wegen der spitzigen Kapuze, die sie an ihrem Mantel haben.

III. Eigenschaften. Die Einfälle verschiedener barbarischer Völker und dann die lange Knechtschaft unter den Türken hatten als Ergebnis die Vernachlässigung der Wissenschaften und des Unterrichts und infolgedessen die ehemals in grossem Umfange anzutreffende Verbreitung von Unwissenheit bei dem Volke. Selbst die Geistlichen, die immer mehr oder weniger gebildet waren und für die Bildung des Volkes sorgten, wurden oft als ungebildet verspottet. So verspottet ein Sprichwort die Geistlichen, die nicht lesen konnten, durch *ἄβιβλος παπῆς μεγάλος ψεύτης* 'Ein Pfarrer, der keine Bücher kennt, ist ein grosser Lügner'. Viele Verhöhnungen gibt es für Geistliche, welche das Evangelium missverstanden oder das für jedes Fest geeignete Stück nicht finden konnten oder den Tag, wann diese gefeiert werden sollten, nicht wussten. Die Mediziner wurden verspottet mit der Benennung *χομπορνανίτης*, was den Unwissenden und zugleich den Betrüger bedeutet. Als Folge der Unwissenheit ward die Dummheit verspottet, die in unbestimmter Weise verschiedenen Provinzialen zugeschrieben wurde, welche einst angeblich den Mond aus dem Ziehbrunnen durch einen Haken zu ziehen versuchten oder Salz säten oder eine Sardine in einen Käfig setzten, damit sie singe. Besonders sind die Chioten Ziel derartigen Spottes, wie auch das Sprichwort 'Alle Chioten sind Narren, der eine weniger und der andere mehr' bezeugt. Eine weitere Folge der Vernachlässigung der allgemeinen Bildung waren verschiedene schlechte Eigenschaften, die jetzt manchen Landsleuten spottweise zugeschrieben werden. So werden die Bewohner des Peloponnes als Lügner und charakterschwach verspottet, welche Nebenbedeutung auch ihr Name *Μωραῖτης* 'Peloponnesier' hat. Die Bewohner von Naxos werden als Diebe verspottet und *Κλεφταξιῶτες* 'diebische Naxioten' genannt. Fast in jeder Provinz gibt es ein oder mehrere Dörfer, deren Bewohner wegen verschiedener schlechter Eigenschaften verspottet werden. Die Athener und die Bewohner von *Ἄρτα* werden als schlimm gebrandmarkt durch den sprichwörtlichen Ausdruck 'Gott behüte dich vor einem Juden aus Saloniki, einem Türken aus Euböa und einem Griechen aus Athen (oder Arta)'. Die Bewohner von Kravara werden als Bettler verspottet, und das Wort *Κραββαδίτης* hat diese Nebenbedeutung in der Sprache bekommen. Besonders werden in dieser Beziehung die Kreter, die Manioten und die Bewohner von Kephallonia verspottet, indem die Volksüberlieferung zu erzählen weiss, dass 'der Teufel drei Kinder hatte, deren eines sich in Mane, das andere in Kreta und das dritte in Kephallonia niederliess'.

IV. Sprache. Besonders aber stammen die gegenseitigen Verspottungen der Neugriechen aus der mundartlichen Einteilung der neu-



griechischen Sprache. Diese Einteilung hat sich ganz natürlich vollzogen, und diejenigen irren sich stark, welche sie als eine Folge der nationalen Verhängnisse und die Mundarten als durch fremden Einfluss verdorben betrachten. Die nationalen Missgeschicke und besonders die Knechtschaft unter den Türken haben bloss dazu beigetragen, die schnellere Vervollständigung, Bereicherung und Verbreitung der Gemeinsprache (*Κοινή*) zu hemmen. Diese Tatsache ist auch die Hauptursache der jetzigen Doppelsprachigkeit in Griechenland, weil die Gelehrten des 17., 18. und 19. Jahrhunderts deswegen eine Schriftsprache aus der gelehrten Überlieferung einführten und die gesprochene Gemeinsprache vernachlässigten. Diese existierte immer beim Volke, und es ist ein Irrtum, die Spielereien in der *Βαβυλωνία* des *Κ. Βοζάντιος* ernst zu nehmen. Sie will nicht zum Ausdruck bringen, dass es nach dem Befreiungskrieg in Griechenland keine Gemeinsprache gab, sondern verspottet nur in grösserem Umfange die Idiomatismen, wie dies jetzt noch manchmal hier und da verschiedene Komiker in Griechenland tun. Diese Abweichungen von der üblichen Norm verspottet das Volk ebenfalls, entweder allgemein oder speziell. Das Volk, das seine Schriftsprache leicht zu verstehen wünscht, duldet keine übertriebene Archaisierung derselben noch die Anwendung einer solchen im gewöhnlichen Gespräch und verspottet beides als *Ἑλληνοκοῦρες* 'tiefes und unverständliches Altgriechisch'. Da es seine Schriftsprache zu achten gelernt und in dieser seine ganze Bildung gewonnen hat, kann es nicht verstehen, was die Anhänger der Volkssprache wollen und verspottet sie mit der Benennung *μαλλιαροὶ* 'die Haarigen'. Diejenigen, die in einem grossen Zentrum ihre Ortsmundart sprechen und sich den Regeln der gemeingriechischen Sprache nicht anpassen, werden als *μισόγλωσσοι* 'Halbsprachige' verspottet. Diejenigen, welche unverständlich oder gebrochen sprechen, werden verspottet als *Σκαρπαθιώτικα* 'die Sprache der Insel Karpathos (die sehr idiomatisch ist)' oder als *Ἑβραϊκά* 'Hebräisch' oder *Κινέζικα* 'Chinesisch' oder *Ἀρβανίτικα* 'Albanisch' oder *Ἀλαμπουρρέζικα* 'ganz verwirrt' sprechend. Diejenigen, welche grob und unfein sprechen, werden mit *βλάζος* (s. oben) verspottet, diejenigen endlich, welche eine schreiende Sprechweise haben, mit *Ἑβραῖος* oder *Χαλδαῖος* (vgl. oben). Viel ausgedehnter sind die speziellen Verulkungen verschiedener Orte. So wurden die Athener von verschiedenen Gelehrten und Reisenden wegen ihrer stark idiomatischen Sprechweise getadelt. Das Idiom von Kastellorizo wird von den Nachbarn, den Bewohnern von Livision als *μισή μιλά* 'halbe Sprache' verspottet im Gegensatz zu dem ihrigen, das *μιποτιὸν μιλά* 'ganze Sprache' ist. Fast in jeder Provinz werden ein oder mehrere Dörfer Ziel des Spottes wegen ihrer ungewöhnlichen Sprechweise. Allgemein wird verspottet die Sprechweise der Lesbier, Kyprioten, Kreter, Tzakoner, Pontier und Kappadokier. Die nördlichen Griechen, welche die unbetonten Vokale u und i ausfallen lassen, werden

als unverständlich sprechend verlacht durch den Ausdruck *πλῶ πλὸ* = *ποιλῶ πηλὸ* 'ich verkaufe Lehm', wo beide Wörter nach dem Ausfall der Vokale gleich lauten; ebenso die Bewohner von Tenos, deren Mundart im Gegensatz zu denen der naheliegenden Inseln des Ägäischen Meeres den nördlichen Sprachgesetzen folgt, von ihren Nachbarn durch *παπᾶς εἶσι ἢ πλάᾶο* 'bist du ein Geistlicher oder ein Füllen', was als von einem Tenier gesprochen gemeint ist. Wegen der häufigen Anwendung des Suffixes *-έλλυ* für Hypokoristika in Lesbos werden die Lesbier spöttisch *μορέλλυ καὶ παιδέλλυ* genannt. Die Zakynthier werden verspottet wegen des Suffixes *-ία*, das sie ohne Synizesis aussprechen, ebenso die Mainoten, die deswegen scherzhaft *παιδία καὶ ποιλία* genannt werden. Ebenso wurden die Athener, die das Suffix *-έα* einst ohne Synizesis aussprachen, verspottet durch *ἀρέα καὶ πλατεά*. Die Anwendung des alten Suffixes *-ουσι* und *-αι* statt des modernen *-ουν* und *-αν* wird verspottet besonders bei den Mainoten durch *ἂν ἐρθοῦσι καὶ φέρουσιν ἀπὸ κείνο πὸν τρώγουσιν οἱ χιοῦροι καὶ πηδοῦσι μὴ σώσουσι καὶ ἐρθοῦσι· μὰ ἂν φέρουσι ἀπὸ κείνο πὸν τρώσω οἱ ἀθροῦποι καὶ ζοῖσι ταλῶς γὰ ἐρθοῦσι*. Die Epiroten und Westmakedonier werden verspottet wegen des Suffixes der ersten und zweiten Person Pluralis *-αμαν*, *-αταν* statt des gemeinen *-αμε*, *-ατε*. Diejenigen, welche *τσ* statt *κ* aussprechen, werden spöttisch *τρετσόρηδες* und *τσόπελοι* genannt.

Ebenso wird die häufige Anwendung mancher Wörter oder Ausdrücke in verschiedenen Orten Griechenlands verspottet, so wegen der häufigen Anwendung von *ὄρε* (*οῦρε*) 'du, höre' in Rumelien und Epiros diese Provinzen als *τόπος τοῦ ὄρε* 'Ort des oré'. Solche häufigen Anwendungen, über die man sich lustig macht, sind für Korfu *γαμᾶ* 'nun', für Zakynthos *μάτια μου* 'meine Augen', für Attika *κουμπάρε* 'mein Pate', für Olympia *καλὲ* 'mein Guter', für Chios *ὄχοινοῖς* 'o weh' und *ἔντο* 'dies ist', für die ägäischen Inseln und besonders für Kreta *εἶντα* 'was', für Pontos *᾿νι* 'nein'. Die ausserordentlich häufige Anwendung des Eigennamen *Νιζίως* in Zakynthos hat dazu beigetragen, dass spöttisch jeder Zakynthier *Νιζίως* genannt wird. Das häufige Vorkommen der Eigennamen *Παυτελής* in Chios, *Νιζίτας* in Syme und *Μαυόλης* in Kreta wird verspottet durch das Sprichwort *ὅπου Συμμαχὸς Νιζίτας κ' ὅπου Λιζώτης Παυτελής κ' ὅπου Κορητιχὸς Μαυόλης* 'wenn du jemanden aus Syme triffst, der wird *Νιζίτας* heissen, wie der aus Chios *Παυτελής* und der aus Kreta *Μαυόλης*'.

Hierher gehören auch manche Verspottungen, die durch eine Art von Volksetymologie zu anderen gleichlautenden Wörtern entstanden sind, wie auch die Altgriechen den Namen *᾽Οζόλας* aus *ὄζω* 'riechen' und den Namen *Αἰτολόι* aus *αἰτῶ* 'verlangen' herleiteten. So sind spöttisch *Αἴφος* mit *λέφα* 'Schmutz', *Νάζος* mit *ἀνάξιος* 'unfähig', *Μεβραῖος* mit *δις Ἐβραῖος* 'zweimal Jude'. *Χασιώτης* mit *χασομέρης* 'Faulenzer', *Ζητοῦνι* mit

ζητώ 'verlange', Πάρος mit παίρω 'nehme', Τήρος mit δώω 'gebe' in Zusammenhang gebracht worden, weshalb auch folgender Spottvers auf die Geizhälze entstanden ist: *Ἄν' εἶμαι ἀπὸ τῆν Τήρο, γὰρ τὰ δώω, εἶμαι ἀπὸ τῆν Πάρο, γὰρ τὰ πάω* 'ich bin nicht aus Tenos, damit ich (etwas) gebe, ich bin aus Paros, damit ich (immer) nehme'.

Athen.

## Misshandlung eines Gespenstes.

Von Albert Hellwig.

Der Gespensterglaube gehört zu denjenigen Formen des kriminellen Aberglaubens, mit welchen sich der Kriminalist verhältnismässig selten zu befassen hat, wenn man von den Prozessen gegen betrügerische Medien absieht, da es sich hierbei um eine moderne Form des Aberglaubens handelt, die zwar mit dem alten Volksglauben an Gespenster gewisse Berührungspunkte hat, sich aber immerhin wesentlich von ihr unterscheidet.

Ähnlich wie der Hexenglaube kann auch der Gespensterglaube in verschiedener Form vor das Forum des Kriminalisten kommen. Einmal ist es nämlich möglich und kommt auch vor, dass der Gespensterglaube von Betrügern, Dieben, selbst Falschmünzern usw. benutzt wird, um ihrem unsauberen Handwerk ungefährdet nachgehen zu können; und auf der andern Seite begehen die Gespenstergläubigen selbst infolge ihres Aberglaubens Handlungen, die sie mit dem Strafgesetz in Konflikt bringen. Ein derartiger Fall, in welchem sich drei Gespenstergläubige wegen gefährlicher Körperverletzung zu verantworten hatten, beschäftigte das Schöffengericht zu Wasungen am 13. Februar 1907. Der Angeklagte Wilhelm Bach wurde durch das Schöffengericht freigesprochen, die beiden andern Angeklagten dagegen verurteilt, und zwar Adolf Bach wegen gefährlicher Körperverletzung zu sechs Monaten Gefängnis und Schellenberger wegen Beihilfe dazu zu einer Woche Gefängnis; beide auch zur Zahlung einer Busse von 445,25 Mark an den Verletzten.

Gegen dieses Urteil legten die beiden Verurteilten Berufung ein und beantragten ihre Freisprechung. Durch Urteil vom 11. Juli 1907 sprach die 1. Strafkammer des Landgerichts Meiningen — Nr. 1 46/07 (37/07) — Schellenberger frei, verwarf aber die Berufung des Adolf Bach.

Über diesen sehr interessanten Fall habe ich vor Jahren schon auf Grund von Zeitungsberichten über die Hauptverhandlung berichtet<sup>1)</sup>. Ich

1 A. Hellwig, Ist Misshandlung eines Gespenstes strafbar? Archiv f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik 31, 106ff.

knüpfte daran einige Bemerkungen über die juristische Seite der Frage, ob und unter welchen Voraussetzungen ein Abergläubischer, der ein Gespenst, an das er glaubt, misshandelt, wegen vorsätzlicher Körperverletzung bestraft werden kann. Die gleiche Frage hat im Anschluss an diesen Fall auch Professor Reichel<sup>1)</sup> erörtert.

Leider ist es mir nicht möglich gewesen, die Akten zur Einsicht zu erhalten, dagegen war der Herr Oberstaatsanwalt so liebenswürdig, mir eine Abschrift des Urteils der Strafkammer zugehen zu lassen<sup>2)</sup>. Ich muss mich deshalb darauf beschränken, an Stelle einer aktenmässigen Darstellung in folgendem nur den Auszug aus dem Urteil der Strafkammer zu veröffentlichen; ich hoffe, dass dies aber auch genügen wird, um die volkscundlich besonders interessanten Begleitumstände zu erkennen, und um es uns zu ermöglichen, die juristische Frage, die sich an diesen, meines Wissens bisher einzigartigen Fall anknüpft, auf sicherer Grundlage zu erörtern.

„Auf Grund des eidlichen glaubwürdigen Zeugnisses des Landwirts Bernhard Gänkel in Wasungen, der glaubhaften Angaben und des Gutachtens des praktischen Arztes Meyer daselbst und des Augenscheins an der vom Zeugen Gänkel vorgelegten Laterne und an der von demselben vorgelegten Mütze in Verbindung mit einigen Angaben des als Zeugen vernommenen Wilhelm Bock und der beiden anderen Angeklagten ist folgender Sachverhalt für erwiesen zu erachten.

Am Abend des 31. Dezember 1906 waren die drei Angeklagten, der Ziegeleiarbeiter König von Wasungen und mehrere Familienangehörige der Angeklagten Bach in der Wohnung des Vaters der letzteren beisammen. Während der Unterhaltung kam das Gespräch auf Gespenster- und Geistergeschichten, wobei die Angeklagten bemerkten, dass sie nicht an Gespenster und Geister glaubten. Dies veranlasste den König, eine eigene Wahrnehmung mitzuteilen; er erzählte, auch im Wasunger Friedhof spuke ein Geist, jedesmal in der Neujahrsnacht um Mitternacht erscheine dort in der Nähe ein Licht und gehe um; das habe schon der frühere Turmwächter vor Jahren gesehen, und er habe es in den letzten Neujahrsnächten selbst wahrgenommen. Dies bestritten die Angeklagten, insbesondere Adolf Bach, so dass König schliesslich zur Bekräftigung seiner Mitteilung erklärte, er wolle ihm — Adolf Bach — 20 Liter Bier bezahlen, wenn das, was er gesagt habe, nicht wahr wäre. Darauf beschlossen die drei Angeklagten und noch ein Bruder und zwei Schwestern der Bachs, vor Mitternacht auf den Friedhof zu gehen, um zu sehen, ob sich dort in der Nähe wirklich ein Licht zeigen würde. Kurz vor 12 Uhr, bei klarem Mondschein, dessen Helligkeit durch die Schneedecke der Landschaft noch gesteigert wurde, begaben sich denn auch die genannten sechs Personen, und zwar Adolf Bach mit einem Taschenrevolver, Wilhelm Bach mit einem Stocke und der dritte Bach mit einem schweren scharfen Säbel versehen, nach dem Friedhof. Als sie am Zaun angekommen, bemerkten sie auf dem hinter dem Friedhof gelegenen Gebäude Licht. Die beiden Schwestern der Bachs gingen infolgedessen wieder auf die Landstrasse, die in der Nähe des Friedhofes vor-

1 Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalstatistik 29, 344f. — 2) Inzwischen sind mir die Akten doch noch zugänglich gewesen; über ihren weiteren Inhalt werde ich im Arch. f. Kriminalanthropologie berichten.

überführt, zurück, die drei Gebrüder Bach und Schellenberger dagegen überschritten den Friedhof, stiegen über die Mauer ins Feld und gingen nach dem Lichte zu. Als sie noch ein Stück davon entfernt waren, riefen sie: „Hoh! Hoh!“ und Adolf Bach gab aus dem Taschenrevolver zwei Schüsse in die Luft ab. Da sich daraufhin niemand vernehmen liess, gingen sie weiter auf das Licht zu. Dieses befand sich in dem von einer Hecke umschlossenen Garten des Zeugen Günkler und kam von einer mit einem farblosen, die Flamme nach allen Seiten durchleuchten lassenden, bauchigen Glaszylinder versehenen sogenannten Sturm-laterne her. Diese trug Günkler in der an der Körperseite herabhängenden linken Hand. Günkler war nämlich infolge eines alten Aberglaubens, dass Kreuzdornzweige, schweigend in der Neujahrsnacht um 12 Uhr herum gebrochen und nach Hause gebracht, gut gegen Krankheiten von Menschen und Vieh seien, in hergebrachter Weise in seinen Garten gegangen und hatte, als es 12 Uhr geschlagen hatte, Kreuzdornzweige gebrochen, um sie nach Hause zu bringen; die Laterne hatte er trotz des hellen Mondscheines mitgenommen, um beim Brechen der Zweige in die Kreuzdornhecken zu leuchten, damit er sich nicht an den Dornen verletze. Bekleidet war er mit einem dunklen Anzuge und einer Arbeitsschürze, und auf dem Kopfe trug er eine dunkelgrüne Mütze, ver mummt war er nicht. Da infolge des Läutens der Glocken in den umliegenden Ortschaften und der Neujahrsrufe, die er aus der Stadt hörte, eine feierliche Stimmung über ihn gekommen war, verweilte er, nachdem er die Zweige gebrochen hatte, noch einige Zeit in seinem Garten. Plötzlich hörte er zweimal Schiessen und Leutestimmen, insbesondere „hoh hoh“ rufen, und bemerkte aus der Richtung, aus der die Stimmen herkamen, mehrere Personen über das vor seinem Garten gelegene Feld kommen. Er kümmerte sich nicht weiter darum, sondern hörte weiter auf das Läuten der Glocken. Plötzlich sah er ganz nahe vor sich einige männliche Personen auftauchen und erhielt unmittelbar darauf, ohne dass jemand etwas zu ihm gesagt hatte oder er etwas hat sagen können, zwei bis drei starke Hiebe über den Kopf. Infolgedessen stürzte er zusammen. Daliegend rief er: „Was schlagt ihr mich denn!“ und hielt zum Schutze gegen weitere Hiebe seinen linken Arm mit der Laterne empor. In dieser Lage erhielt er weiter noch mehrere Hiebe auf den linken Arm, die linke Hand und auf den Kopf. Dann wurde von ihm abgelassen. Aber als er nun den davonlaufenden Personen nachrief: „Ich kenne euch!“ drehte sich einer von ihnen um, kam einige Schritte zurück und sagte: „Wenn du nicht ruhig bist, so steche ich dich tot!“ — Die Personen, die an Günkler herangekommen waren, waren die drei Angeklagten, die durch eine Lücke in der Hecke neben dem Tor in den Garten eingedrungen waren. Der dritte der Gebrüder Bach war nicht mit in den Garten gegangen, vielmehr vor der Hecke stehen geblieben. Von ihm hatte sich vorher Schellenberger den Säbel, den er mitgenommen hatte, geben lassen. Kaum waren die Angeklagten in den Garten gekommen, als der Angeklagte Adolf Bach, der einige Schritte voraus war, zu Schellenberger zurückging und ihm mit den Worten: „Gib doch mal das Ding her, ich will mal sehen, ob's ein Mensch oder ein Geist ist“, den Säbel aus der Hand nahm. Mit diesem ging nun Adolf Bach auf den Träger des Lichtes los und schlug auf ihn ein, liess auch auf den von ihm gehörten Ruf des, wie er sah, nach den ersten Schlägen hingestürzten Laternenträgers: „Was schlagt ihr mich denn?“ sich nicht abbringen, noch weiter auf ihn loszuschlagen. Er war es auch, der nach dem Rufe Günklers: „Ich kenne euch!“ sich umwandte und die obengenannte Drohung ausstieß. — Durch die Schläge mit dem Säbel wurden

nach Durchtrennung der Mütze und des linken Rockärmels an verschiedenen Stellen dem Günkcl folgende Verletzungen beigebracht:

a) Durch drei Schläge wurde auf dem Hinterkopf an drei Stellen die Kopfhaut oberflächlich durchtrennt.

b) Durch einen über die rechte Gesichtsseite geführten Hieb wurden Haut und Muskeln vom Schläfenbein zur Mitte der Backe bis auf den Knochen durchgeschlagen.

c) Durch drei über den hinteren Vorderarm geführte Schläge wurden die Muskeln auf der Streckseite gleichfalls bis auf den Knochen durchtrennt, durch einen von ihnen wurde das Ellenbogengelenk freigelegt und durch einen andern die Ellenschlagader durchschnitten.

d) Durch einen Hieb über die linke Hand wurde das mittlere Gelenk des kleinen Fingers durchtrennt bis auf die Kapsel.

e) Durch einige flache Schläge wurden auf dem linken Oberarm einige unblutige, aber blutunterlaufene Muskelschwellungen verursacht.

Sämtliche Wunden sind wieder gut geheilt und vernarbt, nur der verletzte kleine Finger bleibt dauernd steif, so dass er zum Arbeiten nicht mehr ordentlich verwendet, insbesondere nicht zum umfassen von Gegenständen gebraucht werden kann. — Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Angeklagte Adolf Bach, als er auf Günkcl in der geschilderten Weise losschlug, gewusst hat, dass er in dem Träger des Lichts einen Menschen vor sich hatte. Denn es war sehr hell, wie der Angeklagte selbst in der Hauptversammlung erklärt hat, „beinahe so hell wie jetzt,“ also fast tageshell, so dass er in dem Laternenträger, der gewöhnliche dunkle Kleidung trug, sich also von dem schneebedeckten Boden scharf abhob, einen Menschen hatte erkennen müssen. Diese Wahrnehmung hat er um so mehr machen müssen, als er sah, dass infolge der ersten zwei bis drei Schläge der Laternenträger zu Boden fiel, und er hörte, dass dieser rief: „Was schlagt ihr mich denn!“ Auch aus der von ihm ausgestossenen Drohung: „Wenn du nicht ruhig bist, erschlage ich dich!“ geht klar hervor, dass er gewusst hatte, einen Menschen zu schlagen. Die Angaben des Angeklagten Adolf Bach, er habe, weil die Laterne, die seiner Meinung nach eine Blendlaterne gewesen sei, ihm von deren Träger in Gesichtshöhe entgegengehalten und er dadurch geblendet worden sei, nicht erkennen können, wer die Laterne gehalten habe, ob ein Mensch oder ein Geist, und er habe das letztere angenommen, da auf seinen Anruf: „Bist du ein Mensch oder ein Geist? Bist du ein Mensch, so antworte,“ keine Antwort erfolgt sei: diese Angaben erscheinen daher ganz ungläubwürdig.

Hiernach ist festzustellen, dass der Angeklagte Adolf Bach zu Wasungen am 1. Januar 1907 den Landwirt Günkcl daselbst vorsätzlich mittels einer Waffe körperlich misshandelt und an der Gesundheit geschädigt hat.

Nicht dagegen ist festzustellen, dass der Angeklagte Schellenberger dem Adolf Bach zur Begehung der Körperverletzung durch die Tat wesentlich Hilfe geleistet hätte, indem er diesem zum Zwecke der Misshandlung den Säbel gegeben hätte, wie ihm durch Anklage und Eröffnungsbeschluss zur Last gelegt ist und wie das Schöffengericht für erwiesen erachtet hat.

Denn nach den übereinstimmenden Angaben der Angeklagten Adolf Bach und Schellenberger und nach den von ihnen dem Gericht vorgeführten Bewegungen, die ersterer gemacht hat, um den Säbel in seinen Besitz zu bekommen, hat Schellenberger dem Bach den Säbel nicht gegeben, sondern dieser hat nach der Hand des ersteren gegriffen, den Säbelgriff erfasst und mit der oben angeführten

Bemerkung den Säbel mit einem Ruck weggenommen, ohne dass Schellenberger eine hinreichende Bewegung gemacht hat.

Es ist daher der Angeklagte Schellenberger freizusprechen, und mithin das angefochtene Urteil, soweit es ihn betrifft, aufzuheben. Dagegen ist der Angeklagte Adolf Bach auf Grund des § 223a StGB. zu verurteilen, wie dies das Schöffengericht getan hat. Die von diesem ausgesprochene Strafe erscheint mit Rücksicht auf die Roheit der Tat, die erheblichen, beinahe lebensgefährlichen Verletzungen und auch die Vorstrafen des Angeklagten wegen gleicher Vergehen keineswegs zu hoch, vielmehr gering. Da der Verletzte in gesetzlicher Weise die Zuerkennung einer Busse beantragt hat, hat ihm das Schöffengericht eine solche auf Grund des § 231 StGB. mit Recht zugesprochen. Gegen den zugesprochenen Betrag von 444 Mark 25 Pfennig hat der Angeklagte für den Fall seiner Verurteilung zur Strafe keine Einwendung erhoben, und besteht gegen ihn auch aus den im angefochtenen Urteil angeführten Gründen, die das Berufungsgericht auf Grund derselben Feststellungen zu den seinen macht, kein Bedenken. Die Berufung des Adolf Bach ist daher zu verwerfen.“

Mit einigen Bemerkungen sei es gestattet, auf die volkscundliche und juristische Seite dieses Prozesses noch ein wenig näher einzugehen:

Was zunächst das volkscundlich Interessante anbetrifft, so können wir vor allem darauf hinweisen, dass der Prozess ein neuer Beleg dafür ist, dass der Gespensterglaube, auch wenn man von seiner modernen Form, dem Spiritismus, absieht, im Volke noch lebendig ist.

Wenn die drei Angeklagten auch erklärt hatten, sie glaubten nicht an Gespenster und Geister, und wenn auch das Gericht offenbar davon ausgegangen ist, dass sie den Misshandelten für ein Gespenst nicht gehalten haben, so steht doch jedenfalls fest, dass König des festen Glaubens war, es gebe Gespenster und Geister. Es will mir sogar scheinen, als seien auch die Angeklagten vom Gespensterglauben keineswegs frei gewesen. Es wäre sonst kaum verständlich gewesen, weshalb sie sich sämtlich bewaffnet hätten, als sie um mitternächtliche Stunde zusammen den Friedhof aufsuchten. Man könnte allerdings gerade die Mitnahme von Waffen dafür anführen, dass die Angeklagten an Gespenster nicht geglaubt hätten; doch würde dies fehlgehen, da auch sonst uns aus dem Volksglauben bekannt ist, dass man Gespenster, trotzdem sie keine Menschen von Fleisch und Blut sind, doch auf recht irdische Weise durch Waffengewalt vertreiben kann. Für die Annahme, dass die Angeklagten den Günkler für ein Gespenst gehalten haben, spricht auch, dass sie ihn vorher angerufen haben und angeblich gerade aus seinem Schweigen den Schluss gezogen haben, dass es ein Gespenst sei. Man glaubt in der Tat, dass Geister auf derartige Anrufe sich schweigend verhalten. Dass Günkler von einem derartigen Anruf nichts gehört haben will und sicherlich auch nichts gehört hat, kann die Angabe der Angeklagten m. E. nicht entkräften, da Günkler einmal seine Aufmerksamkeit auf ganz etwas

anderes lenkte, die Äusserung der Angeklagten also auch aus diesem Grunde leicht überhört haben kann, und da ausserdem ja gerade die Glocken läuteten.

Wenn Günkcl auch nach den Feststellungen des Urteils in seiner Kleidung nicht dem entsprach, wie man sich ein Gespenst vorzustellen pflegt, so ist damit doch nicht ausgeschlossen, dass er von den Angeklagten für ein Gespenst gehalten worden ist. Denn es kommt nach dem Volksglauben auch vor, dass der Teufel, Dämon oder Gespenster Menschengestalt annehmen. Endlich spricht gegen die Angeklagten nicht unbedingt die Äusserung, die sie auf die Bemerkung Günkcls hin taten, er kenne sie und werde sie anzeigen; denn diese Äusserung ist erst erfolgt, nachdem die Misshandlungen schon beendet waren. Wenn es nun auch möglich, ja sogar wahrscheinlich ist, dass sie nach erfolgter Misshandlung des Günkcl diesen erkannten, so ist damit natürlich noch nicht dargetan, dass sie auch schon im Momente der Misshandlung sich bewusst waren, einen Menschen vor sich zu haben, nicht ein Gespenst.

Aus diesen Gründen scheint es mir — soweit man auf Grund des mir ja allein zur Verfügung stehenden Urteils sich über diese Frage ein Urteil überhaupt bilden kann — keineswegs als ausgeschlossen, dass Günkcl von den Angeklagten im Momente der Körperverletzung für ein Gespenst gehalten wurde.

Interessant ist andererseits vom volkskundlichen Standpunkt aus, dass Günkcl nach altem Volksglauben alljährlich in der Neujahrsnacht stillschweigend sich Kreuzdornzweige holte, in dem Glauben, dass diese bei allerlei Krankheiten dienlich seien.

Was nun die juristische Betrachtung anbelangt, so ist es für sie von ganz wesentlicher Bedeutung, ob wir mit dem Urteil davon ausgehen, dass die Angeklagten zur Zeit der Körperverletzung gewusst haben, dass sie auf einen Menschen losschlügen oder ob man es für wahrscheinlich oder doch für nicht widerlegt erachtet, dass sie den Günkcl zur Zeit der Misshandlung für ein Gespenst gehalten haben.

Geht man von der ersten Voraussetzung aus, so liegt die Sache einfach, da dann daran nicht zu zweifeln ist, dass es sich um eine vorsätzliche Körperverletzung handelt. Dies ist auch der Standpunkt des Urteils.

Schwieriger ist die Frage, wenn man davon ausgeht, dass die Angeklagten des Glaubens waren, ein Gespenst zu misshandeln. Wie ich schon früher ausgeführt habe, kann in derartigen Fällen m. E. von einer vorsätzlichen Körperverletzung gar keine Rede sein, da diese nur dann vorliegen kann, wenn sich der Täter bewusst ist, dass er einen Menschen misshandelt. Glaubt man aber an Gespenster, so ist man der Überzeugung, dass dies Menschen jedenfalls nicht seien. Hieraus ergibt sich ohne weiteres, dass Handlungen, welche der Abergläubische als Angriff



auf Gespenster auffasst, als Körperverletzungen in seinem Vorsatz nicht aufgenommen werden. Es handelt sich in solchen Fällen zwar objektiv um Körperverletzungen, doch kann dem Abergläubischen gemäss § 59 StGB. diese Körperverletzung nicht zugerechnet werden, da er sich dessen nicht bewusst gewesen ist, dass er einen Menschen verletzte.

Nach dieser Richtung hin unterscheiden sich die Misshandlungen angeblicher Gespenster wesentlich von den Misshandlungen angeblicher Hexen. Während bei ersteren, wie bemerkt, eine vorsätzliche Körperverletzung nicht in Frage kommen kann, ist sie bei Misshandlungen von Hexen stets gegeben. Im Gegensatz nämlich zu Gespenstern werden die Hexen und Zauberer im Volksglauben auch für Menschen gehalten, allerdings für Menschen, die besonderer Zauberkräfte teilhaftig sind; dadurch scheidet die Hexen und Zauberer aber noch nicht aus der Kategorie der Irdischen aus und werden noch nicht zu überirdischen Erscheinungen, wie es Gespenster und Geister nach dem Volksglauben und dem ihm analogen Glauben der Spiritisten sind.

Wenn wir mithin, von jener Voraussetzung ausgehend, eine vorsätzliche Körperverletzung der Angeklagten nicht für gegeben erachteten, so würde damit doch noch nicht gesagt sein, dass die Tat der Angeklagten strafrechtlich überhaupt gleichgültig wäre. Es kommt nämlich in Frage, ob in der Misshandlung eines Gespenstes nicht eine fahrlässige Körperverletzung liegt. Soviel lässt sich jedenfalls sagen, dass unter Umständen ein Abergläubischer, der ein Gespenst misshandelt oder ein Gespenst tötet, sich wegen fahrlässiger Körperverletzung oder fahrlässiger Tötung wird verantworten müssen; andererseits kann man sagen, dass nicht in allen derartigen Fällen eine dem Abergläubischen zuzurechnende Fahrlässigkeit gegeben sein wird. Wann der Abergläubische wegen fahrlässiger Körperverletzung oder fahrlässiger Tötung wird bestraft werden können und wann dies nicht der Fall ist, wird auf die Umstände des einzelnen Falles ankommen. Es ist dabei zu berücksichtigen, dass der Abergläubische bei Anwendung der gehörigen Sorgfalt hätte erkennen können, dass er es im konkreten Falle mit einem Gespenst nicht zu tun hatte.

Ob in dem vorliegenden Falle die Angeklagten fahrlässig gehandelt haben, lässt sich auf Grund der festgestellten Tatsachen schwer entscheiden. Wenn man davon ausgeht, dass sie gespenstergläubisch waren, wenn man berücksichtigt, dass sie von König erfahren hatten, schon mehrere Jahre habe sich in der Neujahrnacht das Gespenst mit einem Lichte gezeigt, wenn man bedenkt, dass sie auch diesmal wieder das Licht sahen, wenn man beachtet, dass sie Warnungsschüsse abgaben, und dass sie ihrer wohl kaum widerlegten Angabe nach das Gespenst zunächst anriefen, eine Antwort nicht erhielten und daraus gemäss ihrem Aberglauben entnehmen mussten, dass es sich tatsächlich um ein Gespenst

handle, so wird man kaum sagen können, dass sie bei Anwendung gehöriger Sorgfalt hätten erkennen müssen, dass Günkcl ein Mensch und nicht ein Gespenst sei. Wenn man allerdings andererseits bedenkt, dass heller Mondschein war, dass Günkcl nichts Gespensterhaftes an sich hatte und dass auf ihn auch dann noch losgeschlagen wurde, als er zu schreien begann, so wird es wiederum zweifelhaft, ob die Angeklagten nicht hätten erkennen können, dass sie einen Menschen misshandelten und nicht ein Gespenst; das, was an konkreten Tatsachen uns bekannt ist, lässt m. E. also eine hinreichend sichere Beantwortung dieser Frage für den konkreten Fall nicht zu. Im allgemeinen aber möchte ich noch bemerken, dass der Gespensterglaube an sich m. E. niemals als ein fahrlässiges Verhalten des Betreffenden angesehen werden darf. Denn wenn es auch uns, die wir nicht abergläubisch sind, so scheinen will, als müsse doch jeder nicht gerade geistesschwache Mensch bei Anwendung gehöriger Sorgfalt sich davon überzeugen können, dass es Gespenster nicht gäbe, so ist in Wirklichkeit die Sache doch nicht so einfach, was auch derjenige, der mit der Macht des Aberglaubens und mit seinen psychologischen Vorbedingungen nicht hinreichend vertraut ist, doch daraus wird ersehen können, dass sich der Aberglaube, insbesondere auch der Gespensterglaube, keineswegs auf die ungebildeten Kreise beschränkt: auch zahlreiche akademisch Gebildete, selbst Gelehrte von Weltruf, zählen oder zählten zu den Anhängern des Spiritismus und Okkultismus. Wenn selbst solche Persönlichkeiten, denen man im allgemeinen doch eine hinreichende Urteilsfähigkeit wird zutrauen müssen, sich aus dem Banne des Aberglaubens nicht vermocht haben freizumachen, so wird man es ungebildeten Leuten sicherlich nicht zum Vorwurf machen dürfen, wenn es ihnen nicht gelingt, die Unhaltbarkeit ihrer abergläubischen Vorstellungen zu erkennen. Dessen muss man sich immer bewusst bleiben, wenn es sich darum handelt, die Handlungsweise eines Abergläubischen strafrechtlich zu bewerten.

Berlin-Friedenau.

## Kleine Mitteilungen.

### Nachbarreime aus Obersachsen.

(Vgl. 24, 90—94.)

#### B. Nachbarreime gegen mehrere Personen.

36. Bei Richtern homse e böses Haus, da treibt dr Wind de Schoben  
(Strohdach) naus.  
Renger hat ein böses Kind, und durch die Schoben pfeift der Wind.  
(Hainewalde b. Zittau.)
37. Dreimal drei is neune, Schimch (= Schönbach) ging a de Scheune,  
Hohfeld trieb die Pferde aus, Schimch dar macht an Narren draus.  
(Sohland a. d. Spree.)
38. Kowarjowa konja kowa, Šmisowa tam na nju wola.  
(Die Schmiedin beschlägt die Pferde, die Schmeißin ruft ihr zu.) (Radibor.)
39. Šolta jědže z Łaza do kholow so Zmaza  
piındže pódla Wrobelec, Wróbl praji: Šolta,  
twoja rić je žolta!  
(Schulze kommt aus Lohse, versudelt sich die Hose,  
kommt bei Sperlingsdamm vorbei. Sperling sagt: Schulze, ei,  
dein Hinterer ist gelbe.) (Radibor.)
40. Grahl wohnt im Winkel, und Liebsheim sieht kein Finkel  
(= kein bisschen). (Mühlbach.)
41. An Kratschen (Kretscham, Wirtshaus) schlachten se a Kalb, Olbert dar  
nemmt's holb,  
Rudolph nemmt's Gekriese, der Poster spricht: 's schmeckt biese.  
(Jonsdorf, Oberlausitz.)
42. Rätz's Hanne is schneid'g, Heng's (= Hennigs) Honne is geiz'g,  
Kaisers hon a engs Schüppel (Schuppen), Woiners Klenns (Wagners Kleines) hon ka  
Hühnertippel. (Cunewalde, Oberlaus.)
43. Der Kaiser leeft am Bachrand rim, der König der fährt Apun rim,  
der Herzog der is abgebrannt, und seine Fran is fortgerannt.  
(Großschönau, Oberlaus.)
44. An Hübel schlachtens a Kolb, Zimmer nimmts holb,  
Schramms nahms Geschlinke und hangs 'n Bäcken an de Klinke,  
Schubert Arnst nimmts Gekriese, Wendlers Korle spricht: 's schmeckt biese.  
Filvs hon a enges Gassel, Ochsefriedels hon ka Ziegefassel. (Cunewalde.)

45. N schlacht a Kolb, O dar nimmts holb,  
P nimmts Gekriese, Q spricht: 's schmeckt biese.  
R nimmt de Plauze und heb's 'n im de Schnauze. (Oberlaus.)
46. Genau so, nur 4. — und hebt se Gottln im de Schnauze.  
(Oberkummersdorf, Oberlaus.)
47. Alberschobel schlacht an Hund, der gab dr Frölch'n o a Pfund.  
Müllerschuster kriegt's Gekriese, Schneiderschottlieb sagt: 's schmeckt biese.  
Jahnobl kriegt de Plauze, der hieb se Siegfriedn im de Schnauze.  
(Ebersdorf, Oberlaus.)
48. Fabrig schlacht e Kalb, der Pastor der kriegt's halb,  
Ulbricht kriegt's Gekröse, und Schlegel der is böse. (Hermsdorf b. Rochlitz.)
49. Wauer aus dem Grunde, Belger mäst't de Hunde,  
Hase hat e huch Haus, Grafs Friedel schäbt zum Fenster raus.  
usw. (Forts. unbekamt). (Bischdorf b. Löbau.)
50. Dokters schlachten e Kalb, Körners kriegens halb.  
Kartens kriegens Gekröse, Halns sind darum böse,  
de Kretschmarn guckt zum Fenster raus, Stocks denken, 's is ne Fledermaus.  
(Kohren.)
51. Der Goldschmied schlacht a Kalb, Eger nimmt's halb,  
Schneider nimmt's Geschlinke, hängt's ba Micheln a de Klinke,  
Köhler guckt zum Fenster raus, Dreßler treibt de Fröe ims Haus.  
(Spitzkunnersdorf, Oberlaus.)
52. Bei Beundorfs an der Ecke, Dietels flicken Säcke,  
Grauls ham e großes Haus, Kretschmar macht sich garnichts draus.  
Bühnan hat ein'n großen Garten, Vogtländer müssen die Kinder warten,  
Stande hat e schlechtes Haus, bei Kretschmarn guckt der Kobold raus.  
(Brandis b. Leipzig.)
53. Der Hartmann is e grober Maa, der alte Tülle Kerling hat e  
Buckeln dra,  
und der Fritschaugust der führt en großen Rang, und bei der Pollackmathilde  
da stehts an Schrank.  
Der Gräßler der hot de Habergritzenmühl und der gibt den Bettlern net viel.  
(Rittersgrün i. Erzg.)
- Auf Bewohner von Glauchauer Strassen:
54. Mätersch schlachten e Kalb, Wernersch kriegens halb,  
der Hertsch der kriegt's Gekriese, der Landgraf wird sehr biese,  
der Ebersbach guckt zum Fenster raus, bei Heinzes is großer Kaffeeschmans.  
Der Erler hat ne Metze, der Braune hat ne Petze (Hündin),  
der Blei verkauft gute backne Birn, der Blechschmidt aber Helfenzwirn.  
(Glauchau.)
55. Bei Salgern schlachten se e Kolb. bei Puschen nahm se's holb,  
bei Friedrichen nahm se's Geschlinke, se hängs bei Bairigen a de Klinke,  
der Schuster wullts ne leiden, do müßt's Korle wegschneiden.  
Ben Vurstande hatten se's Gekriese, dr Bäcker soite 's schmeckt biese.  
(Ebersbach b. Löbau.)

Auf die Häusler des Ortsteils Schneidenbach bei Sohland a. d. Spr.

56. Fischer schlacht't e Kalb, dr Bäcker nahm's halb,  
 Hans Aden nahm's Gekröse, Liebseh sagt: das schmeckt böse.  
 Eckardt der bäckt Haferbrot, Christophe hat keene Not,  
 Schmarn weist den Weg, Schulze frißt den Dreck,  
 Eisert sitzt auf dem Berge, Thonig niest auf die Quärge,  
 Wemmanns Jahns is e alter Mân, Haarig is der Kapphahn.  
 (Sohland a. d. Spr. Pilks Sammlung.)

57. Horsts schlachten e Kalb, Wingers kriegen's halb,  
 Richters kriegen's Gekriese, Secherminne wird biese,  
 Vogts Vater hat en dicken Bauch, Obenaus guckt zum Bornloch raus,  
 Obenaus is e braver Mann, Baßchensbauer mag die Frau nich han,  
 Hyns ham en grußen Huf, Wendchens Vater gieht seegen (= pissen) druff,  
 Kalchens backen weißes Brut, Schmiederhasens schlân die alten Weiber tut,  
 mir wohn'n an der Ecke, der alte Kunze flickt de Säcke.  
 (Priestewitz b. Meißen.)

58. Mibs (Möbius) wohnt an der Ecke, Gastschuster der flickt Säcke,  
 Dietrich guckt zum Fenster raus, der Schmieder macht sich garnischt draus.  
 Sammig hat an lächr'gen Hut, Teich'n schmeckt der Tabak gut,  
 Haub'l'd hat viel Kinger, Biehme is der Läuseschlinger,  
 Schuster schlät den Uchsen tut, Glanbrich spricht: Guttschwerenut.  
 (Churschütz b. Lommatzsch, um 1870 bek.)

59. Großenernst wohnt in der Ecke, Schulzenmeleher flickt de Säcke,  
 Hanschrist säuft den Kaffee aus, Quaaslob guckt zum Fenster raus.  
 Moosdorf hat ne schiene Schäcke (Kuh), Großenlob der sitzt im Drecke,  
 Soms hom e schie Gescherre, Klugenfriedrich wird de Fro nich herre.  
 Jakobs schlachten e Kalb, Ebers kriegens halb,  
 Ehrlichs lob's Gekriese, Heimeremil wird drieber biese. (Terpitz b. Kohren.)

60. Vogtgottlieb schlacht a Kalb, Schreiber nimmt's halb,  
 Schenker nimmt's Gekriese, Pahner spricht: 's schmeckt biese.  
 Schimbeh is a ormer Mön, Klix dar kreucht zur Frôe ro,  
 Barth das is dar Basenbinder . . . ?  
 ba Hinliche treiben se 'n Teifel ins Haus, ba Grunerten beißen se de Tischecke o,  
 ba Hantsche schreit der Kikerikihohn, Wahrgüttler (Güttler am Wehre) is a  
 aler Mön,  
 Wolf dos is a bieser Hohn . . . ?  
 ba Wulfe gihts gor feine zu, ba Ritge stuppen se de Mäuselöcher zu,  
 Ritg dos is a Bohnarbeiter, Weise is der Eirichtemôn,  
 ba Richtern lussen se'n Zug arbei, a dr Ziegelei lussen se de Siffliche (Stüffel) rei.  
 (Neufriedersdorf b. Löbau.)

61. Sachsens wohn'n in der Ecke, Schönfelds flicken Säcke,  
 Schlegels backen Weißbrot, Strobel hat die Kindernot,  
 Petzold hat en großen Hund, Ae verliert den Hosensbund,  
 Scheibe hat ene große Scheume, Wickert guckt zum Fenster raus.  
 die Krebsen hat e großes Haus, de Kühn' macht sich nichts daraus.

62. Dr Montag hot no viel zu hufen, be Kerns do is de Kotz ersuff'n,  
 be Neugartners hon se keene Kinder, Mälzer is a Weiberschinder,  
 be Eiselts is dr weise Rot, be Herrmanns is dr Advukat,  
 be Karassürs is a enges Gassel, Gokschtranguk ho kee Ziegenfassel.  
 (Weigsdorf, Bez. Bautzen.)

63. Wolf is dr Hundebauer, und Blaasche is dr Grußbauer,  
und Donath is dr Hasenbauer, und Winkler hat a Grußpferd,  
und Liebscher dar is ganz aalt . . . ?  
Gitterschgirge hot zwee weiße Schimmel, un Baschehansgörge fährt an Himmel,  
Grohe hot a gruß Haus, bei Richter gucken de Meise zun Fenster raus.  
(Niederfriedersdorf, Oberlaus.)

64. Köhler is der Tagewähler, Baukelts Junge wird immer schlechter,  
ba Eisoltn da is miserabel, ba Mühlh assen se all mit dr Gabel,  
ba Exnern assen se lauter Quark, Gulieh dar is gor ne stark,  
ban Schuster roochen se lauter Schwartel, Clemense die han a schie Gartel,  
der Mitterbäcke bäckt schie Brut und Tietze dar sieht aus wie dr Tud.  
(Spitzkunnersdorf, Oberlaus.)

65. Streubel schläft bis um sieben, Seidel frißt ne Rübe,  
Sonntagens kochen Eberubrei, Pöge schläft bei'n Pferden ei,  
Wagner hat zwee große Ochsen . . . ?  
Hankens fahrn bis nach Mutschen, Richter muß aufm Arsche rutschen,  
Zimmermann hat ein großes Haus, die Schön guckt zum Fenster raus,  
Niese der is garnich dumm, Kern der mahlt das ganze Korn,  
Brinschwitz fährt mit'n Luftballon, Lehmanns hab'n en kleenen Jung'n.  
(Kühren, Bez. Grimma.)

66. In der Uchsenmühle gihts klipp klapp, beim Fleescher gihts schnipp  
schnapp,  
bei Bernerts werd der Quark ni sauer, der Zimmer is a großer Bauer,  
Gritzners sinn de Hihnerspitze, bei Bienertsherrmann is de Frau niseht nitze,  
de Guttermiene hot drackge Beene, bei Bärs do is der Monn alleene,  
der Brachmann is e Distlkupp, der Mendenhelf is recht grub.  
(Dorfhain. Bruchstück.)

67. Hampels Christoph dar hot dn Hut uf dr Seite, dr Erbrhampel hot de  
Frau uf dr Weide,  
de Katherin macht gruße Bissen, Wenchs Guttlieb will vill wissen,  
Rudolfs Korle giht mit der Flinte aus, dr ale Rudolf fällt mit der Frô as  
Haus,  
ba Tim han se ock ene Konne, ba Echlern hon se ene sehine Honne.  
(Eibau, Oberlaus.)

68. A wohnt in der Ecke, B's flicken Säcke,  
C's backen Weißbrot, D hat keene Not,  
E hat en klen Garten, F muß de Kinder warten,  
G hat kee Taubenhaus, H gnekt zum Fenster raus,  
I hat en grauen Bart, J . . . ?  
K hat Ratten in der Kammer, L schlät sie mit'n Hammer.  
M is e guter Mann, N hat graue Hosen an,  
O's haben viele Kinner, P haben bloß drei Hinner,  
Q hat ne gelbe Kuh, R hat de Fenster zu.  
S hat bloß enen Burn, T geht Kuchen schnurru.  
U bläst das Nachtwächterhorn,  
V hat ene klene Scheune, W hat nur drei Schweine,  
X bringt das Bauchgurt im.                      Kühren, Bez. Grimma.)

69. Kießlings in der Ecke, Teichgräbers flicken Säcke,  
Vetters backen Weißbrot, de Reimern schlägt den Teifel tot,  
Pretschmanns schlachten e Kalb, Günthers kriegen's halb,

Prosts kriegen's Gekröse, Kießigs sind drüber böse,  
 Rothens ham en großen Garten, Dögens müssen Kinder warten,  
 Fleckeis is e braver Mann, Neider will de Frau nich ham,  
 Hartchens ham e Tuch verlorn, Antrags ham de Ohrn erforn,  
 De Gindeln hat e großes Haus, de Merkeln guckt zum Fenster raus.  
 (Stockhausen b. Döbeln.)

70. Der Müller is der Mehdieb, Bruchelt hat seine Fraa lieb,  
 Schöke wohnt ufm Barge, Schöne macht spitze Quarge,  
 Funke is der ale Vater, N is der Bankhader,  
 Uhlemann wohnt in der Gasse, Grusche hat keene reen Fasse,  
 de Kretzschmarn tut gern Schweine schlachten, Gruschen Karl tut nach Gelde  
 trachten,  
 Pietzsch hat ene schwarze Pfütze, Rabe is uf der Walt nischt nütze,  
 Lehnert is e Lügenmaul, Leuschner Lieb is lang und faul,  
 Fischeer der hat weite Hosen, Rilker hot s'n aufgeblösen,  
 Graf hat ene scheene Fraa, der Schmied spielt gerne Kuntra,  
 Weißig hat en kahlen Kupp, Kühne is e Hundsfutt,  
 Löwe is der Hengstreiter, Hermann is der Hackschschneider,  
 Rückert der wohnt ganz alleene, bei Hilligs is de Stube nich reene,  
 Krausgen Lieb hat keene Kinder, Beger is der Pferdeschinder,  
 Beckert hat nur eene Kuh, Pretzschens machens Falltor zu,  
 Rumpelts ham e Wachtelhaus, bei Mendens guckt der ? raus,  
 der Schäfer treibt de Schafe aus, der Schulmeister prügelt de Kinder aus.  
 (Sachsdorf b. Wilsdruff. Mitt. f. Sächs. Volksk. 1910 S. 195f.)

71. Geisel ime der Ecke, Peschel flickt de Säcke,  
 Philipp schlacht ne schöne Kuh, Gläsehe gibt nen Taler zu,  
 de Dämmigen kriegt's Gemüse, dadrüber werd de Schneidern biese,  
 Kost guckt zum Fenster raus, Franke macht sich garnischt draus,  
 Scheller in der Zippelmütze, Helbig is ooch garnischt nütze.  
 (Riemsdorf b. Meißen. Dähnhardt, Volkstüml. aus Sachsen 2, 145.)

72. Grenkel wohnt in der Ecke, Öhmich flickt Säcke,  
 Kaiser hat en schönes Hans, Höde guckt zum Fenster raus,  
 Platz schlacht en Kalb, Naumann kriegt's halb,  
 Albrecht kriegt's Gekröse, Lamprecht ist darüber böse,  
 Thomas hat zwei schöne Schimmel, Kurth der denkt, er ist im Himmel,  
 Berger der trinkt Bier und Wein, Richter denkt, das muß so sein,  
 die Krausen hat en schönen Mann, die Schüttgen möcht en gerne han,  
 bei Otten sin de Läden krumm, bei Mains is 's Mädchen dumm,  
 bei Kuhnerts führt ne Straße naus, Metzlers wohn' im Spittelhaus.  
 (Luppa bei Dahlen. Dähnhardt a. a. O. 2, 147.)

73. Altemanns wohn' in der Ecke, Straubens flicken Säcke,  
 Hamann hat eene schöne Katze, Klemm leckt de Tatze,  
 der Schmidt hat e hohes Haus, Ulbricht guckt zum Fenster raus,  
 Kerbachs backen Weißbrot, Lippmann schlät den Teifel tot,  
 Höpner trinkt gern e Gläschen Wein, Hübler spricht: es muß so sein,  
 Barthels haben hohe Tor'n, Gelbig is im Backofen erforn,  
 Goldammer denkt, er hat 'ne schöne Frau, Schubert spricht: se is nich ennen  
 Teifel wert.  
 Scheunert . . . ?, Jäbel guckt in de Kaffeekanne,  
 Lauges haben Wanzen, Frankens können schön tanzen.  
 (Schmalbach b. Roßwein. Dähnhardt a. a. O. 2, 146.)

Parallelen ausserhalb Sachsens<sup>1)</sup>:

74. Lammert schlacht e Schwien, Heckert kriegt Trichin,  
N kriegt en Knochen, Winks habens gerochen,  
Graupener kriegt en Schwanz, Zimmermann der hält Tanz,  
Leser kriegt de Darm, Petzold schlägt den Lärm,  
Krüger kriegt en Schinken, Dutke kriegt de Wurst,  
Fries kriegt en großen Durst. (Sondershausen.)

Leipzig.

Curt Müller.

## Weihnachtslieder aus Mähren.

[Über die Entstehung des dramatischen Weihnachtsliedes aus lateinischen Hymnen und seine verschiedenen Gattungen s. K. Weinhold, Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien, Wien 1875; F. Vogt, Die schlesischen Weihnachtsspiele, Leipzig 1901; vgl. auch Hauffen oben 4, 29. Die beiden hier mitgeteilten Lieder entsprechen zum Teil wörtlich den von Weinhold S. 34f. und S. 104f. aus Schlesien aufgezeichneten. Das erste wird, wie Herr Stratil angibt, noch jetzt in mehreren Varianten von verkleideten Burschen und Mädchen gesungen, die zur Weihnachtszeit von Haus zu Haus ziehen und auch in den Nachbardörfern auftreten.]

### I. Weihnachtslied aus Stachenwald bei Fulnek.

Gabriel:

Gelobt sei Jesus Christus!  
Ein' schön' guten Abend geb euch Gott,  
ich bin ein ausgesandter Bot',  
bin ausgesandt aus Engelland,  
der Engel Gabriel werd' ich genannt,  
den Zepter trag' ich in meiner Hand,  
den hat mir Gottes Sohn ernannt,  
die Kron' trag' ich auf meinem Haupt,  
die hat mir Gottes Sohn erlaubt.  
Wer reicht dem König einen Stuhl,  
darauf soll sitzen Gottes Sohn?  
Der heilige Christ ist auch mit mir,  
er steht schon draußen vor der Tür,  
er steht schon draußen, er will schon

rein

zu diesen kleinen Kindelein.

(Hinausrufend):

O heilger Christ, geh' doch herein,  
laß hören deine Stimme fein.

Christkind:

Gelobt sei Jesus Christus!  
Ein' schön' guten Abend, ihr lieben Leut',  
die ihr allhier versammelt seid,

ich komm' herein getreten,  
will schauen, ob die Kinder fleißig beten.  
Wenn eure Kinder fleißig beten und singen,  
werd' ich ihnen Äpfel und Nüsse bringen,  
wenn sie aber nicht fleißig beten und  
singen,  
wird die Rut' um sie herumspringen.  
Der heilige Josef ist auch mit mir,  
er steht schon draußen vor der Tür.  
er steht schon draußen, er will schon rein  
zu diesen kleinen Kindelein.  
(Hinausrufend):  
Ach Josef, liebster Josef mein,  
geh' doch herein zum Kindelein.

Josef:

„Gelobt sei Jesus Christus!  
Ich komm' herein geschritten  
mit höflichen Tritten,  
ich bin der Pflegevater übers kleine Kind,  
das man in der Krippe findt!“

Christkind:

„Ach Josef, liebster Josef mein,  
erzähl' mir was von'n Kindelein!“

1) Beisp. a. d. Grafschaft Glatz oben 9, 446; Vierteljahrsschr. f. d. Gesch. d. Grafsch. Glatz 9, 17. Niederlausitz: Niederlaus. Mitt. 5, 1379ff. — Böhmerwald: Das deutsche Volkslied 7, 62. — Gegend von Braunschweig: oben 6, 367f.; Andree, Braunschweiger Volkskunde S. 459ff.



Josef:

„Ich möcht' darüber wohl überzeugen [...],  
kann aber nicht mehr stille schweigen;  
wenn die Kinder aus der Schule gehn,  
bleiben sie auf allen Gassen stehn,  
Blätter aus den Büchern reißen  
und in alle Winkel schmeißen:  
solche Possen treiben sie.“

Christkind:

„Blätter aus den Büchern reißen  
und in alle Winkel schmeißen.  
Solche Possen treiben sie?  
Ei hätt' ich dies zuvor gehört,  
so wär' ich hier nicht eingekehrt,  
so will ich mich bedenken  
und will den Kindern gar nichts schenken.“

Josef:

„Ei, lieber Christ, sei nicht so hart,  
die Kinder sind nicht nach deiner Art,  
die Kinder werden insgemein  
den Eltern wieder gehorsam sein.“

Christkind:

„So will ich mich bedenken  
und will den Kindern etwas schenken.“

(Zu Gabriel):

Ei Engel, liebster Engel mein,  
reich' her mir doch das Körbelein,

ich will ihn' geben diese Gab',  
die ich vom hohen Himmel hab'.  
Draußen hab' ich Schlitten und Wagen,  
d'rauf hab' ich köstliche Gaben  
für junge Mäd'el und junge Knaben.“

Alle:

Laufet ihr Hirtlein, laufet alle zugleich,  
nehmet Schalmeien und Pfeifen mit euch,  
laufet alle zumal

mit freudenreichem Schall  
zum Kindelein,  
zum Krippelein;  
zu Betlehem im Stall,  
ein Kindelein gesehen [...],  
wie ein Engel so schön,  
dabei auch ein alter Vater tut steh'n,  
eine Jungfrau so zart,  
nach englischer Art,  
das tut mich erbarmen  
gottsjämmerlich hart:  
der Weg ist uns mit Rosen gebaut,  
wir wollen uns wieder gegen Himmel  
umschaun.

Der Himmel ist ein schönes Haus,  
Gottes Segen wohnt in eurem Haus,  
wir danken euch für diese Gaben,  
die wir von euch ererbet haben,  
und lebet alle recht froh beisammen,  
wir geh'n jetzt wieder in Gottes Namen.

## 2. Christkindsingen aus Waltersdorf bei Fulnek.

Läufer:

Ein' schön' guten Abend geb' euch  
Gott,  
Ich bin ein ausgesandter Bot'.  
Von Gott bin ich daher gesandt,  
Der Läufer, der werd ich genannt.  
Die heiligen Engel schicken mich herein,  
Sie wer'n wohl auch nicht weit mehr sein.  
Ach, ihr heiligen Engel, tretet doch herein  
Und laßt eure Stimme hören fein.

(Er läutet.)

Zwei Engel:

Ein' schön' guten Abend geb' euch Gott,  
Wir sind zwei ausgesandte Bot',  
Von Gott sind wir daher gesandt,  
Die heiligen Engeln werden wir genannt.  
Das Zepter tragen wir in unser' Hand,  
Die Kron' tragen wir auf unserem Haupt,  
Die hat uns Gottes Sohn erlaubt,  
Der kleine Christ schickt uns herein,  
Er wird vielleicht nicht weit mehr sein.  
(Läufer läutet, das Christkind tritt ein.)

Christkind:

Ich komm' herein getreten,  
Komm' sehn, ob die Kinder fleißig beten  
und singen,  
Und wenn die Kinder fleißig beten und singen,  
So will ich ihnen eine Gabe bringen.

(Zum ersten Engel):

„Ach Gabriel, du Engel mein,  
Sag, wie verhalten sich die Kindelein?“

Gabriel:

„Ach Christ, wenn ich dir sagen soll,  
Die Welt ist böser Kinder voll.  
Die Kinder tun nichts als schelten und lügen,  
Die Eltern bis in den Tod betrügen.“

Christkind:

„Ach hätt' ich diese Red zuvor gehört,  
So wären wir nicht eingekehrt.“

Die zwei Engel:

„Ach kleiner Christ, sei nicht so hart,  
Die Kinder sind wohl nicht nach deiner Art

Und auch nicht nach deinen Sitten,  
Drum wollen wir um eine Gabe bitten.“

Christkind:

„Und wenn mich die Engelein so schön  
bitten,

So will ich ihn' eine Gabe schicken.  
Draußen hab ich Roß' und Wagen,  
Drauf hab ich gar köstliche Gaben.  
Wohl für die kleinen Mädelein  
Und für die kleinen Knäbelein.“

(Maria und Josef treten auf.)

Maria:

„Ach Josef, liebster Josef mein,  
Komm rein und wieg das Kindelein!“

Josef:

„Ach soll ich denn schon wieder wiege,  
Ich kann doch ka(ut)m dan Pockel biege.  
Hulei, Hulei, Hulei.“

Maria:

„Ach Josef, liebster Josef mein,  
Wie soll dem Kind der Name sein?

Josef (macht eine Kniebeuge und sagt):  
„Jesus soll der Name sein.“

Maria:

„Nun so sei es, Josef mein,  
Jesus soll der Name sein.  
Ach Josef, liebster Josef mein,  
Wer kocht dem Kind das Papelein?“

Josef:

„Josef kocht das Papelein.“

Maria:

„Ach Josef, liebster Josef mein,  
Was hat das Kind für Windelein?“

Josef:

„Schneeweiße Windelein, schneeweiße  
Windelein.“

Maria:

„Nun so sei es, Josef mein,  
Schneeweiße Windelein.

Maria:

„Ach Josef, liebster Josef mein,  
Was hat das Kind für Schnürein?“

Josef:

„Rosarote Schnürein.“

Maria:

„Nun so sei es, Josef mein,  
Rosenrote Schnürein.  
Ach Josef, liebster Josef mein,  
Was hat das Kind für Dienerlein?“

Josef:

„Ochs und Esel solln die Diener sein.“

Maria:

„Ach Josef, liebster Josef mein,  
Was hat das Kind für Wiegelein?“

Josef:

„Die Krippe soll die Wiege sein.“

Maria:

„Ach Josef, liebster Josef mein,  
Wo werden wir denn kehren ein?“

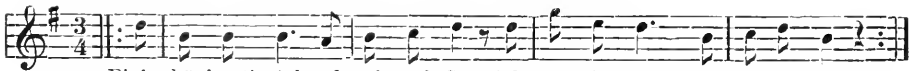
Josef:

„Im Stalle werden wir kehren ein!“

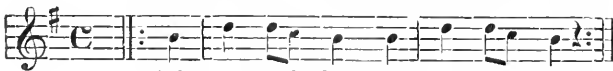
Alle:

Habt Dank, habt Dank, ihr Eltern  
mein,  
Daß ihr uns habt gelassen ein  
Zu euren Kindern groß und klein.  
Gloria, Gloria; uns ist der Weg auf Rosen  
gebaut,  
Wir wollen gegen Himmel naufschauen.  
Gelobt sei Jesus Christus.

Das Ganze im singenden Ton nach folgenden Melodien:



Ein' schön' gut'n A-bend geb euch Gott, ich bin ein aus - ge - sandter Bo'.  
Von Gott bin ich da - her ge - sandt, der Lau - fer, der werd ich ge - nannt usw.



Ach Jo - sef, lieb - ster Jo - sef mein,  
Komm rein und wieg das Kin - de - lein usw.

Das Christkind singt nicht, es spricht nur. Die Antworten Josefs sind mürrisch, brummig und im Dialekt.

Fulnek (Mähren).

Domitius Stratil.

## Die kluge Königstochter,

ein polnisches Märchen.

Es war einmal eine Königstochter, die war sehr gescheit. Sie war des Königs einziges Kind. Da nun ein Königreich einen König haben muss, so musste sie sich, um Königin zu werden, verheiraten. Doch weil sie selbst so klug und gescheit war, wollte sie auch keinen dummen Mann heiraten; wenigstens sollte er eben so gescheit sein wie sie selbst. Da kamen nun jeden Tag viele Freier, um sich der Königstochter vorzustellen; aber sobald sie gar klug zu fragen anfing, wussten sie nichts zu antworten und mussten beschämt von dannen ziehen.

In demselben Königreich lebten auch drei Brüder. Die beiden älteren waren klug, ja man sagte sogar von ihnen, sie wüssten, wo der Teufel seine Jungen habe. Das wussten sie zwar nicht, sondern die Leute redeten es nur so. Der jüngere war dumm. Wenigstens sagten es dieselben Leute, und man glaubte es ihnen. In Wirklichkeit aber war er nicht so dumm. Diese Brüder hörten auch von der klugen Königstochter, und die beiden älteren beschlossen, ihr Glück zu versuchen. Sie zogen sich schöne Kleider an und machten sich auf die Reise zum Schlosse.

Als der Dumme das sah, ging er mit. Zwar lachten ihn die älteren Brüder aus und trieben ihn fort, aber er ging doch hinter ihnen her, und schliesslich mussten sie ihn gehen lassen. So von ungefähr lag auf dem Wege ein toter Spatz. Die beiden Älteren zogen vorbei, ohne ihn anzusehen; der Jüngere aber blieb stehen, rief die beiden andern zurück und zeigte ihnen, was er gefunden hatte. Sie sahen sich den Spatz an und gingen dann ärgerlich weiter. Der Dumme aber steckte den Spatz in seine Tasche. Nicht weit waren sie gegangen, da sah der Jüngere einen Keil liegen, und wieder rief er die Brüder zurück und zeigte ihnen seinen Fund, den er glückstrahlend in der Hand hielt. Da wurden sie gar böse und prügeln ihn durch. Als er nun noch einen Reifen und einen Dreckhaufen fand, da rief er die Brüder nicht erst zurück, sondern steckte diese Dinge stillschweigend in seine Tasche und folgte den Voranschreitenden.

Sie kamen nun vor das Schloss. Die beiden älteren Brüder, die zugleich angekommen waren, wurden auch zugleich vorgelassen. Die Königstochter bewillkommnete sie freundlich, aber sie wussten nicht viel zu sagen, obwohl sie sich auf eine schöne Rede vorbereitet hatten; und als sie gar anfangen, vom Weiter zu reden, da mussten sie das Gemach verlassen.

Jetzt kam der Dumme an die Reihe. Als er in das erwärmte Gemach trat, rief er: „Holde Königstochter, wie warm habt Ihr es hier!“ „Im Hintern ist's noch wärmer,“ antwortete darauf die Königstochter. „Da kann ich wohl meinen Spatz darin braten?“ sagte der Dumme. „Ja, aber es wäre schade um das schöne Fett, das herauslaufen würde,“ erwiderte die Königstochter. „Dafür habe ich gesorgt,“ sagte darauf der Dumme; „hier hab ich einen Keil zum Zustopfen mitgebracht.“ „O,“ rief da die Königstochter, „davon könnte aber der Hintere platzen!“ „Keine Sorge,“ war die Antwort, „ich habe einen Reifen mitgebracht, der das Platzen verhindern wird.“ „Ja, aber wo bleibt denn der Dreck?“ fragte die Königstochter. Kaum war die Frage gestellt, da griff der Dumme in seine Tasche, nahm den mitgebrachten Dreckhaufen heraus und, klatsch, lag dieser auf dem Fussboden. Infolge seiner Schlagfertigkeit gefiel der Dumme der Königstochter, und sie wollte ihn schon am nächsten Tage heiraten.

Aber damit war der Minister, der auch gern König werden wollte, nicht einverstanden, und als er am Abend dem Dummen eine Stube zum Nachtquartier

anweisen sollte, führte er ihn anstatt in ein Zimmer in den Zwinger, in dem ein Löwe gehalten wurde, und machte das Tor zu. So, glaubte er, werde der Löwe den Dummen auffressen. Aber dieser hatte sich wohl vorgesehen; denn er hatte sich, um sich während der Nacht die Zeit zu vertreiben, mehrere Nüsse, einen Stein, einen Stubben, ein Beil, eine Geige, eine Peitsche und eine Schere mitgenommen.

Als er den Löwen bemerkte, der sich zum Sprunge duckte, warf er ihm eine Nuss hin; denn er glaubte, der Löwe habe Hunger. Der Löwe frass sie auf und verlangte mehr davon, denn die Nuss schmeckte ihm. Er warf ihm eine zweite hin, und wieder wurde sie verzehrt. Dann warf er ihm den Stein hin und sagte: „Die Nuss kannst du dir selbst aufknacken!“ Der Löwe suchte den Stein zu zerbeißen, aber er konnte es nicht; und da der Dumme vorhin so leicht jede Nuss aufgeknackt hatte, so glaubte der Löwe an eine grosse Stärke des Menschen und trat näher zu ihm, um ihn sich ordentlich anzusehen.

Jetzt nahm der Dumme die Geige und spielte dem Löwen ein lustiges Stück vor. Dem Löwen gefiel das, und er wollte das Spielen auch erlernen. Der Dumme gab ihm den Bogen in die Tatze, und der Löwe versuchte zu spielen; aber es gelang ihm nicht. Da sagte der Dumme: „Mit solchen ungeschickten Krallen kannst du es zu nichts bringen.“ Und nun spaltete er mit dem Beile den Stubben und bedeutete dem Löwen, seine Tatze in den Spalt zu legen. Der Löwe ahnte nichts Böses und legte seine Tatze in den Spalt hinein. Darauf hatte der Dumme nur gewartet. Schnell zog er das Beil heraus, und nun sass der Löwe fest und konnte ihm nichts mehr anhaben. Jetzt schnitt er ihm auf dem Rücken die Haare ganz kurz, nahm dann die Peitsche und gerbte ihm damit ordentlich das Fell, so dass er laut brüllen musste. Darauf legte er sich hin und schlief bis zum Morgen.

Als es Tag wurde, kam der Minister an das Tor, klopfte an und rief den Dummen, um sich zu überzeugen, ob der Löwe ihn schon gefressen habe. Da aber brüllte der in den Stubben eingeklemmte Löwe und rief:

„Cicho, kpie!  
Ci dupę okrzojã,  
Kantorem wykrzojã  
Jak mnie.“<sup>1)</sup>

Als der Minister das vernahm, eilte er schnell davon. Der Dumme aber verliess unversehrt den Zwinger, ging in das Königsschloss und hielt Hochzeit mit der Königstochter.

Aufgezeichnet von Herrn Lehrer A. Szulczewski in Brudzyn bei Janowitz. Über die Redeweise: „Er weiss, wo der Teufel Junge hat“ vgl. meine Posener Dämonensagen (Rog. Programm 1912) Nr. 5 und Rog. Familienblatt 10, 55. — [Das Märchen ist eine Variante des Redekampfes zwischen der Prinzessin und dem Dummling, über den R. Köhler, Kleinere Schriften 2, 465 und Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimms Märchen 1, 201 (1913) handeln; vgl. auch Carstens oben 3, 458. Zur Überlistung des Löwen vgl. Bolte-Polívka 1, 68.]

Rogasen.

Otto Knoop.

1) Still, Dummkopf! Sie werden dir den Hintern scheren, Mit der Peitsche durchprügeln Wie mich.

### Acker und Garten im Aberglauben des Isergebirges.

Zu dem in dieser Zeitschrift bereits erschienenen Kapitel 'Die Haustiere im Aberglauben des Isergebirges' (oben 23, 181) bildet die Darstellung der im gleichen Landschaftsgebiete verbreiteten Sitten und abergläubischen Regeln betreffs Acker und Garten ein nicht minder reichhaltiges Seitenstück.

Ehe der Ackerbau treibende Isergebirgler mit der Aussaat beginnt, steckt er einige Samenkörner in einen Blumentopf. Von ihrer Entwicklung schliesst er auf das Keimen im Acker. Soll die Saat viel Frucht treiben, so darf man nach seiner Meinung nicht im Neumond säen. Blumensamen streut man am besten zur Zeit des Vollmonds aus, weil diese eine volle Blüte verheisst. Damit die Zimmerpflanzen reich und voll blühen, beschneidet man sie während des Christmonats (Dezember). Den Acker sucht man dadurch besonders ertragreich zu machen, dass man den Dünger am ersten Freitag während des Neumonds auf das Feld schafft. Auch die jungen Obstbäume düngt man an den Tagen des zunehmenden Mondes. Als besonders günstig zum Pflanzen eines Ablegers oder jungen Baumes betrachtet man die Zeit des Vollmonds. Demjenigen, der die Weiden während des Vollmonds beschneidet, verheisst man viel neue und volle Stöcke. Damit Gras und Blumen gut gedeihen, soll man bereits beim Umgraben des Gartens einige Saatkörner verstreuen. Bemerkt man auf seinem Saatfelde oder an einer anderen verbotenen Stelle seines Grundbesitzes eine Fussspur, so misst man sie zuweilen. Man glaubt, dadurch käme über den, der sie getreten, die Strafe einer Fusskrankheit. — Soll ein junger Baum glücklich gedeihen, darf man beim Pflanzen nicht fluchen. Mit seinen Wurzeln soll man ein Stück Eisen, eine Kohle und einen entsprechenden Fruchtkern eingraben. Man sagt: das Eisen kühlt den Baum während der Sommerhitze, die Kohle schützt ihn vor nagenden Tieren, und der Kern ist ihm die stärkende Kraft. Beim Pflanzen eines Nussbaumes schnitt man früher von demselben drei Zweige ab und sprach:

'Du lieber Nussbaum, sei nu mein,  
an bring' mir viele Früchte ei!'

Den Obstbäumen glaubt man mit dem Wasser, in dem man ein geschlachtetes Schwein gebrüht hat, eine recht kräftige Nahrung zuzuführen. Eisengehalt sucht man den Bäumen dadurch zu geben, dass man ihnen Nägel einschlägt. Damit ein junger Obstbaum künftig viel schöne Früchte bringt, gibt man sein erstes Obst einer jungen Frau zu essen. [Vgl. Sartori, Sitte und Brauch 2 (1911), 121.] Kommen im Winter Hasen oder Fasanen in den Garten und nagen die Rinde der jungen Bäume ab, so soll man sie dadurch unschädlich machen, dass man sagt: 'Labst ne mi' lang'! Geht ein Baum, der äusserlich keine Beschädigung zeigt, plötzlich ein, so befürchtet man einen baldigen Todesfall im Hause. Von einem Apfel oder einer Birne soll man die 'Krutsch' (das Kernlager) mitessen. Man sagt, 'darin sind die zehn Gebote enthalten'. Damit der Obstbaum nicht eingeht, darf man nach dem Aberglauben des Isergebirglers von seinen Früchten keine 'Krutsch' verbrennen. Überhaupt soll man niemals frische Zweige ins Feuer werfen oder ihre Blätter dem Vieh zu fressen geben. — Dürre Äste, die noch Früchte tragen, müssen noch ein Jahr lang liegen bleiben. Myrtenzweige, die man beim Begräbnis eines jungen Toten gebraucht hat, soll man wieder einpflanzen; sie treiben weiter.

Bei der Ernte darf man nicht mit dem Rechenstiel ins Heu stechen. Man sagt, sonst regnet es hinein. Liegt ein Rechen mit den Zinken nach oben, so erwartet man baldiges Regenwetter. Früher war es im Isergebirge verschiedentlich Sitte, beim Umackern des Stoppelfeldes zu sprechen: 'Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.' Dem, der Schnee mit umackert, prophezeit man eine schlechte Ernte für das nächste Jahr. Manche Leute dreschen am letzten Jahrestage in der Meinung, dass sie dadurch die Ratten und Mäuse aus Scheune und Haus vertreiben. Wer beim letzten Dreschen den letzten Schlag tut, ist der 'Scheunesel'. Er muss Branntwein zum besten geben und wird tüchtig gehänselt. [Vgl. Sartori 2, 100f.]

Charlottenburg.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

### Doppeldeutige Volksrätsel aus Schleswig-Holstein.

Als Ergänzung zu den früheren Mitteilungen Jungwirths (oben 20, 83) und Andraes (oben 22, 96) kann ich eine Reihe doppeldeutiger Rätsel, die noch heute auf der Halbinsel Schwansen durchaus bekannt sind, mitteilen. Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich, dass gerade Rätsel mit recht derben Anspielungen auf geschlechtliche Vorgänge u. dgl. sehr beliebt waren. Unter den 20 bis 30 Rätseln meiner volkskundlichen Sammlungen aus meinem Heimatdorf haben die meisten eine derartige Doppeldeutigkeit. Ich lasse einige Rätsel aus Damp in Schwansen folgen, wie ich sie seinerzeit aus dem Gedächtnisse oder dem Volksmund aufgezeichnet habe.

1. Mit een Wuppdī  
Sitt ik up di.  
Du büst ünner mi,  
Ik sitt up di,  
Ik heff een Dīng  
Dat kettelt di.

(Reiter und Pferd: Sporn.) — Vgl. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, 44 nr. 74.

2. Rūch an Rūch,  
Buk an Buk,  
Stick twischen dör,  
Rummel achteran.

(Pferde und Wagen.) — Wossidlo 1, 64 nr. 119.

3. Veer runne Runseln,  
Zwee fette Bunzeln,  
Brotschapp,  
Schmick-Schmack,  
Klisterbüdel in'n Bummelsack.

(4 Räder, 2 Pferde, Kutscher, Peitsche, Teerquaste unter dem Wagen.) — Wossidlo 1, nr. 120.

Neben diesem Pferd- und Wagenmotiv ist besonders das Alte-Frau-Motiv, wenn ich diesen kühnen Ausdruck gebrauchen darf, beliebt. Drei Varianten davon sind mir noch bekannt:

4. Een ol Fru seet up een Block  
 Un bekeek er Lock.  
 Un dacht in er Sinn:  
 Harr'k dat lang Dort man ers rin.

(Frau fädelt einen Faden ein.) — Wossidlo 1, nr. 434b.

5. Dor seet mal 'n Fru achder de Tun  
 Un beseeg er Brun.  
 Se dach in er Sinn,  
 Harr'k man een dieken fetten dorin.

(Die Frau besah im Garten den Kohl [in Schwansen meist 'Brunkohl' genannt] und wünschte sich Speck zu einer Mahlzeit Kohl.) — Wossidlo 1, nr. 434a.

6. Dor sitt een Fru up't Is  
 Un schüert er Kapis  
 Un denkt in er Sinn:  
 Harr'k man een rin.

(Eine Frau will bei einem Loch im Eise Aal fangen.) — Wossidlo 1, nr. 434c.

Zum Schluss noch einige andere zweideutige Rätsel:

7. Ik stünn un pampluse mi,  
 Dor keem een lütte Liumlütt  
 Un stött' mi an min Pliumplütt.  
 „Na, du Deuwel Liumlütt,  
 Wat stöttst mi an min Pliumplütt?“

(Eine Ente plustert sich und wird dabei von kleinen Entlein gestört.) — Wossidlo 1, nr. 13.

8. Lange Johann,  
 Stieg up de Stang!  
 Weiht de Wind,  
 So bummelt din Ding.

(Hopfen an der Stange.) — Wossidlo 1, nr. 189d.

9. Rüche rüche röp,  
 Göl is de Pip,  
 Swart is de Sack.  
 Ra, wat is dat!

(Gelbe Wurzel in der Erde.) — Wossidlo 1, nr. 121.

Das von Andrac unter Nr. 6 angegebene Rätsel ist wohl kaum zu der Gruppe der doppeldeutigen zu rechnen. Mir ist folgende Fassung bekannt:

10. Tweebeen nehm Dreebeen, schmeet Verbeen dormit,  
 Dat Dreebeen een Been verlor.

(Das Melkmädchen wirft nach der Kuh mit dem Melkschemel.)

Ausser bei Rätseln sind in der von mir durchforschten Gegend geschlechtliche Anspielungen zum Teil der allerdeutlichsten Art besonders häufig in Umdichtungen hochdeutscher Lieder und in Begleitreimen zu beliebten Tanzweisen (z. B. Vater Michel, Schlachtertanz). Die Tänze sind oftmals längst vergessen, die Reime aber leben fort.

## Noch ein Vorschlag zur lexikalischen Anordnung von Volksmelodien.

Wieviel wäre doch der vergleichenden Melodienforschung damit gedient, wenn jede der vielen Volksliedersammlungen am Schluss neben dem Verzeichnis der Textanfänge auch einen Index der Melodien enthielte, so dass der Forscher mit einem einzigen Blick eine ganze Seite des Verzeichnisses überfliegend, in wenigen Sekunden die gesuchte Melodie herausfände, statt jedesmal die oft recht dickleibigen Bände von Anfang bis zu Ende durchblättern zu müssen, wenn ihm der Textanfang zu der gesuchten Melodie zufällig aus dem Gedächtnis entschwunden ist! Der Mangel der mir bisher bekannt gewordenen Methoden lexikalischer Anordnung von Melodien beruht in der ungenauen und schwer lesbaren Form der Wiedergabe der Melodien durch Ziffern. Sowohl O. Koller (Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft 4, 1) als auch R. Zoder (oben 18, 307) bedient sich der Ziffern, wobei ersterer die metrischen Werte der einzelnen Töne gar nicht, letzterer in gewissem Grade berücksichtigt. Der Auftakt am Beginn der Melodien wird wegen seiner in der Tat grossen Variabilität von beiden Forschern fortgelassen. Um aber ein Gebilde wie dieses VII<sup>2</sup> 2 V III | VII<sup>2</sup> 2 VI zu lesen, dazu bedarf es, mindestens für den Ungeübten, eines anstrengenden Denkprozesses, so dass sich diese Methode schwerlich allgemein einbürgern dürfte.

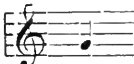
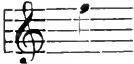
Der Vorschlag, den ich hiermit zur Prüfung und versuchsweisen Anwendung empfehlen möchte, ist so einfach und liegt so nahe, dass es ein Wunder wäre, wenn er nicht schon irgendwo wenigstens in ähnlicher Form aufgetaucht wäre. In der Tat hat J. Pommer in seinen mir erst nachträglich bekannt gewordenen '444 Jodlern und Juchezern' (Wien 1906) die einzelnen Melodien nach fast genau denselben Grundsätzen innerhalb seiner Sammlung angeordnet, die ich bei der Zusammenstellung meines Melodienlexikons befolgte. Freilich ist Pommer sozusagen auf halbem Wege stehen geblieben und hat auf einen Index am Schluss der Sammlung, der erst eine rasche Übersicht ermöglicht hätte, verzichtet.

Zu meiner über 800 Melodien umfassenden Volksliedersammlung legte ich den Zettelkatalog in folgender Weise an:

1. Jeder Zettel enthält die 1. Zeile einer Melodie, und nur im Falle der Übereinstimmung mehrerer Melodien in der 1. Zeile wird über den Schluss derselben hinausgegriffen.

2. Sämtliche Melodien sind im Katalog (nicht in der Sammlung) nach C-dur, beziehungsweise nach A-moll transponiert. Die wenigen äolischen und dorischen Melodien wurden dabei als Mollmelodien behandelt.

3. Die Melodien sind nach dem Anfangston in aufsteigender Reihe angeordnet,

in der Weise, dass zuerst die mit  und zuletzt die mit 

beginnenden Melodien folgen. Durch Transposition sämtlicher Melodien in diese mittlere Tonlage erreichen wir, dass die Melodien weder nach oben noch nach unten allzuweit über das System der gebräuchlichen Notenlinien hinausgehen, wenn sie im G-Schlüssel notiert werden.

4. Innerhalb einer mit demselben Anfangston beginnenden Gruppe sind die Melodien ebenfalls genau nach der Tonhöhe in aufsteigender Reihenfolge angeordnet, wobei natürlich auch Tonversetzungen durch ♯ oder ♭ berücksichtigt werden.



Zur Veranschaulichung möge der Anfang und Schluss des nach diesen Grundsätzen zusammengestellten Verzeichnisses zu meiner Sammlung hier folgen, wobei die Seitenzahlen, da die Sammlung nicht gedruckt, sondern nur im Manuskript vorliegt, fingiert sind.



S. 45.



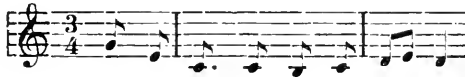
S. 250 (251).



S. 23.



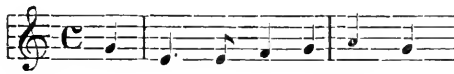
S. 251 (250).



S. 56, 98.



S. 15, 24, 113.



S. 60.



S. 121.



S. 14.



S. 304.



S. 76.



S. 105.



S. 217, 41.



S. 12.

Aus dem Schluss des Verzeichnisses:



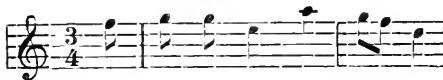
S. 52.



S. 115.



S. 73.



S. 98.

Wo einer Melodie mehrere Seitenzahlen beigelegt sind, da ist ersichtlich, dass dieselbe Melodie zu verschiedenen Texten wiederkehrt; Seitenzahlen in Klammern bezeichnen eine nahe verwandte Melodie oder ein Melodiefragment usw.

Der nächstliegende Einwand, der gegen diese Art der Registrierung der Melodienanfänge am Schluss der Liedersammlungen erhoben werden wird, ist buchhändlerisch-praktischer Natur. Eine Notenzeile in dem gebräuchlichen Fünflinien-system ist bei engem Druck ungefähr vier- bis fünfmal so breit als eine kleingedruckte Textzeile; dementsprechend würden sich auch Umfang und Kosten eines Melodienregisters etwa vier- bis fünfmal so hoch stellen als die des Textregisters zu derselben Sammlung. Darf dieser Gesichtspunkt entscheidend ins Gewicht fallen gegenüber der grossen Ersparnis von Kraft und Zeit, die für die Melodienforschung aus der Einführung von Melodienverzeichnissen in obiger Art erwachsen würde?

Alle anderen Einwände, die sich etwa noch geltend machen liessen und die zum Teil schon (von Zoder gegen Pommer) geltend gemacht worden sind, treffen meines Erachtens die Textverzeichnisse der Lieder genau ebenso wie die Melodienverzeichnisse. Wird auf die grosse Variabilität der Melodienanfänge hingewiesen, so darf ich wohl entgegenen, dass die Textanfänge nicht minder veränderlich sind. Ein und dasselbe Lied (vom Wettstreit zwischen Wasser und Wein) wird beispielsweise in Siebenbürgen allein mit folgenden verschiedenen Textanfängen gesungen: 'Es waren zwei Gesellen fein', 'Merkt auf, ihr Christen und Leute', 'Hört zu, ihr Christen und Leute', 'Ich sing ein Liedchen hübsch und fein'. Dazu kommen aus Deutschland folgende Varianten: 'Wir woll'n eins singen so hübsch und so fein' (Ditfurth, Fränkische Volksl. 2, nr. 352), 'Ich weiss mir ein Liedlein hübsch und fein' (A. Bender, Oberschefflener Volkslieder nr. 142), 'Jetzt lasst uns mal singen' (Becker, Rheinischer Volksliederborn nr. 27). Zieht man noch in Betracht, dass ein und dasselbe Lied hier mit der ersten, dort aber mit der zweiten oder dritten Strophe begonnen wird, so wird man nicht sagen können, dass die Mannigfaltigkeit in der Variation bei den Melodienanfängen eine grössere sei als bei den Textanfängen. Ein genaues Melodienregister wird eben nach Möglichkeit ebenso wie ein genaues Textregister alle in der betreffenden Sammlung

enthaltenen Varianten, auch wenn sie nur zum Vergleich herangezogen werden, aufnehmen. In ähnlicher Weise erledigt sich ein anderer irgendwo laut gewordener Einwand gegen eine Registrierung der Melodieanfänge, dass nämlich zuweilen nicht der Anfang, sondern eine später auftretende Wendung der Melodie sich durch ihre charakteristische Form dem Gedächtnis am festesten einpräge, einfach durch den Hinweis auf dieselbe Möglichkeit auch bezüglich der Liedertexte.

Alles in allem sollte man meinen, dass die hier in Vorschlag gebrachte Methode der Registrierung schon infolge ihrer, ich möchte sagen, Selbstverständlichkeit nach Analogie der Textregister sich in kurzem allenthalben einbürgern müsste.

Kleinscheuern b. Hermannstadt (Siebenbürgen). Gottlieb Brandsch.

### Auffrischung alter Fastnachtsfeiern in der Rheinpfalz.

Zwei alte volkstümliche Bräuche wurden heuer bei Fastnachtsschluss hier zu Lande mit Eifer neu belebt: ein christlicher aus dem 17. Jahrhundert und ein wesentlich älterer wohl aus altgermanischer Zeit. Auf den lustigen Faschingsdienstag, den 24. Februar, fiel diesmal in Wattenheim der Matthias- oder Viehdienstag, ein örtlicher Buss- und Betttag der zwei christlichen Konfessionen, der mit vormittägigem Gottesdienst in beiden Pfarrkirchen, namentlich aber seitens der Katholiken gefeiert wird, wozu sich dann eine grössere Anzahl beicht-hörender Geistlichen und viele Beichtkinder aus den Nachbarorten einfinden. Die Einwohner Wattenheims, besonders die bäuerlichen, halten ernst an diesem Buss-tage fest, der der Überlieferung zufolge zur Erinnerung an ein ausgedehntes Rind-viehsterben eingesetzt wurde, als dieses die Altvordern einst in arge Not ver-setzte. Wahrscheinlich reicht dieser Feiertag bis zum Ausgange des sogenannten orleanischen (Pfälzer Raub-) Kriegs oder gar des 30jährigen zurück. Eine einzige milchende Kuh soll damals übriggeblieben sein. Darum hat das Rindvieh am Matthiastag Ruhe. Es wird nicht eingespannt, ja kommt überhaupt nicht vor den Stall, da dies Unheil bringen könnte. Die Viehbesitzer fasten da oft bis nach dem Frühgottesdienste, und oft wird auch dann erst dem Vieh das Morgenfutter, und zwar früher zuerst Brot und Salz, gegeben. Indem die Wattenheimer an diesem Feiertage neuerdings festhalten, hatten sie das deutliche Bewusstsein, einen ehr-würdigen Akt der Pietät gegen ihre frommen Ahnen zu erfüllen. — Und an dem-selben Datum abends  $\frac{1}{2}$  7 Uhr flammte auf dem Felsen des sagenumspunnenen Brunholdisstuhles in der vorderen Haardt ein mächtiges Fastnachtsfeuer auf, das über eine Stunde lang weit in die Rheinebene hinausleuchtete. Schon in frühen Zeiten wurden hier Holzreiser und Zasseln in der Fastnacht auf-geschichtet und angezündet. Alt und jung tanzte vergnügt im Kreise um die Flammen, und Feuerräder wurden weit in die Ebene hinausgerollt. Dieser Brauch wurde noch um 1820 betätigt, obwohl eine Visitationsordnung des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken vom 12. Dezember 1579 ausdrücklich verbot „Halfeuer am Rhein, Redder schieben, Braten heischen, verbutzen und dergleichen Fast-nachtsspiel und Gauckelwerk.“ So lebt jetzt nach längerer Zeit dieser Brauch, der zweifellos in gar altem Herkommen fusst, wieder auf. Die uralte Thingstätte an der vorderpfälzischen Heidenmauer übt augenscheinlich noch ihre starke Anziehungskraft aus.

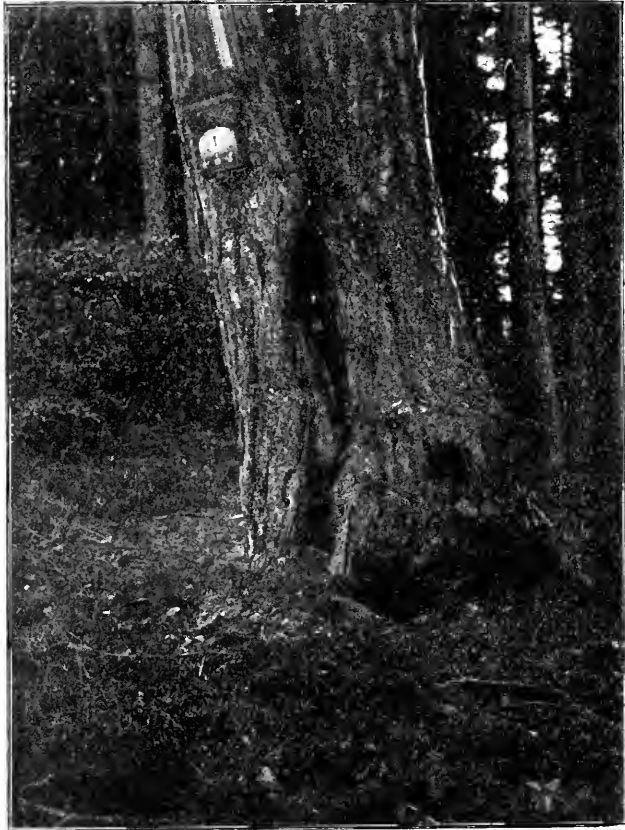
Ludwigshafen a. Rh.

Ludwig Fränkel.

### Vernageln.

(Mit einer Abbildung.)

Die beiden hier abgebildeten alten, eng aneinanderstehenden Föhrenbäume befinden sich nahe dem Punkte, an dem sich die Grenzen der Gemeinden Tirschenreuth, Gumpen und Hohenwald treffen, im Gemeindewald Tirschenreuth, Kr. Oberpfalz, fern von Verkehrsstrassen. Die eine Föhre trägt ein aus Bretterholz ausgesägtes, vor drei bis vier Jahren renoviertes Kruzifix mit darunter befindlichem



Marien- und Fegefeuerbild (in einem Stück). Beide Bäume sind nahe am Erdboden, an der Stelle, an der sie ursprünglich sich berührten, durch Axthiebe der Rinde entblösst, und zwar jeder Baum ziemlich bis zur gleichen Höhe — etwa  $1\frac{1}{2} m$  vom Erdboden — auf beiden Seiten (auf der Rückseite also ebenso wie auf der Vorderseite). Während die Behauung auf den beiden Vorderseiten und auf der Rückseite mit Gesicht gegen den Baum auf der rechten Seite alt und wettergrau ist, ist auf der linken Rückseite eine erst einige Wochen alte, frische Behauung vorgenommen worden. Die Axtspuren sind deutlich zu erkennen, die Holzteile sind entfernt. Soweit der Baum von Rinde entblösst ist, sind etwa 120 Hufschmiedenägel und Nägel mit kleinerem Kopf (sog. Zimmermannsnägel) eingeschlagen (auf dem Bilde als schwarze Punkte sichtbar). Auch in der Rinde

sind, soweit sichtbar, etwa 30 Nägel eingeschlagen; manche werden von der Rinde überwachsen sein (dies zu verhindern wohl die Behauung). An der frischen Hauptstelle befindet sich kein Nagel, doch sind Nagelspuren (Löcher) älteren Ursprungs sichtbar.

Der Baum (und das Bild) haben keinen Namen; etwa 2 km entfernt befindet sich ein wundertätiges Marienbild 'Maria-Weiher', zu dem Einheimische und Auswärtige (Böhmen) mit Wachsopfern wallfahrten.

Über den Gebrauch des Nageleinschlagens konnten hiesige, mit der Bevölkerung vertraute Persönlichkeiten keinen Aufschluss geben. Die Tatsache ist überhaupt sonst hier unbekannt.

(Mitteilung von Herrn Daxenberger in Tirschenreuth vom 9. Juni 1909.)

Es ist ein 'Stock im Eisen', wie das einstmals so hochgehaltene Wahrzeichen Wiens hiess; die Krankheiten wurden so insgeheim in den frischen rindenlosen Holzstock 'vernagelt', namentlich in der Nähe von Kultquellen.

Bad Tölz.

Max Höfler.

### Das kaudinische Joeh.

Am Schluss meines Aufsatzes über Scheingeburt<sup>1)</sup> oben 20, 141—181 habe ich den Durchzug eines kriegsgefangenen Heeres durch das sogenannte iugum, gr. ζυγόν oder πύλη 'Torweg', behandelt und dieses Durchziehen oder 'Durchkriechen' im Anschluss an eine Bemerkung Frazers in seinem Golden Bough als eine Reinigungszeremonie bezeichnet. Zum Vergleich mit dem iugum habe ich die porta triumphalis und das tigillum sororium herangezogen (S. 177 A. 4 und S. 180). Der Durchzug eines heimkehrenden Heeres durch die porta triumphalis kann ebenfalls als eine Reinigungszeremonie betrachtet werden, als eine Zeremonie, die die Reinigung des Heeres von der Befleckung des Krieges und zugleich die Zurückführung des Heeres aus dem Kriegszustand in den Friedenszustand bezweckte. Die von mir a. a. O. zitierten Äusserungen<sup>2)</sup> von Alfred v. Domaszewski in seinen Abhandlungen zur römischen Religion S. 222f. waren es, die mich zu dieser Auffassung bestimmten, und ich bedaure nur, dass ich mich früher mit einem blossen Hinweis auf die porta triumphalis begnügt und meine Auffassung des Brauches nicht genauer formuliert habe. Nachtragen möchte ich hier einen Verweis auf die Bemerkungen von Arnold van Gennep über den römischen Triumphbogen<sup>3)</sup> in seinem Buche Les rites de passage, Paris 1909 p. 28, und auf den ausgezeichneten Artikel 'Door' in der Encyclopaedia of Religion and Ethics 4, 846—852.

1) Zum indischen Hiranyagarbha-Ritus (S. 159ff.) hätte ich auf den Aufsatz von Emil Schmidt: Die Wiedergeburt der Herrscher von Travancore, Globus 63, 21ff., verweisen sollen. Man sehe jetzt auch Frazer, Totemism and Exogamy 1, 32. 4, 208ff.

2) Die Ausführungen Domaszewskis (die sich in erster Linie auf den Durchzug des Heeres durch die Porta Carmentalis beziehen) sind kritisiert worden von Wissowa, Deutsche Literaturzeitung 1909 Sp. 2633f. und von Deubner, Archiv für Religionswissenschaft 13, 502.

3) Cette même évolution, du portique magique au monument, semble avoir été celle de l'arc de triomphe romain, le triomphateur ayant d'abord, par une série de rites, à se séparer du monde ennemi, pour pouvoir rentrer par son passage sous l'arc dans le monde romain, le rite d'agrégation étant ici le sacrifice à Jupiter Capitolin et aux divinités protectrices de la cité. — Vgl. S. 30 Anmerkung.

Über das *tigillum sororium*, den 'Schwesterbalken', habe ich auf S. 180 meines Aufsatzes gehandelt, im Anschluss an die Ausführungen von W. F. Otto im Rheinischen Museum für Philologie 64, 466 ff. Dabei habe ich mich leider einer Unterlassungssünde schuldig gemacht. Ich hätte auch auf Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie 2, 21 verweisen sollen<sup>1)</sup>. 'Wie alt dieses bis ins 5. Jahrh. nachweisbare Heiligtum (das *tigillum*) war', schreibt Roscher hier, 'ersieht man aus der Legende, wonach die Errichtung des *Tigillum* und der beiden Altäre auf die Sühne des von dem letzten Horatier begangenen Schwermords bezogen wurde. Zum Verständnis der Legende erinnere ich an die von Grimm DM.<sup>3</sup> 1118 erörterte Sitte, einen verderblichen Zauber (Fluch) dadurch zu lösen, dass man durch gespaltene Bäume, durch Erd- und Felsenhöhlen hindurchging oder -kroch'. Roscher fasst also das Durchgehen unter dem heiligen Schwesterbalken als ein 'Durchkriechen' auf, das zur Entsühnung vorgenommen wurde. Und so schreibt denn auch Wissowa in der zweiten Auflage seines Buches über die Religion und den Kultus der Römer 1912 S. 104, dass das Durchgehen unter dem Balken 'eine Sühnzeremonie gewesen sein mag'; zum Durchgehen durch ein enges Tor oder einen Spalt als Reinigungszeremonie verweist er, wie W. F. Otto a. a. O., auf Frazer, *The golden bough*<sup>2</sup> 3, 399 ff. (in der 3. Auflage: 7, 2, 175 ff.).

Sonst wüsste ich dem, was ich in meiner Abhandlung namentlich über die ursprüngliche Bedeutung des Jochganges gesagt habe — wobei mein Bestreben war, den Weg für Frazers Erklärung zu ebnen —, nichts hinzuzufügen. Wenn ich dennoch hier noch einmal auf den Gegenstand zurückkomme, so geschieht es, um meine Befriedigung darüber auszudrücken, dass Frazer in der dritten Auflage des *Golden Bough* 7, 2, 193 ff. (1913) seine Erklärung des Jochganges wiederholt und, übrigens ohne meine Abhandlung zu kennen, nunmehr auch das *Tigillum sororium* und die *Porta triumphalis* zum Vergleich mit dem *Jugum* herangezogen hat. Da ich bei den Lesern einer Zeitschrift für Volkskunde Interesse für Frazers Ansichten voraussetzen darf, so erlaube ich mir ausführlich mitzuteilen, was Frazer a. a. O. über den Schwesterbalken und die Triumphpforte bemerkt hat.

Zunächst weise ich darauf hin, dass Frazer seine Vermutung, der Jochgang sei ursprünglich eine Reinigungszeremonie gewesen, nicht, wie in der 2. Auflage des *Golden Bough*, in eine Anmerkung versteckt, sondern jetzt in den Text gesetzt hat<sup>2)</sup>. An seine Erklärung des Jochganges schliesst Frazer S. 194 die folgenden, in der 2. Auflage noch fehlenden Bemerkungen:

This conjectural explanation of the ceremony is confirmed by the tradition that the Roman Horatius was similarly obliged by his fellow-countrymen to pass under a yoke as a form of purification for the murder of his sister. The yoke by passing under which he cleansed himself from his sister's blood was still to be seen in Rome when Livy was writing his history under the emperor Augustus. It was an ancient wooden beam spanning a narrow lane in an old quarter of the city, the two ends of the beam being built into the masonry of the walls on either side; it went by the name of the Sister's Beam, and whenever the wood decayed and threatened to fall, the venerable monument,

1) Das Zitat ist gegeben worden von Fowler, *Classical Review* 27, 50 und fast gleichzeitig von Frazer, *Golden Bough*<sup>3</sup>, 7, 2, 194.

2) Im Wortlaut besteht zwischen dem, was Frazer<sup>2</sup> 3, 406 Anm. und neuerdings in der 3. Auflage 7, 2, 193 f. sagt, kaum ein Unterschied. In der 3. Auflage steht am Rande der Seite die folgende Inhaltsangabe: The ancient Roman custom of passing enemies under a yoke was probably in origin a ceremony of purification rather than of degradation.

which carried back the thoughts of passers-by to the kingly age of Rome, was repaired at the public expense<sup>1</sup>). If our interpretation of these customs is right, it was the ghost of his murdered sister whom the Roman hero gave the slip to by passing under the yoke; and it may have been the angry ghosts of slaughtered Romans from whom the enemy's soldiers were believed to be delivered when they marched under the yoke before being dismissed by their merciful conquerors to their homes.

In a former part of this work we saw that homicides in general and victorious warriors in particular are often obliged to perform a variety of ceremonies for the purpose of ridding them of the dangerous ghosts of their victims<sup>2</sup>). If the ceremony of passing under the yoke was primarily designed, as I have suggested, to free the soldiers from the angry ghosts of the men whom they had slain, we should expect to find that the victorious Romans themselves observed a similar ceremony after a battle for a similar purpose. Was this the original meaning of passing under a triumphal arch? In other words, may not the triumphal arch have been for the victors what the yoke was for the vanquished, a barrier to protect them against the pursuit of the spirits of the slain? That the Romans felt the need of purification from the taint of bloodshed after a battle appears from the opinion of Masurius, mentioned by Pliny, that the laurel worn by soldiers in a triumphal procession was intended to purge them from the slaughter of the enemy<sup>3</sup>). A special gate, the *Porta Triumphalis*, was reserved for the entrance of a victorious army into Rome<sup>4</sup>); and it would be in accordance with ancient religious views if this distinction was originally not so much an honour conferred as a precaution enforced to prevent the ordinary gates from being polluted by the passage of thousands of blood-guilty men.

Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass Frazer im Rechte ist, wenn er das *ingum* und das *tigillum* auf eine Stufe stellt. Die Entscheidung darüber, ob er mit seiner Ansicht über die ursprüngliche Bedeutung des Durchzugs durch die *porta triumphalis* das Richtige getroffen hat, wird wesentlich von der Beantwortung der Frage abhängen: Fühlten die Römer wirklich 'die Notwendigkeit der Reinigung von dem Makel des Blutvergiessens nach einer Schlacht', hielten sie eine Entsühnung der heimkehrenden Krieger — und zugleich ihrer Streitrosse, Waffen usf. — für nötig? Man hat diese Frage meist im bejahenden Sinne beantwortet; und, wie ich meine, mit vollem Recht. Ich verweise nur auf die Erörterungen von W. Warde Fowler in seiner Vorlesung über die *Lustration*<sup>5</sup>) und auf die von Ludwig Deubner (der die Kriegsbräuche der neuseeländischen Maori heranzieht) in seinem Vortrag *Zur Entwicklungsgeschichte der altrömischen Religion*<sup>6</sup>). Soweit meine Kenntnis der einschlägigen Literatur reicht, hat nur

1) In der Anmerkung zitiert Frazer die klassischen Stellen, wo das *Tigillum sororium* erwähnt wird, und ausserdem beruft er sich auf Roschers *Lexikon der Mythologie* 2, 21 und auf Wissowa, *Religion und Kultus der Römer* 2 S. 104.

2) Frazer zitiert: 'Taboo and the Perils of the Soul', pp. 165 sqq. Gemeint ist der zweite, mir jetzt nicht zugängliche Teil der 3. Auflage des *Golden Bough*. In der 2. Auflage entspricht: 1, 331—341, eine Stelle, worauf ich in meiner Abhandlung über Scheingeburt oben 20, 180<sup>2</sup> bereits verwiesen habe.

3) Frazer zitiert: Plinius n. h. 15, 135 'Quia suffimentum sit caedis hostium et purgatio.' — Vgl. die oben 20, 180<sup>2</sup> von mir angeführte Stelle Festus p. 117, 13 *Laureati milites sequebantur currum triumphantis, ut quasi purgati a caede humana intrarent Urbem*.

4) Frazer zitiert: Cicero, in *Pisonem* 23, 55; Josephus, *Bellum Judaicum* 7, 5, 4.

5) Die *Anthropologie* und die *Klassiker*, sechs Vorlesungen . . . übersetzt von Johann Hoops, Heidelberg 1910 S. 205, 223.

6) *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur* 14, 324 ff.

J. S. Reid die oben gestellte Frage mit Entschiedenheit verneint. 'It can hardly be supposed', schreibt er, 'that the Romans ever regarded the triumph as in any way a lustral ceremony. The lustratio is a means of putting away guilt and winning favour from the gods; but an army which has just been vouchsafed a victory in answer to vows has ample proof that the courtenace of heaven has been secured, and the shedding of blood in a *iustum bellum* did not, to the Roman mind, call for purification' (The Journal of Roman Studies 2, 46). Ich sehe aber nicht ein, weshalb wir den Römern einen Glauben absprechen sollen, den wir bei anderen Völkern reich genug vertreten finden. Wie weit verbreitet die Anschauung war und noch ist, dass Krieger, die Blut vergossen haben, entsühnt werden müssen, hat ja Frazer im Golden Bough<sup>2</sup> 1, 331 ff. unter der Überschrift 'Manslayers tabooed' gezeigt und mit vielen Beispielen belegt. Zu der von Frazer S. 335 und auch von Fowler (Die Anthropologie und die Klassiker S. 223) zitierten Stelle Numeri 31, 19f. (Lagert euch ausserhalb des Lagers sieben Tage, jeder, der Menschen getötet oder Erschlagene angerührt hat, und entsündigt euch am dritten und siebenten Tage, ihr samt euren Gefangenen. Alle Kleider sowie alle Geräte von Leder, Ziegenhaar und Holz müsst ihr entsündigen) vergleiche man auch die Kapitel 'Verunreinigung durch Leichen' und 'Rückkehr in den profanen Stand' in Friedrich Schwallys Semitischen Kriegsallertümern 1, 66f. 106ff. sowie Robertson Smiths Lectures on the Religion of the Semites<sup>2</sup> 491.

Zum Schluss muss ich noch auf ein merkwürdiges Zusammentreffen hinweisen. Die von mir mitgeteilten und besprochenen Ausführungen Frazers über das *iugum*, das *tigillum* und die *porta triumphalis* waren von ihm niedergeschrieben aber noch nicht dem Druck übergeben, da erschien ein Artikel von W. Warde Fowler mit der Überschrift *Passing under the yoke* in der *Classical Review* 27 (1913), 48—51. Ähnlich wie ich selbst vor vier Jahren, so geht dieser Autor von Frazers Vermutung über den Jochgang (Golden Bough<sup>2</sup> 3, 406) aus und zeigt, dass das Durchgehen unter dem Schwesterbalken und der Durchzug durch die Triumphpforte mit dem Jochgang auf eine Stufe gestellt, dass alle drei Bräuche auf denselben Grundgedanken zurückgeführt werden können. Merkwürdig ist dieses Zusammentreffen von Frazers und Fowlers Ansichten allerdings; 'the closeness of the coincidence between our views is a welcome confirmation of their truth', bemerkt Frazer im Golden Bough<sup>3</sup> 7, 2, 195, Anm. 4. Im übrigen habe ich nicht die Absicht, alle die Gründe hier zu wiederholen, mit denen Fowler seine Auffassung gestützt hat. Doch will ich besonders hinweisen auf die Bemerkungen Fowlers über die älteste Form der *porta triumphalis* und das herausheben, was er am Schluss seines Artikels über die Bedeutung des Jochganges sagt. Was für einen Zweck hatte man wohl im Auge — so fragt er —, wenn man die Kriegsgefangenen dieselbe Zeremonie durchmachen liess, wie den Mörder (z. B., der Sage nach, den Horatier) oder das siegreiche Heer? Nach Frazer wollte man die Gefangenen, che man sie nach Hause entliess, von ihren 'malignant and hostile' powers' befreien. 'I do not see', bemerkt Fowler hierzu, 'that we can find a better explanation, though I might put it somewhat differently. They had to be brought out of one status into another; they must not be any longer the same beings they were before the *deditio*; just as in historical times the *dediticus* passed out of his former status into a new one, and became absorbed in the body politic of the conqueror, to be henceforward harmless.' Oben 20, 179

1) 'Some uncanny powers' sagt Frazer in der 3. Auflage des Golden Bough 7, 2, 194.



hatte ich die Vermutung ausgesprochen, dass das Durchgehen unterm Joch die Zurückführung der Kriegsgefangenen in ihre frühere Stellung bezweckte. Aber das sollte nur eine Vermutung sein. Denn da das 'Durchkriechen' den verschiedensten Zwecken dient, so kann man allerdings über den ursprünglichen Sinn des Jochganges verschiedene Ansichten aufstellen. Aber damit scheint mir Frazer durchaus das Richtige getroffen zu haben, dass er die gewöhnliche Annahme, der Jochgang sei eine Zeremonie der Erniedrigung oder Demütigung gewesen, zurückgewiesen hat. Das möchte ich besonders betonen. Wer dem genialen englischen Forscher nicht beizupflichten vermag, dem wird nichts anderes übrig bleiben, als zur 'Symbolik' seine Zuflucht zu nehmen. Schon Livius behauptet an der Stelle, wo er das *iugum* zum ersten Male erwähnt (3, 28: Sieg der Römer über die Aequer), dass die Kriegsgefangenen unter dem Joch davonziehen mussten, 'ut exprimatur confessio subactam domitamque esse gentem'; und H. Nissen gibt in seiner Beurteilung des Jochganges der Römer bei Caudium allerdings zu, es sei kein besonderer Schimpf gewesen, den C. Pontius den gefangenen Legionen antat, wenn er sie das Joch passieren liess; aber dann fügt er hinzu: die Symbolik deutet an, dass sich die Römer als kriegsgefangen und nur durch Gnade in Freiheit gesetzt bekannten<sup>1)</sup>. Ähnlich erklärt Henri Gaidoz in seinem Buche über das Durchkriechen<sup>2)</sup> den Jochgang für einen Unterwerfungsritus (*rite de soumission*). Er geht aus von dem Rasengang, der als ein Heilritus und auch als ein Zeichen der Unterwerfung vorkommt (oben 20, 148f.; 177), erinnert an das Werfen auf die Erde, an Ausdrücke wie *Mordre la poussière ou la terre*, *Ins Gras beissen* usf., und unter den Belegen teilt er mit, was Baber in seinen Denkwürdigkeiten von den Afghanen erzählt<sup>3)</sup>. Als Baber Afghanistan erobert hatte, und als die Afghanen einsahen, dass weiterer Widerstand vergeblich sein würde, da erschienen ihre Gesandten vor Baber, Gras im Munde haltend. Das sollte bedeuten: Wir gehören dir, wir sind dein Vieh<sup>4)</sup>. 'C'est ainsi', bemerkt Gaidoz dazu, 'que ce rite de soumission était compris: c'est un rite représentatif d'asservissement, où l'homme asservi est ravalé au rang de bétail, rite identique, par l'intention, à celui des Romains quand ils faisaient passer l'ennemi vaincu sous le joug, c'est-à-dire l'assimilaient à une bête de labour'. Aber jenes torartige Gerüst oder Gestell,

1) Gegen diese Erklärung habe ich mich bereits oben 20, 179 ausgesprochen. So wendet sich auch Schwally bei der Besprechung von gewissen Bundschliessungsriten (vgl. oben 20, 150ff.) mit Entschiedenheit gegen die symbolische Theorie. 'Wenn auch bereits sehr früh aus diesen Riten ein symbolischer Sinn herausgefühlt wurde, so muss derselbe doch schon um deswillen sekundär sein, weil religiöse Motive immer älter sind als symbolische' (Semitische Kriegsaltertümer 1, 54f.). Ich verweise noch auf die treffenden Bemerkungen von W. Kroll in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1905, 243f. und von P. Sartori, *Sitte und Brauch* 1, 15f.

2) *Un vieux rite médical* 1892 p. 83. Ich habe mich zwar schon früher über die von Gaidoz hier vorgetragene Ansicht geäußert, halte es aber für erspriesslich, hier noch einmal darauf zurückzukommen: ist doch *Un vieux rite médical* ein seltenes, durchaus nicht allgemein zugängliches Buch. Übrigens vergleiche man auch den Artikel 'La soumission par le symbole de l'herbe', den Gaidoz in seiner *Mélusine* 9, 33—34 veröffentlicht hat (mir jetzt nicht zugänglich).

3) Ich benutze hier auch eine Mitteilung von G. A. Grierson, *Indian Antiquary* 20 (1891), 338f.

4) Zu diesem Ausdruck vergleiche man R. Pischel (der übrigens den von Gaidoz aus Babers Denkwürdigkeiten beigebrachten Beleg nicht kennt) in seiner Abhandlung über die Redensart 'Ins Gras beissen', *Sitzungsberichte der Berliner Akademie* 1908, S. 448.

unter dem besiegte Feinde hindurchgehen mussten, ehe sie nach Hause entlassen wurden, ist wohl einem Joch ähnlich und wird geradezu Joch genannt, aber es ist darum kein Joch im eigentlichen, gewöhnlichen Sinne des Wortes; es ist nichts weiter als ein 'extemporised arch', um Fowlers sehr glücklichen Ausdruck zu gebrauchen (Classical Review 27, 48). Einen solchen Bogen mit drei Speeren zu bilden, von denen zwei in die Erde gesteckt und einer quer darüber gebunden wurde, lag draussen im Felde nahe genug. Sehr wenig unterscheidet sich das Gestell, das die Römer iugum nannten, von dem, das die Tartaren errichteten (duas hastas ponunt iuxta ignes, et unam cordam in summitate hastarum) und unter dem sie nach einem Todesfalle hindurchschritten, um sich zu reinigen; und dieses Gestell wiederum ist sehr nahe verwandt dem Bogen — oder dem 'Joch', wie es Oldenberg nennt —, unter dem in Indien die Angehörigen eines Verstorbenen, wenn sie von der Verbrennungsstätte zurückkehrten, hindurchgehen mussten: zwei Äste eines heiligen Baumes werden in den Boden geschlagen und oben mit einer dünnen Schnur zusammengebunden (oben 17, 470; 20, 180f.).

Halle a. S.

Theodor Zachariae.

---

### Zur Pflege der Volkskunde in Italien.

Unter den mannigfaltigen Veranstaltungen, mit denen im Jahre 1911 das 50jährige Jubiläum des Königreichs Italien gefeiert wurde, stand die auf der Piazza d'Armi in Rom errichtete 'Mostra Etnografica' an einer der ersten Stellen. Sie war der 'Etnografia Italiana', der italienischen Volkskunde, gewidmet und zerfiel, wenn man von dem üblichen Vergnügungspark u. dgl. absieht, in zwei Hauptteile: Einmal waren die historischen Provinzen des Königreichs durch besondere Gebäude vertreten, die jedesmal in der für ihre Gegend charakteristischen Bauart errichtet waren und in ihrem Inneren in ebenfalls charakteristischem Rahmen Sonderausstellungen der bezeichnenden Industrie-, Handwerks- und Heimarbeitserzeugnisse enthielten, zum Teil diese sogar (Flechtereien, Gewebe u. dgl.) vor den Augen der Besucher entstehen liessen. Neben vielem Interessanten und Hübschen gab es hier auch manche Geschmacklosigkeiten, so Wiedergaben von Teilen des Dogenpalastes in Venedig, des Palazzo Vecchio in Florenz, die bei der selbstverständlichen Verkleinerung der Masse und der Unechtheit des Materials unschön wirkten. — Den zweiten Teil der Ausstellung bildete eine in einem besonderen, würdigen Gebäude untergebrachte Sammlung von Volkstrachten, Handarbeiten, Geräten und anderen volkskundlichen Gegenständen, die wegen der Fülle des aus ganz Italien zusammengebrachten Materials und dessen wissenschaftlicher Anordnung einen vorzüglichen Eindruck machte und sehr interessant und lehrreich war. Besonders reichlich waren die Gruppen der volkstümlichen Drucke, Flugblätter usw. sowie der Amulette beschriftet.

Den Kern dieser Sammlungen bildete das von Dr. Lamberta Loria am 20. September 1906 in Florenz begründete Museo di Etnografia Italiana. Dieser Gelehrte, der mit unermüdlichem Fleisse und selbstloser, unerschütterlicher Begeisterung für die Belebung der volkskundlichen Studien in Italien tätig gewesen ist, wurde im Jahre 1855 zu Alexandria in Ägypten geboren, von wo sich sein Vater bald nach Pisa begab. Hier genoss L. seine Ausbildung, die 1881 mit der Erwerbung der Doktorwürde ihren Abschluss fand. Ursprünglich Mathematiker,

wandte er sich allmählich der Völkerkunde zu und machte mehrere grosse wissenschaftliche Reisen, 1883 nach Lappland, Russland, dem Kaukasus und Turkestan, 1886 nach Indien, 1889 und 1891—1898 nach Neu-Guinea, von wo er bemerkenswerte zoologische, ethnographische und kranilogische Sammlungen heimbrachte, 1905 nach Erythrea. Auf dieser letzten Auslandsreise reifte in ihm der Entschluss, sich für den Rest seines Lebens der Ethnographie seines Heimatlandes zu widmen, wofür er in einem seiner Reisebegleiter, Aldobrandino Mocchi, einen von gleichen Plänen erfüllten Mitarbeiter fand. Mocchi hatte sich bereits im Laufe der Zeit eine kleine Sammlung volkskundlicher Gegenstände angelegt, die den Grundstock des bald darauf von Loria begründeten Museums bildete. Dieser befand sich selbst in einer finanziell günstigen Lage, so dass er seine ganze Zeit und einen grossen Teil seiner Mittel dem neuen Unternehmen widmen konnte, ausserdem gewann er in dem Grafen Bastogi einen hochherzigen Förderer seiner Sache, der ihm die pekuniäre Sicherung des neuen Museums gewährleistete. Dieses wurde in Florenz in Privaträumen untergebracht und umfasste schon ein Jahr nach seiner Begründung etwa 2000 Gegenstände, die von Loria und Mocchi gründlich katalogisiert waren.

Im Jahre 1908 liessen unverschuldete finanzielle Verluste des Grafen Bastogi den Fortbestand des Museums ernstlich gefährdet erscheinen. Da eröffnete sich eine neue, glänzende Aussicht für Lorias Pläne, indem er von dem offiziellen Komitee zur Vorbereitung der Jubiläumsveranstaltungen in Rom den Auftrag erhielt, seine Museumssammlungen 1911 auf der Mostra Etnografica auszustellen, und zu deren Vervollständigung mit reichlichen Geldmitteln versehen wurde. Er begann nun eine rastlose Tätigkeit, reiste in ganz Italien umher, um zu sammeln, und vor allem, um sammelnde Mitarbeiter in allen Volksschichten zu gewinnen. Ein besonders tätiger Helfer bei diesen Vorbereitungen war ihm sein Freund Prof. Francesco Baldasseroni. Um das durch ihn neu erweckte Interesse an volkskundlicher Sammel- und Forschungstätigkeit dauernd wachzuhalten und ihm einen literarischen Mittelpunkt zu geben, gründete Loria am 1. Juli 1910 die Gesellschaft für italienische Volkskunde, Società di Etnografia Italiana deren Vorsitz er übernahm und deren Organ, die Zeitschrift 'Lares', von der später noch ausführlicher berichtet werden soll, er herausgab.

Lorias vorbereitende Tätigkeit war von bestem Erfolge gewesen. Der Katalog der Volkskunde-Ausstellung (Bergamo, Istituto Italiano di Arti Grafiche 1911), verfasst zum grössten Teil von Baldasseroni und erschienen leider erst eine Woche vor Schluss der Ausstellung (s. Lares 1, 1 S. 103f.), umfasst gegen 40000 Gegenstände.

Vom 19. bis 24. Oktober 1911 tagte in Rom der erste Kongress für italienische Volkskunde unter Lorias Leitung. Die Verhandlungen sind unter dem Titel 'Atti del primo Congresso di Etnografia Italiana' als stättlicher Band erschienen (Perugia, Unione Tipogr. Coop. 1912). Da es unmöglich ist, an dieser Stelle über jeden Vortrag ausführlicher zu berichten, so seien nur die Hauptthematika und -vortragenden genannt: Es berichteten H. Schuchardt über 'Sachen und Wörter' (der Vortrag wurde in Abwesenheit des Verfassers von Baldasseroni verlesen), A. de Gubernatis über die Geschichte in der Ethnologie, C. Puini über Trauerbräuche, R. Corso über Hochzeitsbräuche, A. Baragiola über das Bauernhaus, G. Bellucci über Amulette, F. Novati über volkstümliche Drucke, A. Niceforo über Sondersprachen und ähnliches, A. Andriulli über die albanesischen Siedlungen in Italien u. a. m.

Loria hegte die nicht unbegründete Hoffnung, dass die mit so grosser Mühe zusammengebrachte Sammlung auch nach dem Schluss der Ausstellung erhalten

bleiben, vom Staate übernommen und zu einem Nationalmuseum für italienische Volkskunde ausgestaltet werden würde; in der Schlussitzung des Kongresses am 24. Oktober wurde eine dahingehende Entschliessung einstimmig angenommen und der Vorstand beauftragt, dem Unterrichtsministerium davon Mitteilung zu machen. Dieselbe Sitzung brachte eine auch für weitere Kreise interessante Besprechung der Frage, nach welchen Grundsätzen das zukünftige Nationalmuseum gestaltet werden solle, ob die Gegenstände nach stofflichen oder nach geographischen Gruppen angeordnet werden sollten. Beide Standpunkte wurden von ihren Vertretern lebhaft verteidigt, Baldasseroni trat sehr energisch für die Aufstellung nach Materien ein, während das geographische Prinzip besonders von Prof. Pigorini empfohlen wurde, in dessen Sinne auch schliesslich eine Tagesordnung beschlossen wurde.

Die Bemühungen Lorias schienen dem Ziele nahe, und schon teilte er seinen Freunden mit, dass bald, mit finanzieller Unterstützung der Stadtverwaltung von Rom, das neue Museum in der Hauptstadt, voraussichtlich in der Valle Giulia, erstehen werde. Da riss ihn am 4. April 1912 der Tod mitten aus seiner Tätigkeit heraus, zur tiefsten Betrübniß der ihm nahestehenden Forscher und aller für die Volkskunde Italiens Interessierten. Die Società, deren Vorsitz nach Lorias Tod an Prof. Francesco Novati überging, sieht jetzt ihre vornehmste Aufgabe darin, den Plan ihres Begründers zu verwirklichen. Wie mir Herr Dr. Giovanni Ferri, der Schriftführer der Gesellschaft, mitzuteilen die Freundlichkeit hatte (am 2. März d. J.), sind die Aussichten auf Erfolg zurzeit nicht ungünstig, indem der Staat zunächst die provisorische Aufbewahrung der Sammlungen Lorias, die im Palazzo delle Belle Arti in Valle Giulia untergebracht worden sind, übernommen hat. Herrn Dr. Ferri danke ich an dieser Stelle für diese und andere freundliche Auskünfte aufs verbindlichste.

Hoffen wir, dass die Bemühungen der Società, die auch unserem Vereine alsbald nach ihrer Begründung als dauerndes Mitglied beigetreten ist, bald zum Erfolge führen. Italien bietet bei der Mannigfaltigkeit seiner Bewohner in Mundart, Sitte, Tracht usw. ein so unendliches reiches Gebiet für die Forschung, dass die Errichtung eines grossen Museums in Rom als eines Zentralpunktes der gesamten volkskundlichen Forscher- und Sammeltätigkeit, nicht nur in Italien sondern allenthalben nur mit der grössten Sympathie begrüsst werden kann.

Unter den Namen der Männer, die hier als die Hauptträger der neuen volkskundlichen Bewegung in Italien genannt wurden, wird man vielleicht den des Altmeisters der italienischen Volkskunde, Giuseppe Pitrè, mit Verwunderung vermisst haben. Sind doch die Verdienste dieses Gelehrten um die italienische Volkskunde so hoch, dass es in jeder Beziehung zu bedauern wäre, wenn er dem von Loria begonnenen Werke gleichgültig oder gar ablehnend gegenüberstände. Zum Glück ist dies keineswegs der Fall, wenn auch traurige Umstände eine aktive Beteiligung Pitrè unmöglich machen. Loria, der mit Pitrè nahe befreundet war, bat ihn, für das erste Heft der *Lares* um eine Besprechung des Buches von R. Pettazzoni über die primitive Religion in Sardinien, da er der Ansicht war, dass 'die Erstlingsnummer einer Zeitschrift, die die Volkskunde unseres Volkes behandelt, irgend einen Beitrag von Giuseppe Pitrè enthalten müsse' (*Lares* 1, 1 S. 8). Leider erklärte sich Pitrè in einem wehmütigen Brief an Loria für ausserstande, diese Bitte zu erfüllen. Er stehe, so schreibt er, noch immer unter dem niederdrückenden Eindruck des unsäglichen Unglücksschlages, der ihn getroffen [der Tod seines Sohnes], und lebe nur noch, um den Wunsch seines angebeteten Sohnes, die Vollendung der 'Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane', zu

erfüllen. Für Zeitschriften zu schreiben fühle er sich geistig und physisch unfähig. An dem Kongresse nahm er aus denselben Gründen nicht teil, wenn sich auch sein Name auf dem 'Elenco degli inseriti al Congresso' befindet. Auf ein herzliches und seine Verdienste hervorhebendes Begrüssungstelegramm von der Eröffnungssitzung antwortete Pitrè ebenso herzlich und wünschte dem 'weisen und patriotischen Werk' Lorias besten Erfolg. Dass diese Wünsche des verehrungswürdigen Meisters die neue Bewegung begleiten, darf man gewiss als ein glückliches Omen betrachten.

Eines der Hauptverdienste Pitrès um die italienische Volkskunde war die Herausgabe des 'Archivio per lo studio delle tradizioni popolari'. Leider hat diese Zeitschrift, wohl aus den oben von Pitrè selbst bezeichneten Gründen, mit dem 2. Hefte des 24. Bandes, das im Frühjahr 1910 ausgegeben wurde, ihr Erscheinen eingestellt, was jeder, der sich mit der italienischen Volkskunde beschäftigt, tief bedauern wird. Die Aufgabe, ein ganz Italien umfassendes Organ volkskundlicher Wissenschaft zu bieten, hat nun die Società di Etnografia Italiana mit der Zeitschrift 'Lares' übernommen, deren erster stattlicher und schön ausgestatteter Band im Jahre 1912 erschien (267 S., bei E. Loescher & Co. [W. Regenber] in Rom). Vom 2. Bande liegt mir das erste, nach Lorias Tod von Prof. Francesco Novati herausgegebene Heft vor, das zweite dürfte nach einer Nachricht von Herrn Dr. Ferri auch schon erschienen sein, ist mir aber noch nicht zugegangen. — Den Namen der Laren, der altitalischen Haus- und Flurgötter, wählte man, einer Anregung Novatis folgend, im Hinblick auf das Ziel der neuen Zeitschrift, die Ursprünge und Entwicklungen der Überlieferungen und Bräuche und des äusseren Lebens des italienischen Volkes zu erforschen. Sie, die das Leben der Vorfahren von der Wiege bis zum Grabe begleiteten und verehrt wurden, wo nur eine menschliche Ansiedlung sich erhob, sollen auch auf dem Wege der heutigen Erforschung des Volkslebens in allen seinen Äusserungen schützend und segnend voranschweben.

Auch in bezug auf die Lares verbietet es sich, im Rahmen dieser kurzen Mitteilungen auf die einzelnen Aufsätze näher einzugehen. Der 1. Band wird durch einen programmatischen Artikel von Loria eingeleitet, in dem er zunächst von der Entstehung der Società und der Ausstellung spricht und der Hoffnung Ausdruck gibt, dass das Nationalmuseum bald errichtet werde. Dann erläutert er den Begriff der Etnografia Italiana als einer Wissenschaft, die sowohl die geistige wie die materielle Kultur des italienischen Volkes umfasse; das letztgenannte Gebiet sei bis jetzt ziemlich vernachlässigt, jedenfalls nicht genügend in organischem Zusammenhang mit dem ersten, dem der 'Folkloristen', betrachtet worden. Die Behauptung, dass es die hier definierte Wissenschaft bis jetzt in Italien überhaupt nicht gegeben habe, klingt zwar kühn, ist aber ohne Zweifel schwer zu bestreiten, da es eben an einer Zentralorganisation gefehlt hat, die die Ergebnisse der verschiedenen Wissensgebiete, die ein einzelner kaum noch zu umfassen vermag, sammelte und durch eine Zeitschrift wie durch Kongresse u. dgl. einen Austausch der Meinungen und Resultate ermöglichte. Pitrès Archivio war fast ausschliesslich der Folklore im engeren Sinne gewidmet; Pitrè selbst bezeichnet bekanntlich seine Wissenschaft als Demopsicologia und versteht darunter das Studium des moralischen und materiellen Lebens der zivilisierten, nicht-zivilisierten und wilden Völker, zieht also die Grenzen ausserordentlich weit. — Es folgt eine Übersicht über die Verhandlungen des Kongresses von Mocchi, eine Abhandlung von Baldasseroni über die Frage der Anordnung in dem zukünftigen Museum, in der er seinen oben gekennzeichneten Standpunkt — Aufstellung nach

Materien — verteidigt. Dann eine Reihe von Aufsätzen, deren Titel hier folgen: A. Baragiola, Una leggenda di Formazza; R. Pettazzoni, Sopravvivenze del rombo in Italia; L. Salvatorelli, Andrew Lang; G. Nicasi, Le credenze religiose delle popolazioni dell'Alta Valle del Tevere; G. A. di Cesarò, Il valore occulto di superstizioni ecc.; A. Solmi, Sulla interpretazione dei riti nuziali; A. Baragiola, A proposito di una pubblicazione di Ewald Paul; A. Balladoro, Una leggenda della morte; L. Loria, L'Etnografia strumento di politica interna e coloniale. Den Schluss machen Bücherbesprechungen, bibliographische Notizen, Anfragen und Antworten. — Das erste Heft des zweiten Bandes bringt zunächst einen Nachruf auf Loria von Baldasseroni mit zwei Porträts des Verstorbenen, dann Abhandlungen von F. Novati, La raccolta di stampe popolari italiane della biblioteca di Fr. Reina; A. Levi, Contributi della Società di Etnografia Italiana allo studio del diritto e della coscienza giuridica popolare; G. B. de Gasperi, Appunti sulle abitazioni temporanee della Majella. Es folgen einige kurze Mitteilungen, Besprechungen usw., wie im ersten Bande.

Der Bezugspreis der Zeitschrift (jährlich 16 Bogen mit 16 Tafeln) beträgt für das Ausland 17 Lire; einzelne Hefte werden für 7 Lire abgegeben.

Der erste Band ist mit einer schönen Wiedergabe der Larenstatuette aus der Ambrosiana geschmückt und trägt als Motto das uralte 'Enos Lares iuvate!', die Bitte um Segen und Gedeihen. Dass diese Bitte in Erfüllung gehe und die von Loria mit soviel Liebe ins Leben gerufene und geförderte Bewegung weitere Fortschritte mache und schöne Früchte trage, ist gewiss der Wunsch aller volkskundlich Interessierten und Tätigen.

Berlin-Pankow.

Fritz Boehm.

## Bücheranzeigen.

**Friedrich Seiler**, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I. Teil. Die Zeit bis zur Einführung des Christentums. Dritte gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Halle, Waisenhaus 1913. XL, 268 S. 8°. 4,60 Mk.

Dass dies vortreffliche Werk, auf das ich in dieser Zeitschrift schon mehrfach empfehlend hingewiesen habe (oben 21, 431f. 23, 208f.), nach verhältnismässig kurzer Zeit in 3. Auflage erscheinen kann, dazu darf man den Verfasser, die Verlagsbuchhandlung, aber auch das Publikum aufrichtig beglückwünschen. Der vorliegende 1. Band ist gegen die 2. Auflage, die 1905 erschien, um ungefähr das Doppelte gewachsen. Seiler hat sich die Arbeit nicht leicht gemacht und ist den Forschungen des letzten Jahrzehnts mit grosser Gewissenhaftigkeit gefolgt: namentlich die Arbeiten von Schrader, Hoops, Hirt, Meringer, Cramer, Feist und zuletzt noch Kauffmanns 'Deutsche Altertumskunde' haben ihm zahlreiche Anregungen geboten und wichtiges Material vermittelt. Vermisst habe ich die Heranziehung des lehrreichen und scharfsinnigen Buches von Gradmann: 'Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum' (Jena 1909). Sehr erweitert,

zum Teil neu geschrieben wurden die Kapitel über Obstzucht und Gartenbau, Jagd und Fischfang, Handwerk, Hauswirtschaft und Körperpflege. Überall geht Wortforschung mit Sachforschung Hand in Hand; das Urteil ist vorsichtig und unbefangen, die Darstellung schlicht und prunklos. Seinen Standpunkt den Fremdwörtern gegenüber hat der Vf. mit Recht festgehalten; es fällt ihm nicht schwer, die stumpfen Argumente seiner Gegner zu widerlegen. Der blinde Chauvinismus, der sich zur Zeit bei dem gesteigerten Nationalgefühl auch in die Wissenschaft eindringt, wird von Seiler kühl zurückgewiesen. „Die Aneignung der römischen Zivilisation ist es, die unserem Volke Bestand und Dauer verliehen hat“ (S. 255). „Wir müssen zugestehen, mag es uns auch leid sein, dass es eine originelle deutsche Kultur nicht gegeben hat und nicht geben konnte, dass wir, was wir geworden sind, andern, früher als wir entwickelten Völkern verdanken“ (S. 256).

Leipzig.

Hermann Michel.

**Konrad Hörmann**, Herdengeläute und seine Bestandteile. Hessische Blätter für Volkskunde Bd. XII Heft 1—2. Leipzig, B. G. Teubner 1913. 99 S.

Der Verfasser hatte schon früher über ein eigenartiges Gerät, den Schellenbogen, an dem die Kuhglocke hängt, gearbeitet, das, seit wir anfangen, auch das deutsche Volk und seine Geräte, Trachten, Wohnung, Gebräuche usw. als einen Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung zu betrachten, die Aufmerksamkeit der Forscher erregt hatte. Nun hat ihn der Erfolg seiner damaligen Arbeiten veranlasst, der Musik unserer Herden, ihrer Verbreitung und Bedeutung diese schöne eingehende und mit einer Anzahl interessanter Bilder auf 13 Tafeln geschmückte Arbeit zu widmen, zu der wir uns und den Verfasser beglückwünschen können. Als ein eigenartiges aber doch nicht unwichtiges Ergebnis ist dabei festzustellen, dass eigentlich nur die germanische Welt Anspruch auf das richtig abgestimmte Herdengeläute hat. Wir begegnen freilich schon auf altägyptischen Darstellungen Rindern, besonders auch Ochsen, zu deren reichem Schmuck Gebilde gehören, die unseren Glocken verzweifelt ähnlich sehen, aber auch wenn wir in Afrika heute noch oft Glocken, und zwar ganz kunstgerechte, vom afrikanischen Eisenschmied mit seiner altbewährten Kunst hergestellte, lautklingende Glocken vorfinden, so haben wir hier doch das, was wir unter dem deutschen Ausdruck Geläut verstehen, keineswegs anzunehmen. Es handelt sich hier vielmehr einmal um einen Schmuck, und das ist wohl auch die Hauptabsicht bei dem ägyptischen Behang, andererseits handelt es sich um ein klingendes Instrument, das ja auch dem Schmuck dienen kann, ähnlich wie die afrikanischen Glockenspeere oder die zahlreichen Glocken und Schellen, die der Afrikaner in seinen Schmuck, besonders in seinen Tanzschmuck einzieht, endlich ist auch noch an die Glocke als Amulett zu denken.

Natürlich ist aber die Glocke nicht nur ein Schmuckgerät mit musikalischer Nebenbedeutung, sondern es kommt auch in Frage, dass der Klang der Schelle oder Glocke das Auffinden des Tiers in unübersichtlichem Gelände bedeutend erleichtern kann, und in dieser Bedeutung kommt es wirklich auch an der ersten beglaubigten Stelle vor. Hier handelt es sich um ein Leittier, das durch seine Schelle das Auffinden der ganzen Herde erleichtern soll. Solche für den Menschen wie für die übrigen Tiere der Herde nützlichen und wichtigen Leitschellen finden wir ausserordentlich weit verbreitet, bei den Kamelkarawanen Asiens, wie bei den Maultierzügen des romanischen Amerikas. Das ist aber natürlich etwas ziemlich

anderes als das in sich melodisch abgestimmte Geläut unserer Rinderherden, das in den Harzer Sommerfrischen vielfach der Kuhherde den Scherznamen der Ortskapelle eingetragen hat. Hier handelt es sich um ein echtes Erzeugnis des germanischen Volksgeistes, das, wenn es, wie es sein sollte, mit richtigem Musiksinn zusammengestellt ist, entschieden ein reizvolles, den Genuss erhöhendes Stück der Landschaft bildet.

H. ist auch auf die schwierige und auch technisch wichtige Einteilung der Rollen, Schellen und ihre sonstige Ausgestaltung eingegangen und kommt dabei zu interessanten Schlüssen. Für die Volkskunde wäre es vielleicht zu empfehlen, dass irgend ein musikalischer Sachverständiger, der Naturgefühl und Liebe zu den Tieren verbindet, sich einmal der Stimmung der Glocken annimmt und für die Harmonie unseres Herdengeläutes sorgt, soweit es noch vorhanden ist oder mit der neuen Richtung gegen zuviel Stallfütterung wieder auftritt. Volkskundlich, besonders aber im Interesse der Wohlfahrtspflege ist mir ein sehr bezeichnender Umstand aufgefallen, der uns zugleich als Muster dafür gelten kann, mit welcher naiver und doch sachlich zweckentsprechender Klugheit unser Volk mitunter seine Gebräuche ausgestaltet: Die erste literarische Erwähnung der Schelle ist, wie gesagt, eine Stelle, in der eine empfindliche Schädigung des Nachbarn zugleich mit der Entwendung eines vielleicht benediceten Geräts beim Diebstahl der Schelle des Leittiers zusammengeht. Hirten sind vielfach Jungvolk, und Jugend hat keine Tugend.

Gleichwohl war das gegenseitige Entwenden der Viehglocken, wenn es zum Sport wurde, doch sicher oft mit ärgerlichen Störungen des Viehtriebs verknüpft. Da war es denn eine nützliche und einfache Einrichtung, wenn mit dem Amt des Hirten auch die Beschaffung des Geläuts verbunden wurde und so eine feste Kaste, die ein grosses Gebiet in einem engeren Verbande unter ihrer Obhut hatte, das Eigentum an diesem gefährdeten Besitz in wenigen festen Händen vereinigte.

Für die Volkskunde sehr wesentlich ist dann noch die Rolle, welche die Viehglocken in dem Gebiet des schwäbischen und bayerischen Stammes in weiterem Sinne in jenen jetzt überall nur in Überlebseln und in zersprengten und dem Volke trotz aller Wichtigkeit, ja Heiligkeit selbst unverständlichen Resten erhaltenen Bräuchen spielen, die in dem Berchtenlaufen, in den Fastnachts- und Frühlingsbräuchen, dem Glöcklerlaufen usw. erhalten sind und bei denen die Herdenglocken als Teile der herkömmlichen Kostüme Schmuck und musikalische Begleitung hergeben müssen.

Weil die romanische Welt das Herdengeläute in unserem Sinne nicht gekannt hat, ist es natürlich ganz ausgeschlossen, dass, wie kurze Zeit eine jetzt wohl schon überwundene Richtung behaupten wollte, hier Reste vorliegen sollten, die auf ursprünglich römische Gebräuche zurückgingen, es wird sich vielmehr wirklich, wie die ältere Zeit das angenommen hatte, um Reste einer echt germanischen Acker- und Fruchtbarkeits-Religion gehandelt haben. Es ist jedenfalls sehr zu hoffen, dass Th. von der Goltz in seiner 'Geschichte der Deutschen Landwirtschaft' (Berlin 1902—03) als der letzte behauptet hat, vor den Römern könne von deutscher Landwirtschaft nicht die Rede sein. Die vorgeschichtlichen Funde widerlegen eine solche Behauptung auf das allerschärfste. Und diese Arbeit beweist ja auch, wie in der Herdenwirtschaft das germanische Volk schon in ältester Zeit weit von Rom abführende Wege gewandert war. Dem Verfasser der gründlichen, fleissigen und vielfach so anregenden Arbeit ist jedenfalls eine baldige Vollendung des noch ausstehenden Teils von Herzen zu wünschen.



**Richard Thurnwald**, Forschungen auf den Salomoinselfn und dem Bismarck-Archipel. I. Lieder und Sagen aus Buin. III. Volk, Staat und Wirtschaft. Mit Unterstützung der Baessler-Stiftung herausgegeben im Auftrage der Generalverwaltung der kgl. Museen zu Berlin. Anhang zu Band I: Die Musik auf den Salomo-Inseln von E. M. Hornbostel. Band I mit 14 Tafeln, 3 Karten und 42 Notenbeispielen; Band III mit 1 Lichtdrucktafel und 70 Stammtafeln. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1913. XX, 538 S., VIII, 92 S. 32 und 18 Mk.

Nach der Veröffentlichung von verschiedenen Einzelaufsätzen in ethnologischen, rechtswissenschaftlichen und kolonialen Zeitschriften über die Ergebnisse seiner Forschungsreisen in der Südsee während der Jahre 1906—1909 gibt uns Vf. in dem 1. Bande des vorliegenden, musterhaft ausgestatteten Werkes nunmehr eine grosse Sammlung von Liedern und Sagen aus Buin, dem südöstlichen Ende der Insel Bugainville. Sie ist eingeteilt in I. Männerlieder, a) Politische Lieder (in weitestem Sinne), b) Freundschaftslieder, c) das Verhältnis zum anderen Geschlecht. II. Frauenlieder, a) zur Jünglingsweihe, b) gelegentlich der Heirat, c) Liebeslieder, d) Schmählieder. III. Sagen, a) Tod und Krankheit, b) kosmische und atmosphärische Erscheinungen, c) die Erscheinungen des Erdbildes, d) Pflanzen und Tiere, e) Kultur- und Heilbringersagen, f) Vorbedeutungen, Verbote, Zauber. Im ganzen werden 139 Stücke mitgeteilt. Der Anhang über die Musik ist auf dem Material des Phonogramm-Archivs des psychologischen Instituts der Universität Berlin aufgebaut und umfasst ausser einer Beschreibung der Musikinstrumente und Melodien nebst 42 Notenbeispielen auch eine kurze musikwissenschaftliche und ethnologische Betrachtung.

Die Lieder werden im Originaltext mit Interlinearversion und einer freien Übersetzung mitgeteilt, und zu jedem wird eine Erläuterung über Herkunft, Veranlassung, Inhalt usw. des Liedes gegeben. Die Entstehung und Abfassung der Lieder kann manchen Wink für den Literaturforscher abgeben, der dem Ursprung unseres Volksgesangs in älterer und neuerer Zeit nachgehen will. Ich weise auf das Abfassen eines Liedes im Auftrage eines Bestellers, auf das Zusammenwirken mehrerer Autoren, auf die Anspielungen mannigfacher Art u. dgl. mehr hin.

Wenn die Lieder die Beziehungen von Mensch zu Mensch darstellen, so geben die Sagen diejenigen zur Natur wieder. Hier werden nur in vier Fällen die Urtexte geboten, für die übrigen Sagen schien dem Vf. die Übersetzung zu genügen. Doch fügt er den einzelnen Sagen seine Bemerkungen bei.

Auf die Mitteilung einzelner Stücke oder auch nur den Hinweis auf ihren Inhalt muss ich hier verzichten; die Auswahl könnte nur rein willkürlich sein. Nur auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen: die Belehrung, die Sprachforscher aus den Beobachtungen und Mitteilungen des Vfs. über die abweichenden Sprachformen der älteren und jüngeren Generation in den Liedern und Sagen ziehen können. Die Mühe, die ihre Aufzeichnung den Vf. kostete, kann jemand nachfühlen, der nur einmal versucht hat, primitive Menschen (selbst Europäer) auch nur zur Mitteilung einzelner Wörter ihrer Sprache zu veranlassen.

Der 3. Band bringt das soziologische Material, für dessen Verarbeitung Vf. durch vorhergehende vergleichende Studien geschult war. Den Hauptinhalt bilden 70 Stammtafeln, denen die Erläuterungen aus buchtechnischen Gründen vorangestellt sind. Sie gliedern sich in I. Lebensabschnitte, a) Pubertät, b) Heirat,

c) Tod; II. Wirtschaft und Staat; III. Begebenheiten; IV. Statistik zu den Stammtafeln. — Auch bei diesem Band muss ich es mir leider versagen, auf die hochinteressanten Einzelheiten einzugehen (Heiratsformen, Totenverbrennung und Bestattung, Kampfweise im Krieg, Strafen usw.), die eine Fundgrube für den Folkloristen bilden.

Ausführliche Register erleichtern bei beiden Bänden die Auffindung der behandelten Materien.

Berlin.

Sigmund Feist.

**William Thalbitzer**, *The Ammassalik Eskimo. Contributions to the Ethnology of the East Greenland Natives. Part I. (Meddelelser om Grønland, vol. XXXIX.)* Published at the Expense of the Carlsberg Fund. Copenhagen, Bianco Lund 1914. XIX, 755 S. Lex. 398 Abbildungen. 1 Karte.

Alle Kolonien besitzenden Völker betrachten es als dringende Aufgabe, von dem schwindenden kulturellen Eigenbesitz der primitiven Völker durch Sammlungen und Publikationen der Nachwelt wenigstens das noch jetzt Vorhandene zu retten. Denn es gibt keine Gegend, wohin die europäische Kultur nicht unheilbringend einzieht, und die Folge ihres Vordringens ist die Vernichtung der Eigenart der mit ihr in Berührung kommenden Völker und leider auch nicht selten der Untergang ganzer Rassen. Wenn die in vorliegendem Werk behandelten Eskimos auch eine Sonderstellung einnehmen, was ihren kulturellen Besitz angeht, so sind doch durch die Tätigkeit der Missionen ihre religiösen Vorstellungen und überlieferten Gebräuche im Schwinden begriffen, und deren Sammlung ist daher ein höchst verdienstliches Unternehmen. Die Eskimokultur nämlich ist durch ihre unübertreffliche Anpassung an die klimatischen Verhältnisse gegen den europäischen Einfluss geschützt; ja, es müssen sich sogar die Europäer ihr unterwerfen (in Kleidung, Wohnung, Bootsbau usw.).

Thalbitzer hat in seinem Werk die Ergebnisse dreier dänischer Expeditionen verarbeitet: 1. die des Kapitäns Holm, des Entdeckers der Ammassalik-Eskimo (1883—1885), 2. die des Kapitäns Amtrup (1898—1900) und 3. seine eigene (1905—1906). Holm hatte über seine ethnographischen Ergebnisse bereits in dem Werke: 'Den Ostgrønlandiske Expedition (1888—1889)' berichtet, und der Inhalt dieses Buches ist in Thalbitzers Publikation ebenso wie Amtrups ethnographische Sammlung verarbeitet und ergänzt worden. Ausserdem hat Holm seine Mithilfe bei der Abfassung und Fertigstellung des vorliegenden Buches geboten. Die englische Übersetzung wurde von den Herren G. Grove und zum kleineren Teil von H. M. Kyle angefertigt.

Das Buch zerfällt in 7 Hauptteile: 1. Ethnologische Skizze der Ammassalik-Eskimos von G. Holm. 2. Beiträge zur Anthropologie der Ostgrönländer von Sören Hansen, 3. Listen der Einwohner der Ostküste von Grönland aus dem Jahre 1884 von Joh. Hansen, 4. der ostgrönländische Dialekt, 5. Legenden und Erzählungen von Ammassalik von G. Holm, 6. Anmerkungen dazu von H. Rink, 7. ethnographische Sammlungen aus Ostgrönland, beschrieben von W. Thalbitzer.

Über den Inhalt des Werkes eingehend zu berichten ist bei seinem Umfang und dem für die Anzeige zur Verfügung stehenden Raum nicht möglich. Ich

kann nur einige besonders bemerkenswerte Punkte hervorheben. Die anthropologischen Messungen waren nur an den Lebenden möglich, da die Ammassalik die Gewohnheit haben, ihre Toten in das Meer zu werfen! Der kälteste Monat ist Februar mit einer Durchschnittstemperatur von  $-10,8^{\circ}\text{C}$ , der wärmste der Juli mit  $+6,2^{\circ}\text{C}$ . Einmal während eines Föhusturms wurden  $25,2^{\circ}\text{C}$  im Juli notiert; andererseits als niedrigste Temperatur  $-30,7^{\circ}\text{C}$  im Februar. Abrupte Temperaturschwankungen sind nichts Seltenes. 61mal im Jahre wurde Nordlicht beobachtet. Das Treibeis verschwindet Anfang bis Ende August von der Küste, die bis in den November eisfrei bleibt. Ausser Weidengestrüpp und Zwergbirken gibt es keine Bäume auf der Insel; dagegen gibt es im Frühjahr ziemlich viel Heidekraut und Moosarten, auch sonstige Pflanzen (Beerenarten), wenn der Schnee geschmolzen ist.

Der Name Ammassalik (Angmagsalik) wird von den Eingeborenen aus einem abergläubischen Grunde nicht mehr gebraucht. Der Fjord heisst jetzt Kulusuk. Sie selbst nennen sich inik oder tāk 'Mensch'. Sie sind mittelgross, schlank, schwarzhaarig. Die Männer schneiden ihr Haar so wenig wie die Frauen; das der ersteren ist indes länger, auch haben sie gut entwickelte Bärte. Bei Neugeborenen findet sich der sog. Mongolenfleck. Die Frauen sind nahezu alle tatuiert, die Männer seltener.

Die Winterwohnung wird aus Rasen und Steinen auf abschüssigem Boden nahe dem Meere erbaut; Fenster und Eingangsweg liegen nach dem Meer, die Wände liegen zum Teil unter der Erde. Das Haus ist einräumig, 24 bis 25 Fuss lang und 12 bis 16 Fuss breit, je nach der Zahl der zusammenwohnenden Familien. Die grösste Höhe ist  $6\frac{1}{2}$  Fuss. Das Firstdach ruht auf Pfosten. Zum Schlafen erhält jede Familie einen entsprechenden Raum auf der im hinteren Teil des Hauses befindlichen erhöhten Plattform. Feuer wird durch Drehen von Hölzern erzeugt.

Da oft mehrere Familien und Generationen ein Haus teilen, so ist es nötig, dass das soziale Leben durch eine autoritative Persönlichkeit und bestimmte Satzungen geregelt wird. Wenn man die Sommerzelte bezieht, lebt nur die Grossfamilie zusammen. Familienbände sind bedingt durch Blutsverwandtschaft; die Heirat ist infolgedessen kein sehr festes Band, zumal solange noch keine Kinder da sind. Wenn eine Frau schwanger ist, muss sie ihre Speisen selbst kochen und so noch zwei Monate nach der Geburt. Männer mit zwei Ehefrauen kommen vor, was erklärlich ist, wenn man den Prozentsatz der Frauen (114) zu den Männern (100) im Auge behält. Diebstahl und Mord sind nicht ungewöhnlich und werden oft zugegeben; sie bleiben häufig straflos.

Aus dem Glauben der Ammassaliks ist hervorzuheben, dass der Mensch ihrer Ansicht nach aus drei Teilen besteht: Körper, Seele und Name. Dass man dem Namen eine Sonderexistenz beilegt, ist für die vergleichende ethnologische Forschung von Bedeutung. Die Seele wird körperlich gedacht, von der Grösse eines Fingerglieds, einer Hand, eines Sperlings. Ein Mensch kann auch verschiedene Seelen haben, die in den Körperteilen ihren Sitz haben. Auch den Namen stellt man sich körperlich vor, er ist so gross wie der Mensch. Ein Ammassalik scheut sich, seinen eigenen Namen auszusprechen. In ihrem Geisterglauben, ihrem Amulett- und Zauberwesen usw. stehen sie auf der Stufe sehr primitiver Völker.

Die vorangehenden Bemerkungen sind einzelne aus dem ersten Teil des Werkes entnommene Züge. Es würde den Rahmen einer Anzeige weit überschreiten, wenn ich die übrigen Teile in der gleichen Weise berücksichtigen wollte. Ich erwähne daher aus ihrem reichen Inhalt nur noch einzelne Punkte: Das Wort-

verzeichnis des Ammassalik-Dialekts auf zehn Seiten (213—223) gibt den Vorstellungsinhalt des Eskimostammes übersichtlich wieder. Charakteristisch darin ist z. B., dass drei verschiedene Wörter für Eis vorhanden sind, die 'Landeis', 'junges Eis' und 'kalbendes Eis' bedeuten. Eine ganze Menge Ausdrücke sind auch für die Winde vorhanden. Die im VI. Teil enthaltenen Sagen der Ammassalik-Eskimos sind von G. Holm mit Hilfe eines Dolmetschers (Johann Petersen) aus dem Munde der Erzähler aufgezeichnet worden. Die Stoffe spiegeln naturgemäss die Lebensbedingungen der Eskimos wieder; sie drehen sich hauptsächlich um Jagd-erlebnisse; aber auch Mondsagen und schaurige Erzählungen, wie das irrtümliche Verspeisen eigener Verwandten, fehlen nicht.

Den Hauptinhalt des Werkes bildet die eingehende Schilderung der ethnographischen Sammlungen durch W. Thalbitzer (S. 399—753). Ein auch nur einigermaßen vollständiger Bericht über diesen Teil des Werkes würde ein kleines Buch werden. Ich kann also nur auf das Original verweisen. Ausser der Beschreibung der Objekte enthält Thalbitzers Beitrag auch geschichtliche Reminiszenzen der Eskimos über ihre eigene Vergangenheit und ihr erstes Zusammentreffen mit Europäern. Eine genaue Karte des Ammassalik-Gebietes ist dem Werke beigegeben, das als eine Musterleistung bezeichnet werden darf und eine reiche Quelle der Belehrung für den Ethnographen bilden wird.

Berlin.

Sigmund Feist.

**Conrad Müller**, Altgermanische Meeresherrschaft. Gotha, F. A. Perthes 1914. XII, 487 S. 8°. Mit 13 Bildtafeln und 2 Karten [sowie einer Umschlagszeichnung]. Geh. 10, geb. 11,50 Mk.

Angeregt durch die Erfolge, die das neugeeinte Deutsche Reich zur See erungen hat, unternimmt es der Verfasser, alles quellenmässig zusammenzustellen, was wir von den Seefahrten germanischer Völker bis ums Jahr 1200 und von der Gründung von Staaten an den von ihnen befahrenen Küsten wissen, mit Einschluss der Geschichte des altrussischen Warägerstaates und derjenigen des erst auf dem Umweg über die französische Normandie gegründeten Normannenstaats in Unteritalien und der Vorentdeckung Amerikas durch die von Grönland aus hinübergekommenen Isländer. Bildet den Beschluss des Buches ein Abschnitt über Seeheldentum in der altdeutschen, angelsächsischen, kirchlichen und altnordischen Dichtung, so wird es eingeleitet durch drei sozusagen vorgeschichtliche Abschnitte, von denen der I. die Urzeit, vorgeschichtliche Funde, Einfluss des Nordmeeres auf die Germanen in anthropogeographischer Hinsicht, der III. die geschichtlichen Anfänge, wie z. B. die Reisen des Pytheas, den altgermanischen Bootsbau und den alten Bernsteinhandel, der für uns wichtigste zweite 'Seemythische Niederschläge' behandelt. Hier bespricht Müller nicht nur die nieder-rheinischen Inschriften mit dem Namen der Nehalennia, nicht nur die Zeugnisse des altisländischen Schrifttums für Verehrung Odins, Thors, der Frigg und Freyja durch Seefahrende und den Bericht des Tacitus über das Nerthus-Eiland der Ingwäonen, sondern auch alles, was ältere und spätere Überlieferung und junger Seemannsglaube uns über Schiffsbestattungen, Tierdämonie<sup>1)</sup>, Meerriesen, See-Elben

1) Die auf Tafel V abgebildeten gespenstischen Wale sind übrigens nicht, wie man nach den unvollständigen Ursprungsbezeichnungen glauben könnte, zum ersten Male bei K. v. Gesner zu sehen, sondern schon bei Olaus Magnus, *Historia de gentibus Septentrionalibus*. Rom 1555.

und Klabaftermann, über Wunderschiffe und Schiffsbeseelungen wissen und ahnen lassen. Es versteht sich von selbst, dass der Verfasser eines so reichhaltigen Werkes nicht bei allen Punkten auf die Quellen zurückgehen kann, wo er entgegenstehende Ansichten anderer bekämpft, sondern sich vielfach auf eigene und fremde Vorarbeiten stützen muss, die vollständig in der Bibliographie am Schlusse nachgewiesen sind. Aus dieser ersieht man, dass ihm leider einige, wenn auch im ganzen wenig wichtige Arbeiten entgangen sind, und sie gibt auch die Erklärung dafür, dass seine Quellenzitate, teilweise aus recht veralteten Ausgaben entnommen, oft recht wenig gleichmässig gestaltet sind, z. B. was die Wiedergabe der Namen oder die Schreibung des fremdsprachlichen Textes anlangt. Auch die Gestaltung des deutschen Textes ist nicht immer so glatt wie zu wünschen wäre (Satzungetüme, regelmässig wie statt als beim Komparativ).

Doch wir wollen darüber und über gelegentliche kleine Missverständnisse der Quellen nicht mit dem Verfasser rechten, der uns ein so lehrreiches und für alle Kreise der Gebildeten verständliches und belehrendes Buch beschert hat, dessen Lesbarkeit dadurch besonders erhöht ist, dass die gelehrten Hinweise ohne Unterbrechung des Textes am Schlusse vereinigt sind.

Mit gerechtem Stolz sehen wir an uns vorüberziehen, was unsere und unserer nächsten Stammesverwandten Vorfahren zur See geleistet und errungen haben, und mit Wehmut stellen wir uns vor, was sie hätten erringen und vor allem erhalten können, wenn die vielen planlos verzettelten Einzelunternehmungen nach einheitlichen Zielen und unter einheitlicher Führung wären unternommen worden.

Erlangen.

August Gebhardt.

---

### Notizen.

A. Abt, Die volkskundliche Literatur des Jahres 1911. Ein Wegweiser, im Auftrage der Hessischen Vereinigung für Volkskunde und mit Unterstützung der dem Verband deutscher Vereine für Volkskunde angehörenden Vereine herausgegeben. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1913. VI, 134 S. 8°. Geh. 5 Mk. — Das Wiedererscheinen der Zeitschriftenschau der Hessischen Blätter für Volkskunde in veränderter Gestalt nach sechsjähriger Pause ist sicher von allen Freunden der Volkskunde mit grosser Befriedigung begrüsst worden. Ist es doch heute kaum noch möglich, ohne einen solchen Wegweiser durch das unübersehbare Gebiet der Veröffentlichungen an das erwünschte Ziel zu gelangen. Daher danken wir dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern für die geleistete Arbeit, die bei 2259 Nummern gewiss nicht klein war. Verschiedene Mängel dieses ersten Bandes, den der Verf. selbst mehr als Muster und Probe denn als abgerundetes Werk bezeichnet, werden hoffentlich in den folgenden Jahrgängen abgestellt werden. Dass auf der Marburger Verbandstagung beschlossen wurde, künftig die Abteilungen 'Mundarten' und 'Indogermanisch' auf das volkskundlich Wertvolle zu beschränken (s. oben 23, 441), ist sehr erfreulich. Vielleicht lässt sich auch in den Notizen über nichtdeutsche Volkskunde grössere Beschränkung üben; hier Vollständigkeit erzielen wollen, hiesse ja doch den gegebenen Rahmen sprengen. Die auf diese Weise gemachten Ersparnisse an Arbeit und Raum müssten der Anlegung eines Sachregisters zugute kommen, dessen Fehlen der grösste Mangel des Buches ist. Auch die Liste der exzerpierten Zeitschriften ist noch ergänzungsbedürftig, so fehlen 'Unser Egerland' und 'Schweizer Archiv für Volkskunde'. Bei nr. 1426 (Storek, Totenspruch) fehlt die Ergänzung von Roediger, oben 21, 281. [F. B.]

P. Bahlmann, Ruhrtal-Sagen von der rheinisch-westfälischen Grenze. Münster, F. Copenrath 1913. 62 S. 8°. 0,60 Mk. — Da die mündliche Überlieferung an Sagen

nichts mehr hergab, musste B. sich darauf beschränken, die Literatur von Cäsarius von Heisterbach bis auf Müller von Königswinter und H. Kämpchen auszuziehen und den Ertrag zu buchen. [J. B.]

O. Böckel, *Psychologie der Volksdichtung*. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1913. VI, 419 S. 8°. Geh. 7 Mk., gebd. 8 Mk. — Wir freuen uns, das stoffreiche und anregende Buch in Neuauflage vorliegen zu sehen. Der Grundcharakter ist der gleiche geblieben, so dass die Ausführungen Reuschels zur ersten Auflage (oben 17, 116 ff.) grösstenteils auch für die zweite gelten, z. B. geht der Verf. auch hier nicht auf die Umgestaltungen von Kunstliedern im Volksmunde um, aus denen man für die Psychologie des Volksliedes soviel lernen kann. Auch B.s Anschauung vom Optimismus des Volksliedes ist die gleiche geblieben. Mehrere Einzelbemerkungen Reuschels sind berücksichtigt worden, so der Hinweis auf O. Weisers Aufsatz über die Umschreibung des Begriffes 'niemals' (S. 198). Bei der Behandlung der Spottlieder vermisst man die Zitierung von A. Kellers Buch über die Handwerker im Volkshumor (Leipzig 1912). Zum Kutschke lied (S. 318 f.) ist die Mitteilung oben 22, 288 nachzutragen. Über die Zukunft des Volksgesanges kann man vielleicht heute bei dem nicht gering anzuschlagenden Einfluss der Wandervogel- und ähnlicher Bewegungen, dem Wiederaufkommen des Lauten- und Gitarrenspiels noch hoffnungsvoller denken, als der Vf. (S. 403 ff.; 406). Wir wünschen dem Buche, aus dem soviel ehrliche Liebe zum Volke und zur Natur spricht, auch künftig eine recht weite Verbreitung. [F. B.]

P. Borchardt, *Bibliographie de l'Angola*. Brüssel und Leipzig, Mich & Thron [1913]. IV, 61 S. 8°. 3 Fr. — Diese äusserst reichhaltige Bibliographie der portugiesischen Kolonie in Südwestafrika bildet das zweite Heft der unten näher beschriebenen bibliographischen Monographien des Solvay-Institutes s. die Notiz Steinmetz). Die Abteilung 'Anthropologie et ethnographie' (S. 42—44) wird auch für die vergleichende Volkskunde als wertvolles Hilfsmittel begrüsst werden. [F. B.]

R. Braun, *Handwerk hat goldenen Boden* (Jungdeutsche Bücherei Bd. 7). Langensalza, J. Beltz 1914. VIII, 150 S. gr. 8°. Gebd. 3 Mk. — Im Auftrage des Arbeitsausschusses für Jugendpflege im Regierungsbezirk Merseburg gibt E. H. Bethge diese Sammlung volkstümlicher Jugendbücher heraus, deren jüngste Erscheinung hier vorliegt. Die Bände sind sehr hübsch ausgestattet, enthalten viele Bilder auf Kunstdruckpapier und erscheinen zu dem Einheitspreise von 3 Mk. Bd. 1—4 und 6 sind geschichtlichen Inhalts, während der vorliegende und der unten angezeigte fünfte von Müller-Rüdersdorf einzelne Stände und Lebensformen unseres Volkes zum Gegenstande haben. Aus der deutschen Literatur von Hans Sachs bis Dehmel sind hier Stücke ausgewählt, die die Entwicklung des Handwerks behandeln, sein Lob singen und allerlei Ernstes und Heiteres aus dem Handwerkerleben schildern. Dass hierzu viel volkskundliches Material verwendet wird, ist selbstverständlich; neben hierher gehörigen Auszügen aus der Literatur finden wir auch Volkslieder, Sprüche u. dgl. Das geschickt zusammengestellte Buch ist wohl geeignet, die Freude am Handwerk und die Achtung vor dem Handwerk zu erhöhen und zu verbreiten. Sehr brauchbar ist es auch für die Zwecke des Schul- und Fortbildungsunterrichtes sowie für volkstümliche Vorträge und Unterhaltungsabende: dasselbe gilt für den von Müller-Rüdersdorf herausgegebenen Band. [F. B.]

E. Fehrle, *Segen und Zauber aus Baden* (Sonderabdruck aus 'Badische Heimat, Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz'. Karlsruhe, G. Braun. [1914] 1. Jahrg. 1. Heft). Fehrle bespricht nach einer kurzen Einleitung über das Wesen des Aberglaubens drei handschriftliche Rezepte aus badischen Orten. Das erste enthält ein aus mehreren pflanzlichen und anderen Stoffen bestehendes Mittel gegen die 'bösen Leute, damit sie dem Vieh keinen Schaden thun können', das zweite einen Segen gegen Augenkrankheit, das dritte einen solchen gegen das 'Nachtwesen'. Die einzelnen Bestandteile und Anweisungen werden erläutert und mit Parallelen aus der Antike und älterer deutscher Zeit belegt. Den Schluss bildet eine Aufforderung an die Leser dieser neuen Zeitschrift, sich an der vom Verbands deutscher Vereine für Volkskunde veranstalteten Sammlung der deutschen Segen- und Beschwörungsformeln zu beteiligen. [F. B.]

P. Graffunder, Nachtrag zu den Sagen der Mark Brandenburg (Programm des Kgl. Prinz-Heinrich-Gymnasiums zu Berlin-Schöneberg 1912). 4<sup>o</sup>. 30 S. — Die kleine Arbeit bringt zehn aus dem Volksmunde aufgezeichnete brandenburgische Sagen, teils bekannte in neuer Form, teils ungedruckte. Es sind: 1. Der Förster Bärens (Spuren dieser Sage aus dem Blumental bei Strausberg); 2. Die schwarze Dame aus den Müggelbergen; 3. Die Prinzessin von den Rauener Steinen; 4. Die weisse Frau vom Trebuser Fliess (Flammen umtanzen hier den Hügel, den die weisse Frau bewohnt); 5. Der Schneider von Petersdorf (schwankhaft); 6. Die untergegangene Stadt im Scharmützelsee; 7. Der Krebs an der Kette im Waschbanksee; 8. Das Hufeisen an der Marienkirche zu Frankfurt a. O.; 9. Der Rabe mit dem Ring Fürstenwalde; 10. Die Wettfahrt mit dem Teufel (Rauener Berge). Allen Sagen folgen ausführliche sagenvergleichende Anmerkungen, voll weiter Umschau und waghalsigem Kombinationsdrang, beherrscht von dem Streben, in möglichst ferne Vorzeit hinabzudringen. [H. Lohre.]

G. Hegi, Aus den Schweizerlanden. Naturhistorisch-geographische Plaudereien. Zürich, Orell Füssli [1914]. 128 S. 8<sup>o</sup>. Mit 32 Abbildungen. Geh. 2 Mk., gebd. 3 Mk. — Der sechste von den neun Aufsätzen, die das hübsch ausgestattete Büchlein enthält, schildert Züge aus dem Volksleben des obersten Tösstales (Kt. Zürich) nach persönlichen Erinnerungen des Verfassers, u. a. das 'Bächteln' am 2. Januar, bei welcher Gelegenheit wieder einmal von einer 'deutsch-heidnischen Göttin Berchta' die Rede ist, der sogar ein männliches 'Götterwesen' Berchthold beigegeben wird, das 'mit Wuotau identisch' sein soll. Ferner Kuabenumzüge und allerlei andere Festbräuche, Hochzeits- und Totensitten, Brand- und Blutsegen u. a. Manche Angaben ergänzen Hoffmann-Krayers Darstellung der Schweizer Feste und Bräuche (s. oben 23, 213). Den Schluss bilden Nachrichten über Volksdichter und hervorragende Männer des Tösstales. Hingewiesen sei auch auf den ersten Artikel 'Der Schweizerische Nationalpark' (im Ofenpassgebiet). [F. B.]

B. Kübler, Antinopolis, aus dem alten Städteleben. Leipzig, A. Deichert (W. Scholl 1914. Mit Titelbild. 46 S. 8<sup>o</sup>. 1 Mk. — Das auf einen Vortrag zurückgehende, geschmackvoll ausgestattete Büchlein des Erlanger Rechtslehrers schildert in gemeinverständlicher Fassung die Gründung, Lage, Verfassung, Entwicklung, Bauart usw. der Stadt Antinopolis, die Kaiser Hadrian zur Erinnerung an den Tod seines Lieblings Antinous am Nil errichtete. Grundlage der Darstellung sind vorwiegend die an Ort und Stelle gefundenen Papyri, die zwar hier weniger zahlreich vorliegen als für Hermupolis, Oxyrhynchos und Arsinoë, aber doch die Zeichnung eines recht lebendigen Bildes ermöglichen. Auch für den volkskundlich Interessierten, der meist allmählich gewordenen, uralten Sitten und Einrichtungen gegenübersteht, wird die hier gebotene flotte Schilderung einer künstlichen, mit Paragraphen vom Tage des ersten Spatenstichs an überreich gesegneten Stadtkultur eine angenehme und lehrreiche Lektüre bilden. [F. B.]

H. Marzell, Volksbotanik 1905—1908 (Sonderabdruck aus 'Just, Botanischer Jahresbericht' 39 [für das Jahr 1911] 1. Abteilung). Berlin 1913. — Eine umfassende Übersicht der in dem oben genannten Zeitraum erschienenen Werke und Zeitschriftenartikel über die Pflanzen im Aberglauben, in Sage, im Volksbrauch und Volkssitte, volkstümliche Pflanzennamen: berücksichtigt sind in erster Linie die Länder deutscher Zunge. Das 106 Nummern aufweisende Verzeichnis macht nach des Verfassers Angabe keinen Anspruch auf Vollständigkeit, dürfte aber wohl nur wenige Lücken haben; so möchten wir hinzufügen: J. Bolte, Der Nussbaum zu Benevent, oben 19, 312—314, und O. Schell, Der Donnerbesen in Natur, Kunst und Volksglauben, oben 19, 429—432. Sehr dankenswert sind die den wichtigeren Erscheinungen beigegebenen kurzen Inhaltsangaben und Hinweise auf Rezensionen. — Derselbe, Der Nussbaum im deutschen Volksglauben (Sonderabdruck aus 'Naturwissenschaftliche Wochenschrift' N. F. 12 Nr. 45 S. 713f.). — Der Verf. weist nach, dass der Nussbaum trotz seiner fremden Herkunft (vielleicht gerade deswegen?) in unserem Volksglauben eine ziemlich bedeutende Stellung einnimmt. Vielfach werden ihm allerlei schädliche Wirkungen zugeschrieben, doch schützt sein Holz auch vor Blitzschlag, seine Blätter, Früchte usw. werden in der Volksmedizin verwendet, in Redewendungen und Rätseln kommt er häufig vor. — Derselbe, Zur Volksbotanik des Fichtelgebirges in alter und neuer Zeit (Sonderabdruck aus 'Heimabilder aus Ober-

franken' 2, 2). — Aus einem 1716 anonym in Leipzig erschienenen Buch 'Ausführliche Beschreibung des Fichtel-Berges', als dessen Verfasser Marzell den Wunsiedeler Bürgermeister Joh. Chr. Pachelbl (1642—1726) festgestellt hat, werden zahlreiche Angaben über die Verwendung von allerlei Pflanzen in Volksmedizin und Aberglauben mitgeteilt und Entsprechungen aus anderen Quellen beigebracht. Pachelbls Buch ist, wie der Vf. bemerkt, auch sonst eine reichhaltige und bisher fast unbenutzte Quelle für Volksbräuche u. dgl. Den Schluss machen Mitteilungen über Pflanzenaberglauben heutiger Zeit, die Frl. D. Zernott auf Anregung des Verf. in der Gegend um Gefrees (Bez.-Amt Berneck) gesammelt hat. [F. B.]

W. Müller-Rüdersdorf, Der Erde goldner Segen. Ein Preis deutscher Landwelt und deutschen Bauerntums (Jungdeutsche Bücherei Bd. 5). Langensalza, J. Beltz 1914. VIII, 171 S. gr. 8°. Gebd. 3 Mk. — Wie in dem oben angezeigten Buch von R. Braun der Handwerker, so ist hier der Bauer und seine Tätigkeit der Gegenstand der aus deutscher Prosa und Poesie zusammengestellten Darstellung. Auch hier finden wir viele Beiträge aus volkskundlichen Gebiete, Wetterregeln, Hausinschriften, Dorfneckereien, ländliche Feste usw. Für schnelleres Zurechtfinden müssten bei etwaiger Neuauflage im Inhaltsverzeichnis neben die einzelnen Stücke die Namen der Verfasser gesetzt werden, wie das in der Braunschens Sammlung der Fall ist. Im übrigen gilt auch für diesen Band des verdienstvollen Unternehmens das dort Gesagte. [F. B.]

W. Pessler, Hausgeographie der Wilster Marsch, Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde 20, 401 ff. — In der Wilstermarsch gehen zwei Bauernhaustypen nebeneinander her. Der eine, 'Barghus', ist friesisch, der andere, 'Husmannshus', ist sächsisch. Trotzdem kommen keine Übergangsformen vor. Äusserlich haben beide Typen sich angeglichen durch Betonung der Querrichtung des Wohnendes vermittle Seitenflügel mit niedrigerem eigenen First. Das Sachsenhaus ist ferner durch die Abart mit Durchgangsdiele vertreten, wobei eine Angleichung auch an den Grundriss des Friesenhauses entsteht. Bei vorwiegendem Ackerbau ist Neigung zum altsächsischen Haustypus, bei vorwiegender Weidewirtschaft Bevorzugung des friesischen festgestellt! [K. Brunner.]

S. R. Steinmetz, Essai d'une Bibliographie systématique de l'Ethnologie jusqu'à l'année 1911 (Monographies bibliographiques publiées par l'Intermédiaire Sociologique, Nr. IV. Brüssel und Leipzig, Misch & Thron [1913] IV, 196 S. 8°. 7 Fr. — Das Institut de Sociologie Solvay in Brüssel beabsichtigt eine Reihe von bibliographischen Einzelschriften herauszugeben, denen von Spezialforschern im Bereich der Soziologie zu privatem Gebrauch angelegte Literatursammlungen zugrunde gelegt werden sollen. Dem Grundsatz folgend, dass die Ethnologie im vergleichenden theoretischen Studium der Naturvölker ihre Aufgabe hat im Gegensatz zu der reinen Beschreibung der Ethnographie, hat der Verf. 'systematische Darstellungen bestimmter Gegenstände, die ein ganzes Volk oder sogar eine Völkergruppe betreffen, ausgeschlossen, wenn die reine Darstellung die Absicht schien und nicht die theoretische Verwertung'. Selbstverständlich sind diese Grenzen fließend, und so wird man in dem Buche manches vergebens suchen und manches wider Erwarten finden, je nach der persönlichen Auffassung. So ist mir z. B. unklar, weshalb Seligmann, Der böse Blick, aufgeführt wird, dagegen Elworthy, The Evil Eye (1895), und Valletta, La Jettatura (1882), fehlen. Auch könnte wohl, um nur noch einige Beispiele hinzuzufügen, de Gubernatis, Zoological Mythology und Mythologie des Plantes aufgenommen werden, ebenso Dieterichs Mutter Erde, Böttichers Baumkult, Mannhardts Korndämonen und Roggenwolf: Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, beschränkt sich doch ebenfalls nicht auf reine Beschreibung. Der Begriff der 'Naturvölker' wird auch nicht immer strenge innegehalten, wie z. B. die Aufnahme von Hopf, Orakeltiere, oder Giraud-Teulon, La mère chez certains peuples de l'antiquité, zeigt. Zu Sartoris Aufsätze über die Totenmünze (Archiv f. Relw. 1899) ist desselben Verfassers Artikel über Ersatzmitgaben an Tote hinzuzufügen (ebda. 1900). Sehr vermisst man ein Sachregister: zwar stehen zwischen den Verfassernamen des Registers einige sachliche Stichworte; diese genügen jedoch keineswegs, ebensowenig wie das ziemlich ausführliche Inhaltsverzeichnis. Immerhin ist diese umfangreiche Bibliographie sicher dazu angetan, ein dankenswertes Hilfsmittel auch für die volkskundliche Forschung zu werden. [F. B.]



C. H. Stratz, Die Darstellung des menschlichen Körpers in der Kunst. 3. und 4. Tausend. Berlin, J. Springer 1913. Mit 252 Textfiguren. X. 322 S. 8°. Gebd. 12 Mk. — Das überaus interessante und prachtvoll ausgestattete Buch ist zum überwiegenden Teile der naturwissenschaftlichen Kunstbetrachtung gewidmet, doch ist ein kurzer Hinweis darauf auch an dieser Stelle gerechtfertigt, da die Ausführungen des Verf. über primitive und vorgeschichtliche Kunst mit den beigegebenen Abbildungen auch den Volkskundler interessieren dürften. Auch das sehr eingehende 2. Kapitel 'Der natürliche und künstlerische Kanon des Menschen' bietet für typologische Untersuchungen auf volkskundlichem Gebiete ein zuverlässiges Hilfsmittel. [F. B.]

Die Historie van Christoffel Wagenaer, Discipel van D. Johannes Faustus, naar den Utrechtschen Druck van Reynder Wylicx uit het Jaar 1597 uitgegeven door Josef Fritz. Leiden, E. J. Brill 1913. 246 S. 8°. Nederlandsche Volksboeken opnieuw uitgegeven vanwege de Maatschappij der nederlandse Letterkunde te Leiden 12). — 1593, sechs Jahre nachdem das Volksbuch vom Doktor Faust zu Frankfurt herausgekommen war, erschien ein als zweiter Teil dieser Historie bezeichnetes Büchlein, das die wunderbaren Schicksale seines Famulus Christoph Wagner behandelt. Wagner greift, nachdem er Fausts hinterlassenes Vermögen verzehrt hat, zur Zauberei, schliesst mit dem Teufel Auerhan einen Pakt und durchlebt eine Reihe ähnlicher Abenteuer wie Faust, lässt sich auch nach Lappland und Amerika führen und nimmt endlich das gleiche klägliche Ende wie sein Meister. Von dieser in Abdrücken, Bearbeitungen und Dramatisierungen bis ins 19. Jahrhundert fortlebenden Nachahmung der Fausthistorie hat Fritz, ein Schüler Minors, 1910 eine kritische Ausgabe veranstaltet. Jetzt legt er uns auch die niederländische Übersetzung, die 1597 bei Reynder Wylicx zu Utrecht<sup>4</sup> erschien, in einem sorgfältigen Neudrucke vor, dem er Worterklärungen unter dem Texte und Untersuchungen über die späteren Ausgaben und das Verhältnis zur deutschen Vorlage beigelegt hat. Der Übersetzer meidet alle gelehrten oder für seine niederländischen Leser schwerer verständlichen Anspielungen und kürzt so seine Vorlage fast um  $\frac{1}{12}$ . Sein sich von aller konfessionellen Polemik ängstlich fernhaltendes Volksbuch ward wiederholt gedruckt und um 1730 durch einen eifrigen Katholiken, wohl einen Antwerpener Franziskaner, umgearbeitet, der die Reisekapitel durch Einführung bekannterer Lokalitäten ersetzt und seinem Hass gegen die Hugenotten in La Rochelle Ausdruck verleiht. Auch für diese Bearbeitung hat Fritz umsichtig die benutzten Quellen nachgewiesen und eine Anzahl von Proben abgedruckt. [J. B.]

A. Wirth, Tod und Grab in der schottisch-englischen Volksballade, eine Studie zum Volklied. Progr. Bernburg 1914 (nr. 982. 48 S. 4°. — Eine sorgsame Durchmusterung von Childs grosser Sammlung englischer Balladen auf folgende Motive hin: Todesursachen, Vorzeichen, Scheintod, Tod und Trauer, Geisterleben, Grab, Rache. [J. B.]

— — — — —  
Aus den

## Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

— — — — —  
Freitag, den 27. Februar 1914. Der Vorsitzende, Hr. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Roediger, widmete den verstorbenen langjährigen Vereinsmitgliedern, Prof. Dr. Joh. Franke, Bonn, und Prof. Dr. Paul Bartels, Königsberg i. Pr., Worte ehrenden Gedächtnisses. Hr. Prediger und Schuldirektent A. Levy sprach über altisraelitische Volks- und Familienfeste. Zum Verständnis einer Dichtung ist Kenntnis ihrer Umwelt notwendig. Das gilt auch für die zahlreichen poetischen Teile der Bibel. In den Schriften des Alten Testaments lernt man die Israeliten

nur sozusagen im Staatskleide kennen. Die Art, wie Volksfeste gefeiert wurden, gibt ein besseres Bild von der Volksseele. Die uralten israelitischen Volksfeste wurden später durch die 'Halacha' religionsgesetzlich festgelegt. Die religiösen Feste nahmen auch oft den Namen der Volksfeste an. Bei dem zum späteren Versöhnungsfeste gewordenen echten alten Volksfeste trug man nur geliehene Kleider, damit Arm und Reich sich durcheinander mischen sollten und Standesunterschiede das allgemeine Fest nicht störten. Schon zur Zeit der Richter fand in Siloh zur Erinnerung an Jephthas Tochter ein Jungfrauenfest statt. In die Nähe der vorgeschriebenen Kultusfeste traten andere Volksfeste und wurden deshalb mit ihnen verschmolzen. Im Herbst fand ein Wassercropper mit nächtlichem Lichterglanz zur Verehrung der Quelle Siloah statt. Aber auch im Frühling wurde ein nächtliches Fest gefeiert. Reife Gerste wurde feierlich geschnitten und so die Ernte eingeleitet. Beide Feste waren echte Volksfeste ohne Standesunterschiede, welche sich an religiöse Festgebote nur anlehnten. Da bei der fortschreitenden Güterzerschlagung das Korn um die Ernte- und Saatzeit knapp wurde, so sparte man und säete mit Tränen, wie es in der Bibel heisst. Die Erstlingsopfer der Ernte wurden auf Wallfahrten nach Jerusalem gebracht, und am Ende der Ernte feierte man ein ausgelassenes allgemeines Volksfest am letzten Tage des Hüttenfestes, bei dem der Ruf 'Hosianna = Hilf doch' erklang. Das Purimfest, das Fest der Zweige, ist der jüdische Fasching, ein Frühlingsfest, verbunden mit Hinrichtung einer Hamanfigur, ähnlich unserm Winter- oder Tod-Austreiben. Auch Familienfeste wurden durch Teilnahme aller ohne Standesunterschiede zu Volksfesten, wie bei dem Festzuge mit dem acht Tage alten Knaben zum Tempel. Ebenso nahm jedermann an den Hochzeitsfeiern teil, da es für allgemein menschliche Pflicht galt, Brautleute zu erfreuen. Der Bräutigam wurde als König, kurz als Salomo, bezeichnet. Als Symbol friedlichen Beisammenseins wurde ein Hahn und eine Henne vor dem Brautpaare in das Ehegemach eingelassen. Während sieben Tagen wurde in Tanz und Spiel die Hochzeit gefeiert. Ausschreitungen waren selten. Die Tänze wurden von Männern ausgeführt, wozu die Frauen musizierten. Diese Schilderungen jüdischer Volksfeste stammen aus einer Zeit, in der das Volk bereits ein politisches Scheinleben zu führen gezwungen worden war. Im Anschlusse an diesen Vortrag legte der Unterzeichnete eine Anzahl jüdischer Kultusgeräte aus der Sammlung des Hrn. Schlachthofsdirektor Werner in Stolp vor. Hr. Direktor Dr. Minden wies auf seine Besprechung über die Thorah-Wimpel (oben 3, 205) hin. Hr. Levy bemerkte noch, dass die bei der Sabbatfeier gewöhnlich gebrauchten Psom- oder Gewürzbüchsen aus Silberfiligran gearbeitet zu sein pflegen. Die Tinte, mit welcher die Thorahrollen und die Gebetsriemen nur mit Gänsefedern beschrieben werden, ist von bestimmter und vorgeschriebener Zusammensetzung. Auf eine Anfrage über die Herkunft der als Schild Davids bezeichneten Figur des Hexagramms erwiderte er, dass sie aus dem 13. Jahrhundert zuerst bekannt sei.

**Freitag, den 27. März 1914.** Der Vorsitzende, Geh. Rat Prof. Dr. Roediger, wies auf den vom Verbands deutscher Vereine für Volkskunde versandten 'Aufruf zur Sammlung' der deutschen Segen- und Beschwörungsformeln' hin und forderte die Mitglieder des Vereins zur Mitarbeit auf. Abdrücke des Aufrufes sind noch vorhanden. Er legte ferner ein neu erschienenes Buch von Prof. Dr. E. Samter: Die Religion der Griechen vor (aus Teubners Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt'). Hr. Prof. Rob. Mielke sprach mit Vorführung zahlreicher Lichtbilder über die Entstehung unserer Dorfformen. Die Gründe für die Gestaltung der Dorfformen liegen in den Wirtschaftsweisen. Die Einzelhöfe an der Weser

und in Friesland z. B. deuten auf alte Viehwirtschaft hin. Mit dem Überwiegen des Ackerbaues stellte sich die Notwendigkeit einer bestimmten Grösse des Areals heraus. Schon zu Caesars Zeit war bei den Germanen Hufenverteilung vorhanden. Die nordische Grosshufe ist wahrscheinlich auch in Deutschland, z. B. in den Wesermarschen, in Braunschweig, Thüringen usw. in Geltung gewesen. Die Königs- oder Marschenhufe taucht in der östlichen Kolonisation auf. Dagegen haben die Weiler im Westen römische Flureinteilung in rechteckiger Form. In Schonen und Seeland sind zwei alte Dorfformen, By oder Haufendorf und Torp oder Rundlingsdorf, zu unterscheiden. Eine weitere Dorfform des Nordens war das Fortadorf mit 8 bis 12 Haupthöfen, in Kreuzform angelegt. Eine spätere, im 13. Jahrhundert in Schweden und Norwegen beendete Regulierung der bereits unter König Erich planmässig angelegten Dörfer geht auf die Sonnenlage zurück, wodurch das Strassendorf entstand. In Deutschland sind die alten Verhältnisse unklarer. Das Strassendorf ist bei uns das Normaldorf. Die ehemals als slawisch angesehenen Runddörfer sind oft nur Angerdörfer und können nicht als völkisch bedingt angesehen werden. Ihnen ist die 8-Zahl der Gehöfte eigentümlich. Der nordische Rundling hat sich in Holstein, Lübeck und Mecklenburg-Strelitz erhalten. Jünger als die Rundlinge sind die Kietze, welche man immer den Slawen zuschreibt. Es sind Strassendörfer ohne Ackerflur, und sie treten nur in ehemals slawischem Kolonialgebiete auf. In der an den Vortrag sich anschliessenden Besprechung erörterte Hr. F. Treichel seine Auffassung des Achterzug-Pfluges, der nach Mielke einer bezugten Bespannung mit 8 Ochsen bedurfte, als eines Pfluges mit hintereinander gehenden Zugtieren. Ferner erklärte er die vom Redner erwähnte, Swinslag genannte, bestimmte Art der Hufenverteilung als Weide auf der Stoppel. Derselbe sprach dann über die Bedeutung und den Ursprung seines Familiennamens. Er führte aus, dass im Alemannischen 'treichlen' soviel bedeute wie eine Glocke anschlagen. Die Glocke heisst Treichle. Daher trägt eine Familie dieses Namens in dem durch Viehzucht hervorragenden Allgäu eine Glocke im Wappen. Bei dem schweizerischen volkstümlichen Umzuge des sog. Klausens am St. Nikolaustage, einem alten Fruchtbarkeitsritus, werden von den Burschen Glocken, Treichlen, benutzt.

**Freitag, den 24. April 1914.** Der Vorsitzende, Hr. Geh. Rat Roediger, legte ein eben erschienenenes Buch von Elisabeth Lemke: *Asphodelos* und anderes aus Natur und Volkskunde, I. (Allenstein 1914) vor. Der Unterzeichnete sprach über das schlesische Bauernhaus unter Vorführung von 21 Lichtbildern. Der Vortrag ist oben 23, 337 ff. abgedruckt. Dann hielt Hr. Professor Guthknecht einen Vortrag über die Tracht der Germanen, unter Vorlegung zahlreicher eigenhändiger Skizzen nach antiken Vorlagen. Er wies darauf hin, dass die Zeugnisse der alten Schriftsteller, besonders des Caesar und Tacitus, die einzigen und im grossen und ganzen auch zuverlässigen Quellen für die Kenntnis der primitiven Volkstracht der Germanen seien. Zwischen Galliern und Germanen habe kein bedeutenderer Unterschied in der Tracht bestanden. In dem von Caesar erwähnten 'reno' erblickte er einen Pelzumfang von Skapulierform und verwarf die Ableitung des Namens vom Rentier. In den prähistorischen Funden sehen wir Gürtel, Fibeln und Haken bereits eine grosse Rolle spielen, so dass Schlüsse auf einen grossen Reichtum in der Tracht berechtigt erscheinen. Auch zeigt der Schnitt der Frauentracht des Nordens in der älteren Bronzezeit bereits eine hohe Entwicklung, nicht minder die spätere Männerhose, wie wir sie z. B. aus dem Thorsberger Moorfunde (3. bis 4. Jahrh. n. Chr.) kennen lernen. Wenn trotzdem zur römischen Kaiserzeit am Rhein noch nackte Germanen lebten, so

muss man annehmen, dass die nördlichen Germanen schon früher eine höhere Kulturstufe erreichten als die westlichen. Immerhin ist bei Tacitus bereits gegenüber Caesars Angaben ein gewisser Kulturfortschritt in der germanischen Tracht zu erkennen. In der Frauentracht ist das kurze Kleid urwüchsiger als das lange. Die Marc Aurelssäule zeigt bereits einen gewissen Kleiderluxus der Markomannen.

**Freitag, den 22. Mai 1914.** Der Vorsitzende, Hr. Geheimrat Roediger, legte die ersten Nummern einer von Wolfgang Schultz unter Mitwirkung anderer namhafter Gelehrten neu herausgegebenen Monatsschrift für vergleichende Mythenforschung 'Mitra' vor. Hr. Rittergutsbesitzer Fr. Treichel machte unter Vorlegung von Abbildungen Mitteilung von eigentümlich in Menschenform gestalteten Bienenstöcken aus Höfen in Schlesien, die unter dem Namen 'Apostelbienenstöcke' bekannt sind und einem in slawischen Gebieten öfter auftretenden Typus angehören. Näheres darüber wird eins der nächsten Hefte dieser Zeitschrift bringen. Hr. Direktor Dr. Minden zeigte eine volkstümliche Stickerei, Darstellung der männlichen und weiblichen Hochzeitstracht aus Nuoro in Sardinien, welche er der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde überwies. Dann hielt Hr. Dr. Robert Pelissier einen durch Lichtbilder und phonographische Darbietungen erläuterten Vortrag über seine Reisen zu den finnisch-ugrischen Völkerschaften Russlands, insbesondere den Wotjaken, Permjakten, Syrjänen und Mordwinen. Unter ihnen lebt zerstreut der mohammedanische Stamm der Tataren, welcher sich auch in kultureller Beziehung von den finnisch-ugrischen Bevölkerungen unterscheidet und von der russischen Regierung privilegiert wird. Der Vortrag soll ausführlich später in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden.

Berlin.

Karl Brunner.

---

### Berichtigung.

Von befreundeter Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, dass mir bei der Besprechung der so verdienstlichen Arbeit über den 'Mönch Felix' von Dr. Erich Mai (im vorigen Heft dieser Zeitschrift S. 102) ein Versehen mit untergelaufen ist. Erich \*Mai hat auch die Anregung zu seinen ergebnisreichen Forschungen durch Herrn Geheimrat Dr. Max Roediger erhalten. Ich bedaure meine unrichtige Angabe und gebe die Worte wieder, die Mai seinerzeit seiner Dissertation vorausschickte: „Bevor ich die folgende Einleitung eröffne, kann ich nicht umhin, der reichen und nie verdrossenen Förderung zu gedenken, die mir dabei durch Herrn Professor Dr. Max Roediger hierselbst zuteil geworden. Nicht nur, dass er die erste Anregung zu einer kritischen Ausgabe des Felixgedichtes gegeben, er hat mir im Verein mit dem inzwischen verstorbenen Herrn Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Weinhold auch die Handschriften zugänglich gemacht, mich mit Nachweisen unterstützt, mich mehr als drei Jahre hindurch kritisch beraten. Ich sage ihm, Otfrieds Wort vom zuhtâri guato billig erneuernd, meinen herzlichen Dank.“

Gross-Lichterfelde.

Fritz Behrend.

---

# Geschichte der Tanzkrankheit in Deutschland.

Von Alfred Martin.

(Vgl. S. 113—134.)

## Die Tanzkrankheit vor 1518.

Betrachten wir die Tanzkrankheit vor der Strassburger Epidemie zeitlich rückwärtsschreitend, so stossen wir zunächst in Zürich auf Tänzer in der Kirche und in der Vorhalle der Kirche.

Nach den Rats- und Richtbüchern sagt 1452 ein Hans Schiltknecht vor Gericht aus: „Es habe sich gefügt, daß ein armer Mensch an St. Vits Tag uf dem Helmhaus [in der Vorhalle der Wasserkirche] habe getanzet; also sei er auch da gestanden, und habe zugesehen, da habe der arme Mann ihn angerufen, daß er ihm in seinen Nöthen zu Hülfe käme, also habe er ihm durch Gottes und seiner lieben Mutter Willen in seinen Nöthen geholfen, und da er also mit ihm getanzet, haben vier Gesellen seiner gespottet“<sup>1)</sup>.

In den Rats- und Richtbüchern findet sich beim Jahr 1418 [oder 1428, siehe später] die Stelle: Heini Murer sagt vor Gericht, ‘daß es sich gefügt, daß er in der Wasserkilchen stund und den armen Frowen zulugte, die da tanzeten; da käme Heini Harnischmacher und wollte den Frowen eine Wite [Weite, Raum] machen, daß der Luft zu ihnen ginge, und stieß die Leute hinter sich’<sup>2)</sup>.

Salomon Vögelin, der die Stellen mitteilt, setzt den Vorgang ins Jahr 1418, später bezieht er sich auf die Rats- und Richtbücher von 1418 und 1419. In den Usterischen Manuskripten der Stadtbibliothek Zürich (Msc. U 55) fand ich die Angabe 1428. Auf meine Anfrage teilte mir das Züricher Staatsarchiv mit, dass sich in Bd. VI, 204 (wo die Stelle S. 137 steht) Jahre und Jahresbruchstücke der Rats- und Richtbücher von 1418, 1419, 1428 I und II finden, der Passus zwischen 1428 und 1418 steht und eher zu 1428 in die 1. Jahreshälfte zu gehören

<sup>1)</sup> Salomon Vögelin, Gesch. der Wasserkirche in Zürich. Zürich 1848 (Neujahrsblatt hsg. v. d. Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1847—48).

<sup>2)</sup> Ebenda.

scheint. Vögelin hatte, wie oben S. 114 erwähnt, in der Annahme, die Strassburger Epidemie habe 1418 stattgefunden, gemeint, die Tänzer seien von Strassburg über Zabern nach Zürich gelangt.

Die Wasserkirche galt vor der Reformation — die sie gerade deswegen schloss — als heiligste Kirche der Stadt. Sie war die älteste Kapelle und galt als Reichsboden. Dort hatten die heiligen Märtyrer Felix und Regula an der später vielbenutzten heiligen Heilquelle ihr Leben gefristet und waren gefangen worden. Die alte Kirche hatte fünf Altäre<sup>1)</sup>, vielleicht war einer dem hl. Veit geweiht, denn ohne Grund wurde am Veitstage dort nicht getanzt.

Im vorhergehenden Jahrhundert finden wir eine grosse Epidemie in Köln, Aachen, Utrecht, Maastricht, Lüttich, Tongern und Metz, die sich in benachbarte Gebiete ausbreitete. Die Tänzer zogen von einem Ort zum andern.

Eine Kölner Chronik sagt vom Jahre 1374: „In dem seluen iair stonde eyn groisse krankheit vp vnder den mynschen, ind was doch niet vill me gesyen dese selue krankheit vur off nae ind quam van natuerlichen ursachen as die meyster schrijuen, ind noemen Sij maniam, dat is raserie off unsynnicheit. Ind vill lude beyde man ind frauwen junck ind alt hadden die krankheit. Ind gyngen vyss [aus] huys ind hoff, dat deden ouch junge meyde, die verliessen yr alderen, vrunde ind maege ind lantschaff. Disse vurß mynschen zo etzlichen tzijden as Sij die krankheit anstiesse, so hadden Sij eyn wonderlich bewegung yrre lychamen. Sij gauen vyss kryschende vnd grusame stymme, ind mit den wurpen Sij sich haestlich up die erden, vnd gyngen liggen up yren rugge, ind beyde man ind frauwen moist men vmb yren buych ind vmp lenden gurdelen vnd kneuelen mit twelen [Tüchern] vnd mit starcken breyden benden, asso stijff vnd harte als men mochte.

Item asso gegurt mit den twelen dantzten Sij in kyrchen ind in clusen ind vp allen gewijden steden. As Sij dantzten, so sprungen Sij allit vp ind rieffen: Here sent Johan, so so, vrisch ind vro, here sent Johan.

Item die ghene die die krankheit hadden wurden gemeynlichen gesunt bynnen V V. dagen. Zom lesten geschiede vill bouerie vnd droch dae mit. Eyn deyll naemen sich an, dat Sij kranek weren, vp dat Sij mochten gelt dae durch bedelen. Die anderen vinsden sich kranek, vp dat Sij mochten vnkuyshheit bedrijuen mit den frauwen. jnd gyngen durch alle lant ind dreuen vill bouerie. Doch zo lesten brach idt vyss ind wurden verdreuen vyss den landen. Die selue dentzer quamen ouch zo Coellen tussehen [zwischen] tzwen vnser lieuen frauwen missen Assumptio- nis ind Natiuitatis.<sup>4</sup>

(Die Chronica van der hilliger Stat van Coellen, Coellen 1499, Bl. 277 = Die Chroniken der deutschen Städte 14, 715. 1877. Abdruck bei Hecker-Hirsch S. 189, Anhang IV)<sup>2)</sup>.

Es trat in Köln, wie in Strassburg, der Tanz als Krankheit auf. Auffallend war die kreischende und grausame Stimme der Kranken und,

1 Salomon Vögelin a. a. O.

2 J. F. C. Hecker, Die grossen Volkskrankheiten des Mittelalters, hsg. v. A. Hirsch. Berlin 1865.

was dem Berichterstatter am meisten in die Augen fiel, die Bewegung ihrer Körper. Schreiend warfen sie sich auf die Erde und 'gingen liegend auf dem Rücken'. Der Arzt weiss, dass die Verrenkungen auf dem Breughelschen Bilde (oben S. 132) und das Hin- und Herwerfen der auf dem Rücken Liegenden mit plötzlichen sprengelartigen Krümmungen der Wirbelsäule, auch des ganzen Körpers, nur verschiedene Ausdrücke desselben hysterischen Krankseins sind. Wenn sie tanzten, hatten sie den Bauch mit breiten Gurten oder Tüchern umwunden, die durch Knebel straff angezogen waren. So tanzten sie in Kirchen, Klausen und auf allen geweihten Stätten, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, sicherlich zu Heilzwecken, und beim Aufspringen feuerten sie sich in einem Tanzliede (das in früheren Zeiten die Instrumentalmusik vertrat) unter Anrufung ihres Krankheitspatrons an: Here sent Johan, so so, vriseh ind vro, here sent Johan. Wie in Strassburg, gab's zuletzt Betrüger unter ihnen, und das enge Zusammenleben wurde auch von Lüstlingen ausgenutzt. Da vertrieb man sie, die wahrhaft Kranken waren gewöhnlich in V V [?] Tagen gesund geworden.

Dieser einfache Bericht weicht in der Schilderung der Krankheit und Krankheitsheilung von solchen der späteren Zeit nicht wesentlich ab. Dass die Leute den Heiltanz vollführten, ist nicht zu bezweifeln, ja es scheint der Tanz selbst anfänglich nur zu Heilzwecken vorgenommen zu sein und die Krankheit, die man damit heilen wollte, in der abnormen Stimme, dem Zubodenwerfen und den konvulsivischen Bewegungen bestanden zu haben; denn das vollführten sie, 'als sie die Krankheit anstieß', dann erst liessen sie sich gürteln<sup>1)</sup> und tanzten an geweihten Stätten, wo sie meist geheilt wurden. Diese bis dahin unbekannte Krankheit nannten die Meister (der Arznei) Manie, das ist Raserei und Unsinnigkeit. Erst später kamen, wie der Chronikenschreiber meint, Betrüger und anderes Gesindel hinzu, sicherlich aber auch geistig Minderwertige, die mit dem Tanz angesteckt wurden und nun als Tanzkranke tanzten.

Ein zweiter zeitgenössischer deutscher Bericht steht in der Limburger Chronik (angefangen 1347):

„An. 1347<sup>2)</sup> zu mitten Sommer da erhub sich ein wunderlich ding auf Erdreich, vnd sonderlich in Teutschen landen, auf dem Rein vnd auf der Mosel, also daß leut anhuben zu dantzen vnd zu rasen, vnd stunden je zwey gen ein, vnd dantzeten auf einer stett einen halben tag, vnd in dem Dantz da fielen Sie etwan

1) Trithemius schreibt, allerdings erst im 16. Jahrhundert: Zuerst auf die Erde fallend schänkten sie, danach aufstehend tanzten sie bis zur Entkräftung, wenn sie nicht durch ein sehr starkes Band von anderen zusammengeschnürt wurden (*nisi fortissima ligatura per alios stringerentur*). (Chronicon Spanheimense. Frankf. 1601.) Dabei möchte ich daran erinnern, dass meines Wissens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Heilmethode der Epilepsie im Zusammenschnüren einzelner Glieder bestand, vielleicht geht sie auf einen alten Volksbrauch zurück.

2) Druck- oder Schreibfehler für 1374. Die Stelle steht nach 1373 und vor 1375.

dick [oft] nider, vnd liesen sich mit füssen treten auf jhren leib. Davon namen sie sich an, daß sie genesen weren, vnd liefen von einer Statt zu der anderen, vnd von einer Kirchen zu der anderen, vnd huben gelt auf von den leuten, wo es jhnen mocht gewerden. Vnd wurd des dings also viel, daß man zu Cöln in der Statt mehr dann fünffhundert Dentzer fand. Vnd fand man, daß es ein Ketzerey was, vnd geschach umb gelts willen, daß jhr ein theil Frauw vnd Man in vnkeuschheit mochten kommen vnd die volnbringen. Vnd fand man da zu Cöln mehr dann hundert Frauwen vnd Dienstmägd, die nit ehrliche menner hatten. Die wurden alle in der Dentzerey kindertragend, vnd wann daß Sie Dantzeten, so bunden vnd knebelten sie sich hart vmb den leib, daß Sie desto geringer weren. Hierauf sprachen ein theils Meister, sonderlich der Guten Artzt, daß ein theil wurden dantzend, die von heiser Natur weren, vnd von andern gebrechlichen natürlichen sachen. Dann deren was wenig, denen das geschach. Die Meister von der heiligen Schrift die beschworen der Dentzer ein theils, die meinten daß Sie besessen weren von dem bösen Geist. Also nam es ein betrogen end, vnd werete wol Sechzehen wochen in dissen Landen oder in der maaß. Auch nahmen die vorgeante Dentzer Man vnd Frauwen sich an, daß Sie kein rot sehen möchten. Vnd war ein eitel teuscherey vnd ist verbotschaft gewest an Xystum [Christum] nach meinem beduncken<sup>1)</sup>.

(Auch bei Hecker-Hirsch a. a. O. abgedruckt, aber nach der Ausgabe von C. D. Vogel. Marburg 1828).

Hier treten die Kranken von vornherein als Tänzer auf — es wird auch ihre Tanzart angegeben, sie 'stunden je zwey gen ein' — und tanzten oft bis zum Umsinken, liessen sich dann mit Füßen treten und glaubten sich nun geheilt. Es war also in der Hauptsache die Heilart, die wir vornehmlich von Strassburg und Basel her kennen. Auch vom Tanz in den Kirchen spricht der Bericht. Das Umgürten des Bauches geschah nach ihm nur, um in der Schwangerschaft dünner zu erscheinen und sie zu verdecken (vgl. oben S. 125 f. den Bericht Schenks von Grafenberg). Der Chronist hält die meisten Tänzer für Betrüger, wenige für wirklich Kranke, von denen die guten Ärzte sagten, dass sie heisser Natur wären (siehe oben S. 118 diese Angabe auch bei der Strassburger Epidemie) und andere Gebrechen hätten. Im Gegensatz zu den Ärzten — und anscheinend auch zum Chronisten — nahmen die Geistlichen Besessenheit an und beschworen sie.

Ganz anders lauten die Berichte niederländischer Geistlicher. Sie schildern die Kranken, durch ihre Brille gesehen, nur als Besessene, und als solche wurden diese von ihnen dort auch behandelt, besonders wo das durch die Plage verbitterte Volk der Geistlichkeit gefährlich zu werden anfang. Die Berichte sind kulturgeschichtlich besonders interessant, weil sie zeigen, welche Macht die Suggestion hat. Die Kranken glaubten schliesslich selbst, dass sie von Teufeln besessen seien, und die Geistlichen holten Aussagen aus ihnen heraus, die sie wünschten und die ihnen

1 Die Limburger Chronik des Johannes, nach J. Fr. Fausts *Fasti Limpurgenses* hsg. von K. Rossel (Wiesbaden 1860) S. 56. (Neue Ausgabe in den *Monumenta Germaniae, Deutsche Chroniken* 4, 1.)



angenehm waren. Selbst die in religiöse Schwärmerei Verfallenen wurden als Besessene betrachtet und mitbeschworen. Jedenfalls trat die seelische Erkrankung hier weit mehr als sonst hervor und war in ihren Äusserungen zumeist durch die Geistlichkeit beeinflusst.

Ausführlich erzählt ein gleichzeitiger Niederländer: „Am 16. Julius (1374) kam eine sonderbare Art besessener Menschen aus den obern deutschen Ländern nach Aachen, von da nach Utrecht und endlich gegen den September nach Lüttich. Halb nackend, mit Kränzen um die Köpfe, führten diese Besessenen beiderlei Geschlechts auf den Strassen, selbst in den Kirchen und Häusern ohne alle Scham ihre Tänze auf, indem sie in ihrem Gesange nie gehörte Namen der Teufel ausriefen. Nach dem vollendeten Tanze quälten die Teufel sie mit den heftigsten Brustschmerzen, so dass sie mit schrecklicher Stimme schrienen, sie stürben, wenn man sie nicht mit Binden um den Leib zusammenschnürte. Vom September bis zum Oktober wuchs ihre Sekte zu vielen Tausenden an. Aus Deutschland strömten täglich neue Tänzer herbei, und zu Lüttich wurden viele, die noch an Leib und Seele gesund waren, plötzlich von den Teufeln ergriffen und verbanden sich mit den Tänzern. Kluge Leute wussten keinen anderen Grund der Entstehung dieser teuflischen Sekte anzugeben, als die herrschende Unwissenheit in Glaubenssachen und in den Geboten Gottes. Viele aus dem Volke warfen aber die Schuld auf die Priester, die im Konkubinat lebten, durch welche also jene Leute nicht recht getauft worden wären. — In der Kreuzkirche zu Lüttich fing an der Kirchweihe der Träger des Rauchfasses an, sein Fass wunderlich zu schwenken, zu springen und unverständlich zu singen. Als darauf ein Priester verlangte, er solle das Vaterunser beten, wollte er nicht, und als er den Glauben beten sollte, sagte er: Ich glaube an den Teufel. Da legte der Priester ihm die Stola um und las den Exorzismus der Kirche; alsbald verliess ihn der Teufel, und er betete das Vaterunser und den Glauben mit grosser Andacht. — Um das Fest aller Heiligen versammelte sich in dem Flecken Herstal bei Lüttich eine Menge Tänzer, Männer und Weiber, und beschlossen nach Lüttich zu gehen und daselbst die Prälaten und die ganze Geistlichkeit umzubringen. Aber als sie nach Lüttich kamen und durch fromme Leute vor die Geistlichen geführt wurden, taten sie diesen nichts, ja sie liessen sogar von ihnen sich heilen und ihre Teufel austreiben. — Einige wurden in eine Kapelle des St. Lamberts Klosters vor den Priester Doct. Ludwig Loves gebracht, welcher ihnen eine geweihte Stola umhing und das Evangelium in principio erat verbum vorlas. Dasselbe Experiment machte dieser Priester mit zehn Tänzern nacheinander, immer mit dem glücklichen Erfolge der Heilung. Dadurch kam er in solchen Ruf, dass man ihm von allen Seiten dergleichen Kranke brachte, damit er sie den Teufeln entrisse. Auch in andern Kirchen trieben andere Geistliche die Tanzteufel aus. Zur Beschwörungsformel bediente man sich gewöhnlich des Anfangs des Johanneischen Evangeliums, doch auch anderer Evangelien, vorzüglich solcher, in welchen die Heilung Besessener durch Christus erzählt wird. — Eine andere Art der Heilung geschah durch Auflegung oder Vorzeigung der Hostie, durch Eingiessen von Weihwasser, durch Berühren des Mundes mit einem priesterlichen Finger, durch Anblasen usw. unter Hersagung von mancherlei Formeln. — Viele Geistliche erzählten, ein Teufel habe vor seiner Austreibung gestanden, dass sie jetzt freilich nur gemeine Leute besässen, sie würden aber auch in den Körper der Reichen und Mächtigen eingekehrt sein und durch diese den ganzen Klerus aus Lüttich vertrieben haben, wenn derselbe nicht jetzt sie zwänge, sich hinwegzuheben. — Zu Aachen tauchte

der Priester Simon ein Mädchen, dessen Teufel keiner Beschwörung anderer weichen wollte, bis an den Mund in Weihwasser. Der Dämon wohnte nach seiner eigenen Aussage seit zwei Jahren in dem Mädchen und hatte sich, wenn dieses kommunizierte, in die Spitze der Zehen verkrochen. Er wurde genötigt auszufahren und von dannen zu weichen, obgleich er sich erbot, das Amt eines Burgwärters zu übernehmen und zur Probe wie auf einer Trompete blies. Da einige Tage nach seiner Austreibung in dem Carlsbade (wo er ebenfalls nicht hausen sollte) mehrere Menschen ertranken, glaubte man, das habe er bewirkt, und schloss das Bad für immer. — Einen andern Teufel vertrieb derselbe Priester durch Gebet und Fasten. — Nachdem duſeh diese und andere geistliche Mittel die Sekte der Tänzer, welche in Jahres Frist sehr überhand genommen hatte, allmählich vermindert war, wurden zwar noch drei bis vier Jahr lang manche Leute von solchen Tanzteufeln heimgesucht, aber diese wichen sehr leicht den Beschwörungen der Geistlichen. Der Klerus von Lüttich kam zu jener Zeit in einen guten Geruch.

(Radulphi de Rivo, Decani Tongrensis († 1403) Gesta Pontificum Leodiensium, in Jo. de Arekel Cap. IX.; Chapeavilli Auctores qui gesta Pontificum Leod. scripserunt, III, 19 ss. Übersetzung von Förstemann<sup>1)</sup>).

In vielem stimmt der nachfolgende Bericht mit obigem überein:

„Im Jahr 1374 unter bischöflicher Regierung des ehrwürdigen Herrn Johannsen von Arekel, Bischofs zu Lüttich, im Monat Julio, am Morgen des Fests der Apostelteilung sind gesehen worden Tänzer am Reihen, die hernach auf Mastriecht, Lüttich, Tongern und andere Orte dieser Lande im Herb-Monat (September) kommen sein. Diese teuflische Pest hat an gemelten und benachbarten Orten Mann- und Weibspersonen, vornehmlich aber die Armen und Leute von schlechtem Ruf zu aller grossen Schrecken anfahren zu plagen, wenig aber von Geistlichen und Reichen. Sie trugen Kränze auf den Köpfen, um den Leib und Nabel bunden sie sich mit einem Tischtuch und eim Bakel, da sie dann nach dem Tanzen hinfielen und heftig gemartert, und damit sie nicht zerborsten, wurden sie mit den Füſsen getreten, und bunden sich mit dem Bakel in das Tischtuch ganz harte, und liessen sich mit der Faust stossen. Etliche schrien, sie scheuten sich vor Schnabeln an den Schuhen, dahero dieselben zu Lüttich verboten wurden. Sie nahmen mit ihren Tänzen die Kirchen ein und nahmen an der Zahl vom Herbst-Monat bis in Oktober sehr zu. Es wurden überall Umgänge, Litaneien und besondere Messen gehalten. Zu Lüttich fing ein Schuljunge zum heiligen Kreuz am Abend der Kirchweih mit dem Rauchfass an zu spielen und nach der Vesperzeit heftig zu tanzen. Als er von vielen ermahnt wurde, ein Vaterunser zu beten, wollt er nicht, desgleichen den Glauben, hat er gesagt: Ich glaube an den Teufel. Als der Kaplan solches gesehen, hat er sich seinen Habit langen lassen und beschworen mit der Taufsformel, da hat er alsbald gesagt: Siehe, der Schüler weicht mit dem kurzen Rocke und den Schnabelschuhen. Da sagt jener: Sprich das Vaterunser und den Glauben! Da hat er beides gesprochen und ist vollkömmlich zu recht wieder worden. Bei dem Harstalle sind des Morgens vor Allerheiligen ihrer viel zusammen kommen und beratschlagten, dass sie zugleich kommen und alle Domherrn, Priester und Geistliche zu Lüttich niedermachen wollten. Ein Domherr Simon im Kloster zu Lüttich in der Kapell zur seligen Jungfrauen hat sich in Gott gestärket und einem eine Leiter auf den Hals geworfen und das Evangelium:

1 E. G. Förstemann, Versuch einer Gesch. der christl. Geisslergesellschaften, Ständlin und Tschirnners Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, 3. Bd. Leipzig 1817.

‘Im Anfang war das Wort’ über ihn gesprochen, und ist davon wieder befreiet, und wegen solchen Wunderwerks die Glocke alsbald geleutet worden. Zu St. Bartholomei zu Lüttich hat in Beisein vieler Leute der Satan einem Beschwörer geantwortet: Ich will gern ausfahren. Warte, sagt der Geistliche, ich will mit dir reden. Und nachdem er etliche andere kurieret gehabt, hat er zu ihm gesagt: Nun rede leibhaftig und antworte mir! Da hat der Satan allein geantwortet: Unser waren zwo, allein mein Gesell, der schlimmer ist als ich, ist vor mir ausgefahren; ich habe soviel erliden müssen in diesem Leibe, wenn ich drauss wäre, wollte ich nimmermehr in einen Christenleib fahren. Da hat ihn der Geistliche gefragt: Warum bist du in die Leiber dieser Menschen gefahren? Er geantwortet: Die Geistlichen und die Priester sprechen so schöne Wort und soviel Gebete, dass wir in ihre Leiber nicht fahren können. Wenn man noch fünf oder vier Wochen gewartet hätte, so wären wir in der Reichen Leiber gefahren und darnach in der Fürsten, und über die hätten wir die Geistlichen niedergeworfen. Dieses haben daselbst ihrer viel gehört und hernach erzählt. Diese Pëst hat in einem Jahre ziemlich überhandgenommen, hernach aber in drei oder vier Jahren gänzlich aufgehört.“

(Jo. Pistorii Rerum familiarumque Belgicarum Chronicon magnum. Francof. 1654. fol. p. 319. De chorisantibus. Abdruck bei Hecker-Hirsch 1865 S. 187 und bei Schilter S. 1085; die obige deutsche Übersetzung bei Schilter S. 1086f.)<sup>1)</sup>

Petrus de Herentals bringt ein Gedicht, das man von jenem Tanz hatte. Darin heisst es unter anderem, dass das Volk tanzte und beiderlei Geschlecht mit Freuden rief ‘Frisch, Friskes’, dass es den Sohn der Maria und den geöffneten Himmel sah, kein Rot und niemanden weinen sehen mochte. Peter von Herental selbst sagt: „In der Zeit, nämlich im Jahre 1375, kam von Aachen aus Teilen Deutschlands (Alamanniae) eine wunderbare Sekte von Männern und Frauen und zog hinauf bis nach Hennegau (Hanonia) oder Frankreich; ihre Lebensart war folgende: Die Menschen beiderlei Geschlechts wurden von einem bösen Geist geplagt, so dass sie in Häusern, auf den Strassen und in den Kirchen, einander an den Händen haltend, tanzten und in die Höhe sprangen und gewisse Geisternamen ausriefen, nämlich Friskes und ähnliche; sie hatten bei dieser Art Tanz weder volles Bewusstsein noch Schamgefühl angesichts des dabei stehenden Volkes. Und am Ende dieses Tanzes wurden sie in der Brustgegend so sehr gequält, dass sie, wenn sie nicht durch leinene Tücher von ihren Freunden mitten um den Leib zusammengesehnürt wurden, gleichsam rasend riefen, dass sie stürben. Diese aber in Lüttich wurden durch Beschwörungen, die man aus der Zahl derjenigen nahm, die im Katechismus vor der Taufe geschehen, von dem Dämonen befreit, und die Geheilten sagten, dass es ihnen geschienen hätte, als ob sie sich zur Zeit des Tanzes in einem Fluss von Blut befänden, und deswegen wären sie in die Höhe gesprungen. Das Volk aber in Lüttich sagte, diese Plage sei dem Volke deshalb zugestossen, weil es schlecht getauft sei, besonders von Priestern, welche sich Konkubinen hielten. Und deswegen hatte das gemeine Volk sich vorgenommen, gegen die Priester aufzustehen, sie zu töten und ihnen ihre Güter zu nehmen, wenn nicht Gott in den vorhingenannten Beschwörungen für ein Mittel gesorgt hätte. Nachdem dies geschehen war, hörte die Volkswut auf, so dass die Geistlichkeit noch viel mehr vom Volke geehrt wurde.“

1) Älteste teutsche Chronicke von Jacob v. Königshoven, hsg. v. D. Johann Schiltern. Strassburg 1698 (vgl. oben S. 114 Anm. 1).

(Petri de Herentals, Prioris Floreffiensis Vita Gregorii XI., in Stephan. Baluzii Vitae Papparum Avenionensium. T. I. Paris 1693. 4°. p. 483. Abdruck bei Hecker-Hirsch 1865 S. 186f. Übersetzung aus dem Lateinischen.)

Förstemann führt noch an, dass in der Kirche zu Aachen manche bis zur Höhe des Altars sprangen, dass zuweilen ein Tänzer oder eine Tänzerin auf die Schultern eines andern trat und vorgab, Wunderdinge in dem offenen Himmel zu sehen, dass durch die Beschwörungen der Geistlichen an verschiedenen Orten gegen 3000 Tänzer geheilt worden sein sollen. (Die Literatur ist summarisch angegeben)<sup>1)</sup>. Nach einer Quelle bei Hecker a. a. O. tanzten in Metz 1100 Personen.

Die Tänzer werden einfach Tänzer genannt, eine alte belgische Chronik nennt sie die dansers: 'Anno MCCCLXXIV gingen die dansers'<sup>2)</sup>. Zum ersten Male finde ich bei Trithemius<sup>3)</sup> (geb. 1642 zu Trittenheim a. d. Mosel, gest. 1516 in Würzburg)<sup>4)</sup> den Namen Johannistanz. In seinem Bericht sagt er 'chorea S. Johannis', in der Überschrift 'Chorisatio S. Joannis dicta S. Veits Tantz'. Spangenberg<sup>5)</sup> schreibt 1591: 'man nante es S. Veits Tantz'.

Dass die Zeitgenossen dem Tanz keinen Namen gaben, fällt auf. Dass es sich um den Johannistanz handelt, darüber ist kein Zweifel. Auch beim Strassburger Veitstanz kommt in keinem der zeitgenössischen Berichte der Name Veitstanz vor, und ich vermute, dass man sich scheute, den Namen auszusprechen oder niederzuschreiben. In der Epidemie von 1493 wird allerdings die Krankheit als etwas bis dahin vollkommen Unbekanntes geschildert. Den Chronikenschreibern mag sie und ihre Heilweise unbekannt gewesen sein (man beachte, dass man die Worte 'frisch und froh' des Tanzliedes als Geisternamen deutete), das Volk hat sicher im hl. Johannes seinen Krankheitspatrou gesehen, wie später an einzelnen Orten noch, und es ist falsch, wenn Förstemann<sup>6)</sup> sagt, die Krankheit sei Johannistanz genannt worden, weil man die Kranken mit dem Anfang des Johannisevangeliums beschwor.

Ich kann mich auch Wicke<sup>7)</sup> nicht anschliessen, nach dem in der Epidemie von 1374 die Urheber des Tanzes nur eine religiöse Zeremonie zur Abhilfe von allerlei Nöten beabsichtigten und dann weiter mit den später Ergriffenen an einer wahnsinnigen Tanzwut ohne Plan und Zweck litten. Dass ein Plan und Zweck da war, nämlich durch den Tanz, namentlich in Kirchen, unter Anrufung des hl. Johannes geheilt zu werden,

1) Stäudlin und Tzschirners Archiv 3.

2) Antonius Matthaens, Veteris aevi Analecta seu vetera monumenta hactenus nondum visa. Editio secunda, Tom. I. Hagae-Comitum 1738.

3) Trithemii Chronicon Spanheimense. Frankfurt 1601.

4) Allg. Deutsche Biographie 38. Leipzig 1894.

5) C. Spangenberg, Adels-Spiegel. Schmalkalden 1591.

6) Stäudlin und Tzschirners Archiv 3.

7) E. C. Wicke, Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegung. Leipzig 1844.

wissen wir (Wicke will dies erst für Tänzer nach der Strassburger Epidemie gelten lassen), und die Urheber beabsichtigten nicht Abhilfe von allerlei Nöten, sondern von ihrer Krankheit, mag sie im Tanz selbst bestanden haben oder (nach der Kölner Chronik) in hysterischen Konvulsionen. Ein Unterschied zwischen der Epidemie von 1394 und den späteren Tänzen besteht also hierin nicht.

Wicke versteht unter dem Tanz, mit dem Abhilfe von allerlei Nöten beabsichtigt wurde, den Sprung durchs Johannisfeuer, durch den man dem Volksglauben nach Krankheiten auf ein Jahr abhielt, und mit ihm nehmen Hecker-Hirsch a. a. O. und Häser<sup>1)</sup> (der übrigens die falsche Jahreszahl 1395 angibt) an, dass die wilde Feier des Johannistages (ein bis dahin unschädlicher Brauch, der, wie viele andere, nur den Aberglauben unterhalten hatte) im Jahre 1374 die Krankheit zum Ausbruch gebracht habe (Hecker), die Tänzer also von dieser Feier weg als Tanzkranke ins Land zogen. Die Gemüter der Menschen sollen infolge von allerlei Ereignissen jener Zeit besonders empfänglich gewesen sein: grosse Überschwemmungen des Rheins und Mains, trostlose wirtschaftliche Verhältnisse im westlichen und südlichen Deutschland durch unablässige Fehden der Burgherren, Willkürherrschaft, bei vielen das Bewusstsein begangener Greuel während der Pest (Hecker), das über den Kaiser verhängte Interdikt, durch das die Kirchen geschlossen [!], das geistliche Amt aufgehoben waren, nicht Absolution noch Sakrament und Segensspruch den Sterbenden zuteil wurde (Häser).

Nur wird nirgends das Johannisfeuer erwähnt, und schwere Schicksalsschläge zeitigten andere Gesellschaften als die Tänzer.

Die Geissler, die Büssersekten waren, zogen im Pestjahr 1349 als reuige Sünder von Ort zu Ort, hielten mit Kreuzfahnen und Kerzen Prozessionen, geisselten sich in den Kirchen und sangen unter anderm: „Nun recket auf euwere hend, Daß Gott das grosse sterben wend.“ So berichtet die Limburger Chronik<sup>2)</sup>. Das klingt doch anders als das Tanzlied der Kölner Johannistänzer, die aus Egoismus zur Abwendung ihrer Krankheit und durchaus nicht als zerknirschte Sünder die Kirchen betreten und dort tanzten. Deswegen kann ich die besonderen Beziehungen der Tanzwut zu den Geisslerfahrten, die Häser a. a. O. annimmt, nicht einsehen. Sie haben nur äussere Berührungspunkte, das Umherziehen, den Besuch der Kirchen, die Verfolgung durch die Geistlichkeit (die Geissler nahmen nach der Limburger Chronik den Papst und die Kirche nicht zu Hülfe und zu Rat; weil sie auf eigene Faust Buße thaten, verfolgte man sie). Die Geissler waren Büsser, keine Kranken. Man henkte auch manche von ihnen<sup>3)</sup>, die Tanzkranken nicht. Wenn Börsch ohne Quelle (und nach ihm Häser) angibt, hier und da seien die Tänzer als Ketzler zum Feuertode verurteilt worden<sup>4)</sup>, so hat er wohl an die Geissler gedacht.

1) H. Häser, Lehrbuch der Gesch. der Medizin<sup>3)</sup>, 3. Bd. Jena 1882.

2) Limburger Chronik des Johannes, hsg. v. K. Rosset 1860 S. 19.

3) Ebenda S. 18.

4) Häser a. a. O.

Mit den Nöten des 14. Jahrhunderts bringt man gern die Entstehung der Echternacher Springprozession (vgl. oben S. 129f.) in Verbindung. Hirsch führt neuere Berichterstatter an; nach dem einen soll die Prozession zum Andenken an die Tanzwut des Jahres 1374 gefeiert werden, ein anderer will den Ursprung auf eine Luxemburg 1376 verheerende Pest zurückführen. „Jedenfalls also“, sagt Hirsch selbst, „datiert dieses Fest aus jener Zeit, in welcher der Veitstanz eben dort seine erste allgemeinere Verbreitung erlangt hatte.“ Häser legt die Entstehung ins Luxemburger Pestjahr 1376. Das sind alles nicht stichhaltige Vermutungen.

Ich möchte zunächst auf die Springprozession zu Prüm, einem Echternach benachbarten Abteistädtehen, eingehen. Reiners<sup>1)</sup> macht auf den 'Veitstanz' aufmerksam, der nach der Chronik des Chapelain von Metz am Johannistag 1374 stattfand, und dass gerade um diese Zeit die Prümer Springprozession entstanden sein soll. Der Prümer Chronist Heinrich Brandt, der 1628 schrieb, sage ausdrücklich, dass unter dem dortigen Abte Heinrich von Schönecken (gest. 1342 [!]) die Prümer Prozession, die mit der Echternacher denselben Charakter und Verlauf hatte, aufgekommen sei. Er sage ferner, es sei ausgemachte Sache, dass die Andachtsübung von einer öffentlichen Drangsal ihren Ursprung genommen und dass die Bewohner sie angestellt, um diese Zuchtrute Gottes abzuwenden.

Ist die Prozession unter einem 1342 gestorbenen Abt aufgekommen, so kann sie nicht um die Zeit des Johannistanzes von 1374 entstanden sein. Wir haben es also mit einem schon vor 1342 bestehenden Heil- und Vorbeugungstanz zu tun. Was Brandt, der ja im 17. Jahrhundert schrieb, „ferner“ sagt, ist trotz der Bestimmtheit, mit der ers tut, reine Vermutung.

Die Echternacher Springprozession ist nach meiner Meinung noch älter. Der Abt Thiofried (gest. 1110) berichtet im Leben des heiligen Willibrord: „Es kommt in der Pfingstwoche nicht nur aus der benachbarten Gegend, sondern aus der ganzen französischen und deutschen Provinz, nach ewigem Ritus und gleichsam unauflöselichem, unverletzlichem und von Geschlecht zu Geschlecht überliefertem Gesetze ein unzähliger Priester- und Volkszusammenfluss mit Opfern und Litaneien unter grösster Andacht zu den Schwellen des Heiligen wegen der von den Vätern den Söhnen erzählten Wunder, welche bei der Freude dieser Feierlichkeit alljährlich sich ereigneten vor dem zur Ehre und zum Ruhme des heiligen Geistes geweihten Altar.“ Er bezeugt, dass vor dem grossen Brande der Basilika im Jahre 1017 die Grabstätte des Heiligen dermassen mit ex voto geopfertem Wachs und Metall behangen gewesen,

1) A. Reiners, Die Springprozession zu Echternach, Haffners Zeitgemässe Broschüren. N. F. 5. Frankfurt 1884.

dass zwei Ochsen auf einem Wagen dieselben nicht hätten fortbringen können.

Reiners a. a. O. bringt hierzu eine wichtige Bemerkung: „Aus dem öfters von Thiofried angewandten Worte tripudium (terrae-podium) als heidnischen Dreisprung den Bestand des Springens nachweisen zu wollen, ist etwas gewagt, wengleich bei Du Cange das Wort die Bedeutung des Tanzes hat.“

Im Lateinischen ist tripudium der dreisrittige Tanz und tripudiare im Dreisritt tanzen, den Dreisritt stampfen<sup>1)</sup>. Mir sind die Worte nur in der allgemeinen Bedeutung des Tanzes begegnet. Schenk von Grafenberg redet von musica et tripudiis<sup>2)</sup>, Musik und Tänzten, und das bei Petrus de Herentals Angeführte über die Tanzepidemie von 1374 sagt: 'Populus tripudiat nimium saltando' (bei Hecker-Hirsch a. a. O.), das Volk tanzte durch über die Massen hohes Springen. Hier kann für tripudium gar nichts anderes als Tanz gesetzt werden, und wenn trotz der Autorität eines Du Cange Reiners nicht Tanz, sondern podium, erhöhter Tritt, Schwelle setzt, so beweist das, dass ihm das Wort Tanz (das noch öfter bei Thiofried in dem Berichte, anscheinend an nicht wiedergegebenen Stellen vorkommt) unbequem ist.

Setzten wir in den Bericht Thiofrieds statt Schwellen Tänze ein, so würde es heissen, dass in der Pfingstwoche (also wie heute noch) nach ewigem Ritus und von Geschlecht zu Geschlecht überliefertem Gesetze eine Menge zu den Tänzen des Heiligen (also zu den Willibrordstänzen) zusammenkommt wegen der Wunder, welche bei der Freude dieser Feierlichkeit alljährlich sich ereigneten.

Ich halte deshalb Reiners Schluss für falsch, dass die 'völlige historische Gewissheit' besteht, die Echternacher Springprozession sei anfänglich eine gewöhnliche Dank- oder Bittprozession gewesen, dass zur Zeit von schweren Kalamitäten, etwa Pest oder Veitstanz, zu gleicher Zeit mit der von Prüm, das gängigste Volk als Bussübung das mühevollen Hüpfen und Springen nachgeahmt und so die Veitstänze, das heilige Feuer [gemeint ist wohl Antoniusfeuer = Kribbelkrankheit] und der schwarze Tod [Pest] aufgehört habe.

Die Echternacher Springprozession ist nicht nur eine Nachahmung des Veitstanzes zur Abwehr desselben und anderer Krankheiten gewesen, sie war schon vor der Epidemie von 1374 der Veitstanz selbst (hier Willibrordstanz genannt) im Sinne des Bewegungskrankheiten vorbeugenden und heilenden Tanzes, was er der Hauptsache nach heute noch ist.

Hätten die Tanzkranken von 1374 ihre Heiltänze in den Kirchen unter Führung der Geistlichen unternommen, so wären sie nicht als vom Teufel Besessene behandelt worden. Die Echternacher Springprozession beweist, dass damals die Kirche wenigstens dem Heil- und vorbeugenden Tanze am Tage eines der Krankheitspatrone nicht feindlich gegenüberstand, im Gegenteil ihn pflegte. Erst viel später trat sie gegen diesen

1) K. E. Georges, Ausführl. lat.-dt. Wb. <sup>7</sup>, 2. Bd. Leipzig 1880.

2) Joannis Schenkii a Grafenberg Observationum medicarum variarum libri VII. Frankfurt 1605.

auf — die Echternacher Springprozession war ja auch zeitweise verboten —; in der ‘Cynosura ecclesiastica’ vom Jahre 1638 heisst es: „St. Veitstanz soll propter concurrentem superstitionem [wegen des sich dabei anhäufenden Aberglaubens] nicht geduldet werden“<sup>1)</sup>.

Böhme a. a. O. sieht in dieser Stelle eine Warnung von strengen Sittenwächtern gegen Unsittlichkeit, wie sie, unter Bezug auf die Limburger Chronik, bei Veitstänzern vorkam. Da Superstitio Aberglaube heisst und Kranksein auf obrigkeitlichen Befehl nicht zu beseitigen ist, so kann nur der öffentliche Heil- oder Vorbeugungstanz gemeint sein.

Wie tanzten die Tanzkranken und wie tanzte man beim Heiltanz? Viele Tanzkranke werden planlos herumgesprungen sein, andere tanzten die zur Zeit gerade üblichen Tänze, und heute würden wir vielleicht Walzer oder Tango sehen, aber es wurde leidenschaftlicher und wilder als sonst getanzt. Cyriacus Spangenberg schreibt 1561 über ‘Vngepürliche Tänze’ und sagt dazu: „Dann was ist da anders, dann ein wildes, vngeheuwer, viehisch rennen, lauffen, vnd durch ein ander zwirbeln, da sihet man ein sollich vnzüchtig auffwerffen vnd entblössen der Mägdlin, das einer schwüre, es hätten die vnfläter, so solchen Reyen füren, aller zucht vnd ehre vergessen, weren taub vnd vsinnig, vnd tanzten S. Veits tantz, vnd ist in warheyt auch nicht vil anders“<sup>2)</sup>. In Köln tanzten und rasten nach der Limburger Chronik 1374 die Leute ‘vnd stunden je zwey gen ein’<sup>3)</sup>. Der Chronist hebt das als etwas Besonderes hervor. Als 1352 der Naumburger Bischof Johann von Miltitz beim Tanze starb, wurde ihm nachgesagt, dass er mehr Leichtfertigkeit geübt, als einer solchen Person wohl ansteht, ‘ist der halben am Reyen zwischen zweyen Weibern, mit denen er zugleich getanzt, vmbgefallen, vnd plötzlich gestorben’<sup>4)</sup>. Man tanzte sonst wohl nur einer gegen eine, wie man das auf den Bildern holländischer Bauernmaler sieht.

Beim Heil- und Vorbeugungstanz in und bei den Kapellen scheint mehr Ordnung gehalten worden zu sein, wenigstens an einzelnen Orten. Schenk von Grafenberg schreibt, dass man sich zu deutschem Reigen ordnete<sup>5)</sup>. Die heutige Echternacher Springprozession ist ein alter Tanz, uns so fremd, dass wir den Tanz nicht mehr heraussehen. In der heutigen straffen Ordnung ist sie wohl nicht immer ausgeführt worden, dafür spricht, dass auch mehrere Schritte vor- und rückwärts gesprungen wurden. Ob man aber, wie Bodinus im 16. Jahrhundert schreibt, das Saitenspiel dem zügellosen und ungeordneten Springen der Veitstänzer anfangs anpasste und dann durch schwereren Takt und schwerere Art der Musik

1) F. M. Böhme, Gesch. des Tanzes in Deutschland (Leipzig 1886) 1, 664.

2) C. Spangenberg, Ehespiegel. Strassburg 1561.

3) Limburger Chronik, hsg. v. Rossel 1860 S. 56.

4) Spangenberg, Ehespiegel 1561.

5) Observ. med. 1665.



die Tänzer zu langsamerem Tanzen bis zur völligen Beruhigung veranlasste<sup>1)</sup>, scheint mir nicht festzustehen. An anderer Stelle spricht er von einer Raserei mit beständigem Lachen und Springen, die man vom Süden bis zum Norden antrifft und die die Deutschen Veitstanz nennen. „Er wird aber geheilt durch Saitenspiel und im Anfang erregten, dann besänftigten Gesang, sei es, dass er die abwesenden Sinne durch Musik zurückruft, sei es, dass Saitenspiel die Kranken nach Beruhigung des Geistes heilt, sei es, dass die bösen Geister, welche die Rasenden sehr oft peinigen, durch die göttliche Harmonie in die Flucht getrieben werden.“ Und dann fährt er fort, wie der böse Geist den rasenden Saul nach dem Lyraspiel verlassen<sup>2)</sup>. Möglich war diese Heilweise, doch scheint mir eher der Erklärungsversuch eines Gelehrten für das Wie der Musikwirkung beim Heiltanz vorzuliegen, als eine selbst beobachtete Tatsache. Jedenfalls wurde da, wo man durch Tanzen bis zum Umsinken den Veitstanz heilen wollte, allmählich nicht langsamer, sondern immer wilder getanzt, wie in Italien bei der Tarantella.

Wie die Heiligen Veit, Johannes der Täufer und Willibrord Patrone der Tanzkranken wurden, darauf will ich nur kurz eingehen, jedenfalls finden sich in ihren Legenden Anhaltspunkte dafür.

Die meisten Forscher sind geneigt anzunehmen, dass der hl. Veit mit dem Veitstanz gar nichts zu tun habe, die Ähnlichkeit seines Namens mit dem des slawischen Hauptgottes Swantewit (= Sankt Vit) soll dazu geführt haben, dass aus einem Swantewits-Tanz, dem grossen und wilden Kulttanz am Sonnwendtage auf Rügen dem slawischen Sonnengott zu Ehren, ein Sankt-Vitstanz wurde.

Demgegenüber steht fest, dass mit Ausnahme einer Tanzsage alle unsere Nachrichten über Tanzkrankheiten Gebiete betreffen, die nie von Slawen bewohnt wurden.

Wie weit man den Einfluss des Slawengottes auf das deutsche Volkstum überschätzen konnte, zeigt eine Stelle bei Böhme<sup>3)</sup>, nach dem alle Johannisgebräuche vormals dem Swantewit galten, was ein alter Schriftsteller, erstmals 1718 gedruckt, belegen soll. Die Stelle steht [Ludewig.] *Scriptores rerum Germanicarum*, Frankfurt 1718, 2, 508, und es heisst da 'De chorea S. Viti', dass jährlich am Feste Johannes des Täufers Leute von der Furcht befreit werden, die sie im ganzen dem Johannistage vorhergehenden Monat gehabt haben. Es wird dann auf weitere Nachrichten über Swante Wiet bei Bodinus<sup>4)</sup> verwiesen, der Schreiber kann also frühestens im 16. Jahrhundert gelebt haben. Der Inhalt ist uns schon von Schenk von Grafenberg<sup>5)</sup> und Horstius<sup>6)</sup> her bekannt, die Einsetzung von

1) J. Bodini *Methodus ad facilem historiarum cognitionem*. Amsterdam 1650 (Vorrede von 1566).

2) J. Bodini *de re publica libri VI*. Editio altera. Frankfurt 1591 (Vorrede von 1584).

3) *Gesch. d. Tanzes* 1886 1, 162. — 4) *De re publ.* 1591. — 5) *Observ. med.* 1665.

6) *Gregor Horstii Observationum medicinalium singularium libri IV*. Ulm 1625.

Swante-Wite-Tanz für Veitstanz ist weiter nichts als Spielerei eines Gelehrten. Wer es ist, konnte ich nicht nachprüfen, da mir das Werk nicht zur Verfügung stand.

Höfler nimmt an, dass man durch den St.-Johannistanz am Johannis-tage das Vergicht (Gichter. Epilepsie, Hundswut, Staupe, Konvulsionen) heilen wollte. Unter St.-Johannesübel versteht er Epilepsie. Die Sonnenkultzeit (Johannistag) war von jeher eine Zeit der von Dämonen Besessenen, die man durch Reigentänze im Anblick der Morgensonne vertreiben wollte. Das universelle Allheilmittel, die Wärme des Himmels-Elementes, der die nächtlichen Alp-Wesen (Dunkel-Elben) vertreibenden Sonne, und das Tageslicht, dessen höchsten Stand man in der Sommer-sonnenwende feierte (St. Johannis) und das als Einauge Wodans vor-gestellt wurde, die Sonne war es, der man die von Dämonen besessenen Unsinnigen im Reigentanze entgegenführte<sup>1)</sup>.

Derartige Kranke finden sich hochgerechnet 10 unter 1000 Menschen. Soll dieser wenigen Leute wegen eine Hauptfeier des germanischen Heidentums stattgefunden haben? Die Kranken selbst, ihre Angehörigen, tanzten an jenem Tage, ich glaube, für ihre Zwecke, nicht mit den andern im feierlich religiösen Tanz des grossen Johannisfestes, sondern gesondert und in anderer Weise, wie andere durchs Johannisfeuer sprangen, wieder andere sich 24 Stunden ins Johannisbad setzten, um Krankheiten, namentlich im kommenden Jahr, zu verhüten. Ihretwegen fand jedenfalls der grosse Kultanz nicht statt.

Der Johannis- oder Veitstanz am Tage der Heiligen, mit dem wir es zu tun haben, entsprang dem Aberglauben, dass Tanzkrankheiten im weiteren Sinne (also Bewegungskrankheiten, bei Höfler das Vergicht) durch Tanzen an jenen Tagen zu heilen seien. Ein Kreis abergläubischer Leute meinte ihn jedes Jahr tanzen zu müssen, sonst würde die Tanzkrankheit ausbrechen, und geistig Minderwertige spürten schon Wochen vorher die Anfänge derselben in ihren Gliedern, die dann nicht zum Ausbruch kam, wenn sie an dem bestimmten Tage tanzten. Manche Tänzer wollten sich wohl auch gegen das Anfluchen des Veitstanzes wappnen.

All dieses betrifft nur den Heil- und Vorbeugungstanz an den Tagen der Heiligen: wie der eigentliche grosse Veitstanz entstand, wird hierdurch nicht erklärt, weil er eben eine Krankheit war, die unabhängig von Ort und Zeit entstand.

In mehreren Tanzsagen hat man Tanzkrankheiten finden wollen, selbst in der vom Auszug der Kinder aus Hameln (Wicke)<sup>2)</sup>. Es sind nur zwei, die ernstlich in Betracht kommen.

1021 tanzten singend zu Kölbigk an der Wipper bei Bernburg in der Christnacht auf dem Kirchhofe (d. h. bei der Kirche) Bauern, Männer

1) M. Höfler, Das Hirnweh. Am Urquell 1897.

2) E. C. Wicke, Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes. 1844.

und Frauen, und störten den Gottesdienst. An die Ermahnungen des Priesters, davon abzustehen, kehrten sie sich nicht, und dieser wünschte ihnen an, ein ganzes Jahr so weiter zu tanzen und zu singen, und das geschah. Später zogen die Leute bettelnd als Sieche durchs Land<sup>1)</sup>. Alles Beiwerk, das in den Berichten den Vorfall zum Wunder stempeln sollte, habe ich weggelassen. Schon im 12. Jahrhundert kommt also das Anwünschen der Tanzkrankheit vor, und zwar mit Erfolg.

1277 oder 1278, so melden verschiedene Historiker, deren Zeit- und Ortsangaben variieren, soll auf der Brücke zu Maestricht, nach andern auf einer Moselbrücke oder der Brücke zu Utrecht ein Tanz stattgefunden haben. Die älteste Nachricht gibt Martinus Minorita<sup>2)</sup>. Nach ihm erzählte man von 200 Tänzern auf der Moselbrücke in Utrecht im Jahre 1278 (am 17. Juni), die nicht eher aufhören wollten zu tanzen, als bis ein Priester den Leib Christi zu einem Kranken vorbeitrüge, und zur Strafe ihres Frevels, als die Brücke brach, alle ertranken<sup>3)</sup>. Schröder a. a. O. S. 159 meint: 'cessare nolebant, donec plebanus transiret' wird kaum richtig sein' und will dafür setzen, dass die Tänzer selbst beim Herannahen des Priesters mit dem Sakrament nicht aufhören wollten. Ich glaube doch, dass es richtig ist. Brüssel, Echternach und Lüttich liegen nicht weit voneinander. Im Text zu dem Brueghelschen Bilde (oben S. 132) wird die Befreiung von St.-Johannessiechtum auf ein Jahr durch Tanzen über die Brücke bei Molenbeck erreicht. Es ist vielleicht nicht Zufall, dass die Echternacher Springprozession auf einer Brücke beginnt. So werden die 200 Tänzer auf der Utrechter Moselbrücke zu ähnlichem Zwecke getanzt haben, vielleicht seit dem Veitstage und erfolglos, weshalb sie glaubten weiter tanzen zu müssen, bis ein Priester (zufällig) das Sakrament zu einem Kranken trüge. Da brach unter der Last der Tänzer zwei Tage nach dem Veitstag die Brücke ein.

Heute ist der grosse Veitstanz selten. Der Glaube an ihn und an das Anwünschen ist im Volk verloren gegangen. Damit fiel die Unterlage für eine auf Suggestion beruhende Krankheit. Der Heil- und vorbeugende Veitstanz hat sich in der Echternacher Springprozession erhalten und dies nur, weil er uns hier nicht mehr als Tanz erscheint und die Kirche ihn als eine Buss- und Sühneandacht betrachtet.

#### Bad-Nauheim.

1) Eine ausführliche Bearbeitung des Tanzwunders von Kölbick hat Edward Schröder in Brieger und Bess' Zs. f. Kirchengesch. 17. Gotha 1897, gegeben, nach der die Begebenheit tatsächlich stattgefunden hat. Seinen Quellen kann ich noch eine bei Böhme (Gesch. d. Tanzes 1, 20 angeführte hinzufügen: *Chronica inedita cujusdam Fratris praedicatorum. Cod. Einsidl. saec. XIII, cit. apud Schubiger, Musikalische Spicilegien 1876 S. 152*

2) Schröder a. a. O. — 3) Hecker-Hirsch a. a. O.

## Zur Volkskunde Argentiniens.

Von Robert Lehmann-Nitsche.

### I. Volksrätsel aus dem La Plata-Gebiete.

Ein nun bald 17jähriger Aufenthalt am südamerikanischen Silberstrom in wissenschaftlicher Stellung bot dem Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit, sich auch mit der Volkskunde dieser für Europa so gänzlich unbekanntem Länder zu beschäftigen. Aber entgegen der Wut mancher Sammler auf diesem Gebiete, jede Kleinigkeit sofort zu veröffentlichen<sup>1)</sup>, erschien es rätlicher, mit der Drucklegung zu warten, bis das Material eine gewisse Vollständigkeit und Abgeschlossenheit erreicht hatte. So erschienen dem zunächst die Volksrätsel der La Plata-Staaten<sup>2)</sup>, und zwar als sechster Band der sog. „Biblioteca Centenaria“, einer Sammlung sehr verschiedenartiger Werke, welche die Universität zu La Plata anlässlich der hundertjährigen Unabhängigkeitsfeier Argentiniens herausgegeben und an alle grösseren Bibliotheken der Welt verteilt hat. Aus der Einleitung sei folgendes entnommen.

Über die Volksrätsel Südamerikas und speziell der La Plata-Gebiete lässt sich historisch kaum etwas Wichtiges vorbringen. Ende des 18. Jahrhunderts lebte zu Lima in Peru ein gewisser Esteban Terralla y Landa, bekannt als „der Rätseldichter“; vielleicht haben seine poetischen Ergüsse dieser Art auch das dortige Volksrätsel beeinflusst (wie ähnliches in Spanien der Fall war) und sind bis zum La Plata gedrungen; nicht

1) Ich habe hier speziell die 'Zeitschrift für argentinische Volkskunde' im Auge, die zahlreiche auf mangelnder Sprach- und Bücherkenntnis beruhende Fehler enthält. Einige Beispiele: Band 1, 27: Das Kinderliedchen besteht aus zwei vollkommen unabhängigen Liedern, die irrtümlicherweise zusammengemengt werden. — S. 8. Der Mate in feinen Gesellschaftskreisen ist unmöglich; er gilt als Volksgetränk, als nicht vornehm. — S. 144 ist das Verschen 'Ni papá me quiere, ni mamá me adora' ganz sinnlos; das dort abgedruckte Spanisch (und dementsprechend die Übersetzung) ist ganz unmöglich. — S. 145 muss es heissen: la cartilla se me fué, die Fibel ging mir verloren; es wird angegeben caretilla; erstens müsste es heissen carretilla, zweitens ist eine derartige Verkleinerungsform in Argentinien ungebräuchlich. — Band 2, 181 ist die Sache von den historischen Uniformen falsch; dieselben wurden wieder neu eingeführt; aber etwas weiterhin findet sich so ungefähr der Colmo: Der 11. November, der bekannte St. Martinstag, soll Namenstag des Generals San Martin (der am 25. Februar geboren wurde) und deswegen ein nationaler (!) Feiertag sein!

2) Lehmann-Nitsche, Folklore Argentino. I. Adivinanzas Rioplatenses. Buenos Aires 1911. 495 S.

unmöglich, wenn man daran denkt, dass zur Kolonialzeit die Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen des lateinischen Amerika viel enger waren als heute. Eine kleine Beeinflussung lässt sich wenigstens bezüglich des uruguayischen Dichters Francisco Acuña de Figueroa (erste Hälfte des 19. Jahrhunderts) nachweisen.

Sammlungen von Volksrätseln aus Südamerika lagen bisher nicht vor, erst während und nach dem Drucke meiner Arbeit sind Beiträge aus Chile, Mexico und Brasilien veröffentlicht worden<sup>1</sup>). Um so mehr reizte dieser Umstand, den lustigen Schwarm aus dem Bereiche des Silberstromes möglichst vollständig einzufangen, und ich glaube, 95% zusammengebracht zu haben. Das gedruckte Werk enthält 1030 verschiedene Nummern, dazu 909 Varianten und 166 Dubletten, die aus anderen Provinzen stammen, also im ganzen 2105 Aufzeichnungen; ferner sind 131 verschiedene Kunsträtsel mit 12 volkstümlichen Varianten des eben genannten Acuña abgedruckt worden. Rechnet man dazu die 120 verschiedenen erotischen Rätsel, mit 135 Varianten und 15 Dubletten, welche an Dr. F. S. Krauss für seine Anthropophyteia eingesandt wurden, so gibt das alles zusammen über zweitausend und fünfhundert einzelne Aufzeichnungen. Was die 1150 verschiedenen anbelangt, so erscheint das wenig für so gewaltige Länderstrecken; aber man darf nicht vergessen, dass sie dünn bevölkert sind und dass es sich um ursprünglichen Kolonialbesitz handelt, der vom spanischen Mutterlande durch drei Jahrhunderte vernachlässigt wurde, wo die Landessprache selber degenerierte und verarmte. Ausserdem ist Argentinien seit etwa fünfzig Jahren durch Einwanderung ethnisch stark verändert worden; z. Z. sind ja mehr als die Hälfte seiner Bewohner Fremde und Kinder von solchen; diese lernen zwar in den Schulen die spanische Landessprache, man möchte sagen: äusserlich; innerlich bleiben sie verarmt.

Als Herkunft der Rätsel ist nur die argentinische Provinz, in der sie aufgezeichnet oder gehört wurden, angegeben; sonst würde eine Genauigkeit vorgetäuscht, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Rätsel mit verschiedenen Lösungen stehen unter der gleichen Nummer; natürlich ist die Auflösung jedesmal angegeben. Auch Rätsel aus Paraguay und die paar aus Uruguay sind miteinbezogen in den Begriff La Plata-Länder. Ebensowenig sind von den spanischen diejenigen abgetrennt, welche in den Indianersprachen Kítshua (argentinische Provinz Santiago del Estero) und Guaraní (Provinz Corrientes und Republik Paraguay) auftreten, denn es handelt sich entweder um einfache Über-

1) Flores, Adivinanzas corrientes en Chile. Revista del Folklore Chileno 2, 135 bis 354; Boas, Notes on Mexican Folk-Lore. Journal of American Folk-Lore 25, 227—231; Carneiro Monteiro, Advinhações. Revista do Instituto Historico e Geographico Parahybano 2, 285—290.

setzungen oder um Erzeugnisse zwar indianischen Geistes, die aber durch alteuropäisches psychisches Ferment zustande gekommen sind<sup>1)</sup>.

Mit der Untersuchung über das sonstige Vorkommen eines Rätsels war es übel bestellt; es gibt in Argentinien keine einschlägigen Bibliotheken. Schon in Europa ist es schwierig, hierfür die Literatur, versteckt und zersplittert, zusammenzubringen; um wieviel mehr in geistigem Ödland! Ich beschränkte mich daher zum Vergleich auf diejenigen Länder, von denen verhältnismässig ausgedehnte Materialsammlungen vorliegen. Leider sind da nur Mecklenburg, Sizilien, Rumänien und wohl Kurland zu nennen; Frankreichs Rätselschätze sind seit Rolland nicht wieder in Buchform gesammelt worden; Spanien, das für hispano-amerikanische Vergleiche in erster Linie heranzuziehen ist, besitzt, abgesehen von kleineren Arbeiten, die ältere Sammlung von Machado y Alvarez, unter dem Pseudonym Demófilo erschienen; die neuere von A. Rodriguez Marin war mir seinerzeit unzugänglich, da längst vergriffen und in keiner argentinischen Bibliothek vorhanden. Aber der Schwerpunkt der Rätselforschung liegt m. E. gar nicht auf der vergleichenden Seite; diese ist Sache einer späteren Zukunft, wenn erst einmal möglichst viel Material beisammen ist; dann werden Akademien oder internationale wissenschaftliche Verbände in einem einzigen Thesaurus sämtliches veröffentlichtes Material neu herausgeben, entweder nach Länder- resp. Sprachgruppen oder nach Rätselgruppen geordnet. Letzteres dürfte das Wahrscheinlichere sein, und vielleicht bietet die Einteilung der Adivinanzas Rioplatenses einen Wegweiser dazu. Von diesen konnten trotz allem ein Drittel als europäischen Ursprungs nachgewiesen werden, und gewiss trifft das für die Hälfte und mehr zu, wenn sämtliche zurzeit vorhandenen bibliographischen Quellen hätten benutzt werden können und Spanien, in neuerer Zeit auch Italien, besser durchforscht sein werden.

In den nachfolgenden Zeilen will ich versuchen, eine Übersicht über die Systematik der argentinischen Volksrätsel zu geben. Es hat sich aber herausgestellt, dass jene Einteilung für das Volksrätsel überhaupt gültig zu sein scheint, und dieser Gedanke soll in folgendem untersucht werden; nur sind manche Gruppen im spanischen Rätsel viel üppiger entwickelt als im deutschen usw., und umgekehrt.

Anstoss zur Analyse des aufgespeicherten Materials gab die Studie von Robert Petsch<sup>2)</sup>, aus der u. a. die Zerlegung in eigentliche und uneigentliche Rätsel hervorging; in den üblichen Sammlungen war der Stoff entweder überhaupt nicht oder höchstens nach dem Anfangsbuch-

1) Vgl. über diese Frage: Lehmann-Nitsche, Rätsel aus der Guarani- und Kitshuasprache, Berichte über den 19. Internationalen Amerikanisten-Kongress, Washington 1914 (zurzeit noch nicht erschienen).

2) R. Petsch, Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels. Berlin 1899.

staben der Auflösungsworte geordnet worden; erst Wossidlo<sup>1)</sup> versuchte eine Zusammenfassung. Auch für mich ergab sich nun jene von Petsch erkannte Zerlegung, allerdings nicht so scharf ausgeprägt, insofern als die sog. beschreibende Gruppe meiner Einteilung den uneigentlichen Rätseln nahekommt. Aber alles in allem: die Sprossen unserer Einteilung aufsteigend gelangen wir von den eigentlichen zu den uneigentlichen Rätseln.

Um dem Leser Gelegenheit zu geben, das für die argentinischen Rätsel angewandte System nachzuprüfen, soll es mit Proben der mecklenburgischen Sammlung Wossidlos und der lettischen Bielensteins<sup>2)</sup> belegt werden, soweit das möglich ist. Es ist durchaus nicht die Aufgabe vorliegenden Aufsatzes, andere Materialien heranzuziehen; aus dem Gebotenen geht hervor, dass unsere Systematik für das Volksrätsel überhaupt gültig zu sein scheint und je nach den Ländern bald der Einschränkung, bald der Erweiterung bedarf; bei letzterer handelt es sich aber nur um einfachen weiteren Ausbau der schon vorgezeichneten grossen Hauptgruppen.

Die Hauptsache dürfte die sein, dass es bei den eigentlichen Rätseln gar nicht auf die Lösung ankommt<sup>3)</sup>; charakteristisch ist für sie vielmehr der Bau. Erst bei der zehnten Gruppe macht sich die Lösung hin und wieder bemerkbar und ist direkt bestimmend für die elfte (kryptomorphe) Gruppe. Auch bei den uneigentlichen Rätseln spielt die Lösung eine grosse Rolle. Skizzieren wir nun die verschiedenen Gruppen im einzelnen.

Bei einer grossen Anzahl Rätsel wird uns etwas Wirkliches, Reelles, vorgeführt, das entweder (I) lebt, oder (II) ein Tier, oder (III) ein Mensch, oder (IV) eine Pflanze resp. Pflanzenteil oder überhaupt irgend ein Ding ist, das zu keiner der eben bezeichneten Formen gehört; diese Realien können auch in mehreren Exemplaren auftreten. Man kann also alle diese Rätsel zu einer einzigen realistischen Gruppe zusammenfassen. Beim Niederschreiben des spanischen Textes der *Adivinanzas Rioplatenses* war aber diese Idee dem Schreiber dieses Aufsatzes noch nicht so klar geworden; dort sind deshalb die eben detaillierten Gruppen I bis IV als einzelne hingestellt, und als solche sollen sie auch weiterhin besprochen werden.

Das Ding, um welches es sich in solchen Rätseln also handelt, bildet das grundlegende, typische Element des Rätsels; es lenkt den Hörer von der Lösung ab. Es ist deshalb noch ein ergänzendes Element nötig, welches den Hörer zur Lösung hinlenkt, und dieses dient dann zur weiteren Unterteilung.

1) Wossidlo (W.), Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1. Wismar 1897.

2) Bielenstein (B.), 1000 lettische Rätsel. Mitau 1881.

3) Um den Leser nicht zu verwirren, sind die Lösungen der angeführten Beispiele fortgelassen, falls das Gegenteil nicht unbedingt nötig war.

I. In der **biomorphen Gruppe** wird uns von einem Wesen berichtet, das allen seinen Eigentümlichkeiten nach ein lebendes ist, ohne dass wir jedoch wüssten, ob es Tier oder Mensch (oder Pflanze) ist; z. B.: 'Wenn es nach dem Walde geht, schaut es rückwärts nach Hause; wenn es nach Hause kommt, schaut es rückwärts zum Walde' (B. 832). Wir hören also von einem Wesen, das geht, also leben muss. In B. 508: 'Ein Arm von Holz, Krallen von Eisen' charakterisieren Arm und Krallen das Ding (nicht etwa die Lösung, die bei der Klassifizierung ja gar nicht in Frage kommt!) als einen Organismus, der nur eben nicht genauer bezeichnet ist (was in den folgenden Gruppen der Fall ist). Das gleiche gilt von B. 328: 'Vorne hat es den Rücken, hinten den Bauch'. In W. 308 sind die Gelenke, in W. 337a das Gehen, in W. 230 Kopf und Bauch, in W. 307 die Rippen, in W. 360 die Beine und das Gehen die typischen ablenkenden Elemente, wonach das Rätsel in die biomorphe Gruppe gehört.

Die hinlenkenden Elemente derselben sind nicht immer klar ausgeprägt, und die volkstümlich gewordenen Kunsträtsel erschweren, wenigstens für das spanische Sprachgebiet, die Systematik. Immerhin kann man folgende Abteilungen des hinlenkenden Elementes unterscheiden, die manchmal kombiniert sind:

1. Allgemeine Angaben über die Lebensweise usw. — Ad. Riopl. 6: 'In der Höhe lebt es, in der Höhe hält es sich auf usw.'

2. Die verschiedenen Lebensalter. (Sehr zahlreich im spanischen Rätsel.) — B. 419: 'Was wird zweimal geboren?' In den A. R. finden sich Beispiele von Kombination mit Geschlechts- und Farbenwechsel während des Wachstums, in den beiden hier angezogenen Sammlungen hin und wieder auch Beispiele für solchen Wechsel, aber in anderer Verbindung, z. B. B. 785: 'Schwarz geht's in die Badstube, rot kommt es heraus' (mit der vierten Abteilung kombiniert).

3. Normale morphologische Elemente. — B. 412: 'Ein kurzer Körper, ein langer Schwanz'. W. 307, auch W. 230 gehören ebenfalls hierher.

4. Normale physiologische Elemente. Von diesen ist namentlich die Bewegung, sei es einfache, sei es fortwährende, sei es Hin- und Herbewegung, beliebt; aber wir finden auch Hören usw. — Beispiele für Bewegung. B. 41: 'Sich wickelnd und windend geht's hinauf und verknotet sich'. W. 315—316 und 283 behandeln das Gehen und Sehen. B. 296 ist typisch für hin und her usw.: 'Es steigt den Berg hinauf und schleppt sich wieder herab'. B. 832 wurde schon zitiert. In B. 148 geht etwas Tag und Nacht, ohne bis an das Ende gelangen zu können. — Singen und Weinen finden sich bei W. 300a, 301a und 306; Essen bei B. 93.

5. Normale morphologische und physiologische Elemente in Kombination. Diese Abteilung ist kompliziert und unseharf; ich zitiere



aus den A. R. das Rätsel von der Geige: 'Man kratzt mir den Nabel, und ich sterbe vor Lust'.

6. Abnorme morphologische Elemente. Äusserst interessante Formen von ganz besonderem Reiz.

Die Abnormität ist von dreierlei Art: a) Der betr. Körperteil ist aus einem Stoffe gebildet, der ihm nicht zukommt; ich wählte für diese Unterabteilung die Bezeichnung Teratoplasie. Die Beispiele sind sehr zahlreich: B. 508 ('Ein Arm von Holz, Krallen von Eisen'), B. 657 ('Die Zähne von Eisen, der Leib von Holz, der Rücken von Strick'). — Bei Unterabteilung b) (Heterotopie) sitzt der fragliche Körperteil an einer Stelle, die einem anderen zukommt: B. 784 ('Es hat die Knochen auswendig, das Fleisch inwendig'), B. 328 ('Vorne hat es den Rücken, hinten den Bauch'); ebenso W. 200, das Rätsel vom Kohl, der das Herz im Kopfe hat. — Unterabteilung c) schliesslich (Teratomorphie) umfasst die Fülle richtiger Monstra, Missbildungen durch fehlende oder durch exzessive Entwicklung des betr. Körperteils; B. 559 z. B. hat zwar Kopf, Milch, Schwanz, aber keine Haare, Brüste, Füsse; B. 497 hat zwar zwei Fusssohlen, aber sechs Schienbeine. W. 424b—e ist das bekannte Rätsel vom Reiter mit seinem Pferd: 2 Köpfe, 6 Füsse (Beine), 4 Augen; im übrigen ist das Wesen normal mit 2 Armen und 10 Zehen. Ganz ähnlich W. 360, eine Variante des vorigen, und W. 327 (ein Wesen ohne Kopf und Darm usw.), ferner W. 295 (ein Wesen ohne Kopf und Rücken), W. 175b (ohne Blut, Leber, Lunge). — Gelegentlich finden sich Kombinationen zwischen a, b und c.

7. Abnorme physiologische Elemente. Ebenfalls sehr bunte Rätselbilder. Der betr. Körperteil hat entweder eine Funktion, die einem anderen zukommt (Unterabteilung a) Heterophysiologie) oder die Funktion, von der die Rede, ist ganz unmöglich, da ja die dazu nötigen Organe fehlen (b) Teratophysiologie, beides Ausdrücke, die nicht schön klingen, aber jedenfalls zutreffend sind. — Beispiele für Unterabteilung a): W. 243a ist typisch: 'Hinnen frett't, vör schitt't'. Zahlreichere Fälle ergaben sich für Unterabteilung b), z. B. B. 265 ('Was springt und geht ohne Füsse?'), B. 321 ('Was läuft ohne Füsse?'); W. 362 (Laufen ohne Beine), W. 363 (Fressen ohne Maul), W. 90 (Lasten tragen ohne Rücken), W. 280 (Auf dem Kopfe gehen).

8. Abnorme morphologische und physiologische Elemente in Kombination. In den Ad. Riopl. nicht vertreten, wohl aber bei W. 387 (Drei Beine, Fett fressen, ohne fett zu werden).

Während die bisher betrachteten Fälle der biomorphen Gruppe Wesen einer einzigen Art, sei es in Einzahl, sei es in Mehrzahl, aufzuführen, man also von Mono- resp. Poly-Biomorphie sprechen kann, machte ein einziges Rätsel der Ad. Riopl. (Nr. 199) die Aufstellung einer zweiten, dieser entgegengesetzten Untergruppe nötig; in diesem vereinzelt Falle

treten zwei verschiedenartige Wesen auf, die mit einander kämpfen und dadurch als lebende charakterisiert werden; ich nannte diese Untergruppe alloio-biomorph. Weder bei B. noch bei W. fanden sich Beispiele dafür.

**II. Die zoomorphe Gruppe** ist ohne weiteres dadurch gekennzeichnet, dass das ablenkende Element ein Tier ist; in den Ad. Riopl. treten Tiere ohne weitere Benennung, Haus- und wilde Tiere auf. Die hinlenkenden Elemente lassen sich in genau der gleichen Weise klassifizieren, wie bei der biomorphen Gruppe, aber nicht für alle Abteilungen finden sich in den zwei hier benutzten Sammlungen Beispiele.

1. Allgemeine Angaben über die Lebensweise usw. — B. 565 ist typisch: 'Ein Bär hockt am Feldende'; ebenso B. 245: 'Ein Huhn, das auf einem Bein hockt', und B. 304: 'Ein Hund im Schneehaufen'; auch B. 518 gehört hierher: 'Voriges Jahr ist das Öchslein geschlachtet, noch ist das Maul offen'; sowie B. 243—246, wo eine graublaue Kuh (Ziege) die Niederung (Boden, Hümpel) leckt (nagt). — In B. 266 erfährt man nur, dass es sich um ein Tier handeln muss, da das Fell verkauft (der Kopf gegessen) wird; das Fleisch, heisst es weiter, frisst kein Hund, kein Wolf. Das letzte Rätsel kann als 'unvollständiger Zoomorphismus' angesprochen werden, im Gegensatz zu den übrigen, wo die Tiere wirklich genannt werden ('vollständiger Zoomorphismus'). Fälle von unvollständigem Zoomorphismus kamen in den Ad. Riopl. nicht vor.

2. Die verschiedenen Lebensalter. Kein typisches Beispiel, höchstens B. 253: 'Eine Sau gebiert ihre Ferkel'.

3. Normale morphologische Elemente. — Kein Beispiel.

4. Normale physiologische Elemente. Für die Bewegung lässt sich anführen B. 68, wo ein Marder, B. 69, wo ein Reh springt; für Hin- und Herbewegung B. 25 und 67, wo eine Wachtel hin und her fliegt; B. 66, wo der Hecht hin und her schießt; allerdings sind diese Rätsel gemischt, denn der zweite Bestandteil gehört in die poikilomorphe Gruppe: in B. 66 und 69 gefriert die Düna, in B. 25 und 67 der See. Nur B. 68 ('Ein Marder springt, die Spuren gefrieren') wäre typisch, falls dieses Rätsel nicht eine korrumpierte Variante der vorigen ist.

5. Normale morphologische und physiologische Elemente in Kombination. Es war kein typisches Beispiel bei B. und W. aufzufinden.

6. Abnorme morphologische Elemente. a) Beispiele für Teratoplasie. B. 13: 'Eine eiserne Stute, ein flächserner Schweif'; ganz ebenso B. 14 und 15 und W. 266a: 'Isern Pierd mit'n höltern Swanz', und W. 268: 'Höltern Pierd mit'n isern Stiert'. B. 856—858: Hunde (Hasen, Füchse) mit weissem Blut. — b) Beispiele für Heterotopie. W. 174, ein Tier (Vogel) mit den Knochen über dem Fleisch; eine biomorphe Variante dieses Rätsels (B. 784) wurde bereits mitgeteilt. — c) Beispiele für Teratomorphismus. B. 561 (Öchslein mit neun Häuten),

B. 596 (Gans mit vier Schnäbeln), B. 828 (Lämmchen mit fünf Füßen), B. 999 (Bock mit einem Auge). — B. 504 ('Ein Pferd von Hede mit drei Füßen') ist ein Beispiel von der Kombination  $a + c$ .

7. Abnorme physiologische Elemente. Nur Beispiele für b), Teratophysiologie. B. 374: Ein Hund, dem beim Bellen die Zähne ausfallen.

8. Abnorme morphologische und physiologische Elemente in Kombination. B. 959: Ein Vogel, ohne Füße, Schnabel, Flügel, verzehrt den Baum, auf dem er sitzt. W. 104 behandelt einen Vogel, dessen Flügel im Feuer gewachsen sind und der gleich sieben Ochsen frisst.

Die eben betrachteten Abteilungen sind mono- oder polyzoomorph; es gibt in den Ad. Riopl. aber auch zwei alloiozoomorphe Fälle, wo im gleichen Rätsel verschiedene Tiere auftreten; ähnlich ist B. 663: 'Ein weisses Schäflein im Leibe eines schwarzen Ochsen', oder einfacher B. 662: 'Ein Schafbock im Leibe eines Ochsen'; ferner B. 279: 'Ein Floh geht hinein, ein Schwan kommt heraus.'

**III. Die anthropomorphe Gruppe** braucht keine Erklärung; höchstens, dass zunächst unvollständiger Anthropomorphismus auftritt, indem das Rätsel nicht direkt von Menschen spricht, sondern Sachen aufführt, die nur einem solchen zukommen können. Beispiele dafür sehr zahlreich bei B., z. B. B. 155 ('Die Füße von Stein, der Rumpf von Holz, die Mütze auf dem Haupte von Stroh'; also unvollständiger A. [Mütze!] mit teratoplastischen hinlenkenden Elementen). B. 228 ('Wer sagt alles aus ohne Zunge?') und B. 56 ('Es spricht alle Sprachen'); nur der Mensch spricht. B. 605: 'Er tanzte, er tanzte — bis er sich erhängte'; nur der Mensch kann eigentlich tanzen. In W. 477 ist von einem Gesichte die Rede; nur der Mensch hat ein solches im eigentlichen Sinne.

Die Fälle von vollständigem Anthropomorphismus liessen sich, in Mono- und Polyanthropomorphismus gesondert, bequem abmachen.

Für den Monoanthropomorphismus wurden wieder genau jene acht Unterabteilungen nachgewiesen, nämlich:

1. Allgemeine Angaben über die Lebensweise, usw. Die Rätsel sind recht zahlreich, und zunächst finden sich keine besonders auffallenden Merkmale der Lebensweise (Unterabteilung a.). W. 320a, der Mann, der auf dem Dache sitzt und eine helle Tabakpfeife raucht, ist ein typisches Beispiel dafür. Auch W. 293a und 216a können angezogen werden, sowie B. 34 ('Ein grosser, langer Mann hockt in der Hütte') und B. 98 ('Ein klein klein Männchen, der ganzen Welt Richter'). — Einzelheiten der Kleidung sind in Unterabteilung b) zusammengefasst; die Beispiele sind massenhaft, man vgl. B. 696 ('Ein Bettler geht des Weges, Flick auf Flick und kein Nadelstich'); B. 273 ('Ein kleines kleines

Weibchen, hundert Tücher um den Kopf'); B. 642 ('Ein Fräulein sitzt in der Ecke, eine goldene Mütze auf dem Kopfe'); B. 509 (Männchen mit knöchernem Pelz); B. 128 (Männchen mit grünem Kleid und schwarzem Gürtelchen); B. 96 (grosse, lange Jungfer mit grüner Schürze). Die beiden letzten Rätsel sind typische Formen. W. 184, 204a, 204e, 177, 178, 195, 198, 24 mag nachlesen, wer noch mehr schöne Beispiele haben will. — Für die Unterabteilung e), Schwarze, liess sich nur ein Fall aus B. nachweisen, B. 113: 'Ein Schwarzer tanzt, ein Schwarzer springt, des Schwarzen Spur ist nicht zu sehen'. — Unterabteilung d), Tote, fehlt bei B. und W., dagegen kommt e), der Teufel, vor, und zwar B. 47: 'Der Teufel steht auf dem Acker, eiserne Schuh an den Füssen'. Wossidlos Sammlung liefert noch eine Unterabteilung e), Riesen, ich meine W. 512: 'Am Markt steht ein grosser Riese, er schaut weit in die Welt hinaus'.

2. Die verschiedenen Lebensalter. W. 78: 'Als ich klein war usw.; als ich gross war usw.; als ich tot war usw.'

3. Normale morphologische Elemente. B. 368 (= 763): 'Ein klein klein Männchen, Bart in die Höhe' ist kein gutes Beispiel. In W. 232 ist der Bauch das hinlenkende Element.

4. Normale physiologische Elemente. Bewegung, und zwar recht ausreichend, macht sich die Frau Bohne bei W. 30, und reden, viel reden tut der Mann bei W. 318a.

5. Normale morphologische und physiologische Elemente in Kombination. Keine guten Beispiele nachzuweisen.

6. Abnorme morphologische Elemente. Beispiele für Teratoplasie sind B. 201 (Gesicht von Knochen, Bart von Fleisch); für Heterotopie B. 763 (Mann mit dem Bauch nach hinten), solche für Teratomorphismus B. 873 (weisses Herz) und W. 110 (zahllose Beine); vgl. auch W. 109.

7. Abnorme physiologische Elemente. Beispiele für wunderbare Funktionen bietet W. 388; da wacht ein Mann alle Nacht, ohne müde zu werden; oder W. 87a, wo ein Weib ohne Füsse und Hände laufen und schlagen muss.

8. Abnorme morphologische und physiologische Elemente in Kombination. Keine Beispiele.

B. Die Fälle von Polyanthropomorphismus konnten in folgende Unterabteilungen zerlegt werden.

1. Die betr. Individuen sind **nicht** miteinander verwandt. Die Weiterteilung ist nun sehr einfach, insofern es sich um 2, 3 usw. Personen handelt. Zwei Personen erscheinen bei B. 187: 'Der Herr trägt seinen Knecht'; Wossidlos Gesprächsrätsel zwischen Bach und Wiese u. ä. gehören auch hierher, siehe W. 1—6. — Drei Personen werden aufgezählt bei B. 204: 'Der Eine sagt: Gott wird den Tag senden, man wird zu essen bekommen; der Zweite sagt: Gott wird die Nacht senden,

man wird zu schlafen bekommen; der Dritte: mir gilt der Tag und die Nacht gleich'. — Vier Personen sind die 'vier Prediger unter einer Mütze' Bielensteins (Nr. 203). — 'Fünf Nackte bauen ein Haus' (B. 17) und die fünf Flohjäger Wossidlos (Nr. 28) sind ein auch sonst beliebtes Rätselbild. — Viele Personen sind die 32 Gesellen in einem Ställchen (W. 42f.), die dreihundert Männer bei B. 680; ohne genauere Angabe der Zahl: der Herr mit seinen Dienern bei B. 524 und das Regiment Soldaten bei W. 52.

2. Die betr. Individuen sind miteinander verwandt. Die Einteilung bezieht sich auf die verschiedenen Verwandtschaftsgrade und auf die Generationen. Nicht in den Ad. Riopl., wohl aber bei W. 498 bis 499 erscheint ein Ehepaar; bei B. 727—729 und W. 148c Vater und Sohn, bei B. 190 Mutter und Kinder, bei W. 136 und B. 6 Vater, Mutter und Kinder, also zwei Generationen; drei Generationen bei W. 411; vier Generationen in einem Falle der Ad. Riopl. Geschwister erscheinen bei W. 150c (zwei Brüder), bei B. 242 (fünf Brüder), bei B. 64, 137 und 261 (zwei Schwestern), bei B. 391 (sieben Schwestern), bei B. 537 (Bruder und Schwester).

**IV. Die phytomorphe Gruppe** ist verhältnismässig spärlich. Zu unvollständigem Phytomorphismus gehören die Fälle, wo das Rätselbild von Blumen, Früchten, Zweigen u. dgl. spricht, z. B. W. 340 (eine Blume), W. 31 (eine gelbe Blume), B. 353 (ein Blatt), B. 74 (zwei Bohnen). Vollständiger Phytomorphismus erscheint bei B. 334 und 644 (Eichbaum), 931 (Espe).

**V. In der poikilomorphen Gruppe** wurde alles das untergebracht, was nun noch übrig blieb, also alle die mannigfaltigen Realien, die in so vielen Rätseln uns beim Lösen in Verzweiflung bringen.

Auch hier liess sich als Untergruppe VA Mono- und Polypoikilomorphismus aufstellen, wenn nämlich ein Ding derselben Art, sei es in einem oder mehreren Exemplaren, auftritt. Die spezielle Einteilung ist folgende:

1. Allgemeine Angaben usw. über den Gegenstand, den uns das Rätsel vorsetzt. W. 210, B. 441, 442 schildern ein Haus; B. 354 ein Brett; B. 465 ein Beil.

2. Das Rätselbild wechselt je nach den Umständen, Zeiten usw. Die bei W. und B. vorhandenen Fälle sind nicht rein wie in den Ad. Riopl., wo es z. B. heisst (Nr. 542): 'Am Tage Wurst, nachts Fahne', denn bei B. 252 (Am Tage Fassband, nachts Schlange) ist die eine Hälfte des Rätsels zoomorph, bei B. 268 (Im Sommer Tanne, im Winter Milch) phytomorph.

3. Ein Gegenstand in Wiederholung; die Stellung ist charakteristisch ('übereinander'). — B. 977: 'Tönnchen auf Tönnchen, oben Mäuseschmutz'.

Als Untergruppe VB erscheint der Alloioipoikilomorphismus, d. h. Dinge verschiedener Art, sei es in Einzahl, sei es in Mehrzahl, spielen ihre Rolle im Rätselbilde. Folgende Abteilungen konnten unterschieden werden:

1. Verschiedene Dinge in Aufzählung; die Lösung ist ein Gegenstand. B. 70: 'Eine rote Flasche, ein weisser Kork' (Himbeere); B. 212—214 ist das bekannte weitverbreitete Rätsel von der Kuh, das ich nach der Variante B. 214 zitiere: 'Zwei Stösser, zwei Schüttler, vier, die auf der Erde humpeln, ein Neunter, der im Kriege Schutz gibt'; die zahllosen mecklenburgischen Fassungen sehe man bei W. 165 nach.

2. Verschiedene Dinge in Aufzählung; die Lösung ist ein Komplex zusammengehörender Gegenstände. Es werden da zwei, drei oder vier verschiedene Dinge aufgezählt, z. B. B. 288: 'Ein Katzenschwanz, der über ein Meer sich streckt'; B. 20: 'Mit fünf Balken wird ein Wohnhaus gebaut'. Drei verschiedene Gegenstände figurieren bei W. 122 (Wanderstab, Erde, Kraut); B. 131 mit Wiese, Schafen und Hirten passt nicht recht hierher, da zoo- und anthropomorphe Elemente miteinbezogen sind. Vier verschiedene Gegenstände erscheinen öfters in den Ad. Riopl., z. B. Nr. 560 (Feld, Samen, Stier, Kalb).

Man kann mit Recht den Vorwurf erheben, auf einmal sei die Lösung berücksichtigt worden; dann vereinige man einfach Abteilung 1 und 2 zu einer einzigen; es ist sowieso manchmal schwer, sie auseinander zu halten.

3. Verschiedene Dinge in Aufzählung, deren Stellung charakteristisch ist. Übereinander, aufeinander sind Tönnchen, Fässer (B. 392), tote Heringe (B. 77 und 553); ineinander die Dinge bei B. 38 ('Ein Nussgesträuch, in dem Nussgesträuch ein Tannenwald, in dem Tannenwald ein See . . .'), womit der Übergang zu fortgesetzter Teilung gegeben ist, wie sie charakteristisch ist für das internationale Rätsel vom Jahr (W. 35) und das ebenfalls häufige vom Menschen, das bei B. 825 sogar zehn Stufen aufweist: Zwei Pfosten, auf den P. ein Sack, auf dem S. ein Block, auf dem B. zwei Stangen, auf den St. eine Mühle von Knochen, auf der M. zwei fließende Bäche, usf.

4. Verschiedene Dinge in Tätigkeit. Zwei erscheinen in der Rätselgruppe von der Katze und dem Fleisch, vom Wildschwein und der Eichel u. ä., siehe W. 16 und 17, sowie B. 258—259; hier sind die beiden Figuren des Rätsels: Griese und Pummel, Himmelhoch und Ruuchdiert, Hocker und Gehängtes usw. — Drei und vier Figuren, je nach den Varianten, erscheinen in dem bekannten Rätsel vom Einbein, Zweibein, Dreibein, Vierbein, W. 15.

**VI. Die vergleichende Gruppe** ist im spanischen Rätsel sehr entwickelt. Wir erkennen ohne weiteres die vier Bestandteile, aus denen sich ein typisches Rätsel zusammensetzt: das oder die charakterisierenden Elemente; das oder die vergleichenden Elemente; die Versicherung, dass es sich doch nicht darum handelt, was der Vergleich soeben aussagte; und schliesslich ein oder mehrere beschreibende Elemente. Diese vier Bestandteile sind durchaus nicht immer gleichmässig ausgebildet, und je nach dem ergeben sich zahlreiche Abteilungen; z. B. fehlt ein Beispiel für die einfachste Kombination: ein charakterisierendes Element, ein vergleichendes Element, die entsprechende Versicherung, ein beschreibendes Element. W. 370a ist nicht ganz typisch, da das beschreibende Element an erster Stelle steht und das charakterisierende Element ('sieht was') ohne den Vergleich nicht bestehen kann. Die für die Ad. Riopl. geltende Einteilung ist folgende:

1. Ein charakterisierendes Element, ein vergleichendes Element, die Versicherung. Bei B. und W. kein Beispiel.

2. Ein charakterisierendes Element, ein vergleichendes Element, ein beschreibendes Element. — W. 225: 'Lütt as 'ne Muus, bewacht 't ganz Huus'. Ebenso W. 226.

3. Ein charakterisierendes Element, ein vergleichendes Element, zwei beschreibende Elemente.

4. Ein charakterisierendes Element, ein vergleichendes Element, drei beschreibende Elemente.

5. Zwei charakterisierende Elemente, ein vergleichendes Element.

6. Zwei charakterisierende Elemente, eine Versicherung. Für 3 bis 6 finden sich bei B. und W. keine Beispiele.

7a. Zwei charakterisierende Elemente, zwei vergleichende Elemente, zwei Versicherungen. — B. 385: 'Es wiehert wie ein Hengst, ist aber kein Hengst; es tanzt wie eine Jungfer, ist aber keine Jungfer'. Ebenso B. 751—752, 758.

7b. Zwei vergleichende Elemente, zwei Versicherungen. Kein Beispiel.

7c. Zwei charakterisierende Elemente, zwei Versicherungen. — W. 369: 'Witt is't [wie ein Ei] an keen Ei is't, Bläder hett't [wie ein Baum] un keen Boom is't'. Die fehlenden vergleichenden Elemente sind in eckigen Klammern zugefügt.

7d. Zwei charakterisierende Elemente, zwei vergleichende Elemente. B. 706: 'Es wiehert wie eine Stute und tanzt wie eine Jungfer' (Lösung: die Elster; die Lösung des unter 7a mitgeteilten Rätsels ist das auf den Tisch geworfene Silbergeld!). Ebenso B. 595 und 843.

8a. Zwei charakterisierende Elemente, zwei Versicherungen, zwei beschreibende Elemente. Kein Beispiel bei B. und W.

8b. Zwei charakterisierende Elemente, zwei vergleichende Elemente, zwei beschreibende Elemente. Kein Beispiel bei B. und W.

9. Drei charakterisierende Elemente, drei Versicherungen. Kein Beispiel bei B. und W. Dagegen finden sich hier Typen, welche in den Ad. Riopl. nicht vertreten sind und die am besten jetzt ohne besondere Numerierung aufgeführt werden:

Das vollständige Modell (drei charakterisierende Elemente, drei vergleichende Elemente, drei Versicherungen) ist öfters vertreten, z. B. B. 606, B. 753, B. 755 und W. 218e; das letztere lautet: 'Grün wie Gras und doch kein Gras, weiss wie Schnee und doch kein Schnee, töppel a'sn Höhning und doch keen Höhning'. Bei W. 370b ist die stets gleichlautende Versicherung nur einmal abgegeben.

Drei charakterisierende Elemente nebst den entsprechenden drei Vergleichen finden sich auch öfters, z. B. B. 754, B. 827, B. 964; B. 299 lautet: 'Grün wie Gras, weiss wie Schnee, rot wie Blut'. Bei B. 55 ist noch ein beschreibendes Element zugefügt: 'Es bellt wie ein Hund, brüllt wie ein Ochse, singt wie eine Nachtigall; so lange es ruft, hat es keinen Mund'.

Fahren wir nun mit der Einteilung der Ad. Riopl. weiter fort:

10. Vier charakterisierende Elemente, vier Versicherungen. Bei B. und W. nicht vertreten.

11. Vier charakterisierende Elemente, vier vergleichende Elemente. W. 217b (grün wie Gras, weiss wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Teer) gehört hierher, obwohl es mit reimergänzendem Beiwerk und einem Schlussrahmen verziert ist.

Fünf charakterisierende Elemente mit den dazu gehörenden fünf Vergleichen finden sich nicht in den Ad. Riopl., wohl aber bei B. 707: 'Gefleckt wie ein Specht, weiss wie ein Schwan, schwarz wie ein Rabe, wiehert wie ein Pferd, tanzt wie eine Jungfer'.

**VII. Die beschreibende Gruppe** liefert zahlreiche Beispiele, aus denen sich ohne weiteres ihre Form ergibt. Unterschieden wurden Rätsel mit:

1. Zwei Eigenschaften, z. B. B. 544: 'Oben glatt, unten durchfurcht'. Ebenso B. 247, B. 475—476 (= W. 392), W. 206a.

2. Drei Eigenschaften, z. B. W. 212a: 'Hoch erhoben, krumm gebogen, wunderlich erschaffen' (ausserdem Schlussformel); bei B. 164 sind drei negative Eigenschaften als charakteristisch aufgeführt: 'Ein Mensch ist's nicht, ein Gespenst ist's nicht, mit der Hand fassen kann man es nicht'.

3. Viele Eigenschaften; man suche W. 440, W. 414, W. 205, W. 171a, W. 393 selber auf; in B. 710 erscheinen vier Eigenschaften:



‘Es tanzt polnisch, spricht französisch und ist halb weiss, halb schwarz’; in B. 333 eine ganze Menge: ‘Dünn ist’s und lang, mit rundem Kopfe, dem Menschen zur Qual, dem Diebe zum Schrecken’.

4. Eigenschaften, je nach den Umständen wechselnd, zeigen eine ganze Anzahl Rätsel, z. B. B. 310: ‘Nachts reich, Tages arm’; Tag und Nacht bestimmen auch die Eigenschaften bei B. 165 und 816, ebenso bei W. 95; die vier Jahreszeiten bei W. 343; auf dem Dache und unten bei W. 334 und 335; auf dem Tische und unten bei B. 421. In den Ad. Riopl. fanden sich als bestimmende Umstände Feld — Haus bzw. Oben — Unten besonders häufig.

**VIII.** Die **erzählende Gruppe** gehört nicht mehr zu den eigentlichen Rätseln. Charakteristisch für sie ist die vorhergehende Geschichte, in welche das Rätsel eingehüllt wird; hierher gehören die sog. Halslösungsrätsel, z. B. W. 980.

**XI.** Die **arithmetische Gruppe** leitet weiter zu den uneigentlichen Rätseln.

1. Wirkliche Rechenaufgaben finden sich gelegentlich, z. B. bei W. 898—900; der Text ist zu lang zum Wiederabdruck.

2. Scherzhafte Rechnerei entspricht eher dem Charakter des Rätsels, z. B. W. 879, W. 465; W. 878 lautet: ‘Wat is swerer, ’n pund Feddern oder ’n pund Bli?’

**X.** Die **Verwandtschaftsgruppe** steht der vorhergehenden innerlich nahe.

1. Verwandtschaft im allgemeinen wird öfters behandelt, z. B. bei W. 982: ‘Seine Mutter ist meine Mutter ihr einziges Kind’; s. a. W. 983.

2. Seinesgleichen ist im spanischen Rätsel behandelt (Der Bauer sieht’s fortwährend, der liebe Gott (Papst) nie, der König selten, u. dgl.); man erkennt gleichzeitig, wie für die uneigentlichen Rätsel die Lösung immer mehr und mehr von Wichtigkeit wird.

3. Verwandtschaft mit Verteilung von Gegenständen streift schon stark an die eigentliche Scherzfrage; W. 901 und W. 902 sind einschlägige Beispiele; das letzte der beiden Rätsel handelt von den zwei Vätern und zwei Söhnen, die drei Hasen schossen, und jede der genannten Personen trug einen ganzen nach Hause.

**XI.** Die **kryptomorphe Gruppe** wurde so bezeichnet, weil das Lösungswort teilweise oder ganz im Rätsel versteckt ist; der Reichtum an Formen im spanischen Rätsel ist sehr gross und veranlasste eine detaillierte Klassifizierung, während in Mecklenburg und Kurland die Beispiele äusserst spärlich sind.

Im unvollständigen Kryptomorphismus ist ein Teil des Lösungswortes im Rätsel enthalten, sei es als ein, sei es als zwei Worte desselben.

Im vollständigen Kryptomorphismus ist das ganze Lösungswort versteckt, und zwar:

1. Als Teil eines Buchstabens (Punkt auf dem i).
  2. Als ganzer Buchstabe: W. 470—474 und W. 838: 'Wat steit in de Midd von Woren?' (Lösung: De r).
  3. Als Teil eines Wortes, das im Rätsel vorkommt.
  4. Als ein ganzes Wort, das im Rätsel vorkommt. Dieses Wort hat doppelte Bedeutung oder nicht; in letztem Falle wird direkt die Lösung mitgenannt, um den Hörer zu verblüffen, was auch gelingt, z. B. Ad. Riopl. 757: 'Spitzen vorne, Augen hinten; die Schere ist's, dumm du bist, wenn du die Lösung nicht kannst finden'; die Lösung ist tatsächlich die Schere. Bei W. fanden sich nur Beispiele für jene erste Art, wo das versteckte Wort zweierlei bedeutet, z. B. W. 951—961; W. 907a lautet: 'Is wech, blifft wech, un ward alldag bruukt' (Der Weg).
  5. Als ein ganzes Wort, das im Rätsel vorkommt, und Teil eines anderen, mag dieser Teil nun unmittelbar vorhergehen, unmittelbar folgen oder getrennt sein.
  6. Als zwei ganze Worte, die im Rätsel vorkommen; sie folgen entweder aufeinander oder sind voneinander getrennt.
  7. Als drei ganze Worte, die im Rätsel vorkommen.
- Für keine dieser Unterabteilungen fanden sich bei B. oder W. Beispiele.

**XII.** Die **homonyme Gruppe** ist von der Lösung ebenfalls beeinflusst. Zwei Typen liessen sich unterscheiden:

1. Die Lösung ist ein homonymes Wort, das Rätsel beschäftigt sich mit beiden Bedeutungen desselben. W. 905—906 sind wenige Beispiele aus Mecklenburg für diese im Spanischen zahlreiche Form, ebenso W. 522, das bekannte Rätsel vom Wacholder: 'Der Geliebte lag und schlief, die Geliebte kam und rief, und das Wort womit sie rief, so hiess der Busch, an dem er schlief'.

2. Eine oder mehrere Eigentümlichkeiten des Lösungswortes sind durch homonyme Verben charakterisiert. Als Beispiel finde ich höchstens W. 922: 'Vier Mann spülen de ganze Nacht un keener verliert wat' ('Dat sünd Muskanten').

**XIII.** Die **Scherzgruppe** wurde in den Ad. Riopl. nicht weiter analysiert und das nicht übermässig zahlreiche Material nach äusserlichen Gesichtspunkten angeordnet. Für eine Einteilung nach inneren Motiven,

wie sie Petsch skizzierend versuchte, erschien der Stoff nicht ausreichend; vielleicht entschliesst sich einmal Petsch zu einer übersichtlichen Darstellung der Scherzrätsel. Ich sehe daher ab, auch nur eins der häufigen Beispiele, namentlich aus der Mecklenburgischen Sammlung, hier anzugeben.

**XIV. Die doktrinäre Gruppe** gehört kaum noch zum Rätsel; es handelt sich um vielfach schulmeisterliche Examensfragen, die der Hörer entweder beantworten kann oder nicht. Sie lassen sich als zoologische, botanische, geschichtliche Fragen leicht gruppieren; zu den ersteren gehört z. B. Nr. 976 der Ad. Riopl.: 'Welcher Vogel legt das grösste Ei?' Jedes Schulkind wird dabei den Strauss nennen. Eine vierte Abteilung, allgemeine Sentenzen, sind durch B. 142 vertreten: 'Was läuft schneller als der Wind?' Es sind des Menschen Gedanken.

**XV. Als künstliche Gruppe** wurden Charaden, Logogriphe und Akrosticha zusammengefasst, die im spanischen Sprachgebiet gewiss zum Teil volkstümlich geworden sind, offenbar nicht in Mecklenburg und Kurland.

**XVI. Die erotische Gruppe** wurde, wie gesagt, nicht in den Ad. Riopl. publiziert, obwohl sie beim Volke, wie bekannt, gar nicht etwa eine besondere Stellung einnimmt.

Eingeleitet wird sie durch Rätsel, die harmlos sind, während die Lösung ins sexuelle Gebiet gehört. Nur aus diesem rein formalen Grunde wurden die betreffenden Rätsel aus den vorhergehenden Gruppen, in die sie gehören, weggelassen. Die zweite Abteilung sind die mehr oder weniger obszönen Rätsel mit harmloser Lösung. Drittens kommen dazu noch Scherzfragen. Mit Petsch bin ich der Meinung, dass Abteilung zwei und drei eine besondere Gruppe bilden, obwohl auch sie in den vorher skizzierten Gruppen untergebracht werden können. Wossidlos Sammlung wimmelt von Beispielen aus Mecklenburg. Man kann die einzelnen Rätsel leicht nach dem Gegenstand der Anspielung im speziellen klassifizieren.

'Se acabó el cuento' heisst es hier zu Lande, wenn jemand seine Geschichte zu Ende erzählt hat.

La Plata.

## Eine alte Greifswalder Lokalsage.

Von Alfred Haas.

Vor dem ehemaligen Mühltentor zu Greifswald, zwischen der Wolgaster und Anklamer Landstrasse, erhob sich im Mittelalter eine der heiligen Gertrud geweihte Kapelle, die in den Stadtbüchern zum ersten Male im Jahre 1363 erwähnt wird; sie lag hier, wie wir weiter hören, hinter einem alten Wirtshause an der Kreuzung des Weges nach Eldena und nach Koitenhagen, das im Volksmunde den Namen 'Scharfe Schere' führte — angeblich, weil der Wirt seine Gäste vormals sehr 'übersetzte' (d. i. über-vorteilte). Die Kapelle, welche 70 Fuss lang und 35 Fuss breit war, hatte an der Westseite einen viereckigen Turm, der auf dem Lubinschen Stadtbilde von Greifswald aus den Jahren 1610—1618 westlich von dem St. Georgshospital sichtbar ist. Auf dem Hochaltar der Kapelle stand das Bild der heiligen Gertrud, „in farbiger, vergoldeter Plastik in Holz ausgeführt, in der einen Hand einen Palmenzweig, eine Lilie oder einen Krummstab, in der anderen das Modell eines Spitäles tragend“; dem Bild gegenüber war auf einer Empore ein Orgelwerk aufgestellt. Neben der Kapelle lag im Süden eine Herberge und in der Nähe noch ein Küsterhaus und ein Katen, und alle diese Gebäude waren umgeben von einem zu der Kapelle gehörigen Friedhofe, der sich bis in die Nähe der Anklamer Landstrasse erstreckte. Der Friedhof war wieder von einer massiven, durch Strebepfeiler gestützten Steinmauer umschlossen.

In unmittelbarer Nähe der St. Gertrudkapelle stand ferner eine Windmühle, welche in den Stadtbüchern seit 1385 als *molendinum venti extra valvam Molendinorum proximum ecclesie beate Gertrudis* erwähnt wird. Ob sie ursprünglich zum Besitztum der Kapelle gehört hat oder freies Eigentum der Müller gewesen ist, ist nicht überliefert. Im Jahre 1447 ging die Mühle in den Besitz des Grauen Klosters über. Nichtsdestoweniger hiess sie nach wie vor wegen ihrer Lage in der Nähe der Kapelle die St.-Gertrudsmühle.

Im Verlaufe des Dreissigjährigen Krieges, und zwar im Jahre 1631, wurde die Kapelle mit ihren Nebengebäuden und die steinerne Ringmauer und ebenso die Windmühle gänzlich zerstört. Doch wurde später das Küsterhaus und der Katen auf dem Friedhofe wieder aufgebaut. Die Mühle aber ward nicht wiederhergestellt; ihre Trümmerstätte wird aber noch 1739 als 'Mühlenberg mit Lehmgruben' in den städtischen Akten angeführt. (Nach Pyl, Greifswalder Kirchen 3, 1301 ff. und A. v. Balthasar, *Jus eccles. past.* 2. 1.)

So etwa sind die Örtlichkeiten beschaffen, an die eine über 400 Jahre alte Greifswalder Lokalsage, nämlich die Sage von dem Wettlauf um das Opfergeld und von der gegen den Wind laufenden Mühle, anknüpft. Dass die Sage tatsächlich so alt ist und nicht erst, wie Pyl a. a. O. S. 1305f. vermutet, zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges entstanden ist, ergibt sich aus der einfachen Tatsache, dass die älteste Fassung, in welcher die Sage überliefert ist, aus dem Reformationszeitalter stammt. Die Sage liegt uns aber auch noch in zahlreichen anderen Quellenschriften des 16., 17. und 18. Jahrhunderts vor; denn sie gehörte zu den Stadtmerkwürdigkeiten von Greifswald; jeder Fremde, der dorthin kam, musste die Geschichte gehört und ihre Örtlichkeit besichtigt haben. Daher findet sich die Sage auch in zahlreichen älteren Reisewerken, die die Stadt Greifswald beschreiben, erwähnt. Ein Dutzend dieser älteren Schriftwerke ist bereits bei A. von Balthasar a. a. O. S. 12 zusammengestellt; ihre Zahl ist aber noch weit grösser; mir sind aus der älteren Zeit noch sieben weitere Werke und aus der Zeit nach Balthasar noch sechs neuere Werke bekannt geworden, welche die Sage enthalten.

**I.** Die früheste Aufzeichnung der Sage<sup>1)</sup> findet sich bei Thomas Kantzow in dessen erster hochdeutscher Bearbeitung der Chronik von Pommern (ed. Gaebel 2, 260f. = ed. Böhmer S. 289f.) und lautet:

Es ist auch ein seltsam Dinek zum Gripswalde, das ich umb des willen mus anzeigen: Es ist eine Capelle vor der Stat, St Gerdruden geheissen; dazu ist, wie es pflegt, von den Burgern ein Furstender (Vorsteher) gewest, welcher ein mal, do es da Kirchwey gewest, das Opfer auffgenhomen hat. Und do das Folck alle weyk wahr und des Opffers ein gutter Hauffe wahr, solle er es auff das Altar gelegt haben und St. Gerdruden Bilde haben genhomen und es hinten in die Capelle gesetzt und zu ime gesagt, er wolte mit ime wetlawffen, wer ersten zum Altar kheme, das derselbig solte das Opffer haben; und hat angehaben zu lauffen. So ist ime das Bilde zuor gekhomen und auff dem Altar gestanden, ehe ehr hingekhomen. So hab er sich aus Geitze desselbigen nichts entsatz und hat auch den ersten Bescheid nicht halten wollen und das Bilde noch einmal hingeprecht und mit ime gelauffen, da es ime abermal zuorgekhomen. Das hab er nicht thun wollen und das Bild zum dritten Mal hingeprecht. Do sey das Bild still gestanden und hat nicht wollen lauffen, und ist der Furstender ersten zum Altar gekhomen und hab das Opffer hingehomen, als hette ers mit guttem Fug gewonnen; und in kurtzen Tagen sol er darnach gestorben sein und auff St. Gerdruden Kirchhoff begraben sein worden.

So solle ine der bose Geist in der Nacht aus dem Grabe geholet und von dem Kirchhofe weggehuret haben, welchs ein Moller von der nehisten Wintmulen geschen und des Morgens angezeigt hat. So hat man noch gesehen, wie der Totte an die Capellenthur gegriffen, das er sich vor dem bosen Geiste aufhalten wolte, und wie der bose Geist darnach mit ime den Kirchhoff entlanges ge-

1) [Doch vgl. J. Agricola, 750 Sprüchwörter 1558 zuerst 1529 nr. 326 'Er hat mit S. Gerdrut ein Wettlauff gethan' (in Sachsen); dazu Wesselski, Bebels Schwänke 1907 1, 142 und Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon 1, 1576.]

sprungen und das Gras versengt und tiefe Fusstapfen in die Erde getreten. Das sey nhu so geschehen oder nicht, pleib in seinen Weerden. Aber das ist noch diessen hewtigen Tag, das man solliche Fusstapfen sieht und das auch kein Gras darinne wechst, und seint in so vielen Jaren die Loecher nicht zu-gewachsen.

Wir finden hier bereits fast alle wesentlichen Züge der Sage vor: den dreimaligen Wettlauf um das Opfergeld, die Nichtbeteiligung des Bildes beim dritten Laufen, die Entführung des verstorbenen Vorstehers durch den Teufel, die Spuren an der Kapellentür und die von keiner Grasnarbe bedeckten Fusstapfen auf dem Friedhofe; auch zu der Mühle ist eine, wenn auch rein äusserliche Beziehung vorhanden, indem der Müller der Entführung zuschaut und am anderen Morgen Anzeige darüber erstattet. Dagegen findet sich noch nicht der Zug, dass der Vorsteher vom Teufel auf die Windmühlenflügel gebunden und vermittelt derselben links um herumgeschwungen wird, worauf die Mühle die Eigentümlichkeit behielt, gegen den Wind zu laufen.

II. Aus dem Ende des 16. Jahrhunderts liegen mir zwei Berichte vor. Der erste von beiden stammt von dem fahrenden Schüler Michael Franck, der in den Jahren 1585—1592 von Frankfurt a. O. aus nach Wien, Dänemark, durch die sächsischen Länder und nach Italien reiste, und auf dieser Reise im Mai 1590 auch nach Greifswald kam. Über seinen dortigen Aufenthalt berichtet er u. a. (Balt. Stud. 30, 77) wie folgt:

Wie man von Ancolam in die Stadt (Grippeswalde) ziehet, da stehet ein kleines Kirchlein auf einem Berge für der Stadt, darinnen sich diese denkwürdige Historien zugetragen hat: in dieser Kirchen siehet man im Dache ein Loch hindurch, welches, weil man es schon vielmahl versucht, nicht zudecken kan, durch welches Loch der Teufel einen gottlosen Menschen soll hindurch und hinaus geführt haben und seinen Braten geholet haben. Waß dieß für ein gottloser Mensch ist gewesen, daran Gott ein solch schreckliches Exempel statuiret, kan man wohl erachten, daß er ein vermessener, gottloser Mensch, der Gott und sein Wort verachtet und dem bösen Feinde sich gänzlich ergeben haben muß. An den Mauern neben dem Dache werden auch noch die Krällen gesehen, die er zum Gedächtniß hinter ihnen verlassen, die er gerizzet haben soll, als er ihn hinweggeführt. Behüte Gott für solcher Auffarth!

In diesem Bericht fehlt der Wettlauf; es ist vielmehr nur von einem gottlosen Menschen die Rede, den der Teufel holt. Beachtenswert ist dabei, dass der Gottlose durch das Kirchendach entführt wird und dass das dadurch entstandene Loch sich seitdem nicht mehr zudecken lässt. Dieses unverdeckbare Loch im Kirchendach ist dem Berichtstatter offenbar die Hauptsache gewesen, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass er das Loch mit eigenen Augen gesehen hat. Das Loch war aber offenbar ein aus katholischer Zeit stammender Abzugskanal für Kerzenqualm und Weihrauchduft, wie solche Dachöffnungen auch an anderen Kirchen ehemals nicht nur vorhanden gewesen sind, sondern auch zu

ähnlichen Sagenbildungen Anlass gegeben haben. So findet sich im Deckengewölbe der St. Stephanskirche zu Gartz a. O. ein runder Deckel, angeblich ein Scheffel, der dort eingemauert sein soll zur Erinnerung daran, dass einmal ein Bauer mit einem falschen Getreidemass betroffen wurde (Pom. Vkde. 3, 163). In der Sakristei der St. Marienkirche zu Stargard i. Pom. befindet sich an dem Deckengewölbe ein Loch, welches der Sage nach nicht zugemauert werden kann, nachdem der Teufel einst einen gottlosen Pastor durch dieses Loch entführt und zur Hölle hinabgeholt hat (Pom. Vkde. 5, 99). Vgl. auch noch Liebrecht, Zur Volkskunde S. 426. .

**III.** Im Jahre 1593 verfasste der Greifswalder Rektor Lukas Takke eine allerdings erst im Jahre 1607 gehaltene Rede *De Urbe Pomeranorum Gryphiswaldensi*, die uns im Auszug erhalten ist (Dähnert, Pom. Bibl. 2, 219 und 7. Jahresber. der Geogr. Ges. zu Greifswald S. 142ff.). Darin heisst es u. a.:

*Gertrudis fanum nunc pene collapsum antiquo ablati quondam a Diabolo cuiusdam illius fani Provisoris seu Diaconi, fraudulentem cum Divae Gertrudis imagine sive statua propter certam aliquam pecuniam summam cursu certantis, miraculo apud exteras etiam gentes huc usque claret.*

Also auch hier ist das antiquum miraculum des betrügerischen Wettlaufes und der Entführung durch den Teufel. Neu ist, dass der Entführte möglicherweise ein Geistlicher (Diaconus) gewesen sein soll. Auch ist bemerkenswert, dass Takke die Bekanntschaft der Sage apud exteras etiam gentes ausdrücklich hervorhebt, wobei man nicht sowohl an das Ausland, als vielmehr an nichtpommersche deutsche Volksstämme zu denken hat.

**IV.** Wesentliche Abweichungen von den bisherigen Fassungen der Sage bringt die folgende Quelle, Zacharias Rivander (Bachmann), der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelebt und die zu Magdeburg 1602 veröffentlichte 'Festchronika' verfasst hat. Da mir die Originalquelle nicht zugänglich ist, zitiere ich nach dem Abdruck bei Jahn, Volksagen Nr. 334. Dort heisst es:

Zu Gribwalde, im Lande zu Pommern, saget man bestendig vnd fürwar, stieg ein Dieb in die Kirche, darinnen stand ein Bild Nikolai, vnd im Gotteskasten solt viel Geld verschlossen liegen. Der Dieb sprach: „Herr Nikolae, ist das Geld mein oder dein? Wir wollen darumb in die Wette lauffen; kömpstu ehe und schneller zum Geldstock denn ich, so sey das Geld dein, sonst sol es mein sein!“ Nikolae das Bild lieff vnd kam zum ersten an die Geldstat. Sie lieffen beyde noch einmal vnd zum dritten mal; Sankt Niklaus vberwand vnd vberlieff den Dieb. Der Dieb sprach: „Mein Nickel, du hast das Geld gewonnen, du kanst es aber nicht vorzehren, denn du bist Holtz; ich wil dauon einen guten Muth haben vnnnd es mit guten Gesellen vorschlemmen.“ Dieser Mensch ist nach wenig tagen gestorben; seinen todten Leib führet der Teuffel

wider aus dem Grabe in die Kirche, warff jn des Nachts auff eine Windmüle vor der Stadt; von derselben sagt man, sie solle vnrecht vmbgehen vnd linck mahlen. Diss Teuffelisch Gespenst sei war oder anders, so hab ichs doch warlich gelesen.

Hier haben wir an Stelle des Kirchenvorstehers einen Dieb, an Stelle der St. Gertrud den St. Nikolaus und an Stelle des Opfergeldes das im Gotteskasten verschlossene Geld. Beim Wettlauf läuft das Bild auch das dritte Mal mit. Neu ist die Absicht des Diebes, das Geld mit guten Gesellen zu verbringen, und neu ist vor allem die Einführung der linksum gehenden Windmühle bei der Bestrafung des Diebes. Von den Fuss-tapfen und den Spuren am Gebäude findet sich nichts. Auf die Wendung am Schluss: „Es sei wahr oder falsch, so habe ich es doch wahrlich gelesen“, lege ich kein besonderes Gewicht; sie macht den Eindruck, als ob sie formelhaft ist; auch oben bei Kantzow findet sich eine ähnliche Wendung, und weiter unten kehrt sie bei Mikrälius nochmals wieder.

Ob Rivander der erste gewesen ist, der an Stelle der St. Gertrud den St. Nikolaus eingesetzt hat, kann ich nicht sagen; jedenfalls findet sich der St. Nikolaus nach A. von Balthasar auch noch in der Fassung der Sage bei dem gleichaltrigen Michel Sachse, *Alphab. hist. oder Christl. Zeitvertreiber*, 4. Theil S. 383. Die Bestrafung auf der linksum gehenden Mühle findet sich auch bei Mich. Heberer, *Aegyptiaca servitus*, Heidelberg o. J. (1610) und darnach bei Matth. Merian, *Topogr. Electoratus Brandenburgici et Ducatus Pomeraniae* (Frankfurt 1652) S. 65. [Bei H. Sachs, *Fabeln* 5, 165 nr. 707 würfelt ein Landsknecht mit S. Niclas.]

V. Eine kurz zusammengedrängte Darstellung der Sage gibt Joh. Mikrälius, *Altes Pommerland* (Stettin 1640) 6, 573.

Was sich bey der Capelle S. Gerdrut vor der Stadt / so jetzund mit Wällen zur Vestung verschüttet ist / vnd vorhin grosse Wallfahrten gehabt hat / mit einem Provisorn zugetragen / den wegen böser Verwaltung des Opfer Geldes / darumb er mit dem Marienbilde in die Wette gelauffen / der böse Feind aus dem Grabe geholet / vnd daß Graß versenget / vnd tieffe Fußstapffen in die Erde getreten / die noch da gestanden / vnd mit Grase niemaln bewachsen sind / biß die gantze Kirche vnd Kirchhoff verschüttet ist / davon ist zu jederzeit von den Bürgern viele sagens gewesen / vnd ein alt geschriebenes Chronicon gedencket dessen auch: Drumb habe Ich es nicht wollen verbey gehen: Ein jeder halte davon / was er wolle.

Das von Mikrälius angezogene handschriftliche Chronicon ist vermutlich Th. Kantzows Chronik von Pommern, doch mag Mikrälius auch aus der mündlichen Überlieferung geschöpft haben; jedenfalls berichtet er zuerst (und nach ihm nur noch Merian) von den Wallfahrten, die in katholischer Zeit zur St. Gertrudkapelle unternommen worden sind. Das von ihm angeführte 'Marienbild' findet sich in keiner anderen Quelle wieder (ausser bei dem fast wörtlich mit ihm übereinstimmenden Merian) und beruht vermutlich auf einer Flüchtigkeit oder einem Versehen (etwa statt 'Heiligenbild' oder ähnlich).



**VI.** Um die Mitte des 17. Jahrhunderts finden wir die Sage in zwei topographischen Werken, nämlich bei Martin Zeiller, *Descriptio Regnorum Sv. Imp.* (mir nur aus A. von Balthasar bekannt) und bei Merian. Der letztere schöpft die Sage nach seiner eigenen Angabe aus Joh. Mikrälius und Mich. Heberer.

Es folgt Johannes Prätorius, der die Sage in seinen *Anthropodemus Plutonicus d. i. eine Neue Weltbeschreibung etc.*, 1 (Magdeburg 1666) S. 200 f. aufgenommen hat. Es ist die Fassung mit dem St. Nikolaus und der links umlaufenden Mühle, wie sie sich bei Rivander und Heberer findet. Aus Prätorius haben die Brüder Grimm (*Deutsche Sagen* Nr. 133) den ersten Teil der Sage geschöpft, während der zweite Teil von Jakob Grimm aus Mikrälius nachgetragen ist.

In den Schluss des 17. und den Anfang des 18. Jahrhunderts gehören vier Fassungen der Sage, die ich nur aus A. von Balthasars Zitat kenne: Melchior Eppen, *Gerechte Strafe und Rache Gottes wider die Prediger- und Schul-Feinde*, S. 185 (der Verfasser war ein geborener Greifswalder und starb gegen Ende des 17. Jahrhunderts als Pastor in Wolgast); Caspar Schneider, *Gründlicher und genau durchsuchter Oder-Strohm*, S. 360 (der Verfasser starb 1720 als Bürgermeister in Dommitsch); Joh. Heinrich Hävecker, *Christerbauliche Abend-Gespräche*, S. 83 (der Verfasser war Pastor und hat 1640—1722 gelebt); Georg Michael Pfefferkorn, *Pleißnische Ehrenkränze oder Leichenreden*, (1701) S. 308 (der Verfasser hat von 1646—1732 gelebt).

**VII.** Aus dem Jahre 1736 erhalten wir sodann eine mannigfach abweichende Fassung der Sage durch den Bürgermeister von Plathe Amandus Carl Vanselow in seinem wenig bekannten 'Versuch zu einem Promptuario exemplorum Pomeraniae oder Vorrath von allerhand merkwürdigen Geschichten, so sich in Pommern . . . . zugetragen', Iste Sammlung, Franckfurt a. O. 1736, S. 205 ff. Als Quelle gibt der Verfasser den „gewesenen Fürstl. Eisenachischen Cantzler Georg. Mundus von Rodach in *Tract. de Muner. Honor. et Oner.*, L. 9 cap. 30 S. 404“ an. Die Sage geht hier unter der Überschrift 'Die bestrafften Kirchenräuber' und lautet so:

Es ist ausserhalb der Stadt Greiffswalde, auf einem Kirchhoffe mit Mauren umgeben, eine feine Kirche, darinn noch jederzeit geprediget wird, und werden zu Zeiten, wie es auch an andern Orthen gebräuchlich, vornehme Leuthe darinn begraben. Nun hat sich zugetragen, dass in dieser Stadt ein vornehmer Mann redlichen Ansehens, deme man wegen seiner vermeinten Redlichkeit das Einkommen des Allmosen und der Spitale vertrauet und anbefohlen, A. 1438 verstorben, den man auch in dieser Kirche begraben. Dieweil er sich aber wiederrechtlich mit den Allmosen bereichert, dasselbe bestohlen und also nicht die Menschen, sondern Gott betrogen, hat der allmächtige Gott aus gerechtem Urtheil dem Teuffel verhänget und zugelassen, daß er diesen heyligen Dieb aus dem Grabe genommen, zu der Kirchen hinaus über den Kirchhoff — darauff er etliche

Fusstapfen hinterlassen — auff eine Wind-Mühle, negst dabey, getragen und auff den Flügeln durch sein Gespenst wieder Wind herum geführet, der nachmals mit dem todten Leichnam verschwunden ist, daß niemand wissen kan, wo einig Haar von ihm hinkommen sey.

Damit aber dieser schrecklichen Historie nicht vergessen werden könne, so läufft durch den Willen Gottes, allen Menschen zur Warnung, die gedachte Wind-Mühle noch heutiges Tages wieder Wind, da doch andre Wind-Mühlen, so aller-negst auf 20 Schritt darbey stehen, mit dem ordentlichen Winde ihren rechten Lauff haben und behalten.

Auff solche augenscheinliche Straffe und erschrecklich Urtheil Gottes ist die gantze Stadt bestürtzet worden, und hat E. E. Rath zum Gedächtniß dieser unerhörten Geschichte an der Kirchen nebst der Kirchen-Thüren, daraus die Wunder geschehen, einen Stein an der Wand ausserhalb, darauff die gantze Geschichte in alter Sächsischer oder Pommerscher Sprache eingehauen, auffrichten lassen, allen Christen-Menschen zur Warnung und Exempel. Welches Gedächtniß ich mit Schrecken und Verwunderung angesehen, denn die Wind-Mühle noch auff diesen Tag wieder Wind läufft. So sind die Fuß-Tapffen auff dem Kirch-Hoffe gemacht, nicht eben zu machen oder auszufüllen, sondern fallen stetigs ohngefehr eines Werck-Schuhes tieff wieder ein, damit sie immerzu mögen gesehen werden. Über diesen Augen-Sehein gibt ferner die bey der Kirch-Thür zuvor gemeldete steinerne Platten schriftlichen und ausführlichen Bericht jedemänniglich in- und ausländischen zu sehen und zu lesen.

In diesem Bericht ist die Kirche nicht näher bezeichnet, was aufffallen muss, da der Berichterstatter an Ort und Stelle gewesen sein will. Es fehlt ferner der Wettlauf. Neu ist dagegen die Nachricht von dem neben der Kirchentür aufgerichteten Stein und von dem im Jahre 1438 erfolgten Tode des unredlichen Vorstehers. Nach Pyl (a. a. O. S. 1309) hatten immer je zwei Provisoren das Vermögen der St. Gertrudkapelle zu verwalten; als solche fungierten von 1382—1432 Dietrich Schlutow und Nikolaus Witte I., 1472 Bernhard Wildeshusen und Nikolaus Witte II., 1486 Hans Buweman und Augustin Kronort usw. Die Namen der Provisoren von 1438 sind nicht überliefert. Was die Bestattung auf dem St. Gertrudenkirchhof betrifft, so wurden hier ursprünglich nur die in der Herberge verstorbenen heimatlosen Wanderer, zugleich aber auch die an gefährlichen Epidemien Gestorbenen begraben; in der Folge jedoch, als die Reformation den Kultus und die Bestimmung der Kapelle wesentlich veränderte, ging der Friedhof als Eigentum an das Graue Kloster über und diente seitdem zur Bestattung der im Armenhause oder auch sonst mittellos verstorbenen Personen; daher hiess er auch der Armen-Kirchhof. Nach dem Dreissigjährigen Kriege verzichtete das Kloster auf den Kirchhof zugunsten der Stadt, und diese überliess den Platz sodann der Garnison unter dem Namen 'Soldatenkirchhof' (Pyl a. a. O. S. 1304f.).

**VIII.** Die nächste Quelle ist 'Herrn Georg von Fürst, eines berühmten Cavaliers aus Schlesien, curieuse Reisen durch Europa, in welcher allerhand Merkwürdigkeiten zu finden', Sorau 1739, abgedruckt in Monats-

blatt 1909 S. 65 ff. Die Reise selbst muss der berühmte Kavalier mehr als hundert Jahre vor ihrer Drucklegung unternommen haben; denn wenn er schreibt: „Vor dem Tore fanden wir einen Kirchhof, wobei eine kleine Kirche steht,“ und „die Mühle muss noch bis auf diesen Tag wider den Wind herumgehen,“ so passt das nur auf die Zeit vor 1631. Der Wettlauf fehlt bei Georg von Fürst; das einzig Neue ist, dass die Fusstapfen, welche tief in die Erde getreten waren. „ziemlich weit voneinander gesehen wurden.“

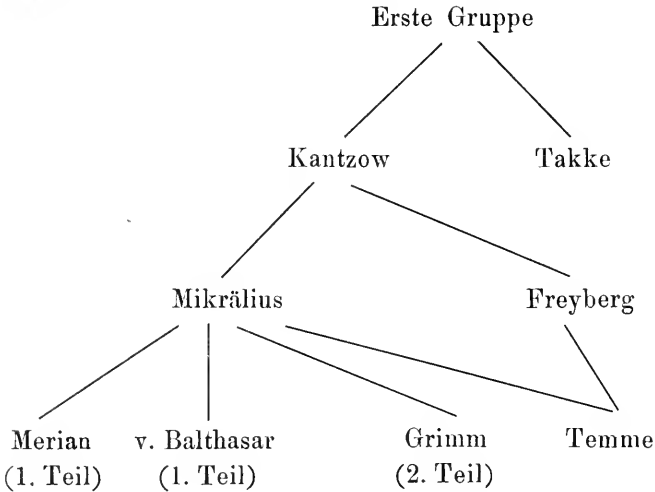
**IX.** Als letzte Quelle ist der schon mehrfach zitierte A. von Balthasar, *Ius eccl. past.* II S. 11 zu nennen. Er weist zunächst auf „die alte Legende hin, welche allhier zu Greifswald umbs Jahr 1438 mit einem Vorsteher, der in der St. Gertrudts Kirche den Kirchen-Kasten bestehlen wollen, soll pafiret seyn“, berichtet sodann den Wettlauf nach Mikrälius und fährt dann fort:

Die Tradition ist noch dabey, daß der Teufel sich mit dem Leichnam auf einer nahe dabey befindlichen Mühle gesetzt und daselbst ein groß Geschrey erregt habe. Von der Zeit an die Mühle allemahl verkehrt und wider den Wind gegangen; daß sie auch daher den Nahmen der ‘verkehrten Mühle’ bekommen. Es ist diese Geschichte in einem alten deutschen Gedichte vom gedachten Jahre beschrieben . . . Es hat einer, Nahmens Matthias Lajus, von welchem aber nicht bekannt, wer er gewesen, diese Geschichte sogar in Kupfer stechen lassen und dieses Kupferstich denen Herzogen in Pommern und dem Magistrat zu Greifswald dediciret.

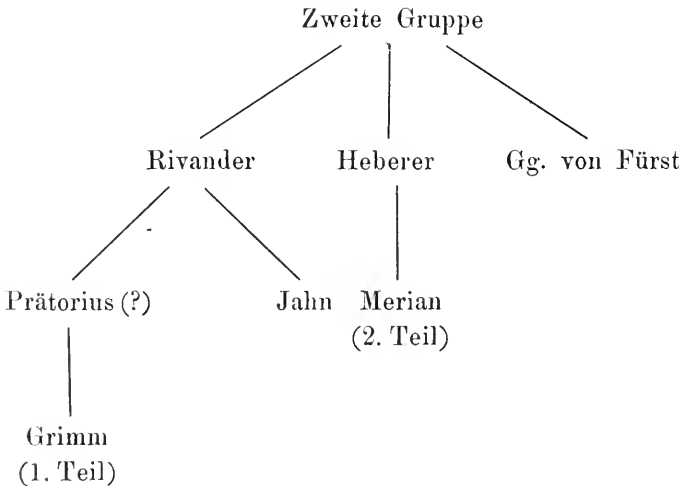
**X.** Das von Balthasar erwähnte deutsche Gedicht vom Jahre 1438 scheint verschollen zu sein. Dagegen ist die Sage in neuerer Zeit wieder in Verse gebracht worden von Ed. Hellm. Freyberg, *Pomm. Sagen in Balladen und Romanzen* (Pasewalk 1836) S. 32—35. Der Dichter hat dabei die von Kantzow überlieferte Fassung der Sage benutzt. Aus Freyberg und Mikrälius hat J. D. H. Temme, *Die Volkssagen von Pommern und Rügen* (Berlin 1840) Nr. 118 die Greifswalder Sage geschöpft. Jahn wirft Temme vor, dieser habe die Sage ‘ausgeschmückt’; dieser Vorwurf scheint mir aber doch nicht berechtigt zu sein; einige geringe Ausschmückungen des Sagenstoffes finden sich bei Freyberg, wie z. B., dass das Bild Tränen geweint habe, und das ist von Temme mit übernommen worden; dem Dichter aber wird man solche Ausschmückung wohl kaum verargen dürfen.

Überschauen wir zum Schluss noch eiumal die Quellenschriften, in denen die Greifswalder Sage überliefert ist, so ergeben sich zwei bzw. drei Gruppen der Überlieferung. Zur ersten Gruppe rechne ich alle diejenigen, die den Wettlauf mit dem Gertrudenbilde, die Entführung des Verstorbenen durch den Teufel, die Hinterlassung der Fusstapfen und

der Spuren an der Kirche berichten, aber der linksum gehenden Mühle noch nicht gedenken. Diese Quellen stehen zueinander in folgendem Abhängigkeitsverhältnis:



Zur zweiten Gruppe zähle ich diejenigen Quellen, welche von dem Wettlauf mit dem St. Nikolausbilde und von der Bestrafung auf der linksum gehenden Mühle berichten:



Zur dritten Gruppe rechne ich alle übrigen Quellenwerke, welche weitere Einzelheiten berichten, ohne dass wir deren Quelle kennen: Franck mit der Entführung durch das unverdeckbare Loch im Kirchendach, von Rodach-Vanselow und v. Balthasar mit der Angabe des Jahres 1438, von Rodach-Vanselow mit der Nachricht von der Aufrichtung des Steines und endlich v. Balthasar mit der Erwähnung des deutschen Gedichtes.

Stettin.

## Das Zopfgebäck im jüdischen Ritus.

Von Berthold Kohlbach.

### I. Ritus des Brotpaares (Lêchem mischne).

„Und es war am sechsten Tage, da wurden zwei Portionen gesammelt, zwei Ômer für je eine Person . . . . Sechs Tage dürfet ihr es (das Manna) sammeln, am siebenten Tage jedoch ist Sabbat; da ist es nicht vorhanden.“ (Exodus 16, 22 u. 26.) Diese Verordnung ist die Quelle des zumal in den jüdischen Häusern des Abendlandes so charakteristischen Brotpaares in Zopfform bei Sabbat- und Festmählern.

Das Brotpaar in Laibform (Kikkar) und als Zopfgebäck (Barches) sind Symbole gesonderter Kulturkreise im Judentume. Während ersteres auch heute noch bei den sogenannten sepharedischen (= fränkischen)<sup>1)</sup> Juden im Orient das 'lêchem mischne' der Schrift vertritt, gehört das Zopfgebäck bei den sog. aschkenasischen (deutschen) Juden zum Weiheritus (Kiddusch) von Sabbat und Festtagen; es ist auch hier keine religiöse Vorschrift, denn es darf die Benediktion auch über zwei Brödchen (Wassersammeln) gesprochen werden; es ist ein durch Jahrhunderte geweihter Brauch, an dem zumal die jüdische Frau liebevoll hängt und festhält.

Am Freitagabende oder am Vorabende des Festtages werden auf dem feierlich gedeckten Tisch auf den Ehrenplatz des Wirtes zwei Gebildbrote in Zopfform gelegt; eine Serviette oder ein zu diesem Zwecke dienendes Deckchen verhüllt die 'Barches' bis nach Beendigung des Segensspruches, welcher den Weiheritus beschliesst; das eine Brot wird angeschnitten, das zweite bleibt für die Mittagstafel des Sabbat- oder Feiertages, am Versöhnungsfest für das Abendmahl nach dem Fasttage. Die Zeremonie ist eine höchst dürftige; der Wirt spricht beim Anschneiden: „Gepriesen seist du Ewiger, unser Gott, Herr der Welt, der du Brot hervorbringst aus dem Erdreiche,“ bricht jedem der Tischgenossen — Männern und Frauen — einen Bissen ab, den jeder einzelne mit demselben Segensspruche begleitet. Ist ein würdiger Gast zugegen, wird auch vor ihm ein besonderes Brotpaar gelegt. Am Pesachfeste vertritt die Stelle der 'Barches' die ungesäuerte Brotscheibe (Mazzâh); bei dem Abendmahle an

1) Franken werden die in den Balkanländern lebenden Juden genannt, weil im Orient die aus Europa stammenden Juden 'Europäer' (frenġi) genannt wurden; in Ungarn heissen sie auch 'Spagniolen'.

den zwei ersten Abenden (Szêder) sind wohl drei solche Brote vorhanden, doch vertreten sie nicht das 'Lêchem mischne', sondern jedes einzelne hat eine besondere Verwendung; Symbol des Festes ist bloss eines, über das ausser dem oben angeführten noch der folgende Segensspruch gesagt wird: „Gepriesen seist du Ewiger, unser Gott, Herr der Welt, der uns geheiligt hat durch seine Gebote und uns den Genuss der Mazzâh verordnet hat“<sup>1)</sup>. Soweit über die Zeremonie.

Was die Form des Lêchem mischne betrifft, finden wir in den Quellen keine besonderen Angaben. Der Talmud erwähnt keine besondere Form für diese Kultbrote. Rabbi Abba tradiert: Am Sabbat ist jeder verpflichtet, zwei Brotlaibe (kikrôth) anzuschneiden, weil es in der Schrift heisst: lêchem mischne (Brot paar) Sabbat 117b. Auch der Schulchan ârûch, der allgemein gültige Ritualkodex des rabbinischen Judentums, gibt uns keine nähere Aufklärung. Ein kurzes, aus bloss vier Punkten bestehendes Kapitel in der Abteilung I (Ôrach chajjim = Pfad des Lebens), § 274, behandelt das Anschneiden des Sabbatbrotes und § 271, 9 wird gefordert, dass das Brot (pasz) auf einem Tischtuche, mit einem Deckchen (mappa) verhüllt, liege. Man könnte glauben, der Sôhar, das Hauptwerk aller Mystik im Judentume, werde sich dieses Ritus bemächtigt haben und ihn verherrlichen. Mit nichten! Der Sôhar gefällt sich in der Ausschmückung der drei Sabbatmahlzeiten, d. i. am Freitagabend, am Sabbatmittag und Sabbatnachmittag (schalesch-szûdesz im Jargon), welche letztere in polnisch-orthodoxen Kreisen mit der grössten Observanz gefeiert wird, da sie als Abschiedsfest des Sabbatkönigs (melavvê d' malkô) aufgefasst wird und gewöhnlich im Lehrhause in Gegenwart des Rabbis abgehalten wird<sup>2)</sup>. Ferner spricht er von den im Stiftszelte und später im Heiligtume zu Jerusalem aufliegenden 'Schaubrotten' (Lêchem happônim), wünscht, dass jedes einzelne Schaubrot viergestaltig sei, um das Traumgesicht des Propheten Ezechieh (1, 6) zu symbolisieren. Sonst aber klingt es ganz nüchtern: „Es ist Pflicht, zwölf Brote auf den Sabbattisch zu geben, je vier für eine Mahlzeit“<sup>3)</sup>.

Trotz dieser Nüchternheit in den Quellschriften bildet die Bereitung der Barches den besonderen Stolz der gesetzestreuen Jüdin Mittel- und Nordeuropas; im Orient gilt bei den sepharedischen Juden

1) Auf den Darstellungen des heiligen Abendmahls sehen wir auch bloss ein Brot: die Form befremde uns nicht; die sepharedischen Juden, so z. B. in Temesvár, backen die ungesäuerten Brote in Laibform und nennen sie: 'bojûsz'; die Bedeutung des Wortes konnte ich nicht ermitteln.

2) Vor Jahren sah ich polnisch-orthodoxe Juden in Budapest (Simonyi'sches Haus, VII. Königsgasse) in der Synagoge nach dem Nachmittagsgottesdienst (Mincha) die dritte Mahlzeit: Fische und Barches essen. Es wird auch heute dies der Fall sein.

3) Sôhar ed. Lublin 1894, 3, 489. — Ob diese Zahl eingehalten wird, ist mir hier in Ungarn nicht bekannt.

gewöhnliches Brot als *Lêchem mischne* (mündliche Angabe des Faelaschaforschers Faitlovich). Der Grossrabbiner in Saloniki Jakob Meïr schreibt mir, dass bei den türkischen Juden das Sabbatbrot keinen besonderen Namen führe. „Bloss in den Häusern der Vornehmen wird es aus feinem Mehle bereitet, mit Ei bestrichen und mit Mohn bestreut; weil der Teig ein besserer ist, gärt er mehr, so dass das Backwerk hohl ist . . .“ Bei den Juden in Persien heisst es ‘challah’ (= Fladen, vgl. E. N. Adler, *Jews in many lands*, pag. 179). Interessant ist, dass auch in slawischen oder einst slawischen Gegenden das Brotpaar ‘challah’ heisst, so in manchen Gegenden Oberungarns (Zempléner Komitat, wo sehr viel polnische Juden eingewandert sind), in Königsberg und Graudenz, wie Höfler im *Archiv für Anthropologie* (Neue Folge 4, 130) mitteilt<sup>1</sup>).

Was nun die Form der Challah und der Barches betrifft, so ist die Challah oblong, fladenförmig, wie das Opferbrot auf dem Altar in Jerusalem, das schlechthin als ‘Schaubrot’ übersetzte *lêchem happônim*<sup>2</sup>) (Exodus 25, 30; 35, 13; 39, 36; in Leviticus 24, 5 heissen sie ja *challôth*) gewesen sein mochte. Weder *challôth*, noch *uggôth*, *lêchem* usw. deuten auf die Form, bloss *kikkar* bedeutet: Laib. Das Zopfgebäck (Barches) hingegen hat gewöhnlich die längliche Zopfform; bloss an den Sabbat- und Feiertagen von Neujahr (*Rösch haschânâh*) bis zum Feste der Weidenruten (*Hoschâna rabba*) hat das Backwerk die Form einer runden Frisur, und zwar nach der landläufigen Auslegung in jüdischen Kreisen deshalb, damit die Rundung des Zopfes dem Wunsche die symbolische Fassung gebe: Möge das neue Jahr so ohne alle Scharten und Ecken sein, wie die Kreisform. Ich vermute, es ist eher das Symbol des sich erneuernden Jahreszyklus, des sich schliessenden Kreises<sup>3</sup>).

Das Zopfgebäck wird mit Eidotter bestrichen und mit Mohn bestreut; das erstere geschieht wohl darum, dass das Flechtwerk glänzend, nicht matt sei; das letztere ist wahrscheinlich nicht jüdischen Ursprungs, da ja — wie allgemein bekannt ist — der Mohn im griechisch-römischen Rituale eine grosse Rolle spielt. (Höfler, *Das Haaropfer in Teigform*,

1 Er liest irrtümlich Kalle (= Braut) und hält es für ein Brautopfer: Kaf ohne *dagesch* wird von den nichtsepharäischen Juden ‘ch’ gelesen.

2 Eine merkwürdige Darstellung des *lêchem happônim* sah ich in der Justina-Kirche zu Padua; auf einem der Chorstühle ist es in Ziegelform geschnitten: die obere Fläche zieren drei Augen, die Vorderfläche vier Augen, eine Anlehnung an die *pânim* = Gesicht. — Ich vermute darin ein Teigopfer für jeden Stamm und wäre geneigt, es mit ‘Gebildbrot’ zu übersetzen. Von Woche zu Woche, am Sabbate musste es Gott vorgelegt werden als ‘Feueropfer’, doch wurde es nicht verbrannt, sondern von den Priestern genossen. (Vgl. als Hauptstelle Leviticus 24, 5–9.)

3) In diesen Festwochen wird das Zopfbrot in Honig getunkt und so genossen; als Ursache wird angegeben: das neue Jahr werde ein ‘glückliches und süßes’. Ich glaube, der Genuss des Honigs zu Neujahr hängt mit dem chthonischen Kult zusammen, der im späteren Judentume verschwunden ist. Auffallend ist bloss der Genuss von Lebkuchen *lêkach* bei den polnischen Juden.

Archiv für Anthropologie a. a. O.). Besonders reich verziert sind die Barches zu Ehren des Tôrafestes, des jüdischen Faschings (Pûrim), bei Hochzeits-, Circumcisions- und Erstgeburtlöse (Pidjôn habbên)-Mahlzeiten; das Zopfgebäck zierte eine schmale Teigflechte, auf ihr sind Rosetten und Schneckengewinde aus Teig angebracht; unter der Flechte stilisierte Hände aus Teig und andere Zieraten.

Bei diesen Gelegenheiten gilt's nicht mehr, das Brotpaar der Bibel zu vertreten; es wird bloss ein Zopfbrot gebacken.

## II. Namen und Ursprung des Zopfgebäckes (Barches).

Barches! Ein sonderbares Wort; es klingt hebräisch, und zwar als im Jargon verderbter Plural des Wortes: berâcha (= Segen). Es ficht uns dabei gar nicht an, dass es in manchen Gegenden berches heisst; dem Jargon können wir ja soviel Sprachverderbnis zuschreiben. Und wir sind gar bald mit der Etymologie fertig: Barches ist ein Backwerk, bei dessen Genuss viele Segenssprüche rezitiert werden. Das klingt recht plausibel, ist aber, wie wir wissen, grundfalsch, da wir beim Anschneiden bloss einen einzigen Segensspruch hersagen. Ferner spricht auch gegen die Abstammung des Namens aus dem Hebräischen, dass er bei den Juden nicht allgemein ist, in den gemeingültigen Codices, wie in der Mischna, im Talmud, Schulehan ârûch usw. nicht vorkommt.

Nun gilt allgemein, dass barches, berchis mit dem deutschen Perchtenbrot identisch ist<sup>1)</sup>. Ich verhalte mich dieser Erklärung gegenüber skeptisch, weil ich weder um den Königssee, also um Berchtesgaden herum, noch im Salzburgischen den Namen berchis für Gebildbrote gehört habe; meinen Zweifel bestärkt Prof. Dr. Schermann, Direktor des königl. ethnographischen Museums in München, der mir u. a. schreibt: „Obwohl ich von vornherein an keinen Zusammenhang mit dem Perchtakult glaube, habe ich eigens noch Frau Prof. Marie Andree befragt und mir von ihr bestätigen lassen, dass dieser Kult keinerlei Zopfbackwerke kenne.“

Wir haben es hier mit einem Survival, einem Überrest altjüdischen Brauches zu tun, der, von griechisch-römischen Juden in germanische Länder verpflanzt, seinen alten Namen challah verloren hat und für das Gebildbrot den germanisch-heidnischen, der Göttin Berchta entlehnten Namen ברכת (statt 'bercht' volksetymologisch: berchesz gelesen) angenommen hat.

Die sog. Sephardim lebten jahrhundertlang auf der pyrenäischen Halbinsel und im Maghreb inmitten von Muhammedanern, seit der Ver-

1) Vgl. Grünbaum in Ztsch. d. deutschen morgenländ. Gesellschaft 31, 348 und besonders Max Höfler oben 9, 441: 11, 193—201; 12, 88—89; 198—203; 430—432; 13, 391 bis 398; 14, 257—278; 434; 15, 312—321; 16, 65, 76; ferner im Archiv für Anthropologie a. a. O. und im Globus 80, 6.



treibung aus Spanien und Portugal (Ende des 15. Jahrhunderts) wieder zumeist unter Moslimen in der Türkei, Vorderasien und Ägypten. Selbst die in der Provence und Nordspanien unter Christen lebenden Juden mussten die einstige Challah als Opfer vergessen haben und sie bloss als Vertretung des *lêchem mischne* auffassen, weil ja weder das romanische Christentum, noch der Islam das Haaropfer als Ersatz für das Frauenopfer der Heidenzeit kannten. Anders verhält es sich mit den mitteleuropäischen Juden, den sog. Aschkenâsim; diese lebten schon damals in den römischen Kolonien, als die meisten germanischen Stämme noch Heiden waren und die germanischen Frauen der Fruchtbarkeitsgöttin ihre Zöpfe zum Opfer brachten; dieses Haaropfer ersetzte nach Annahme des Christentums das Zopfbrot. Die Jüdin fürchtete auch — trotz des offiziellen Monotheismus — den Geburtsdämon und brachte ihm vor der Trauung ihre Zöpfe zum Opfer, was das spätere Judentum nach Analogie des Kultes der *Dea Syriaca* als Keuschheitssymbol (*zeniûth*) auffasst.

Das Abschneiden des Haares blieb im orthodoxen Judentum bis heute eine *condicio sine qua non* der Ehefrau; als Opfer jedoch verlor die challah ihre Bedeutung, und der Begriff des Haaropfers verband sich mit dem Brotpaare, das im sog. deutschen Judentume (deutsch-böhmisch-polnisch-ungarisch) Zopfform hat.

Höchst wahrscheinlich haben wir es bei dieser Übernahme auch mit Gefühlskundgebungen zu tun, wenn die jüdische Frau mit solcher Liebe und Geduld ihre 'lieben Barches' geflochten und verziert hat. Was sie zu Ehren des Sabbat- und Festtages nicht mit ihrer eigenen Frisur tun konnte, denn sie war ja kurzgeschnitten unter dem 'Haarband'<sup>1)</sup>, das tat sie mit den Teigzöpfen. Sie machte die schönsten Frisuren; „die ausgezeichnetsten Zopfformen stellen die jüdischen Backformen auf. Diese haben die eigentliche Zopfform — Haar-Zopftypus — am meisten zum Ausdruck gebracht.“ (Höfler.)

Als altjüdisches, das Haaropfer ersetzendes Teiggebilde erwähnte ich die challah, die aber in diesem Sinne bei den unter nicht-germanischen Völkern lebenden Juden in Vergessenheit geraten ist, doch in der Tradition, in der *Mischna* noch fortlebt.

Wegen dreier Vergehungen — so heisst es in der *Mischna* Sabbat (II, 6 und Sabbat 22a) — sterben die Frauen im Kindbette, weil sie nicht genau auf die Menstruation, die Challah und das Lichterzünden (am Freitagabend) achten. Menstruation (*nidda*) und damit verbundene Vorsichtsmassregeln gehören in den Kreis der Heilkunde und der Volks-

1) Das Haarband ist eine den Schädel bedeckende, eng anliegende Haube aus Seide; gewöhnlich war vorne ein breites braunes Atlas- oder Seidenband mit einer Naht in der Mitte, einer Nachahmung des in der Mitte gescheitelten Haares.

medizin. Vom Lichteranzünden sprach ich in Anlehnung an diese Mischna in meinem Aufsatz 'Feuer und Licht im Judentume' (oben 23, 247 ff.).

Challah bedeutet heute im Ritus — abgesehen von der Benennung für das Brotpaar — eine Abgabe vom Teige auf Grund von Numeri 15, 19—21<sup>1)</sup>. Die jüdische Wirtin wirft den Zipfel der Barches oder vor der Formung des Teiges ein Stück davon ins Feuer, weil jetzt der Opferkult aufgehoben ist und keine Priesterkaste da ist, um die vorschriftsmässige Abgabe vor Jahve zu verbrennen oder dem kôhên (Priester) zum Genusse zu übermitteln. Alle diese Abgaben sind nämlich dem Laien verboten.

Nun soll die Frau für die Nichtbeachtung dieser Challah-Verordnung verantwortlich sein, wo doch dieses Gebot eigentlich den Mann betrifft? Mit nichten! Die Barches, im Hebräischen Challah, nunmehr mit dem lêchem mischne verschmolzen, sind ein der Göttin der Fruchtbarkeit dargebrachtes Frauenopfer auf Grund des Grundsatzes: in sacris simulata pro veris accipi und mögen mit dem althebräischen Terâfim-Kult verbunden sein<sup>2)</sup>.

Die Frau war dem Geburtsdämon etwas schuldig; sie schnitt sich vor der Trauung die Zöpfe ab, um sich in der schweren Stunde seine Gnade zu sichern. Wir finden diese Sitte besonders im Kulte der Dea Syriaca und des Adonis, wie Höfler (Archiv für Anthropologie a. a. O.) ausführt: „Beim syrischen Adonifeste mussten die Weiber entweder ihre Haare abschneiden, oder den Fremden sich preisgeben“; — das unbezopfte „unter die Haube gebrachte Haupt“ war ein Zeichen der Keuschheit. Auch die Bibel kennt ein Opfer der Kindbetterin, aber erst nach der Entbindung (Leviticus 12). Dass es ein Sühneopfer gewesen ist, erhärtet der Ausdruck: vechipper olêhû ha-kôhên („und es entsühne sie der Priester“ oder wie Nachmâni die Stelle erläutert: er bringe das Sühnegeld ihrer Seele . . . denn Gott heilt den Körper und bewirkt Wunder).

Der beleidigte Dämon konnte nicht bloss das Leben der Wöchnerin, sondern auch das der Kinder gefährden. Die Jüdin war gewohnt, seit Jahrhunderten sich das Haar abschneiden zu lassen; sie folgte jedoch nicht dem Beispiele, welches die Griechin ihr gegeben hatte, die sich

1) Das Wort „challah“ betrachte ich als Apposition von „ariszôthêchem“: „und es sei, so ihr esset von der Frucht des Bodens, hebet ab eine Abgabe für Jahve. Das erste Stück von eurem Challahteige hebet ab . . . (Numeri 15, 19). Ich verstehe unter challah Kuchen, wie z. B. Lev. 24, 5 usw. denn 1. war diese Abgabe Pflicht des Mannes; die Frau konnte sie nur mit seiner Einwilligung bringen. (Schulchan ârûch, Jôrê dea § 328 1 u. 2.) — 2. Ist dieser Ritus heute nicht wichtig; selbst Bedienstete können ihn besorgen (Mose Isserles zweite Note zu § 328, 3), und 3. gilt das Gebot der Challah-Abgabe nur für Palästina. (Schulchan ârûch, Jôrê dea § 322, 2. und 3.)

2) S. Rubin, Kabbala und Agada in mythologischer, symbolischer und mystischer Personifikation in der Natur (Wien 1895) S. 32f.

die Zöpfe vor jeder Entbindung hat neuerdings abschneiden lassen (Höfler a. a. O. S. 141). Sie übernahm freudig den Opferkult ihrer germanischen Leidensgefährtin; die Challah verlor ihre einfache Brotform, und es wurde aus ihr das Zopfgebäck sowohl für Sabbat- und Festtage, als auch — was weit wichtiger ist — bei Hochzeiten, Circumcisions-Feiern und bei dem Lösefest der Erstgeborenen.

Die Mutter bringt jeden Freitagabend — der Freitag ist Venus geweiht — und an den mit dem Familienleben verbundenen, zumal das Kind betreffenden Festmählern ihr Opfer dar, bäckt das Zopfgebäck, von dem sie eine Abgabe ins Feuer geworfen hat. Die Opferfreudigkeit der Mutter soll Anerkennung finden: Von den sonst so verschlossenen Redakteuren und Glossatoren der jüdischen Ritualcodices wird ein ganz ungewohnter Ton angeschlagen. Dort, wo wir es am wenigsten erwarteten, zu den Paragraphen über das Anschneiden des Brotpaars (Schulchan-ârûch: Ôrach-chajim § 274) bemerkt Abraham Gumbinner: „Es schickt sich, der Mutter am Freitagabend die Hand zu küssen“.

Die Jüdin von heute ahnt kaum, warum sie 'Barches' bäckt und weshalb sie diese bis nach der Einsegnung des Sabbats (Kiddusch) verhüllt. Eben derselbe Abraham Gumbinner bemerkt zu Ôrach-chajim § 180: „Das Brot muss während des Kiddusch verhüllt werden, damit es sich nicht schäme“. Was ist dies anderes, als die Personifizierung des Gebildbrotens? Wie man das kurzgeschnittene Haar der keuschfrommen Grossmutter nicht sehen durfte, so verhüllten auch ihre 'lichtigen barches' ihre Zöpfe.

Im Alltagsleben verliert ja selbst das Heiligste die Weihe; was die Opfernde selbst, weil's ihr zur Gewohnheit wurde, unbewusst verrichtet, das fühlte noch der Poet, der lange in der Provinz unter dem Volke gelebt hat:

Frau Judiths Rabenhaare sind Gold und Güter wert,  
 Still weinend mit den Händen sie durch die Flechten fährt,  
 Dann greift sie nach der Scheere, ein rascher, scharfer Schnitt —  
 . . . . .  
 „Sie priesen meine Locken — sieh hier, ich schnitt sie ab, . . . .  
 O künde mir, du Frommer, du Mann mit Scherblick:  
 Wächst nie heran ein Kind mir als höchstes Mutterglück?“

Josef Kiss, Judith Simon<sup>1)</sup>.

Budapest.

1) Josef Kiss (sprich: Kisch). — Aus dem Ungarischen übersetzt von Ladislaus Neugebauer in Maximilian Berns Deklamatorium (Reclam, Leipzig) S. 219.

## Beiträge zur volkstümlichen Namenkunde.

Von Wilhelm Schoof.

### 1. Hungerberg, Honigberg und ähnliches.

In der Gemarkung Schweinheim (Unterfranken) sprudelt an einem Hügel unterhalb eines Heiligenbildes ein Brünlein hervor, dessen Quelle sich lange Jahre nicht mehr gezeigt hat und daher im Volksmunde das Hungerbrünchen genannt wird. Eine halbe Stunde mainaufwärts, oberhalb Obernau, befindet sich ein trockener Graben, welcher der Hungergraben genannt wird. Wenn aus dem Gebüsch des Grabens eine Quelle hervorbricht, so deutet das nach einem alten Volksglauben auf ein Hungerjahr. Im Jahre 1816 ist die Quelle zum letztenmal geflossen. Da kostete das Laib Brot einen Gulden<sup>1)</sup>.

Ähnliches berichtet Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben (Freiburg 1861) 1, 141 ff., 249 u. ö. über etwa 20 Hungerbrunnen in Schwaben<sup>2)</sup>. So bricht der Hungerbrunnen zwischen Altheim und Heldenfingen nur bei anhaltendem Regenwetter oder nach nassen, milden Wintern hervor. Sein Erscheinen gilt als ein günstiges Zeichen für die Fruchtbarkeit des Landes. Der Hungerbrunnen bei Friedingen befindet sich auf der Gemarkungsgrenze gegen Upflamör am Fusse eines Berges unter einer Eiche und steht als Verkündiger von Teuerung und Hungersnot bei den Anwohnern in grossem Ansehen. Solche Sagen finden sich in allen Gegenden Deutschlands verbreitet. Als Beispiel für Hessen mag das Hungertal im Burgwald dienen, eine nordöstlich vom Christenberg gelegene, sich nach Münchhausen zu erstreckende Bergschlucht. Dieses Tal bringt die Volkssage mit der Eroberung der alten heidnischen Kesterburg (dem heutigen Christenberg) in Verbindung, weil hier während der Belagerung eine bedrängte Christenschar verhungert sei. In der Neuzeit wird das Hungertal mit den Notzuständen im Dreissigjährigen oder im Siebenjährigen Krieg in Beziehung gebracht, als die Bewohner der umliegenden Ortschaften in dieses Tal geflüchtet und dort verhungert seien<sup>3)</sup>.

1) Der Sagenschatz des Bayernlandes, 1. Unterfranken (Würzburg 1877) S. 55. —

2) Vgl. auch Grimm, Myth.<sup>9</sup> 1, 557; Sagen nr. 105; Runge, Quellkult S. 10; Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen S. 59 u. a. m. — 3) Kolbe, Der Christenberg im Burgwald (Marburg 1895) S. 23.

Da, wie man sieht, die letzten Bedrängnisse und geschichtlichen Ereignisse die früheren im Gedächtnis zurückdrängen, so wurde der Name einem neueren Ereignis zuliebe oft abermals umgedeutet, auf das der lautliche Gleichklang hindeutete. So wird der Hungerberg bei Münsingen auch Hunnenberg genannt, weil auf ihm einst Attila gelagert haben soll<sup>1)</sup>. Vgl. hierzu Schade, Altdeutsches Wörterbuch 1, 429: 'Heune, Hunne, auch Unger; Hunnenlant, auch Ungerlant'.

Es ist nun interessant zu sehen, wie die zugrunde liegenden lautlichen Bestandteile dieser sehr zahlreichen Flurnamen von der sagenhaften Umdeutung des Volkes so überwuchert worden sind, dass vielfach selbst die Sprachgelehrten sich mit der nächstliegenden volksetymologischen Deutung zufrieden gaben, ohne irgendwie auf den Ursprung des Wortes einzugehen.

So sagt Müller<sup>2)</sup> bei der Erklärung des Namens Hungerborn: „Hungerborne sind Quellen, die vermöge einer Eigentümlichkeit ihres Grundwasserstandes in sehr trocknen (Hunger-)Jahren stärker als gewöhnlich fließen“. Eine ähnliche Erklärung geben Miedel<sup>3)</sup>: „Hunger von Orten, die bei der Dürre austrocknen: Hungerau, Hungerbach, Hungerberg, Hungerbrunnen“, Wieris<sup>4)</sup>: „Hungerborn, Bezeichnung für eine Quelle, die im Sommer versiegt“ und Beck<sup>5)</sup>: „der Hungerberg, jedenfalls wegen des unfruchtbaren Bodens; schliesslich mag auch an Hungen, d. i. abgestandene Bäume gedacht werden“. Buck<sup>6)</sup> kommt des Rätsels Lösung näher, wenn er die „zahllosen Hungerbrunnen und Hungerbäche“ als solche deutet, die nur in Hungerjahren (nassen Jahrgängen) fließen, und wenn er vermutet, dass manche wohl auch umgedeutet sind und früher anders lauteten. Noch näher rückt er der Wahrheit, wenn er weiter sagt: „Hunger — in vielen Flurnamen; von einer alten Gepflogenheit der Hirten, das Vieh zu gewissen Zeiten in einen umzäunten Ort zusammenzutreiben, den man Stelli oder Hungerplatz hiess. Angeblich so, weil das Vieh hier nichts zu fressen bekam. So müssen die vielen Hungerbühle, Hungerbäume usw. verstanden werden. So verstehen es die Hirten in Oberschwaben jetzt noch. Dazu stimmt auch, dass die Hungerberge häufig bei den alten Weidegründen liegen“.

Diese Darstellung Bucks ist zweifellos richtig bis auf die sprachliche Deutung. Er übersieht, dass bei dem Wort Hunger eine Volksetymologie mit hineinspielt, nachdem die ursprüngliche Bedeutung des Wortes dem Volksbewusstsein frühzeitig verloren gegangen war. Erschwert wird die

---

1) Birlinger a. a. O. 1, 249. — 2) Die Ortsnamen im Regierungsbezirk Trier. Jahresbericht der Gesellsch. für nützl. Forsch. 2, 50. — 3) Oberschwäbische Orts- und Flurnamen (Memmingen, 1906) S. 14. — 4) Die Flurnamen des Herzogtums Braunschweig (Braunschweig 1910) 1, 38. — 5) Die Ortsnamen des Pegnitztales und des Gräfenberg-Erlanger Landes (Nürnberg 1909) S. 99. — 6) Oberdeutsches Flurnamenbuch (Stuttgart 1880) S. 119.

Aufdeckung des alten Sinnes durch die Tatsache, dass der lautliche Gleichklang des angedeuteten Wortes zufällig demselben Vorstellungskreis angehört, aus welchem das alte Wort hervorgegangen ist.

Dieses Wort ist ahd. untarôn<sup>1)</sup>, mhd. undern, altsächs. undorn, das in Bayern, Franken, am Rhein, im Westerwald, in Friesland und den Niederlanden, ferner in Oberhessen, im nördlichen Teil der Grafschaft Ziegenhain, in der Gegend der untern Schwalm und Eder bis über Gudensberg hinaus an die Grenze der niederdeutschen Bezirke noch vorkommt. Es wird meistens von dem Ruhen und der Ruhestätte des Schäfers und der Schafe, seltener noch von dem Ruhen des Kuh- und Schweinehirten gebraucht<sup>2)</sup>. Im übertragenen Sinn bezeichnet es dann auch die Zeit<sup>3)</sup>, vornehmlich von 11—4 Uhr, d. h. die Zeit zwischen Mittag- und Vesperbrot, während welcher Hirte und Herdenvieh der Mittagsruhe pflegt, auf der sogenannten Unnerstatt<sup>4)</sup>, Ungerstatt oder Hungerstatt oder dem Hungerplatz, der meist im Freien unter uralten, schattigen Bäumen (den Hungerbäumen oder Honigbäumen) sich befindet, aber auch eingezäunt sein kann. Endlich bezeichnet der substantivische Infinitiv auch den Dünger oder den Mist, den das Vieh (vornehmlich Schafe) zur Zeit seiner Mittagsruhe auf dem Hungerplatz zurücklässt (im Gegensatz zum Perrich, dem bei der Nachtruhe zurückbleibenden Mist). Da in der rheinfränkischen Mundart nd vielfach in ng, aber auch infolge von Assimilation in nn übergeht, so finden sich in der hessischen Mundart Bildungen wie unnern, ünner, onner neben unger und onger, in der Hersfelder bis zur Fuldaer Gegend unter abermaliger Angleichung des r an das n auch Bildungen wie onnen (vgl. hersfeldisch: dä onnen = um 4 Uhr) und unnen. Als dann bei zunehmendem Ackerbau und der festen Besiedelung der Gegend die Erinnerung an die alte germanische Weidewirtschaft in ihren Einzelheiten dem Volksbewusstsein mehr und mehr entschwand, versuchte man, dem alten unverständenen Namen einen neuen Inhalt zu geben, ihn sinnvoll wieder zu beleben, und so wurde unter Mithilfe der Volksetymologie aus einer Ungerstatt eine Hungerstatt, aus einem Unner- oder Ünnergrund ein Hinnergrund, hochdeutsch Hühnergrund, ja vielfach sogar durch Missverständnis oder

1) Schade, Altd. Wb. 2, 1052. Die Behauptung Schades, dass das Wort im eigentlichen Hessen nicht vorkommt, ist nicht richtig. Vgl. ferner Hess. Bl. f. Volksk. 11, 112; Vilmar, Idiot. S. 423; Pfister, Nachtr. S. 307f.; Crecelins, Oberhess. Wb. S. 842; Kehrein, Volksspr. u. Volkssitte in Nassau S. 417; Schmidt, Westerw. Idiot. S. 128; Schmeller, Bayr. Wb. 1, 87 u. a. m. — 2) So findet sich 1574 aus der Wetterau bezeugt: 'dass sie daselbst auf dem Rein uudt Anwendt geundert und ir Kesebrot gessen' (Landau, Einige sprachliche Beiträge, Ztschr. f. hess. Gesch. 6, 215. — 3) Daher noch vielfach Idiotismen wie Unnerskirch (Nachmittagsgottesdienst), Unnerbrod (Vieruhrbrod), Unnertrunk (Bier, welches dem Personal nachmittags zum Vesperbrot gereicht wird) u. ä. Vgl. Vilmar a. a. O. S. 423. — 4) So findet sich im Kellerwald eine Oberurfer und eine Densberger Unnerstatt (Vilmar a. a. O. S. 423), bei Jangenschwalbach eine Gemarkung öwwe der unner Crecelius a. a. O. S. 842, bei Obergrenzebach eine Ungerstatt usw.

bewusste Verdrehung von Katasterlandmessern Hintergrund, wobei die Komposition Hinner als mundartliche Form für hinter. aufgefasst wurde.

Wie weit hier die volkstümliche und amtliche Umdeutung manchmal geht, dafür einige Beispiele. Ganz einsam an der alten Heeresstrasse von Mainz nach Limburg an der Lahn steht an der Nordseite der Libbacher Haide die Hüner- oder Hünenkirche, in deren Nähe der Hüner- oder Hunenberg ist. 1525 wird sie die Kirche unserer lieben Frauen zum Honerberg, später die Hühnerkirche am Hühnerberg genannt<sup>1)</sup>, während das Volk dafür richtig Hoinjerberg, Hoinjerkirche spricht. Da die westerwäldische Volkssprache statt hühner hoiner gebraucht, glaubten die Landmesser eine hochdeutsche Übersetzung zu geben, indem sie die Namen als Hühnerberg oder Hühnerkirche auf die Karten übertrugen. In der Gemarkung Sandlofs, Grafschaft Schlitz, befindet sich ein Flurname, der im Volksmund Hengerspitz, in den Katastern Hühnerspitz lautet<sup>2)</sup>. Obwohl mir urkundliche Belege nicht zur Hand sind, steckt darin, wie es den Anschein hat, eine ältere Form Unner- bzw. Hungerspitz<sup>3)</sup>, d. h. Äcker in einer Landspitze oder auf einem spitz zulaufenden Berge, auf welchem sich ehemals die Gemeindegüte befand, wo das Herdenvieh seine Unnerstatt hatte. Es liegt hier volkstümliche und amtliche Umdeutung vor, indem das Volk mit Hungerspitz nichts anfangen konnte und daraus Hengerspitz, d. i. Hinterspitz machte, weil die Äcker zufällig hinter dem Kirchhof lagen, und indem der Landmesser wiederum Henger als mundartliche Wiedergabe für neuhochd. 'Hühner' auffasste. So wurde hier eine Zufälligkeit, nämlich die örtliche Lage der Flur, als Einschlag benutzt und damit der Name in einen ganz anderen Vorstellungskreis hineingebracht, auf den vielleicht der lautliche Gleichklang (hunger und henger) nicht ohne Einfluss war.

Der lautliche Gleichklang gewisser Worte spielt bei der Umdeutung überhaupt eine nicht geringe Rolle. Hungk bedeutet in der hessischen Mundart sowiel wie Honig. Ein Acker, auf dem früher vor der Urbarmachung das Gemeindevieh 'unnerte' oder 'ungerte', d. h. Mittagsrast hielt, heisst in der Gemarkung Bernshausen, Grafschaft Schlitz<sup>4)</sup>, im Volksmund Hunkaker, im Messbuch von 1584 aber Honigacker. Hunkacker aber lautet, wo nd nicht zu ng wird, Hundacker<sup>5)</sup>, Hunenacker, Hünenacker, Hüneracker u. ä. m. Wie aus dem Schindberg der Urkunden, dem Schengbärk der Mundart ein 'Schönberg', so wurde hieraus ein 'Honigacker'. So erklären sich zahlreiche Flurnamen in Hessen sowohl wie in Nassau, z. B. Honigberg, Honigfeld, Honigbaum (d. h. der

1) Kehrlein a. a. O. S. 217 u. 300. — 2) Hotz, Die Flurnamen der Grafschaft Schlitz S. 38. — 3) Zu 'spitz' vgl. Buck a. a. O. S. 264. Es findet sich u. a. in dem Namen der Kirchspitze bei Marburg, 1625 zu der spitzen kirchen. — 4) Hotz a. a. O. S. 13. — 5) Vgl. dazu meine Abhandlung über den Namen 'Hundsrück' in 'Hessenland' 1912 S. 347 ff.; Hess. Bl. f. Volksk. 9, 225 ff.; Zs. f. rhein.-westf. Volksk. 11, 93 ff.

alte schattige Baum, unter welchem das Gemeindevieh 'unterte'), Honigborn, Honigrück, Honigstück, Honigwies, Honigheck, Honiggewann usw., welche nach dem Glauben des Volkes (nomen est omen!) sich durch besondere Fruchtbarkeit auszeichnen. Es ist jedoch noch eine zweite Erklärung möglich. Neben Hungerberg, Hunenberg u. ä. findet sich eine volkstümliche Bildung Hungerich<sup>1)</sup>, Hunich, Hünich<sup>2)</sup>, aus älterem Hunger(ber)ich, Hun(enber)ich, Hün(enber)ich entstanden, so dass Honigwiese aus Hünichwiese umgedeutet und die Wiese am Hungerberg bedeuten würde.

Wie aus dem Udern- bzw. Unnernberg ein Undersberg (z. B. der Undersberg bei Salzburg, der im 16. Jahrhundert noch Underberg, auch Wunderberg<sup>3)</sup> heisst), Hungerberg, Hühnerberg und Honigberg werden konnte, so wurde aus älterem Hungersteinau (Kr. Schlüchtern) Hintersteinau, aus Hungerwiesen, Hungerberg, Hungerbach offiziell Hinterwiesen, Hinterberg, Hinterbach (zwischen Hainzell und Schletzenhausen), aus Hungerliede (bei Niederschmalkalden)<sup>4)</sup> offiziell Hinterliede, aus Hungerbuche (zwischen Sickels und Johannesberg, Kr. Fulda) offiziell Hinterbuche usw. Ähnlich auch Hintergrund (östlich von Licherode) und Hinterberg im Lohner Holz (südöstlich davon jetzt entsprechend ein Vorderberg).

Weiter geht die Umgestaltung von Hungerberg zu Hummelberg, wie Buck a. a. O. S. 118 bestätigt, indem er sagt: „Doch kenne ich mehrere Hummelberge, die früher anders hiessen, einer z. B. 1490 Hungerberg“. So dürften vielleicht auch die ebenda angeführten Namen Hummelweide aus Hungerweide, [in der] Hummelsklingen (klinge = Graben, Schlucht) aus Hungersklingen umgedeutet sein. Ob bei der Umdeutung das schwäbische Wort Hummel, das soviel wie 'Zuchtstier' bedeutet, und die Erinnerung an ehemalige Rinderweiden mitgewirkt hat, oder ob das Wort Hummel = Biene mit hineinspielt und damit nur ein weiteres Glied in der Kette der Entwicklung von Hungerberg und Honigberg<sup>5)</sup> zu Hummelberg gegeben ist, wie dies bei den nassauischen Flurnamen<sup>6)</sup> in der Hummel, Hummelweg, Hummelwies, Hummelkeller, Hommelstruth der Fall zu sein scheint<sup>7)</sup>, lässt sich ohne urkundliche Belege nicht ohne weiteres entscheiden. Nur soviel steht fest, dass auch hier die Entwicklung noch nicht halt gemacht hat, sondern dass diese Namen zuweilen eine nochmalige Umdeutung amtlicherseits erfahren haben. So findet sich neben dem volkstümlichen Flurnamen uffr Hummelslieden in der Gemarkung Schlitz<sup>8)</sup> 1521 urkundlich uffr Homanslieden, ebenso neben

1) Z. B. Hungrigwolf, Hunnigstock, Hunnigwies (Kehrein a. a. O. S. 464). — 2) Z. B. das Hünich bei Treischfeld. — 3) Vgl. Grimm, Myth. <sup>3</sup> 1, 536; Schmeller, Bayr. Wtb. 1, 116. — 4) Dsgl. am Nordabhang des Hunsrücks bei Eschwege. — 5) Vgl. der Hönig 1366, Flurname in Ulm (Buck a. a. O. S. 114) u. ä. — 6) Kehrein a. a. O. S. 461/62. — 7) Ähnlich in Hessen in der Hummeln 1551, Gemarkung Veckerhagen (Gieselwerdersches Saalbuch von 1551), die Hummelskuppe bei Rückers, Kr. Hünfeld, der Hummelskopf bei Diethershan, Kr. Hünfeld usw. — 8) Hotz a. a. O. S. 5.



Humelsgrund 1521 Homansgrundt, während ein Kataster von 1584 in der Homels Heyde aufführt, dem die volkstümliche Form in der Hummelsheide entsprechen dürfte.

Zu den bewussten oder willkürlichen Umgestaltungen von altem Sprachgut zählt auch die vermeintliche Übertragung ins Hochdeutsche. Sie gehört in das Kapitel der offiziellen oder, wie Wundt<sup>1)</sup> sagt, der gelehrten Umdeutung. Hierher gehören Namen wie Unterfeld, Unterndorf (bei Betziesdorf), Unternstadt (bei Bracht), das Unterfeld (bei Niederwalgern), der Unterkopf (bei Oberwalgern), Unternberg (bei Winnen), der Untergrund (bei Gehau), der Unterteich (bei Wasenberg), die Unterau (bei Gungelshausen) usw. Vgl. Kehrein a. a. O. 3, 586. So wird die urkundlich bezeugte Form in der Underaw (1584) im Schlitzer Volksmund an den Begriff 'unter' angelehnt und dementsprechend zu Engerau, in der Katastersprache zu 'Vorderau'. Ähnlich wird ein altes Unterfeld, d. h. ein Feld, wo das Gemeindevieh in alter Zeit zu 'unter' pflegte, zu einem 'Unterfeld' (im Gegensatz zu einem 'Oberfeld'), ja sogar zu einem 'Niederfeld' (z. B. bei Hümme). Vielleicht dürften auch Flurnamen wie Ruhborn (z. B. im Lohner Holz), Ruhbach (bei Ebsdorf), Ruhlaub<sup>2)</sup> (z. B. bei Oberbeisheim), Ruhleib (z. B. im Forst Elberberg-Ziegenhagen) und Ruhstatt (öfter) sowie Ruhstattshege sich als 'hochdeutsche' Verballhornisierungen entpuppen. Ursprünglich hat sich die Bezeichnung noch erhalten in 'das alte Under', Wald bei Schönbach, und im Untern, Gemarkung bei Ebsdorf, während sie in Namen wie das Unterstefeld (bei Steina, Caldern, Cölbe), auf der Unterstebach (bei Lohra), das Unterstebuch (bei Wollmar) superlativische und in Namen wie der Ungernzeif (bei Sachsenhausen, Kr. Ziegenhain) und die Ungerbornswiesen (bei Wiera) dialektische Färbung angenommen hat.

In allen diesen Fällen ist die ursprüngliche Bedeutung dem Volksbewusstsein verloren gegangen. Altes, nicht mehr verstandenes Sprachgut ist infolge von Lautvermischung oder äusserer, oft rein zufälliger Einwirkung an neue Begriffe, die entweder demselben oder einem ganz anderen Vorstellungskreis entspringen, angelehnt und umgedeutet worden, teils unbewusst (volkstümliche Auffassung), teils bewusst (gelehrte Auffassung). Auf die volkstümliche Umgestaltung hat bei der schier unerschöpflichen Phantasie des Volkes auch die Sage einen nicht geringen Einfluss. Denn diese ist nach Regell<sup>3)</sup> nichts anderes als ein poetischer Versuch, den abgestorbenen Namen sinnvoll wieder zu beleben und 'nur

1) Völkerpsychologie I<sup>1</sup>, 573 ff. — 2) Nach Vesper, Der Kreis Homberg (Marburg 1908) S. 117, ein kronenreicher Baum, unter dem die Herden ausruhten, oder eine baumschattige Trift. — 3) Paul Regell, Etymologische Sagen aus dem Riesengebirge (Germanist. Abhandl. Heft XII. Beiträge zur Volkskunde, Festschrift für Karl Weinhold. Breslau 1896).

selten ist dabei die Dichtung rein aus dem Namen herausgesponnen, vielmehr sind meist geschichtliche Erinnerungen, die um die Örtlichkeit schweben, als Einschlag benutzt'. So erklären sich sowohl die am Eingang mitgeteilten Sagen über die zahllosen Hungerbrunnen und Hungerbäche, die sich überall in ähnlicher Weise wiederfinden, als auch die sogenannten Hünen- oder Riesensagen (Hünenburg, Hünenring, Hünstein, Hünengräber), zuweilen mit Anlehnung an geschichtliche Erinnerungen (Hunnenberg, Hunnenburg neben Hungerberg und Hungerburg). Vgl. dazu oben S. 273 das über den Hungerberg bei Münsingen Gesagte. Die Entwicklung von Hungerberg zu Hunnenberg wurde, wie auch schon oben angedeutet, durch die Auffassung von der Identität der Hunnen und Ungarn, des Hunnenlands und Ungarlands begünstigt, während die Entwicklung von Hühnerkirche zu Hünenkirche<sup>1)</sup>, Hühnergraben zu Hünengrab(en), Hühnerberg zu Hünenberg und Hunnenberg sich leicht ergab. Vgl. J. Hoops, 'Hunnen und Hünen' (Germanist. Abhandlungen, Hermann Paul dargebracht, Strassb. 1902 S. 178 ff.). Vielfach berühren sich auch die mit Hünen — Hunnen — zusammengesetzten Namen mit solchen wie Hundsbach, Hundswinkel, Hundsrück, Hundsburg u. a. So ist nach Kolbe<sup>2)</sup> der Name der Hundsburg im Burgwald aus Hünenburg entstanden, und am Abhang des Berges, auf dem die Burg stand, befinden sich noch heute Hünengräber. Nach einer Volkssage hätten dort einst Riesen gewohnt, welche in die Täler herabgekommen wären und den Ackerleuten die Pflugscharen zerbrochen hätten. Die Hünen oder Riesen aber sind nach der Volksauffassung identisch mit den Heiden, und so spielt hierin zugleich der Kampf zwischen Christentum und Heidentum. Der Name hat aber ebensowenig wie der der Hünenburg bei Spangenberg (1540 Hueneburg), Felsberg und Melsungen<sup>3)</sup> und der Hunnenburg bei Niederbeisheim und bei Rossberg mit den Hünen oder Hunnen, wie Arnold und Kehrein<sup>4)</sup> annehmen möchten, etwas zu tun, wie überhaupt das Heranziehen von germanischer Sage und Mythologie<sup>5)</sup> zur Erklärung von Orts- und Flurnamen nach dem heutigen Stand der Namenforschung als ein methodischer Fehlgriff angesehen werden muss, der nur irreführt und niemals zu dem innersten Kern der ursprünglichen Namensform hinzuleiten imstande ist. Ich habe mich dazu an anderer Stelle bereits geäußert<sup>6)</sup> und hoffe darauf in andern Zusammenhang noch näher einzugehen.

Wenn wir das Gesagte noch einmal zusammenfassen, so ergeben sich an der Hand der gesammelten Belege<sup>7)</sup> folgende Schichten:

1) Kehrein a. a. O. S. 300. — 2) Der Christenberg im Burgwald (Marburg 1895) S. 17. — 3) Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen S. 477. — 4) A. a. O. S. 297, 300, 464 u. ö. — 5) Vgl. dazu Kehrein a. a. O. S. 298. — 6) Ztsch. für den deutschen Unterricht 1912, S. 904 ff. — 7) Nach der kurhessischen Generalstabskarte in 40 Blättern 1:50000 (hrsg. vom Bureau des kurf. hess. Generalstabes 1840–1855) und nach einer handschriftlichen

1. Die ursprüngliche Namensform ist, zuweilen in dialektischer Färbung, erhalten geblieben. Beispiele: Unerhecke (nö. von Welkers, Kr. Fulda), Udernstatt (bei Oberurf und bei Densberg im Kellerwald).

2. Die ursprüngliche Namensform ist lautlich und begrifflich an neuhochdeutsch 'unter' angelehnt: Understätte (bei Dagobertshausen, Kr. Melsungen, nahe an der Beise), Unterfeld, in der Nähe ein Mittelfeld (zwischen Dagobertshausen und Malsfeld), desgl. zwischen Friedlos und Reilos, Kr. Hersfeld, südlich von Fritzlar, nördlich von Wanfried, bei Gittersdorf, Kr. Hersfeld (dicht dabei ein Weinberg, d. h. Weideberg), bei Holzhausen (Reinhardswald), das untere Feld bei Edelize (in der Nähe ein Mittelfeld), Unterau bei Heinebach (Kr. Rotenburg) und Dankmarshausen (dicht dabei ein Weinberg)<sup>1)</sup>, nördlicher Teil der Au, während der südliche jetzt Oberau heisst, Unterberg und Unterbeerberg, nördlich von Brotterode. Beweis für die Angleichung an 'unter' bilden Dialektübertragungen wie Engörau u. a.

3. Es findet willkürliche Übertragung in den synonymen Wortschatz von nhd. 'unter' statt: Niederfeld (bei Hümme), Vorderau (Grafschaft Schlitz).

4. Es findet sinngemässe Übersetzung des ursprünglichen Ausdrucks in den entsprechenden neuhochdeutschen Ausdruck statt: Ruhestatt, Ruheborn, Ruhlaub, Ruhleib.

5. Es findet Neuschöpfung statt infolge von Wortvermengung und Ideenassoziation:

a) Underberg > Wunderberg<sup>2)</sup> (bei Salzburg),

b) mundartlich Ungerberg > Hungerberg (z. B. bei Niederaula, bei Wabern und öfters im Kreis Hünfeld), vgl. auch die Hungerburg über Innsbruck, analog Hungertal (z. B. bei Todenhausen und bei Münchhausen, Kr. Marburg), Hungergraben (z. B. bei Halsdorf, Kr. Kirchhain), Hungerborn und Hungersborn (bei Sielen, Kr. Hofgeismar, bei Ehlen, Kr. Wolfhagen<sup>3)</sup>, bei Frankershausen am Meissner), Hungerbach (bei Sielen, Kr. Hofgeismar), Hungerstück (bei Unterstoppel, Kr. Hünfeld), Hungerrain und Hungerhecke (bei Grossentaft, Kr. Hünfeld), vielleicht auch Hungershausen < Hungershusen 1275 (Wüstung bei Kleinalmerode, vgl. am Hungershäuser Berg) und mhd. hungebluome, das Kehrein a. a. O. S. 464 nicht erklären kann.

c) mundartlich Ungerburg > Ungarburg und, infolge der vermeintlichen Identität von Ungarland und Hunnenland, > Hunnenburg, Huner-

Sammlung: Flur- und Waldnamen der Kreise Frankenberg, Kirchhain, Marburg, Ziegenhain, gesammelt durch die Ortsvorsteher auf Veranlassung von Edgar Mühlhause etwa 1861/62 (Marburger Staatsarchiv). — 1) Vgl. hierzu die Bemerkung Bucks a. a. O. S. 119, wonach die Hungerberge häufig bei den alten Weidegründen liegen. — 2) Vgl. dazu die analogen Umbildungen Venusberg < Weinberg d. h. Weidenberg, z. B. am Altvater, der mehrere 'Weinberge' hat, Simonsberg < Senneberg, hohe Sonne < hohe Senne usw.; unten S. 281 f. — 3) Gegenüber auf der Südseite des Sommerbergs ein Silberborn.

burg, Hünenburg, z. B. Hunnenburg und Hunnenburgsfeld mit altem römischen Kastell bei Butzbach, Hunnenburg, Wiesen bei Mardorf (Kreis Kirchhain), Huneburg bei Wasungen, Hunnentriesch (zwischen Körubach und Leimbach, Kr. Hünfeld), Hünenburg (zwischen Eiterhagen und Röhrenfurth, Kr. Melsungen), Hünenstein mit Honiggraben (bei Obermelsungen), Hünstein mit Hühnhof und Hüntränke bei Gladenbach<sup>1</sup>), ferner zwischen Frankenau und Löhlbach, Hünberg mit Hünborn, Hünstrasse und Hünich zwischen Grossentaft und Soisdorf, Kr. Hünfeld usw.

d) Hunnenbach > Hundebach, indem 'Hunde' als vermeintliche hochdeutsche Übersetzung von Hunne angesehen wurde, z. B. Hundebach in der Bunstruth, Hundekoppe, Wiese bei Löhlbach, Kr. Frankenberg, Hundewiesen, am rechten Ufer der Fulda, Connefeld gegenüber, Hundeburg bei Oberrosphie, Kr. Marburg, Hundsbrunnen nw. von Kissingen, auf dem Hundsbusch bei Grossseelheim, Kr. Kirchhain, Hundsbrücke, Waldort am Heiligenberg, Hundsberg bei Burghasungen, Hundsfeld bei Hammelburg usw. Es findet hier Berührung mit den aus hunt 'Hundschaft, Unterabteilung eines Gaues' gebildeten Namen statt.

e) Hünenberg, Hünenburg > Hühnerberg und Hühnerburg, wahrscheinlich infolge willkürlicher Umdeutung, vielleicht auch mit begrifflicher Nebenassoziation infolge volkstümlicher und amtlicher Umdeutung zugleich, wofür die grosse Zahl von Belegen spricht. Beispiele: Hühnerberg (südlich von Mecklar, im Habichtswald, bei Sontra, bei Hergershausen, zwischen Rothenkirchen und Burghaun, zwischen Landefeld und Metzebach, bei Meltau), Hühnerkopf<sup>2</sup>) (zwischen Hausen und Ersrode, Kr. Rotenburg, im Forst Wildeck, zwischen Langenbieber und Dipperz, zwischen Ronshausen und Machtlos, Kr. Rotenburg), Hünenburg (westlich von Beuern, Kr. Melsungen), Hühnerküppel (östlich von Fulda), Hühnerfeld (östlich von Lutterberg, Kr. Kassel), Hühnerbalz<sup>3</sup>) (westlich von Züsch, Kr. Fritzlar, bei Frankenau, Kr. Frankenberg [aufm Hühnerbalz], nördlich von Holzheim, Kr. Hersfeld), Hühnerdreck (bei Amöneburg), die Hühnerecker (bei Röllshausen, Kr. Ziegenhain), Hühnerbachstal (bei Josbach, Kr. Kirchhain), Hühnerhecke (bei Frankenau), Hühner Hütte<sup>4</sup>) (zwischen Bottendorf und Bringhausen, Kr. Frankenberg), Hühnergrund (zwischen Allmershausen und Hof Hälgaus, Kr. Hersfeld), Hühnerkirche usw.

f) Hünberg > Huhnberg, wohl infolge willkürlicher Umbildung. Beispiele: das Huhnloch (bei Sindersfeld), wobei loch im Sinne von lucus 'Wald' steht, der Huhmscheid (bei Ellershausen, Kr. Frankenberg), die

1) Vgl. Bork, Streifzüge durch den Kreis Biedenkopf (Marb. 1884) S. 49. — 2) Auch Hühnerkropf (z. B. bei Thalau). — 3) Vgl. dazu meine Abhandlung über den Namen Hundsrück (Hessenland, 1912, S. 383 u. 384). Als Grundbedeutung des Flurnamens Pfalz ist 'Pfahlburg, Pfahlbezirk', mlat. palantium anzunehmen, nicht, wie die herrschende Annahme vielfach ist, lat. palatium. Vgl. auch Kluge, Etymol. Wtb. (Strassb. 1883) S. 251. — 4) Hütte hier wahrscheinlich umgedeutet aus Hute wie in Hüttenbach, Hüttental, Hüttengrund u. a.

Huhnmühle (ebenda), der Huhnsfad (bei Frankenau) usw. Es findet sich hier vielfach Lautvermengung mit germanisch *hūn* 'hoch'.

6. Es findet falsche Dialektübertragung infolge von missverständlicher Auffassung des mundartlichen Ausdrucks statt:

a) Hühner, mundartlich *Hiner*, wird zu hochdeutsch *Hinter*, wahrscheinlich durch offizielle Umgestaltung, vielfach auch infolge begrifflicher Nebenwirkung: Auch *Hunger*, mundartlich *hongər*, hat durch Anklang an mundartliches *hengər* (= *hinter*) Anteil an dieser Umdeutung, wie *Hungersteinau* > *Hintersteinau* beweist. Beispiele: *Hintergrund* (öfter), *Hinterberg*<sup>1)</sup> (im Lohner Holz bei Fritzlar), *Hinterfeld* (bei Wolfhagen), *Hinterbach*, auch *Hinternbach* (bei Bauerbach, Kr. Marburg, bei Lohra), *Hinderhain* (bei Bellnhausen, Kr. Marburg), *Hinterloh* (bei Heskem, Kreis Marburg), *Hinterwiese* (bei Itzenhain, Kr. Ziegenhain), *Hinterbergswiese* (bei Zella, Kr. Ziegenhain), der *Hintersprung* (bei Todenhausen, Kreis Marburg), *Hinterliede* (am Nordabhang vom Hunsrück bei Eschwege), *Hinternest* (südlich von Steckelshausen), das *Hinterscheid* (bei Roda, Kr. Frankenberg) usw.

b) Mundartliches *Hungk* = *Honig* gibt Anlass zu der Umdeutung von *Hungkacker* in *Honigacker*. Der Volksglaube von der Fruchtbarkeit des Bodens im Gegensatz zu dem höher gelegenen *Hungeracker* mit unfruchtbarem Boden erleichtert solche Umbildungen. Beispiele: *Honigberg* (bei Eschwege, Connefeld, bei Wipperode<sup>2)</sup>, Kr. Eschwege), *Honigbreite*<sup>3)</sup> (im Solling), *Honigbach* bei Rosental, *Honigacker* (bei Burgholz, Kreis Kirelhain, und bei Bürgel, Kr. Marburg), *Honigweg*<sup>4)</sup> (östlich von Petersberg, Kr. Fulda), *Honigholz* (zwischen Balhorn und Sand, Kr. Wolfhagen), der *Honigbeerengarten* (bei Allendorf, Kr. Kirchhain), *Honiggrund* (bei Rosental), *Honigwiesengrund*<sup>5)</sup> (bei Elnhausen, Kr. Marburg) usw.

Vgl. unten den Nachtrag S. 319.

## 2. Weinberg, Winterberg, Venusberg.

Wie Arnold in seinem Werke 'Ansiedlungen und Wanderungen Deutscher Stämme' (Marburg 1881) ausführt, waren die Germanen beim Eintritt in die Geschichte noch viel mehr ein Jäger- und Hirtenvolk als ein ackerbautreibender Stamm. Bis der Ackerbau vorwiegend ihre Lebensbeschäftigung wurde, hat es noch Jahrhunderte gedauert, wahrscheinlich bis zu den Klöster- und Städtegründungen, die einen gesteigerten Ackerbau nicht bloss verlangten, sondern zugleich auch lohnender und leichter

1) Südlich davon ein Vorderberg, ähnlich wie dem Hungeracker ein Honigacker, dem Winterberg ein Sommerberg, dem Hungerborn ein Silber- oder Goldborn, dem Höllegrund ein Himmelreich gegenüber zu liegen pflegt. — 2) Dicht dabei eine Feldflur der Weinberg. — 3) Vgl. dazu Hungerbreite. — 4) Dicht dabei Gemarkung die Hutweide. — 5) uff dem Honigbaum (Rachelshäuser Saalbuch von 1551).

gestalteten. Arnold nimmt an, dass die alte Weidewirtschaft bis zum Ende des 5. Jahrhunderts fortgedauert hat: eine überwiegend nomadische Viehzucht mit ausgedehnten Weidegründen, eine Weidewirtschaft, bei welcher an erster Stelle die Schweine, an zweiter die Pferde, an dritter die Rinder und Schafe kamen.

Dass die Weideplätze — Bergeshänge wie Talgründe — in grosser Zahl und über weite Gebiete verbreitet gewesen sein müssen, darauf lässt die reiche Synonymik für den Begriff 'Weide' und für die damit in engem Zusammenhang stehenden Bezeichnungen schliessen, die uns ein Stück Kulturgeschichte erschliesst und, teilweise bis zur Unkenntlichkeit entstellt, noch heute in den Flurnamen fortlebt.

Als die Weidegründe mit der veränderten Kultur und der fortschreitenden Besiedelung immer mehr beschränkt wurden und dem Ackerbau Platz machen mussten, begannen damit auch die Namen, welche altes Weidegut bezeichneten, mehr und mehr zu schwinden und den folgenden, in neuen Kulturverhältnissen aufgewachsenen Generationen unverständlich zu werden. Die Folge davon war, dass die Erinnerung an die frühere Verwertung des Bodens im Volke erlosch, und dass die Namen, welche noch daran hafteten als Zeugen einer früheren Kulturperiode, dem Volke unverständlich wurden, weil sie keinen Sinn ergaben, der zu der Nutzung des Bodens passte. Daher fielen diese Namen meist volksetymologischen Umdeutungen zum Opfer, indem das unverständlich gewordene Wort infolge von Laut- und Begriffsassoziation an ähnliche Begriffe und Worte angelehnt wurde, die nach der volkstümlichen Auffassung in einen äusseren, oft rein zufälligen Zusammenhang mit der Örtlichkeit gebracht werden konnten. So finden sich Anlehnungen des alten, der lebendigen Volkssprache entfremdeten Namens an die Tierwelt, an mythologische Gestalten, Sagen, geschichtliche Legenden, neuere Kulturverhältnisse, Rechtsleben usw. Nicht selten ist ein Name mehrfach umgedeutet worden (ältere und neuere Schicht), und zwar besonders dann, wenn Ereignisse eintraten, welche die Volksphantasie so stark beschäftigten, dass sie ihren Niederschlag in Namen fanden, die bisher ähnlich klangen wie die aus dem Vorstellungskreis des Volkes.

Es darf daher als eine grundlegende Regel der Flurnamenforschung angesehen werden, dass Örtlichkeiten, welche nach rein äusseren, zufälligen Merkmalen benannt sind, in der Regel aus einer älteren Namensschicht umgedeutet worden sind und dass der Namensforscher nicht ohne weiteres den Sinn, den das naive Sprachempfinden des Laien mit einem Namen verbindet, als massgebend für die Deutung eines Namens ansehen darf.

Ein interessantes Beispiel hierfür bietet uns das ahd. win, winne, got. vinja, pascuum, Weide, Weideplatz. Wir können hier folgende Schichten der Umdeutung wahrnehmen:

1. Die ursprüngliche Form blieb erhalten.
2. Es trat Lautvermischung mit ahd. *wîn* 'Wein' und ahd. *weida* 'Weideplatz, Futterplatz' ein.
3. Es trat Vermischung (lautlich und begrifflich) mit ahd. *wint* 'Wind' und ahd. *wintar* 'Winter' ein.
4. Es fand dialektische Angleichung statt (Wenge, Winge).
5. Es fand Dialektübertragung ins Hochdeutsche statt (Wenigen).
6. Es fand Angleichung (begrifflich und lautlich) an ahd. *wentan* 'umwenden, roden' statt.
7. Es fand Angleichung an ahd. *swendan* bzw. *firswenden* 'verschwinden machen, vertilgen, ausrotten' (*exstirpare*) statt.
8. Es fand Umdeutung aus einem ganz andern Vorstellungskreis statt:
  - a) unter dem Einfluss von örtlichen Nebenumständen,
  - b) unter dem Einfluss von geschichtlichen Legenden,
  - c) unter dem Einfluss von Sage und Mythologie.

Die ursprüngliche Form *winne* mit der sinnverwandten Form *wunna* findet sich in Hessen<sup>1)</sup> erhalten in Namen wie die Winne, Heide am Wald bei Viesebeck im Amt Wolfhagen, ebenso Hof bei Schmalkalden, Winnen, Dorf bei Marburg, ebenda die Wimmerhöh, Winnerod, Dorf bei Grünberg, die Winnewiese beim Winnenhof im Fuldischen, fast ganz im Wald, die Winneliete, abhängiges Feld beim Hof Winnen nächst Herrenbreitungen, Winneberg, Winnebach usw.; in Nassau<sup>2)</sup>: Winnhöll, Winnauerberg, Winning; in Thüringen<sup>3)</sup>: die Wonne, Wiesenland nach Ohrdruf hin, das von der Wonne, einem Zufluss der Ohra, durchflossen wird, die Wunn, Wiesen in der Flur Wechmar (Amtsgerichtsbezirk Ohrdruf), 1641 uf der Wonne, der Winneweg; in Oberdeutschland, wo nach Buck, Obd. Flurnamenbuch (Stuttg. 1880) S. 305 *wunn* unzähligemal in Urkunden vorkommt, ist Himmelwune (1250) Name eines Klosters. Zu Winne neben Wonne vgl. Senne ('Rinderweide', mhd. *senidi*) neben Sonne, z. B. Hohe Sonne (in Thüringen), Sonneberg, Sonneborn, Sonnenthal usw. Auch das Winnefeld im Teutoburger Walde gehört hierher.

Während die unveränderte Form sich noch verhältnismässig selten findet — denn nur da erhielt sich in der Regel der Name, wo die Lage den Anbau entweder gar nicht oder erst spät vorteilhaft erscheinen liess — sind die Umdeutungen äusserst zahlreich, besonders, wenn wir noch die Fälle hinzunehmen, deren Aufhellung zunächst zweifelhaft bleiben muss. Hierher gehören die Umdeutungen von ahd. *wîn* zu *wîn* 'Wein', während der kurze ahd. Selbstlauter sich als kurzes *i* hätte erhalten müssen (wie in Winneberg). Hier ist es, zumal in Gegenden, die von alters her durch den Weinbau berühmt gewesen sind, nicht immer mehr sicher zu ergründen, welche

1) Arnold a. a. O. S. 539. — 2) Kehrein, Volkssprache und Volkssitte 3, 624. — 3) Gerbing, Die Flurnamen des Herzogtums Gotha, S. 218 u. 250.

Bedeutung früher der Boden, der heute mit Weinberg bezeichnet wird, gehabt haben wird. Denn auch in rauhem Klima, das sich wenig zum Weinbau eignete, ist, wie geschichtlich nachgewiesen werden kann, zuweilen Weinbau getrieben worden, u. a. z. B. im Fuldataal (vgl. die Strassenbezeichnung am Weinberg in Kassel und Hersfeld) und im oberen Lahntal (z. B. der Weinberg bei Marburg). Solche Namen, die ziemlich sicher auf die Weidezucht zurückgehen, sind in Hessen: der Weinbusch, Heide auf der Höhe des Meissner, nahe dabei der Weinkeller, das Weinfeld am Wald bei Zimmersrode, der Weingraben am sog. Hanrödchen bei Eltmannshausen, ehemedem, wie Arnold annimmt, sicherlich Wald und Weide, ferner bei Frohnhausen, der Weingarten bei Treisbach, Anzefahr, die Weinäcker (d. h. die Flächen, die früher als Weidetrift, später als Äcker dienten) bei Kirchheim, Lohra, Ropperhausen, die Weinwiesen bei Rosental, die Weineiche bei Wollmar, am Weinberg, Feld bei Frankenau, bei Niederweimar, der Weinsberg bei Wollmar, im Weinberger Grund bei Speckswinkel, der Weimarberg<sup>1)</sup> bei Schmalkalden, der Weimarkopf<sup>1)</sup> bei Cölbe im Lahnwald, die Weinerswiesen<sup>1)</sup> und die Weinergarten<sup>1)</sup> bei Rüdigheim, das Weinbergfeld bei Halgenhausen, ferner bei Schorbach und bei Bockendorf, der Weingrund bei Haarhausen, ferner bei Hof Wüstefeld, die Weindelle, Wiesen im Wald unter dem Knüll, gegen 1400 Fuss hoch im Eftetal, der Weingärtner bei Wetter (vielleicht entstellt aus Weingartenberg), der Weidemersbodenkopf bei Wollmar (wohl aus Weidenbergsbodenkopf), der Weinersgrund, Feld und Wiese bei Hof Ellingerode (wohl aus Weinbergsgrund infolge von Dissimilation), ebenso das Weineroth, Feld bei Schwarzenborn am Knüll, die Weinstrasse (öfters in Hessen und Thüringen), die Triebgasse zur Weide, ähnlich wie Viehweg, Kuhweg, Rennweg oder Rennstieg, Königsweg<sup>2)</sup> u. a. m.

Von hier aus geht die Umdeutung von win zu wîn und Weinberg weiter zu Weiberberg, Weberberg u. ä. durch Assimilation des n an b und des g an b und meist durch tautologische Bildung, z. B. in Hessen: die Weiberwand, Wald bei Dodenhausen (Kr. Frankenberg), das Weibersgrundfeld bei Moiseheid, am Webersberg bei Oberjossa, der Weibernacker bei Cappel (Kr. Marburg); in Nassau<sup>3)</sup>: Weiber, ma. Weiwer, aufm Weibern, Weibrich, ma. Weiwerch, Weiberbirken, Weibergärten, Weibernrain, Weiberwies, Weibersberg, Weibertswies, Weibelwies usw., doch scheint bei den beiden letzten Namen noch ein drittes Wort vorausgesetzt zu werden. Vgl. den Flurnamen Waibel bei Caldern (Kr. Marburg). Weiter findet sich in Nassau: Weberseich, Weberskopf, Weberswies, Weber-

1) Über Weimar, Cyriaxweimar, Weimartal, Weimarswiesen usw. habe ich in dem Beitrag zur Deutung des Namens Marburg (Hessenland 1914, S. 102ff.) gehandelt. Vgl. auch Arnold a. a. O. S. 537/38, dessen Deutung jedoch nicht mehr haltbar ist. — 2) Vgl. meine Abhandlung über den Namen Altkönig in Ztsch. f. d. dtsh. Unterricht 1914, S. 499ff. — 3) Kehrein a. a. O. 3, 600; 594.



heck, Weberrain. Es ist möglich, dass sich an solche Weiberberge allerlei Sagen von wilden Weibern und Hexen anknüpfen, wie ja auch die zahlreichen Hexenberge und Hexentanzplätze auf Umdeutungen alter, missverständener Flur- und Waldnamen zurückgehen, wie ich demnächst nachweisen werde.

Aber die Umdeutung alter Namen wie Weinberg ist, scheint es, damit noch nicht erschöpft. Es kommen noch Dialektübertragungen hinzu. Da die Mundart den intervokalischen Guttural von schd. Wagen meist elidiert, also Waan, Wään u. ä. spricht, entstand bei ortsfremden Leuten Verwechslung mit dem mundartlichen Ausdruck für Wein. So erklären sich vermutlich in Hessen Namen wie der Wagenberg, Wald bei Neustadt, das Wagenackersfeld bei Viermünden, die Wagnershöh (< Weinershöh, Weinbergshöh) bei Somplar; in Nassau: Wagenberg, Wagenkehr, Wagenlück, Wagnerwies, Wagnershahn (= Weinbergshagen), Goldwagen usw. Vgl. auch Buck a. a. O. S. 291: Wagenbreche, Wagenlucke, Wagenhard. So erklärt sich auch die wiederholt aufgestellte Hypothese Weinstrasse = Wagenstrasse, d. h. die Strasse, auf welcher die (Wein)fuhwerke ihren Weg hatten. Das schliesst nicht aus, dass Weinstrassen, welche später beliebte Verkehrsstrassen wurden, ursprünglich als Triebwege für das Weidevieh angelegt worden sind. Ähnliche Bedeutungsübertragungen finden sich in der Flurnamengebung öfters (vgl. Riehplatz zu Richtplatz, Gerichtsplatz u. a. m.).

Die Umdeutung von altem win zu Wein wurde sehr begünstigt durch das sinnverwandte ahd. weida 'Bodenfläche zum Beweiden mit Vieh', das später an die Stelle des immer seltener werdenden Wortes Winne trat und es heute ganz ersetzt hat. In Flurnamen findet es sich verhältnismässig selten, in Hessen: auf dem Weidenstrauch, Wald bei Lohra, die Weidenschiesser bei Ebsdorf, zum Weiden vor dem Weidenküppel bei Frankenau, der Weideacker bei Dilschhausen, der Weidenberg bei Rotenburg usw. Aus Weidenberg konnte durch Elision im Volksmund auch Weinberg werden, und so mag bei der Umdeutung Winberg—Weinberg auch der Anklang an Weidenberg mitgewirkt haben, d. h. begriffliche und lautliche Assoziation zugleich. Es konnte zudem auch der Fall eintreten, dass als Weideberge alte Weinberge benutzt wurden, auf denen sich der Weinbau nicht lohnte, und umgekehrt konnten ehemalige Weideberge später als Weinberge urbar gemacht werden. Es wirkten also hier eine Reihe von Faktoren mit, die uns die grosse Zahl von 'Weinbergen' begrifflich machen.

Da bei dem allmählichen Übergang von der germanischen Weidewirtschaft zum Ackerbau und zur Rodung der Feldmark zuerst das fruchtbare, an den Flussläufen gelegene Flachland, erst später das abhängig gelegene Feld und zuletzt erst, als die Besiedelung immer dichter wurde, das nach dem Walde zu gelegene, weniger ergiebige Land auf den Höhen

in Anspruch genommen wurde, so dienten die auf den Berghalden nahe dem Walde gelegenen, meist rauhem Winde ausgesetzten Triescher und Bergwiesen zahlreichen Viehherden als Weideplatz. Als dann auch diese Weidehänge gerodet und in Äcker verwandelt werden mussten, ging den nachfolgenden Generationen die Erinnerung an die frühere Verwertung des Bodens verloren, und die Folge davon war, dass die Bezeichnungen, die noch am Boden hafteten, unverständlich und den neueren Kulturverhältnissen entsprechend umgestaltet wurden. So wurde aus einem Winberg, der keinen Sinn mehr ergab, ein Windberg gedeutet, weil der Acker infolge seiner den Winden ausgesetzten Lage dürrtigen Boden hatte. Diese Umdeutung zu wind, ventus, wurde noch dadurch unterstützt, dass eine Weiterbildung winithi, winidi neben win, winne bestand (vgl. unten Windenberg, Windeberg), und von hier aus ging die Umdeutung noch weiter zu Winter, ohne Zweifel, um damit anzudeuten, dass solche Gemarkungsteile in rauher, unfruchtbarer Gegend lagen, wo der Ertrag kaum die aufgewandte Mühe lohnte und die Abgaben nur schwer oder gar nicht aufzubringen waren, wie denn auch die meisten auf solchen Plätzen entstandenen Siedlungen später wieder eingegangen sind. Wir haben es hier zweifellos mit einer volkstümlichen, nicht mit einer gelehrten Umdeutung zu tun. Die Erinnerung an die eigentliche begriffliche Beziehung war dem Volksbewusstsein entschwunden, an deren Stelle trat eine neue Hauptvorstellung, die sich auch auf die Erwerbstätigkeit des Volkes bezog, aber sich aus dem Anbau des Landes, als der späteren Erwerbsquelle des Volkes, ergab. Es wurde also hier, um mit Wundt (*Völkerpsychologie*, Bd. 1 'Die Sprache') zu reden, eine dem Gegenstand adäquate Vorstellung geweckt. Auf diese Weise erklären sich hessische Flurnamen wie die Windbetten, Windfell<sup>1)</sup> bei Bernsdorf (Kr. Marburg), Windfall<sup>1)</sup> bei Bracht, die lange Winde bei Gruben, die Windmühle bei Anzefahr (in der Nähe der Weingarten), das Wündefeld bei Ransbach, das Winterfeld (öfters), Winterberg, öfters, u. a. Dorf im Sauerland, ein Berg (616 Meter) im Kellerwald und im Vogelsberg, Wintertal, Wintersgrund bei Löhlbach und Viermünden, der Wintersbach bei Rörshain, das Winterstück bei Bürgeln (in derselben Gemarkung das Winzefeld), die Winterwiese bei Schönstadt, die Winterseite<sup>2)</sup>, öfters, meist gegenüber einer Sommerseite, die von der Morgensonne bestrahlt wird, der Winterstrauch, Wald bei Rauschenberg, die Winterecke, das Winterrück bei Rotenburg, die Winterliete bei Altenhasungen, der Winterscheid, Wald bei dem gleichnamigen Dorfe, Winterliede, Winteracker, Grafschaft Schlitz<sup>3)</sup>, Winterbaum<sup>4)</sup> ebendort (vgl. dazu die ähnliche Bedeutungsentwicklung von Hungerbaum), Winterkasten, Berg (322 Meter) bei Hoheneiche und Rücken des Habichtswaldes, jetzt ver-

1) Wahrscheinlich entstellt aus Windfeld. — 2) seite = Lage, Erstreckung. Nach Kehrein 3, 553 gibt es im Nassauischen auch eine Windseite. — 3) Hotz, Die Flurnamen der Grafschaft Schlitz, S. 60 u. ö. — 4) In einem Schlitzer Messbuch von 1584.

drängt durch den Namen Karlsberg. Ähnlich in Nassau<sup>1)</sup>: Windbach, Windbusch, Windeck, Windfeld, Windhahn, Windlück, Windmauer, Windmühl, Windrain, Windscheid, Windseit, Winterort, Winterbach, Winterbaum, Winterbirnbaum (wahrscheinlich entstellt aus Winterbergbaum), Winterhof, Winterloch usw.; in Thüringen<sup>2)</sup>: Winterbach, Winterstein usw. Nach Buck a. a. O. S. 203 ist Winterhalde = Nordhalde, kalte, von der Sonne abgewendete Lage. (Schon im 9. Jahrhundert beliebte Differenzierung.) Ausserdem findet sich die Umdeutung in einigen hessischen Ortsnamen: Windecken aus älterem Wunnecken (1277), Winterscheid<sup>3)</sup> (1265 Wintersceith) bei Treysa und Wüstung daselbst, auf der Nordseite der Wasserscheide zwischen Lahn und Fulda, Winterbüren, Hof bei Immenhausen (1143 Winthereburen, 1160 Wintirburen, 1163 Winterburen) nach Arnold S. 365 von der Lage an der Nordseite des Berges, Windefeld, Wüstung bei Gieselwerder. Vgl. auch den rheinischen Ortsnamen Königswinter und dazu meine Abhandlung über Altkönig a. a. O. S. 499, ferner Oberwinter, Wintrich an der Mosel usw.

Nach einer im Rheinfränkischen weitverbreiteten Regel wird nd in der Mitte und am Ende eines Wortes zu ng (Linde zu Leng, Lindensbach zu Lingelsbach). So findet sich statt Hundruck in Urkunden auch Hungruck und ebenso statt Winnebach, Windebach, Wendebach (zu winidi) dialektisch Wingeback, Wengeback. Die mundartliche Form geht zuweilen in die Schrift- oder Kanzleisprache über, und so erklären sich die hessischen Flurnamen das Wengefeld bei Hüttenrode (in der gleichen Gemarkung der Winterberg) und bei Sarnau, die Wengelscheibe bei Loshausen (in der gleichen Gemarkung das Wendelsfeld), der Wengeback bei Unterhaun (mit dem Hof Wendebach), der Wengeberg oder Wendebach, heute Wehneberg<sup>4)</sup> bei Hersfeld, der Wengeberg bei Melsungen usw. Vgl. auch nassauisch<sup>5)</sup> Wenge, Wenche, Wenggarten, Wengewis, Wenk usw.; thüringisch<sup>6)</sup>: Wingethal, ma. Wingedóal, am Wengenbach, am Wendenberg, ma. offn Wengenbärge, im Windebach, ma. Wingbach, Wingenbach, über den Wingenberg (1641) usw.

Da neben Windeberg, Wendebach auch Windelsberg, Wendelberg<sup>7)</sup>, Wendelsfeld vorkommt, wahrscheinlich aus älterem Windenberg infolge von Dissimilation und mit personalem Genetiv-s aus falscher Analogie, so bildeten sich unter dialektischem Einfluss auch Formen wie die Winkelwiesen, z. B. Gemarkung Rosental, zum Winkeln, Gemarkung Mardorf (in

1) Kehrein a. a. O. S. 624. — 2) Gerbing a. a. O. S. 326; 344 u. ö. — 3) Winterscheid bedeutet also eine Grenzscheide, einer Höhe entlanglaufend, die früher als Weideplatz gedient hatte und erst spät, infolge der hohen Lage, zum Anbau bestimmt wurde. — 4) In einer Hersf. Urk. v. 1422 auch Silberberg genannt, mit dem Zusatz 'sonst Wendebach genannt', etwa 1200 der Windibersch, 1182 Windeberg, 1317, 1428, 1435 Wendebach. — 5) Kehrein S. 604. — 6) Gerbing S. 25: 35; 46; 323 u. ö. — 7) Auch Wenelsberg findet sich, z. B. in der Gemarkung Althattendorf.

der gleichen Gemarkung der Windelsberg), der Winkelsgrund Gemarkung Schiffelbach, der Winkel Gemarkung Cyriaxweimar (vgl. dazu den Ortsnamen Weimar aus älterem\* Win-mark) und Gemarkung Ockershausen (in derselben Gemarkung die Weinstrasse und die Weimersche Koppe); ebenso nassauisch<sup>1)</sup>: auf den Winkeln, Winkelchen, Dachswinkel, Krähwinkel, Schäferswinkel, Scheisswinkel (vgl. Winterscheid), Todtenwinkel, Winkelau, Winkelbäume (vgl. Winterbaum), Winkelberg, Winkelgarten, Winkelheck, Winkelstrut, Winkelweg, Winkelwies, Winkelsberg, Winkelsgraben, Winkelsrain, Winkfeld, Winkerfeld usw.; thüringisch<sup>2)</sup>: der Endwinkel, 1400 in dem Entenwynkel, Flur Sonneborn, im Windebach oder Winkelbach, Flur Sundhausen, ma. der Wingebach, 1372 in dem Windenbach, 1641 uf den Wingenbach, in der Winkelbache, ja sogar ein Wingerborn, 1477 der Windeborn; oberdeutsch<sup>3)</sup>: Hungerwinkel<sup>4)</sup> (760), Farnwinkel (804), Rosswinkel, Hasenwinkel (auch in Hessen öfters als Flurnamen vorkommend), Hirschwinkel, Krähwinkel<sup>5)</sup> (vgl. hessisch Speckwinkel) u. a. m. Nach Buck a. a. O. ist Winkel ein uraltes Grundwort. In den Bestimmungswörtern stecken gleichfalls uralte Volksetymologien.

Da nun dialektisch wing, weng s. v. a. schriftdeutsch 'wenig' bedeutet, fassten die Kartographen oder Katasterbeamten die Form Wingerode als Wenigenrode d. h. kleine, dürftige Rodung<sup>6)</sup> (vgl. ahd. wênag 'bejammernswert, elend, dürftig', Weigand, Dtsch. Wb. <sup>5</sup> S. 1241) auf und übersetzten so nach ihrem Gutdünken die Namen vielfach ins Hochdeutsche. So wurde aus Winnebruch, Gemarkung Rauschenberg, durch Vermittlung der dialektischen Form Wingebruch, ein Wenigenbruch, aus Winderode Wincherode (wie Windenbach zu Winchenbach), und dieses wird heute hartnäckig als Wenigenrode erklärt, trotzdem die dicht dabei liegende Flur der Wintergrund deutlich auf winne, 'Weide', hinweist. Ebenso wird Wenigenrode bei Romrod (14. und 15. Jahrhundert Wenigenrode, Wenigerode, Wingerode) und Wüstung bei Lichtenau (1457 Wenynngenrade) von Arnold S. 450 als Kleinrode gedeutet, und die Wüstung Wenigenrode, Vorburg von Amöneburg, bereits im 13. Jahrhundert mit parvum castrum übersetzt. Vgl. auch Wenigenhain (1254 Winjenhain), Wüstung bei Bernhausen. Es soll nicht gelegnet werden dass einige mit Wenig- zusammengesetzte Ortsnamen tatsächlich ihre Namen dem Begriff parvus 'klein, unbedeutend' verdanken, wie es z. B. bei dem Namen der Wenigenburg bei Amöneburg der Fall sein kann. Da aber andererseits Wenig auch den Begriff 'dürftig, elend, unbedeutend' in sich schliesst und die hierher gehörigen Ortsnamen erst spät bezeugt und fast sämtlich wieder eingegangen sind, ist die Wahrscheinlichkeit

1 Kehrein S. 624. — 2 Gerbing S. 25; 163. — 3 Buck S. 302. — 4) Vgl. dazu den ersten Teil dieses Aufsatzes. — 5) Nach Buck 1060 als Chrauwinchil bezeugt. — 6) So z. B. 1361: das wenge grindel neben das grosse grindel (Wenck, Hess. Urkundenbuch 3.).

noch grösser, dass wir es mit ähnlichen Umdeutungen wie bei Winneberg, Windeberg zu Winterberg zu tun haben, weil sie in rauher, unwirtlicher Gegend an Stellen, die früher als Weidegut gedient hatten, gegründet waren, wo der Ertrag des Bodens kaum die Mühe des Anbaues verlohnte. Es wurde also hier wie bei Winterberg und ähnlichen Umbildungen (vgl. z. B. Hundsacker, Hungeracker) durch die Umdeutung Wingberg, Wingerode eine dem Gegenstand adäquate Vorstellung mit Beziehung auf die Ertragsfähigkeit des Bodens geweckt, nur mit dem Unterschied, dass Wenigenberg (das dann vielleicht noch weiter zu Wenigenburg umgebildet wurde unter dem Einfluss der nahegelegenen Amöneburg) eine gelehrte oder amtliche Umdeutung (Dialektübertragung), keine volkstümliche ist, wahrscheinlich durch gelehrte Schreiber aus den Klöstern veranlasst.

Eine ebenfalls dem Gegenstand adäquate Vorstellung wird durch die Anlehnung an ahd. wentan, mhd. wenden 'umwenden, umkehren' im Sinne von 'roden' erzeugt. Dazu kam noch Vermengung mit ahd. wenti f., mhd. wende f. 'Grenze, Himmelsgegend' und ahd. giwant 'Flur, Feldfläche', mhd. wende 'Ackerstreifen, schmales Feld<sup>1)</sup>'. Auch hier finden sich dialektische Bildungen wie Wengeberg, Wengebach, Wengefeld, die sich nahe mit den oben erwähnten an 'wenig' angeglichenen Benennungen berühren, neben Wendebach, Wendeberg, Wenderoth, Wendefeld auch Wendelberg, Wendelbach u. dgl.

Schwieriger sind die Fälle nachzuweisen, in welchen Angleichung an ahd. swendan bzw. spätahd. firswenden 'schwinden machen' und 'verschwinden machen, vertilgen, vernichten' stattgefunden hat. Es wird durch diese Anlehnung eine ganz ähnliche Vorstellung hervorgerufen wie durch die Anlehnung an ahd. wentan mit der gemeinsamen Grundbedeutung 'aus-tilgen, roden, urbar machen'. Die Umdeutung findet sich sowohl in Namen, in welchen das alte winid Grundwort, wie auch in Namen, in welchen winid Bestimmungswort ist: Brauerschwend bei Alsfeld (1273 Brunwartis-geschwende), Ertzschwinden, Wüstung bei Schmalkalden (16. Jahrhundert), Rüdenschwinden bei Fladungen, Hauptschwenda, ma. Heedschweng, am Knüll: 1317 Eizingeswinden, 1371 Eytzichiswende, Eizichiswinden, Heintz Schwende 1419, Heidtschwenge 1530, Hietz Schwenda, Hirtz Schwenda etwa 1600, Heiweswenge 1647, Heischwedt 1747, Hauptschwende etwa 1780. Arnold S. 572 befindet sich daher im Irrtum, wenn er diese Namen direkt von swandjan, swendan ableitet und vermutet, dass die Orte von Hersfelder Mönchen, die aus Schwaben stammten, angelegt worden seien, weil das Wort swendan besonders in Schwaben und der Schweiz häufig vorkomme. Während die lautliche Angleichung an

1) Müller, Die Ortsnamen im Reg.-Bez. Trier (Jahresb. der Gesellsch. f. nützl. Forsch. 1909) S. 45 und Buck S. 292; vgl. auch Anwand, Anwander = Ackerstreifen, der auf den Nachbar oder einen Feldweg stösst, öde bleibt oder nach dem Ackern umgegraben wird (ebd.).

‘schwenden’ sich ungezwungen aus dem Genetiv-s des Bestimmungswortes durch Silbvertauschung ergibt (vgl. Gotz-wende zu Got-swende, Eizichswinden zu Eiziche-swinden, Brunwartis-wende zu Brunwarti-swende und von da zu Brunwartisgeschwende)<sup>1)</sup>, ist die lautliche Angleichung bei den Namen, in welchen ‘schwenden’ das Bestimmungswort ist, durch falsche Analogiewirkung unter dem Einfluss begrifflicher Nebenwirkung (schwenden im Sinne von ‘roden’) zu erklären: Schwengeberg in der Nähe von Nidenstein, Schwengenberg, am Wald zwischen Dankerode und Stolzhausen, Schwengelberg im Wald oberhalb Asbach bei Schmalkalden, Schwingelfeld am Wald bei Rückers unweit Hünfeld und Schwingelhecke ebendort oberhalb des Schwingelfelds, Schwantfeld bei Harmutsachsen, die Schwant, Waldort bei Hasselbach im Amt Lichtenau usw.

Die letzte Gruppe von Umdeutungen entstammt einem ganz anderen Vorstellungskreise. Es werden nicht dem Gegenstand adäquate, sondern zufällige Nebenbegriffe erzeugt, die mit der Hauptvorstellung nur zufällig oder vorübergehend in irgendeine Beziehung gebracht werden können. Solche Nebenvorstellungen können geweckt werden durch örtliche Verhältnisse: ahd. giwant ‘Flur, Feldfläche bestimmter Richtung, Ackerkomplex, der dieselbe Länge oder Richtung hat’, das bei der Umdeutung von Winne(berg) zu Wende(berg) mitwirkte, war nicht ohne Einfluss bei der Anlehnung von Winne, Winde, Wende<sup>2)</sup> zu Wand, Gewand, Wange-, Wanne-, Wandel-, Wander- u. ä., wobei ausserdem noch ahd. wane, campus, ‘Feld, Ebene’, wanne ‘sanft gewölbte Anhöhe’ und wand ‘Grenze, Flur’ lautlich und begrifflich ineinander gingen. Solche Umdeutungen, durch Vermengung mit einem oder mehreren dieser Wörter entstanden, sind z. B. die Wand, Wald bei Sarnau (in der Nähe die Gemarkungsteile das Wengel und das Wengefeld), die Weiberwand (aus Weinberg-, Winberg — wand, also tautologisch), Wald bei Dodenhausen, Kr. Frankenberg, die Zimerswand, Ziemerswand (vielleicht aus Ziegenbergswand), Kührasenwand, das Wändchen, die Walmeröder Wand, die Steinwand, die Schäferwand, die Herfaerwand usw. Bei allen diesen ist die Erinnerung an ehemalige Huteplätze oder spätere Rodungen längst erloschen, es ist nur der zufällige Nebenbegriff ‘Abhang, steil wie eine Wand abfallende Berglehne’ erhalten geblieben und an die Stelle der einstigen Hauptvorstellung getreten. Ganz ähnlich vollzieht sich der Vorgang bei den Flurnamen in der Wann(e), auf der Wanne, z. B. bei Niederwetter, Ockershausen, Speckswinkel, Wehrda (Kr. Marburg), Wannefeld, Wannkopf (z. B. bei Marburg) usw. Auch hier keine Spur mehr von der einstigen Grundbedeutung, die Umdeutung

1) Vgl. dazu die ähnlichen Bildungen Angespann (neben Anspann), Ungedanken, Gedankenspiel, Ungewitter (neben Wetterhöh, Wetterau) usw. — 2) Meist in der Kollektivform: das Gewende z. B. bei Willershausen, Roda), die Gewendswiesen (z. B. bei Betziesdorf), das Gewengsfeld (z. B. bei Heimbach), aber auch das Wengefeld, das Wengel (z. B. bei Sarnau u. ä. m.

schreitet über den Begriff 'sanft gewölbte Anhöhe' weiter zu dem Begriff 'wannenartige Vertiefung, Schlucht' (ganz ähnlich wie bei Kesselsgraben, Kesselsgrund). Weitere Umdeutungen, durch zufällige örtliche oder persönliche Nebenumstände hervorgerufen, finden sich wahrscheinlich in den Flurnamen Wangenroth bei Immichenhain (in der gleichen Gemarkung die Wann und die Wannäcker), auf fetten Boden schliessend, Wanderhecke bei Ebsdorf, Wandelwiese (öfters), Wandeläcker, Wandelbach, Wandelgut, Wandelberg usw. Bei Wanderhecke hat dial. waanern 'gespenstisch drohen, geisterhaft umhergehen'<sup>1)</sup>, also irgendeine zufällige Gespenstersage, bestimmend mitgewirkt, bei Wandelwiese die gelegentliche Tatsache, dass zwei Besitzer abwechselnd, etwa ein um das andere Jahr, die Nutzniessung hatten.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Umdeutung von altem winid zu Winde, Windel(berg), Winkel(wiese), über die bereits oben das Nähere gesagt worden ist. Auch hier wirkten örtliche Nebenumstände, Lage in einer winkelförmigen Gegend, die z. B. durch zwei in einem Winkel aufeinanderstossende Berge gebildet werden konnte, bestimmend auf die Umdeutung ein. Vgl. Winkelacker, Reh-, Hasen-, Speckswinkel usw.

Ausser örtlichen und persönlichen Nebenumständen wirken auch geschichtliche oder mythologische Legenden auf die Namensumdeutung ein, und zwar oft so bestimmt, dass selbst die wissenschaftliche Namenforschung sich bis zum heutigen Tage noch oft genug durch solche Märchen täuschen lässt und über der schimmernden Hülle den eigentlichen Kern vielfach übersieht. So muss die Persönlichkeit Karls des Grossen immer wieder dazu herhalten, um die Sachsen oder Wenden massenhaft in Beziehung zu Ortsnamen zu bringen, die man bisher nicht hat deuten können, obwohl diese Volksstämme in den seltensten Fällen etwas mit der Entstehung solcher Orte zu tun haben. Mit Recht betont schon Arnold S. 538, dass angesiedelte Wenden unmöglich den zahlreichen Berg-, Bach-, Feld- und Waldnamen, die an den Namen dieses Volksstammes anklingen, noch in so später Zeit und so oft den Namen gegeben haben können. Selbst seine Annahme, dass dies nur in einzelnen Fällen geschehen sein mag, muss mit Vorsicht und gelindem Zweifel hingenommen werden, solange nicht geschichtliche Beweise in jedem einzelnen Fall vorhanden sind. So soll angeblich auch der Wendeberg bei Hersfeld, heute meist Wehneberg genannt, einer Kolonie von Wenden seinen Namen verdanken, während er 1182 als Windeberg, etwa 1200 als Windibereh in fine civitatis Hersfeldensis und erst im 14. und 15. Jahrhundert als Wendeberg urkundlich bezeugt wird und nach seiner Lage und seinen Bodenverhältnissen deutlich auf seine ehemalige Bestimmung als Weideberg hinweist, ganz abgesehen davon, dass die Namen der in der Nähe liegenden Gemarkungen allein

1) Vgl. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen S. 72f.

schon die Vermutung bestätigen. So heisst die entgegengesetzte Seite des Bergrückens nach Rohrbach hin noch heute gleichfalls Wenneberg, was auf gemeinsame Hute der um den Wehneberg gelegenen Ortschaften schliessen lässt.

Nicht besser steht es mit den Umdeutungen, die durch mythologische oder, in der Zeit des Christentums, durch kirchliche Gestalten (Heilige) hervorgerufen wurden. Auch hier ist die Wissenschaft bei der Namensklärung vielfach noch im Rückstand und zu wenig geneigt, der Sache auf den Grund zu gehen. So stand bis 1881 in der Flur Loshausen eine Eiche, die die Wendelseiche, ma. Wengelseech, hiess, weil an ihrer Stelle früher eine Kapelle des St. Wendel stand, welche zur Zeit der Reformation noch benutzt worden sein soll. Die 1572 urkundlich bezeugten Namen derselben Gemarkung Wendelsberg, das Wendelsberger Feld, lassen es jedoch im Zusammenhang mit den obigen Ausführungen als wahrscheinlich gelten, dass die Kapelle erst in Anlehnung an den Wendelsberg, der irrthümlich als ein Berg des St. Wendel aufgefasst wurde, dem Schutzheiligen Wendel geweiht wurde. Ähnlich verhält es sich mit den zahlreichen Marien- und Johannisbergen, die ähnlichen Umdeutungen ihre Namen verdanken.

So wenig wie das Hollental (Höllental) am Meissner ursprünglich etwas mit der mythologischen Frau Holle oder die Donareiche bei Geismar mit Donar zu tun hat, ebensowenig hat der Venusberg am Altvater<sup>1)</sup> mit der Göttin der Liebe etwas zu schaffen, sondern ist ein uralter Weidenberg, genau so wie der Underberg bei Salzburg, der im 16. Jahrhundert zu einem Wunderberg gestempelt wurde, an welchen sich dann ähnliche mythische Legenden knüpften wie an den Hörselberg in Thüringen, den Brocken im Harz, den Meissner in Hessen, den Altkönig im Taunus usw. Näheres in meinen Ausführungen über Volksetymologie und Sagenbildung.

So haben wir an der Hand des altdeutschen Wortes winne ein reiches Stück Kulturgeschichte kennen gelernt, einen interessanten Blick in die germanische Volksseele tun können. Hier offenbart sich uns Volkskunde wie ein reichlich sprudelnder, nie versiegender Quell.

Hersfeld.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Vgl. auch Buck S. 287: Venusmühle, beim Volk Venismühle, Venusberg bei Essendorf, früher Venersberg, desgl. bei Eyb (Ansbach), früher Veniberg und Venibuck. Keine einzige Urkunde deutet nach Buck auf Venus, sondern diese Formen sind sämtlich Kanzleistubenerfindungen. Vgl. Grimm, Myth. <sup>3</sup> 1, 524; 536; 548.



## Kleine Mitteilungen.

### Zur Geschichte des Aberglaubens in der Obergrafschaft Katzenelnbogen.

Im achten Band der Zeitschrift für Kulturgeschichte S. 287—324 hat Prof. D. Dr. Wilhelm Djehl einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er an der Hand der hessischen Kirchenvisitationsakten von 1628 schildert, in welchem Umfang der Aberglaube in dem damaligen hessischen Gebiet, der Ober- und Niedergrafschaft Katzenelnbogen geherrscht hat. Auf Grund eines hochinteressanten authentischen Materials zeigte sich, dass die abergläubischen Bräuche und Sitten in den südlichen und nördlichen Teilen des landgräflich hessischen Territoriums in ganz verschiedenem Grad verbreitet waren. Während die südlichen Teile nur vereinzelte Fälle darboten, so in den Orten Rossdorf, Gundernhausen, Pfungstadt, Hahn u. a., hatten verschiedene Orte der Niedergrafschaft eine geradezu unheimliche Zahl von Zauberern und Segensprechern aufzuweisen. Diehl sagt am Schlusse seiner Abhandlung: „Fassen wir alles zusammen, so werden wir behaupten dürfen, dass die Visitationsakten von 1628 für ein Gebiet, dessen Aberglaube noch verhältnismässig wenig erforscht ist, wertvolle Beiträge darbieten und dass es dringend zu wünschen ist, dass die noch vorhandenen Reste zum Zweck einer Vergleichung von sonst und jetzt gesammelt werden möchten.“

Die nachstehenden Zeilen wollen eine Ergänzung der von Diehl angedeuteten Lücke beibringen, indem sie über die Tätigkeit einer Kräuterfrau und Segensprecherin aus dem kleinen Dorfe Malchen an der Bergstrasse berichten, die wegen ihres 'teuffelischen segens und warsagens, auch artzens' 1612, also 16 Jahre vor Entstehung der von Diehl bearbeiteten Kirchenvisitationsakten, mit den Behörden in Konflikt geraten ist.

Die Persönlichkeit, um die es sich bei den hier zu schildernden Vorkommnissen handelt, Margareta, Witwe von Wennig Bergsträßer zu Malchen, ist eine 'alte fast abgelebte fraue', wie die Akten von ihr sagen, deren gesamte, viele Jahre lang geübte Zauberei, so sehr sie auch zu missbilligen war, wohl kaum jemandem etwas geschadet oder genützt haben dürfte. Gleichwohl war es auf die Dauer nicht angängig, dass man dem Treiben der Alten stillschweigend zusah. Nachdem schon ein Jahr früher einmal in einer Diebstahlsache strafgerichtlich gegen sie vorgegangen worden war, sollte es 1612 zu einer neuen Untersuchung gegen sie kommen. Kaum aber hatte der landgräflich hessische Keller Anthonius Saarbrück zu Zwingenberg a. d. B. das letzte Wort gegen die weise Frau von Malchen ausgesprochen und ihr das ärgerliche Treiben ernstlich verboten, da kam es nur wenige Tage später zu einem erneuten Zwischenfall. An dieser Stelle nun setzen die im Gr. Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt verwahrten Untersuchungsakten, denen wir uns möglichst eng anschliessen werden, ein. Den Beginn macht ein Bericht, den der Keller Ant. Saarbrück am 24. Juli

1612 an seine vorgesetzte Behörde, die Regierung zu Darmstadt erstattete. Dieses Schreiben, das sich auf eine Reihe von Zeugenaussagen über die jüngste Tätigkeit der Margareta Bergsträßer stützt, hat folgenden Wortlaut:

„Auf fürstlicher hessischer cantzley zu Darmstatt bevelch habe ich anheut von dem hessischen schultheißen zue Malchen Ewald Geyern entgegen Margrethen, Wennig Bergstroßers wittiben daselbsten, ihres ietzigen thuns und wandels halben bericht eingenommen: Derselbige zeigt an, nachdem am nehern montag den 20. dießes ich gedachte Margrethen ihrer bißhero viel jar lang verübten teuflischen segens und warsagens, auch artzens halben zu rede gesetzt und sich deßen gantzlichen zu enthalten verboten, so habe sie deßen ungeachtet am nehern mittwochen den 22. dießes sich deßelben wieder unternommen und einem mann vom Hain bey Pfungstatt mit einem pferde bey sich gehabt, Wennig Weicker genant, deme sie rath seiner schwachen mutter halben mitgetheilet. Wie aber solches fürgangen, wieße er nicht. Doch habe der pfarrherr zu Nider Berbach sie uff solchen tag, als er geprediget in beysein des schultheißen und Hans Franckens des senicrs fürgefordert und examinirt, was gedachter mann vom Hain mit dem pferd bey ihr zu thun gehabt, ob sie ihme rath ertheilet. Habe sie daruff geantwortet, es were wol solcher mann bey ihr geweßen, sie hette ihnen aber zum pfarrherr nacher Bickenbach gewießen. Als aber der pfarrherr zu Niederberbach sie des verbotts, so der Keller zu Zwingenbergk ihr sich solcher sachen gantzlich zu müßigen, angelegt, erinnert und ernstlichen zu wißen begert, ob sie ermeltem mann vom Hain ichtwas gerathen und was er ihr in einem Körblein, so er gebracht, gegeben, habe sie gesagt, sie hette ihme etzliche kreuter, als rosamarin, isop und maioran zu nehmen und einen tranck daraus zu sieden und denselben trincken zu laßen geheißsen, dafür er ihr ein virtheil eyer auß dem Körblein gegeben hette. Ob nun aber auch seggen und andere ungebürlliche mittel sie hierzu gebraucht, darvon habe sie nichts gestehen wollen. Welches alles auch Hans Franck zu Malchen berichtet und darbey auch dießes angezeigt, wie sie dabevor sich des urin besichtigens gebraucht und vorm jahr ungefehr, als er bey Hanß Reißman zu Malchen eine neue egen zur korn saat entlehnet, seye ihme dieselbig gestolen worden und endlichen an tag kommen, das ermelte Margretha dieselb in ihrem stubenofen zu esche verbrenndt habe, derowegen sie auch vorm jar uf der centh zu Zwingenbergk gestrafft worden, warzu und welchem ende sie solch eschen gebraucht habe, wird sie am besten wißen. Sonsten könnten sie nicht wißen, ob sie auch mit andern verbotenen dingen als zaubereyen und dergleichen unthaten umbehe, sintemaln solche thaten in geheim verübt werden.

Doch habe er Hans Franck und Erbaldt Luckhaupt, welcher ob specificirten bericht auch durchaus erholet, dabevor von ihrem eygenen mann Wennigen Bergstroßer gehöret, daß er selbstens gesagt, sein fraw könnte zaubern etc. Ob nun solchem also, das könnten sie für ihre person nicht wissen.

Ferner sagten sie, es hette auch newlicher zeit Peter Lehn rathsperson allhier zu Zwingenbergk bey gedachter Margreth seiner lamigkeit halben raths gefragt, was sie aber ihme gerathen, das wissen sie nicht. Hierauff hab ich ermelten Peter Lehn so baldt vor mich erfordert und deßwegen zu rede gesetzt. Zeigt an, er were in ein lamigkeit gerathen und ihme von Michel Spießen zu Wallerstedten, welcher gleicher weis einer lamigkeit halben gedachte Margreth umb hulf und rath ersucht gehabt und ihme geholffen, gerathen, das er ihr ein stück von seinem leib schicken solte, würde sie ihme beholffen sein. Darauff habe er ihr sein hempt, so er acht tag lang an seinem leib gehabt durch seinen

sohn geschickt, welches sie genommen und damit uf beseits gangen. Was aber sie damit gethan, habe sein sohn nicht vermercken können. Seye aber bald wieder zu seinem sohn kommen und gesagt, es komme solche lamigkeit von einem trunk, den er gethan hero und hette ihme etzliche kreuter, als isop, salvei, hirtzungen und roßmarin gegeben, die er gesotten und getruncken, auch damit seine lame beine gewaschen. Habe ihr ein gulden gegeben, aber ihnen nichts geholffen.

Deßgleichen sagt er, were hievor Jacob Reußen allhier dienstbub, Jörg genandt, welcher an seinem gantzen leib krafftloß geweßen, bey obgedachter Margreth geweßen und ihme verhelffen laßen, welchen ich gleicher gestalt erfordert und derentwegen befragt, sagt, er were ungefehr vorm vierthel jar an seinem leib, an armen und füßen gantz krafftloß geweßen. Sey er zu gemelter frawen gehn Malchen gangen und ihme helfen laßen. Hette sie ihnen an seinem leib von dem kopff an biß zun füßen mit ihren henden angetastet und etzliche wortt heimlichen uber ihn gemurmelt, auch drey eyer und pulver in dreyen kleinen döttergen zugestellt, die er des morgens geßen und daruff die krafft seines leibs wieder bekommen, also daß er innerhalb acht tagen wieder arbeiten können. Habe ihr hierfür einen halben guldten gegeben.

So ist auch Wennig Weicker vom Hain bey Pfungstatt fürgefördert und deshalb, das er am mittwochen den 22. julij zu Malchen bey des Bergströbers wittiben geweßen und rath gesucht, zu rede gesetzt worden. Zeigt an, es hetten die leuth, welche er nicht nahmhaftig machen können, seiner mutter, welche umb die brust großen schmerzen gehabt, gerathen, sie sollte ihr hembd von ihrem leib gedachter wittiben schicken, würde sie die schwachheit erkennen und ihr wieder verhelffen. Da habe seine mutter ihnen dahin gehn Malchen geschickt und er der frawen seiner mutter gelegenheit angedeutet und das hembd zugestellt. Sie hette aber daruff gesagt, er sollte gehn Bickenbach zum pfarrherrn gehen und ihme verhelffen laßen, doch endlichen das hembd genohmmen, in ihr stuben allein gangen und uber ein kleine weyl wiederkommen und die schwachheit angezeigt, auch ihme in dreyen dottergen pulver gegeben und gesagt, sein mutter sollte es in dreyen eyern innehmen, so werde es beßer mit ihr werden. Habe ihr darfur weiter nichts, dann ein vierthel eyer verehrt und seiner mutter das pulver bracht, so sie eingenommen und mit ihr beßer worden.

Hans Krichbaum von Oberberbach ist der trohewortt halben, welche Leonhard Franck außgegoßen haben solle, verhöret worden. Zeigt an, er habe Madern Roßens fraw, so mit seiner hausfrawen geschwistern kinder seyen, zu mehrmalen gewarnet, von ihrem bößen wandel abzustehen und des Leonhard Franckens müßig zu gehen, denn er oftmals gesehen, das sie beide, wann ettwan eines oder das ander im feld geweßen, einander nachgegangen und zusammen kommen. Sie hette aber ihme gantz betrohenlichen ins gesicht gesagt, wenn er sein maul nicht halten würde, solte Leonhard Franck ihme seinen kopff zerschlagen und ein wehr in leib stoßen, wie denn zween schäfers buben gehört haben, das sie solches dem Leonharden befohlen hette. Daruff er es dem Leonharden fürgerückt, habe er gestanden, das es die Schmidtin ihme befohlen habe, aber von ihme seyen sonderlichen keine drohewortt, so viel ihme wissend, gehört worden.“

Das Antwortschreiben der Darmstädter Regierung, das auf diesen Bericht hin erging, war auf das entschiedenste bestrebt, dem Treiben der Margareta Bergsträßer ein Ende zu machen. Die Verfügung, in welcher die sofortige per-

sönliche Vernehmung der Missetäterin, ihre gleichzeitige Verhaftung und Haussuchung angeordnet wird, lautet folgendermassen:

„Ehrbar guter freunt, wir haben ewer schreiben neben dem überschickten Walbronnischen register empfangen, verlesen, dieweilen den darob vernommen das, obwohl uf unsern euch zugeschickten befelch ihr Wennig Bergstroßer wittiben zu Malchen sich des segensprechens, wahrsagens und verbottenen ubernatürlichen artzneyens sich gentslich zu enthalten ernstlich undersagt, sie dem auch also nach zu kommen versprochen, das sie sich doch solcher verbottener cure gleichsamb den andern tag nach empfangenem verbott wieder unterfangen. Wan den solchs Gottes gebott und der darin wohlbegründten Kirchenordnung zue wieder und pillich gestrafft wirdt, so befehlen in namen u. g. f. und hern L. Ludwigs zu Hessen etc. wir euch vor uns g. gesinnende, das ihr gedachte wittib demnehisten vor euch kommen lasset und von ihr, wie lang sie solche verbottene curen gebraucht und wehme sie darmit geholffen, wehr auch recht und hülffe bey ihr gesucht, erkundiget und sie daruff drey tag lang in die betzencammer hinsetzet. Inmittelst in ihrer behausung vleissige nachsuchung thut, ob ihr etwas von verdecktigen materien oder ander anzeige finden moget und uns darvon berichtet. Soll daruff fernere gepuerliche verordnung vorgenommen werden und wir seindt euch mit günstigem willen wohl gewogen. Datum Darmbstadt den 26. juli anno 1612.

Canzler und rhäte doselbst.“

Sofort nach dem Empfang dieser Verfügung ging der Keller an ihre Ausführung. Bei der am 1. August 1612 vorgenommenen Haussuchung fanden sich in einem Schränklein und einer Truhe in der Stube der inzwischen verhafteten Angeschuldigten folgende Stücke vor:

- „1. Ein stein gleich wie ein donneraxt, so in der mitt ein rund loch hat, ist grawlicht, vorn gleich wie ein schneidig axt und binden stumpf.
2. In dreyen lädelein viel pulver aus gekreudig gestoßen und darbey etzliche kleine düttergen voll pulver.
3. Etzlich gekreudig in einem glaß und in einem duch.
4. Ein gestreifte ohl haut.
5. Viel kleine kotturffen und gläßer, darinnen etzliche verdecktige getränck und urin, darfur man es angesehen, geweßen.
6. Zwen häfen, darin auch verdecktig geschmir geweßen, etzlich weiß bundstreck salva reverentia zu meldten.“

Ausserdem enthielt das Schränklein und die Truhe noch eine grosse Anzahl von Geldstücken aller Sorten, vom Goldgulden bis zum halben Batzen herab, die, nachdem man sie gezählt hatte, den ansehnlichen Betrag von 129 Gulden 18 Albus ergaben. Das Geld wurde von den antierenden Personen „in zwen seckeln und einer sewblaßen verpitschirt, auch weil es abwesend der verhaftten wittiben in ihrem haus nicht wol verwarth geweßen, zur kellnerey Zwingenberg gebracht und biß uf fernern bevelch reponirt.“

Am gleichen Tage fand auch die verantwortliche Vernehmung der Margareta Bergsträßer statt. Hierbei wurde folgendes zu Protokoll genommen:

„Erstlichen sagt sie, sie hette ihre artzneykunst von ihrem mann selig erlernt und gehe sonst mit nichts anders umb, als mit kreutern. Wolte auch hierbey anfangs nicht gestehen, das sie mit segen umgehe, biß zuletzt, daß sie deßen ernstlichen erinnert, das sie auch segnercy gebraucht, eingestanden und bißweylen dießen segen gebraucht:

‘Du liegest allhier  
 Und weißest nicht was du bist,  
 Drum helffe dir  
 Gott und der heilige Christ.

Im nahmen Gottes, des vatters, des sohnes und des heiligen geistes.’

Das andre ist sie befragt worden, ob sie auch auf ersuchung der leuth in erkennung der schwachheiten, eitwan christallen, glaß, stein oder etwas anders gebrauchet. Hat sie hiervon nichts gestehen wollen. Dargegen sie befragt worden, warzu dann sie den stein, so einer donneraxt gleich seye und ihr fürgetzeigt worden, gebrauchet hette. Antwortet sie, solcher stein were ein donneraxt, wiße nicht wer das loch darin gemacht. Ihr mann hette denselben zu den pferdten, so böße schleuch gehabt, gebrauchet und die böße schleuche damit bestrichen. Wie denn auch sie zu den weibern, so böße brüst gehabt, solchen stein, damit sie die brust creutzweis mit sprechung:

‘Im nahmen Gottes des vatters, des sohns und des h. geistes’

in gleichem zu den pferdten an bößen schleuchen gebrauchet habe.

Das dritte, das pulver in dreyen unterschiedlichen lädelein seye aus barbinckelkraut, peterwurtz und dann einem schmalen kraut, so sie jetzmal nicht benennen wollen. Und sagt, dasselbe habe ein roth blümlein und trage schottergen, stehe und wachße im newen wege zu Malchen hinder ihrem hauß, und gebe sie solch pulver, denen sie ihr urin, salva reverentia zu schreyben, besehe und unden ufm boden trübe, als wie hefen befinde, in dreyen kleinen düttergen in dreyen eyern ein.

So sagt sie vors dritte, das die wurtzel, so sie in einem ledlin gehabt und ihrem bericht nach peterwurtz sein solle, den leuthen so das fieber hetten, ohne segensprechen (quod non creditur) anhege und dieselbe jars im maio grabe.

Ferner und zum vierten sagt sie, daß das kreutig, so in einem glaß geweßen, wildtblumen wehren, und brauche sie dieselbe den leuthen, denen ein hande oder fuß verstaucht were, lege sie in warmer maybutter auf.

So mache sie zum fünften ein schmaltz aus den rothen schnecken, nehme dieselben und henge sie in ein tuch an die sonn, so dreuffe das schmaltz herab in ein undergesetztes gefeß, welches schmaltz sie zur lämigkeit gebrauche.

Das geschmier das sechste in zweyen hüfen, sey oly drauß von dem nußoly, darmit schmier sie die wunden an menschen und viehe, wann die fliegen solche wunden, sonderlich an vich beschmeißen, damit keine maden darauß erwachßen mögen.

Das obgemelte pulver, sagt sie, gebe sie auch den jungen schwachen kindern in einem dottgen zu dreyen malen in dem breylein ein und werden darvon gesundt.

Ist vors siebende eingestendig, das zu vielen mahlen die leuth ihr die urin zu besichten und daraus die schwachheit zu erkennen gebracht hetten, wie denn in ihrem hauß viel kutturfen und andere gläßer befunden und in fünff unterschiedlichen gläßern noch urin vorhanden geweßen, welche ihr fürgestellt und zu wißen begert worden, wer ihr solch wasser zugebracht hette. Hat sie anfangs niemanden kennen wollen, biß zuletzt, da sie ernstlichen hierzu ermahnet worden, nach benennthe angetzeigt: Als erstlichen berichtet sie das in einem glaß das wasser ist gar schwartz, des spitalmeisters zu Hoffheim, Wilhelmen

Buchen geweßen und ihr ungefehr vor 2 oder 3 monaten durch ein frawe seinetwegen gebracht worden sey. Habe ihme daruff gemeltes pulver in dreyen dottergen, dieselbe in dreyen eyern einzunehmen geschickt und darbey einen tranck von 3 roßmarein, 3 majoran und drey ysopen stücken in einer echtmas wein zu sieden und zu trincken zugerichtet, welcher dranck durch alle glieder des menschen gehe und helffe.

So were der urin in einem andern glaß von dem Wülckern zu Diepurgk ihr zugeschickt, deme sie gleicherweiß wie negst gesagt verhoffen. Von uberigen urinien in den andern gläsern hat sie nicht berichten wollen, von weme sie ihr gebracht seyen, mit furwendung, es sey ihr vergeßen.

Zum achten hat sie auch under andern salva reverentia zu melden in ihren artzneyen weißen hundstreck gebraucht, darmit sie die schwache kinder uf fewer kolen bereuche.

Wie wol nun furs neunde sie in abreden sein wollen, das ihr die leuth, so in ihren schwachheiten bey ihr rath gesucht, einige stück oder hempt von ihrem leib, daran die schwachheit zu erkennen gebracht hetten, so ist doch sie deßen so baldt durch Peter Lehn, Bürgern und des Raths zu Zwingenbergk, welcher sie auch seiner lämigkeit halber, darmit er noch behafft ist, raths befragt hat, ubertzeuget, sagt es ihr in faciem, das er von Michel Spießen zu Wallersteden, so gleicherweis lahm geweßen, berichtet worden, er habe ihr sein hempt von seinem leib geschickt, welches sie angenommen und darob die schwachheit erkandt, auch ihme daruff geholfen. Als hette er, Peter, ihr gleichfalls sein hembd durch seinen sohn geschickt und damit allein uf beseits gangen. Was sie aber darmit gethan, hette sein sohn nicht vermercken können. Sie denn daruff zu seinem sohn gesagt, er hette einen trunk in wein gethan, dabero die lämigkeit kommen und es were ihm besser geweßen, er hette dafür wasser getruncken gehabt. Hette aber sonsten nicht berichten wollen, von weme oder woher ihme solcher trunk were beygehalten worden. Auff solchen ihren bericht were er selbst zum zweyten mal bey ihr zu Malchen geweßen und ihres raths gepflogen. Habe ihme darauff selbst gesagt, es seye ihme solche lämigkeit durch einen trunk herkommen und ihme drey dottergen obberurtes pulvers, solche in dreyen eyern des morgens früe inzunehmen gegeben und darbey einen tranck von ysopen, salbey, hirtzzungen und roßmarein in wein zu sieden und zu trincken bevohlen. Aber es habe ihnen nichts geholfen. Welches alles sie auff solche antzeige nicht verneinen können, sondern eingestehen müßen.

Ebenmeßig hat Jacob Reußen dienstbub am 24 julij jüngsthin, so sie raths befragt, berichtet, daß sie ihnen an seinem gantzen leib betastet und heimlichen darbey etzliche worth, so er nicht verstehen können über ihnen hero gemurmelt habe.

Deßgleichen berichtet auch Balthasar Werckli ein meurer zu Zwingenbergk, das er unlangsten von wegen seines bruders Christian Wercklies hausfrawen, welche im haupt jrr und fast sinnloß geweßen, sie raths gesucht hette. Habe ihme daruff vielbemeltes pulvers drey dottergen voll inzunehmen gegeben und ihme darfur ein halben fl. zu lohn abgeheischen. Habe ihr seines behalts umb 3 batzen verehret.

So hat auch ihr Peter Krapp der bawbecker zu Zwingenbergk ins angesicht gesagt, daß sie vor 1½ jare uf sein erfordern zu ihme naher Zwingenbergk kommen und ihme seine schwachheiten, so er im leib gehabt mit zurichtung eines draneks von dreyen roßmarin, dreyen jsopen, dreyen quendlin und dreyen

majoranstücken und denen zustellungen des pulvers obbertürts in dreyen dottergen und einem dötgen voll geweihts saltz geholffen.

Und obgleich sie zuvorhin, ob sie andern mehr zu Zwingenbergk verholffen habe, befragt gewesen und nichts bekennen noch berichten wollen, jedoch ist sie auff solch beschehene confrontation dießes alles eingestendig gewesen.

Die ohlhaut, so in ihrem hauß befunden, belangend, sagt sie ihr mann hette darauß hoßenbendell machen wollen. Ob nun aber dießes also war sey, wird dißmals an seinen orth gestellet.

Als sie auch zum überfluß befragt worden, zu was ende sie die hembder der schwachen leuth gebrauchte, hat sie daruff nichts sagen wollen, allein daß sie gestanden, die leuthe hettens ihr gebracht, welche aber sie nicht wie der schmied zu Obern Berbach, deme die leuthe auch kleider in ihren krankheiten brächten und von ihm nicht wiedergegeben würden, behielte, sondern den leuthen wieder zustellte. Darob denn unschwer und leichtlich abzunehmen, daß sie über solche hembder auch ihr unchristliche segen oder andere verbottene mittel gebrauchen thut, nicht zweifelnde, da sie deßwegen mit mehrerem ernst befragt werden solte, sie endtlichen die beschaffenheit werde antzeigen müßen.

Wie sie dann auch anderer mehr sachen halben, so nicht weniger verdacht zaubereyen uf sich haben, in specie befragt worden und nemblichen, ob nicht war, daß sie vorm jar ein newe egen ufm feld, so Hans Reißman zu Malchen zugehörig gewesen, diebisch entfrembdet und in ihrem ofen zu eschen verbrandt hette. Hat sie es, ohngeachtet deßwegen uf der centh ihr 5 Pfund heller ihrem selbst berichten nach zur straff erkandt, nicht, daß sie es gethan, gestendig sein wollen, sondern wendet vor, es seye ihr mit solcher straff unrecht geschehen, da doch deßen sie niehmals könn überwießen werden.

So ist sie auch vermöge des gemeinen geschreyes der zaubereyen offentlichen im verdacht, wie sie dann sich solte haben hören laßen, da man mit ihr also werde fortfahren, so weren auch andere mehr zu Malchen und zu Zwingenbergk, die auch vort müsten.

Entzlichen ist sie auch befragt worden, ob sie nicht einen guthen vorrath an geldt hette und daßelbe, wo nicht alles, jedoch das mehrer theil von denen leuthen, so sie in ihren schwachheiten raths ersucht, verehrt worden were. Hat sie geandwortet, sie wüste nicht, wie viel sie daheim in ihrer arcken hette. eins theyls hetten ihr die leuthe verehrt und sie wol gehalten, auch ihr vetter der marckmeister zu Darmstatt ihr newlich 12 fl. in sechs dutten gegeben, sowie gedachter ihr vetter ihr auch umb 100 fl., so sie ihm geliehen und davor nach ihres mans todt ihr zu theyl worden weren, schuldig.

Fernere verdeckte umbstende hat dißfals von ihr nicht erkundiget werden mögen.<sup>4</sup>

Folgenden Tags, am 2. August 1612, sandte der Keller Anthonius Saarbrück die Protokolle an die fürstliche Regierung nach Darmstadt. In seinem Begleitschreiben gibt er seiner persönlichen Ansicht über die Angelegenheit ausführlichen Ausdruck, und diesen Bemerkungen entnehmen wir noch folgendes:

„Was nun gegen ihr ferner für zu nehmen sein mochte, daß stehe bey Ewern Gestrengen, Ernvesten und Großgünstigen, hochvernünftigem bedencken und ist zwar meines erachtens dieser frawen verbroch nicht allein nicht gering, sondern auch sehr verdächtig anderer mehr hoch straffbarlicher sachen, wie uß ihrem bekenntnis unschwer abzunehmen und in der verhoer ab ihrer persohn geben, reden und antwort, besonderlich deren verbrendten egen halben beschehener verneinung vermerckt worden ist. Und dieweil sie eine alte und fast ab-

gelebte fraue ist, so wehre nötig, waß gegen sie ferner in einem oder ander wege furzunehmen, daß es fürderlich beschehen möchte. Es ist gestern ihr vetter der marckmeister zu Darmstad allhier bej mir gewesen und begeret, ihnen zu ihr zu laßen, zu horen, was ihr gelegenheit sein möge. Ich habs aber noch zur zeit bedenckens gehabt, den aditum zu willigen, sondern zuvorderst die eingehneme gelegenheit E. G. H. und G. zu schreiben wollen. Ohne ist auch nicht, so viel ich bißhero gehoret, daß sie fast von jederman deren zeubereien verdächtig gehalten würdt und da derhalben wider sie eine inquisition angestellet und etzliche uß der gemeinde zu Malchen, auch hiesgen ort derwegen verhoret werden sollen, mochte vielleicht der verdacht verificirt werden und andere mehr ins spiel gerathen. Wie sie dann sich solte haben vernehmen laßen, da man mit ihr also procediren werde, so müsten auch andere mehr vort. Alß aber ich dieses ihr furgehalten, hatte sie es nicht gestehen wollen. Gedachter marckmeister hat sich erbotten vor sie burgerschaft zu leisten und sie zu sich in sein hauß zu nehmen und aufsicht zu haben, damit sie sich inskünftig fernern artzens, segens und dergleichen gantzlich enthalten solte. Stehet also dießes wohl zu bedencken. Und da sie dies mals der haften uf bemelte bürgschaft wider erlaßen werden solte, so konde man ihr ihres verbrochens halben von dem inventirten gelt, welches sie durch solch ihr unzimbliches artzen und segen erobert, wohl eine zimbliche summe abnehmen und dem fisco heimweyßen, doch E. G. E. H. und G. hiermit nichts vorgeschrieben.

So bin ich auch vor dem pfarhern zu Niderbernbach vor geweßen, berichtet, daß Madern Roß zu Oberbernbach deme gleichfals sein lange zeit verübtes artzen und segen bey vermeidung hoher straffe verboten worden, seither sich deß artzens und segens widerumb unternommen und also solchen gesellen fast unmeiglich ist, sich deßen gantzlich zu enthalten. Stehet also zu bedencken, ob nicht auch solcher gestalt gegen ihme mit gefenglicher verhaftung und nachsuchung in seinem hauß verfahren werden solten. Erwarten hierauf E. G. H. und G. großünstigen bevelchs.

Sonsten werde ich auch berichtet, daß gedachtes Maderns fraue und Leonhard Franck zu Oberbernbach, so itzo flüchtig seind, mit einander zu Eychen bey Gernßheim sich verhalten soln und da deme also, konden sie der ends wohl nidergeworffen und auf begeren gegen einen reverß versehentlich in unseres gnädigen fürsten und herrn haft gebracht werden.“

Was die Darmstädter Regierung auf diese Vorschläge geantwortet hat, ist dem Wortlaut nach nicht bekannt. Soviel steht aber fest, daß Margareta Bergsträßer spätestens am 10. August 1612 nach ordnungsmässig geleisteter Bürgschaft aus dem Gefängnis entlassen und nach ihrem Heimatsort Malchen zurückgebracht worden ist.

Hiermit sind wir am Schluss der Akten angekommen, soweit sich deren Inhalt auf Margareta Bergsträßer bezieht. Wir stehen nun vor der Frage, welches das Ergebnis der Untersuchung war, die ja für die Angeschuldigte glimpflich genug verlaufen ist. Wenn wir die Zeugenaussagen, das teilweise Geständnis und das Ergebnis der Haussuchung noch einmal an uns vorüberziehen lassen, so läßt sich ein ziemlich sicheres Bild gewinnen, wieweit der Vorwurf von dem „teuffelischen segen und warsagen, auch artzen“ gegen Margareta Bergsträßer begründet war. Zunächst ist gleichsam als Milderungsgrund hervorzuheben, dass das Treiben der Malchener Kräuterfrau durchaus nicht als isolierte Erscheinung dasteht, sondern dass die Untersuchung zum mindesten den Verdacht ähnlicher Handlungen noch auf verschiedene andere Personen geworfen hat. Von ihrem eigenen Manne hat



Margareta Bergsträßer die Arzneikunst und den Gebrauch der Donneraxt erlernt. Möglich also, dass das Ehepaar dereinst gemeinsam praktiziert hatte. Auf ganz ähnliche Art wie sie, kurierte auch Madern Roß, der Schmied aus Ober-Beerbach. Freilich hat sich jener bei seiner lichtscheuen Tätigkeit mit dem Besehen der Leibwäsche und der Kleidungsstücke seiner Patienten allein nicht begnügen können, sondern die vertrauensvoll übergebenen Stücke einfach für seine Zwecke zurückbehalten, wodurch er seine Anhänger nicht nur auf feine Art betrogen, sondern auch noch fremdes Eigentum in grober Weise unterschlagen hat. Als Wennig Weicker vom Hain, dem heutigen Hahn bei Pfungstadt, wegen seiner kranken Mutter zu Margareta Bergsträßer kam, will sie ihn zum Pfarrer nach Bickenbach geschickt haben. Dass der dortige Pfarrer der abergläubisch gesinnten Patientin als Jünger Christi helfen sollte, ist nur schwer zu glauben. Er stand offenbar ebenfalls im Geruch der Zauberei.

Die Tätigkeit der Margareta Bergsträßer setzt sich aus einer grösseren Reihe einzelner Gepflogenheiten zusammen. Sieht man von dem ihr wohl nur fälschlich zur Last gelegten Kristallsehen und dem nicht bewiesenen Gebrauch der Aalhaut ab, so bleibt im wesentlichen noch folgendes Bild ihres abergläubischen Treibens übrig. Neben dem Segensprechen („Du liegest allhier“ usw.) erscheint sie des Gebrauchs der Donneraxt bei Pferdekrankheiten und brustleidenden Frauen überführt. Kräuter hat sie nicht nur als Pulver, sondern auch zu Tränken und bei Abwaschungen verwenden lassen. Erwiesen ist das Besehen von Wäschestücken, ferner von Urin, so bei dem Spitalmeister Wilhelm Buchen zu Hofheim (heute Philippshospital bei Goddelau) und einem Patienten von Dieburg. Was den Gebrauch der Peterwurz bei Fieber betrifft, so gestand sie, dass sie dieses Gewächs den Leuten „ohne segensprechen anhege und dieselbe jars im majo grabe.“ Wildblumen hat sie verordnet, wenn jemand die Hand oder den Fuss verstaucht hatte, und zwar legte sie dieselben „in warmer maibutter“ auf. „Schmaltz aus den rothen schnecken“ sollte bei Lahmheit helfen und Öl bei Fliegenstichen bewirken, dass weder bei Mensch noch Vieh Maden entstünden. Endlich hat sie „weißen hundstreck gebrauchet, darmit sie die schwache kinder uf feuer kolen bereuche.“ Wichtig ist, dass Margareta Bergsträßer ihr Tun möglichst geheim hielt und den Segen niemals in Gegenwart eines Zeugen hersagte, es sei denn so, dass die Worte nicht verstanden werden konnten.

Es sind im ganzen acht Einzelfälle, deren Margareta Bergsträßer als überführt anzusehen ist:

1. Die Mutter Wennig Weickers aus Hain (Hahn) bei Pfungstadt, an Brustschmerzen und Schwäche leidend, hatte ihr Hemd geschickt. Margareta Bergsträßer gebrauchte daraufhin den Segen, verordnete Pulver und empfing für ihre Tätigkeit ein Viertel Eier. Der Zustand der Kranken hat sich angeblich gebessert.

2. Michel Spieß zu Wallerstädten (Kreis Gross-Gerau) hat Margareta Bergsträßer wegen Lahmheit um Rat befragt. Sie hat ihm geholfen, nachdem er ihr sein Hemd geschickt. Befriedigt von diesem Erfolg hat Michel Spieß den Peter Lehn aus Zwingenberg, der mit demselben Leiden behaftet war, zu der Malchener weisen Frau gesandt.

3. Peter Lehn, Bürger und Ratsperson aus Zwingenberg, liess Margareta Bergsträßer erst durch seinen Sohn konsultieren und kam dann persönlich. Nachdem der Segen über das Hemd gesprochen war, musste der Patient den Kräutertrank und das Pulver einnehmen und seine lahmen Beine abwaschen. Die Kur hat nichts geholfen. Peter Lehn hat seine Lahmheit behalten, und der dafür entrichtete Gulden war zum Fenster hinausgeworfen.

4. Dienstbub Jörg bei Jacob Reußen in Zwingenberg war am ganzen Leib, an Armen und Füßen kraftlos. Diesen Kranken hat Margareta Bergsträßer an seinem Leib von Kopf bis zu Füßen betastet, etliche Worte heimlich über ihn gemurmelt, die der Patient nicht verstehen konnte und ihm Pulver verordnet. Die Kur kostete  $\frac{1}{2}$  fl. und hat dem Kranken geholfen.

5. Bei Wilhelm Buchen, Spitalmeister zu Hofheim, der an Schwachheit litt, hat Margareta Bergsträßer den Urin besichtigt, der ihr durch eine Frau überbracht worden war. Ob das verordnete Pulver und der Trank Erfolg hatten, wird nicht berichtet.

6. Bei Wülcker von Dieburg, an Schwachheit leidend, hat Margareta Bergsträßer den Urin besichtigt. Resultat unbekannt.

7. Die Frau Christian Wercklis zu Zwingenberg war „im haupt irr und fast sinnlos“. In diesem Fall wurde Pulver verordnet und dafür  $\frac{1}{2}$  fl. gefordert. Ergebnis der Kur unbekannt.

8. Endlich ist Peter Krapp, dem Baubecker zu Zwingenberg, wegen seiner Schwachheit im Leib der übliche Trank verordnet worden. Auch hier fehlen Einzelheiten und Angaben über die Wirkung.

Die eben hervorgehobenen acht Einzelfälle zeigen deutlich, dass Margareta Bergsträßer bei leichteren Krankheiten entweder nur den Trank, 'welcher durch alle Glieder des Menschen gehe und helfe', oder nur ihr Pulver, bei schwereren Leiden dagegen beide Mittel zugleich anzuwenden pflegte. Es ist nicht uninteressant, etwas näher auf die Zusammensetzung dieser Medikamente einzugehen. Bezüglich des Pulvers erklärte Margareta Bergsträßer selbst, dass sie Patienten, deren Urin trüb sei, ein Gemisch 'in dreyen kleinen düttergen in dreyen eyern' eingebe, das aus 'barbwinckelkraut, peterwurtz und dann einem schmalen kraut' bestehe, das sie aber nicht nannte, sondern nur nach einigen Merkmalen beschrieb. Dem Dienstbub Jörg hat sie 'drey eyer und pulver in dreyen kleinen döttergen' zugestellt, die er des morgens geßen' und ähnlich lauten die Verordnungen bei andern Kranken. Was den Trank anbetrifft, so wurde Wennig Weicker empfohlen etliche Kräuter, nämlich Rosmarin, Ysop und Majoran zu nehmen, einen Trank daraus zu sieden und ihn seiner Mutter zum Trinken zu geben. Ähnlich sollte Peter Lehn verfahren, der auf ihren Rat Ysop, Salbei, Hirtszungen [= Hirschzungen, Scolopendrium off., s. H. Marzell, Die Tiere in dt. Pflanzennamen 1913, S. 39] und Rosmarin gesotten und getrunken, auch seine lahmen Beine damit gewaschen, ja selbst noch das Pulver, aber alles ohne Erfolg, eingenommen hat. Die gleichzeitige Anwendung des Pulvers und des Trankes wurde endlich auch bei Peter Krapp zu Zwingenberg und dem Hofheimer Spitalmeister verschrieben. Dem ersteren hat sie durch 'Zurichtung eines drancks von dreyen roßmarin, dreyen jsopen, dreyen quendlin und dreyen majoranstückchen' sowie durch Pulver 'in dreyen dottergen und einem dötgen voll geweihts saltz' geholfen. Letzterer aber bekam 'ein pulver in dreyen dottergen, dieselbe in dreyen eyern einzunehmen' geschickt, dazu 'einen tranck von 3 roßmarein, 3 majoran und 3 ysopen stücken in einer echtmas wein zu sieden und zu trincken zugerichtet'.

Als Ergebnis des gesamten Untersuchungsmaterials darf man sagen, dass Margareta Bergsträßer, wie dies auch sonst regelmässig der Fall war, Spezialistin für nur wenige, ganz besonders geartete Krankheiten gewesen ist. Nur ein einziges Vorkommnis, der angebliche Diebstahl der Egge, fällt ausserhalb des gewonnenen Rahmens. Hans Frank zu Malchen hatte von Hans Reißen (Reißman) daselbst eine neue Egge zur Kornsaat entlehnt. Nachdem diese aber dem Entleiher abhanden gekommen war, kam Margareta Bergsträßer in den Verdacht, das

Gerät gestohlen und in ihrem Stubenofen zu Asche verbrannt zu haben. Schon 1611 ist die Beschuldigte deswegen auf der Zent zu Zwingenberg mit 5 Pfund Heller bestraft worden. Nach wie vor hat sie diese Tat in Abrede gestellt, mit der festen Behauptung, dass sie zu Unrecht bestraft worden sei und niemals eines solchen Delikts überführt werden könne. Möglich also, dass in diesem Punkt eine ungerechtfertigte Verurteilung untergelaufen war. Wie dem aber auch sein mag, so erscheint das sonstige Beweismaterial schwer belastend für Margareta Bergsträßer. Wenn sie gleichwohl wegen ihres Tun und Treibens gelind davon gekommen ist, so hatte sie diese Behandlung wohl in erster Linie dem verständigen Verhalten der landgräflich hessischen Regierung zu danken. Denn wengleich nicht immer, so hat man sich dort zur Zeit der Hexenverbrennungen doch im ganzen weiser Zurückhaltung beflissen und nach Möglichkeit verhindert, dass — um ein naheliegendes Bild zu gebrauchen — die Flammen der Scheiterhaufen benachbarter Territorien auf das landgräfliche Gebiet überschlugen. Auch der vorstehende Fall bestätigt diese weise Politik, die solche abergläubische Verirrungen des menschlichen Denkens lieber mit Nachsicht ertrug, als sie mittels gewaltsamer Schreckensmassregeln, die für alle Zeiten einen unauslöschlichen Makel zurückgelassen hätten, auszutilgen.

Darmstadt.

Wilhelm Müller.

### Misshandlung eines Hexenmeisters.

Der Hexenglaube war Anlass einer Misshandlung, welche am 6. April 1909 ihre Sühne vor dem Schöffengericht Saarburg fand. Es handelt sich um das Strafverfahren gegen Susanna und Katharina Peters. Für die lebenswürdige Übersendung der Akten D. 25/09 bin ich dem Herrn Vorsitzenden des Schöffengerichts zu besonderem Danke verpflichtet.

Das Schöffengericht verurteilte die Angeklagten wegen Beleidigung zu je 10 Mk. Geldstrafe und wegen gefährlicher Körperverletzung zu je 14 Tagen Gefängnis, sprach sie dagegen von der Anklage der Bedrohung frei.

Der Sachverhalt ergibt sich aus den folgenden Urteilsgründen:

Am 21. Februar d. J. kam die Angeklagte Katharina Peters in die Wohnung des Zeugen Meyer und forderte ihn auf, am nächsten Tage zu ihnen nach Serrig zu kommen, um ihnen ein Stück Vieh abzukaufen. Als Meyer am nächsten Tage in die Wohnung des Vaters der Angeklagten kam, traf er nur diese beiden Angeklagten an; ihr Vater war nach ihrer Angabe im Weinberg beschäftigt. Da sie erklärten, das Handelsgeschäft könne auch ohne den Vater geschlossen werden, folgte Meyer den Angeklagten auf deren Aufforderung in den Viehstall. Er fragte, was mit dem dort befindlichen, sehr schlecht aussehenden Vieh geschehen sei, worauf die Katharina Peters mit einer Heugabel, die mitangeklagte Susanna Peters mit einer Mistgabel auf ihn losgingen, indem beide schrien, er und sein Sohn habe das Vieh behext. Sie schlugen und stachen auf den Zeugen los, der sich nur mit Mühe durch Vorhalten des Armes vor dem Angriff schützen konnte. Beide Angeklagte hieben und stachen mehrmals in den Arm. Der Arm schwoll kurz darauf so an, dass Meyer, der sich nach der Tat in ein Wirtshaus begeben hatte, den Arm nicht in die Tasche stecken konnte, um seine Geldbörse herauszuholen. Die Stiche waren ungefährlich, jedoch dauerte es 14 Tage, bis sie geheilt waren. Meyer erhielt auch noch Schläge auf den Kopf, die jedoch durch die Kopfbedeckung abgeschwächt wurden. Die Katharina Peters rief ihrer

Schwester Susanna zu: „Stech' ihn tot!“ Letztere rief: „Wenn der Vater da wäre, würde er ihn totschiessen.“ Erst als der Zeuge Meyer in die Tasche griff und drohte, mit einem Revolver zu schiessen, liessen die Angeklagten von ihm ab.

Dieser Sachverhalt ist durch das glaubwürdige, eidliche Zeugnis der Zeugen Meyer und Wagner sowie das Attest des praktischen Arztes Dr. Cetto als erwiesen erachtet worden.

Die Behauptung, Meyer habe das Vieh verhext, d. h. einen nach Ansicht der Angeklagten möglichen, absichtlichen, übernatürlichen Einfluss auf dasselbe zum Nachteil seiner Gesundheit ausgeübt, enthält eine Beleidigung. Der erforderliche Strafantrag ist gestellt. Die bei der Körperverletzung benutzten Werkzeuge sind in der Art ihrer Anwendung gefährlich im Sinne des § 223a St. G. B.

Von der Anklage der Bedrohung waren beide Angeklagte freizusprechen, da hierfür Belastendes sich aus der Hauptverhandlung nicht ergeben hat.

Die Unbescholtenheit der Angeklagten, ihre offenbare geistige Minderwertigkeit, sowie der Umstand, dass sie wohl tatsächlich an die Möglichkeit des Hexens glaubten, hatten es angemessen erscheinen lassen, ihnen bei der gefährlichen Körperverletzung mildernde Umstände zuzubilligen. Jedoch habe sich das Gericht im Hinblick auf die Verschlagenheit, mit der sie den Verletzten zwecks Ausführung der Tat in den Stall zu locken verstanden hatten, und unter Berücksichtigung der Erheblichkeit der Verletzungen nicht in der Lage gesehen, auf eine Geldstrafe zu erkennen. Aus denselben Erwägungen, welche für die Zubilligung mildernder Umstände massgebend gewesen seien, wäre auch bezüglich der Beleidigung eine geringe Geldstrafe angemessen gewesen.

Gegen dieses Urteil legte der Amtsanwalt Berufung ein, weil ihm das Strafmass zu niedrig war. Die zweite Strafkammer zu Trier wies durch Urteil vom 18. Juni 1909 (2 N 56/09) die Berufung des Amtsanwaltes zurück. In den sehr knappen Urteilsgründen wurde lediglich ausgeführt, dass die tatsächlichen Feststellungen und die rechtliche Würdigung durch das Schöffengericht vollkommen zutreffend seien und dass auch das Strafmass aus den von dem Schöffengericht angeführten Gründen angemessen erscheint.

Hervorgehoben mag werden, dass auch vor der Strafkammer Susanna Peters immer noch in Abrede stellte, den Meyer geschlagen zu haben, während Katharina Peters jetzt wenigstens zugab, ihn einmal mit dem Stock der Heugabel auf den Arm geschlagen zu haben.

Das Urteil der Strafkammer wurde rechtskräftig. Beide Verurteilten reichten nunmehr ein Gnadengesuch ein, in welchem sie um Erlass der Strafe baten. Dieses von dem Gemeindevorsteher und dem Pfarrer befürwortete Gnadengesuch führte schliesslich dazu, dass durch Allerhöchsten Erlass dem Antrage des Justizministers entsprechend die erkannte 14tägige Gefängnisstrafe in eine Geldstrafe von 30 Mk. umgewandelt wurde.

Mit dem Vorsitzenden des Schöffengerichtes, welcher seinerzeit es ausdrücklich abgelehnt hatte, die bedingte Begnadigung der Angeklagten zu empfehlen, bin auch ich der Meinung, dass es besser gewesen wäre, wenn dem Gnadengesuch nicht entsprochen worden wäre.

Es ist allerdings richtig und auch von mir wiederholt betont worden, dass der Hexenglaube bei der Beurteilung von Straftaten, welche von Abergläubischen gegen angebliche Hexen und Hexenmeister begangen werden, in hohem Grade als strafmildernd in Betracht gezogen werden muss. In vorliegendem Falle war aber nicht nur zu berücksichtigen, dass sich die Angeklagten einer objektiv recht erheblichen gefährlichen Körperverletzung schuldig gemacht hatten, auf welche

das Gesetz, wenn nicht gerade infolge des Hexenglaubens der Angeklagten ihnen mildernde Umstände zugebilligt worden wären, eine zweimonatliche Gefängnisstrafe als Mindeststrafe androht, sondern dass auch nach der subjektiven Seite hin das Verhalten der Angeklagten keineswegs als besonders milde zu beurteilen erscheint: sie haben nicht nur in hinterlistiger Weise den Meyer in den Stall gelockt und ihn dort hinterrücks überfallen, sie haben nicht nur dabei Äusserungen getan, aus welchen man annehmen kann, dass sie ihn am liebsten totgeschlagen hätten, sondern sie haben auch von Anfang an die Tat in frecher Weise vollkommen in Abrede gestellt und sich sogar nicht gescheut, den von ihnen hinterlistig Überfallenen in niederträchtiger Weise zu beschuldigen, er habe sich die — in Wirklichkeit von ihnen beigebrachten — erheblichen Verletzungen selbst beigebracht, um sie zu Unrecht zu beschuldigen und hineinzulegen. Auch in ihrem Gnadengesuch suchen sie das Verhalten des Meyer, welcher nach der Angabe des Schöffenrichters ein durchaus anständiger, angesehener Mann ist, als betrügerisch und verwerflich hinzustellen und behaupten im direkten Gegensatz zu den klaren Ergebnissen der Beweisaufnahme in I. und II. Instanz, Meyer habe sich des Hausfriedensbruches schuldig gemacht, indem er auf ihre Aufforderung hin den Stall nicht verlassen habe, während er in Wirklichkeit doch von ihnen in den Stall hineingelockt war und sich mit Mühe nur durch die Flucht ihren Misshandlungen hatte entziehen können. Bei dieser Sachlage wäre es meines Erachtens viel eher angebracht gewesen, gegen die beiden Angeklagten noch nachträglich weitere Anklage wegen Verleumdung und wissentlich falscher Anschuldigung zu erheben, als ihnen die selbst bei Berücksichtigung aller mildernden Umstände noch eher zu geringe als zu hohe Strafe von zwei Wochen Gefängnis in eine Geldstrafe von 30 Mk. umzuwandeln.

Berlin-Friedenau.

Alfred Hellwig.

## Gebäcke und Gebildbrote.

(Pollweck und Osterwolf.)

(Mit 18 Abbildungen.)

In jüngster Zeit werden verschiedene Versuche gemacht, die Gebäckformen auch auf romanischem Sprachgebiete in den Kreis volkskundlicher Forschung zu ziehen; zwei solche Arbeiten liegen gegenwärtig vor<sup>1)</sup>. Über eine derselben wollen wir uns hier äussern, die andere einer späteren Besprechung vorbehaltend.

Die Pematologie, die Lehre von den Gebildbrotten, greift Célos auf, um an der Hand von einigen Hotel- oder Bäckerladenbrotten aus Venedig, bzw. aus deren Formen deren symbolischen Hintergrund zu erforschen, wobei der Wunsch leicht Vater des Gedankens werden kann.

1) Georges Célos (Paris), *Le pain brié en Vénétie*. Ouvrage contenant 26 figures dessinées par l'auteur d'après les documents originaux. Paris, Jouve et Cie. 1912. 119 S. 2 Fr. — Karl Bauer (Elberfeld), *Gebäckbezeichnungen im Gallo-Romanischen*. Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde bei der philos. Fakultät der Grossherzogl. Hess. Ludwigs-Universität zu Giessen (Darmstadt 1913).

Wir haben schon in unserer Abhandlung 1905 'Volkstümliche Gebäckformen' (Archiv f. Anthropologie, Neue Folge 3, 310) uns über die Grundlagen zur Pemmatalogie ausgesprochen und darin folgende Prämissen aufgestellt: a) eine möglichst

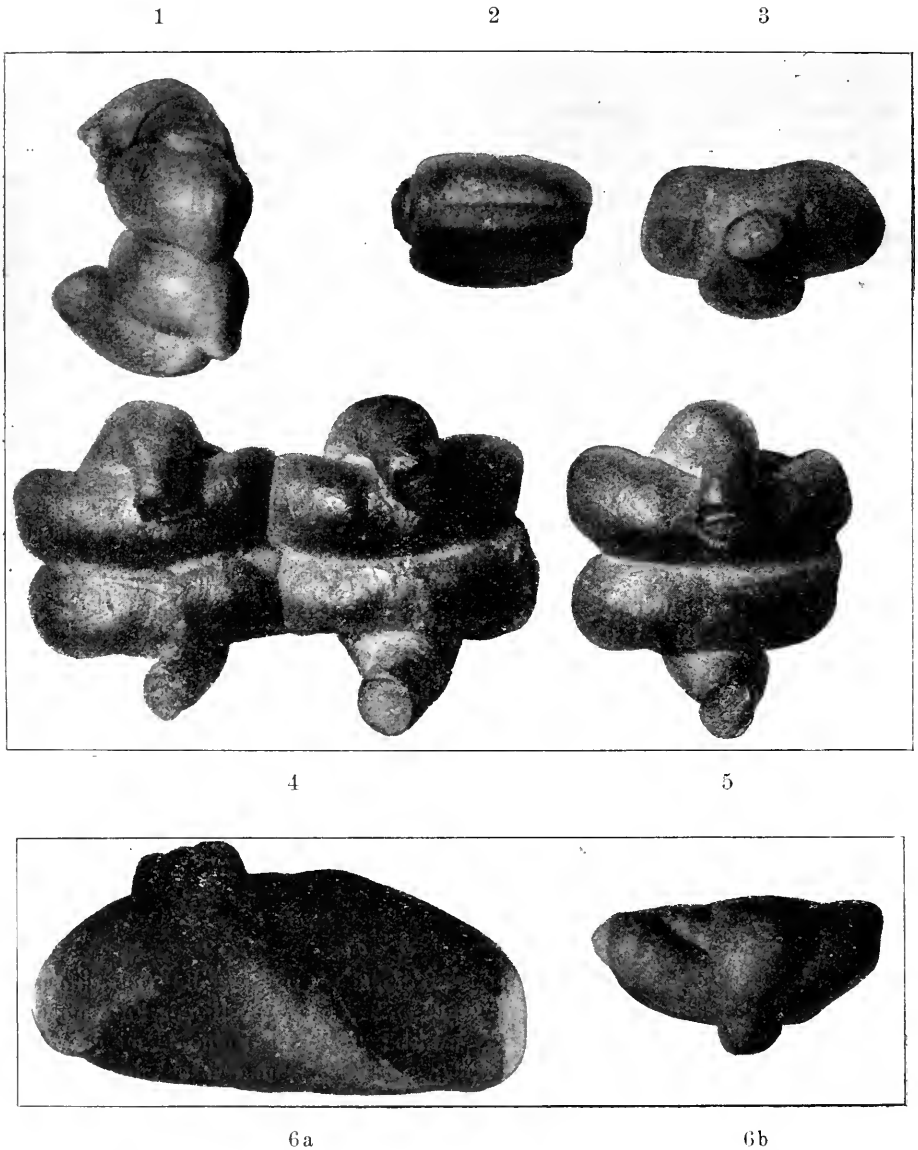


Abb. 1. Pain phallique aus Caen im Profil. — Abb. 2. Ausgerollte Form aus Caen. —  
Abb. 3. Pain phallique aus Caen. — Abb. 4. Pain phallique mit vier Phallen. — Abb. 5.  
Pain phallique mit zwei Phallen. — Abb. 6a und 6b. Pain phallique aus Caen.

grosse Materialsammlung; b) Darstellung des volkskundlichen Bodens, auf dem das Gebäck volksüblich ist, d. h. Rücksicht auf Ort, Zeit, Volksbrauch, Volksnamen, Kulturzustand, Geschichte. Solange man z. B. bei der Deutung der volksüblichen 'Bretzel' nur die (Ring- oder Rad-) Form berücksichtigte, waren Fehl-

schlüsse sehr nahelegend; so geht es auch C. mit den von ihm als satyrischer oder tierischer Penis aufgefassten 'Volutes', die wir unter 'Schneckengebäck' (oben 13, 391) als Teile des Hakenkreuzes deuteten, und zwar auf Grund obiger

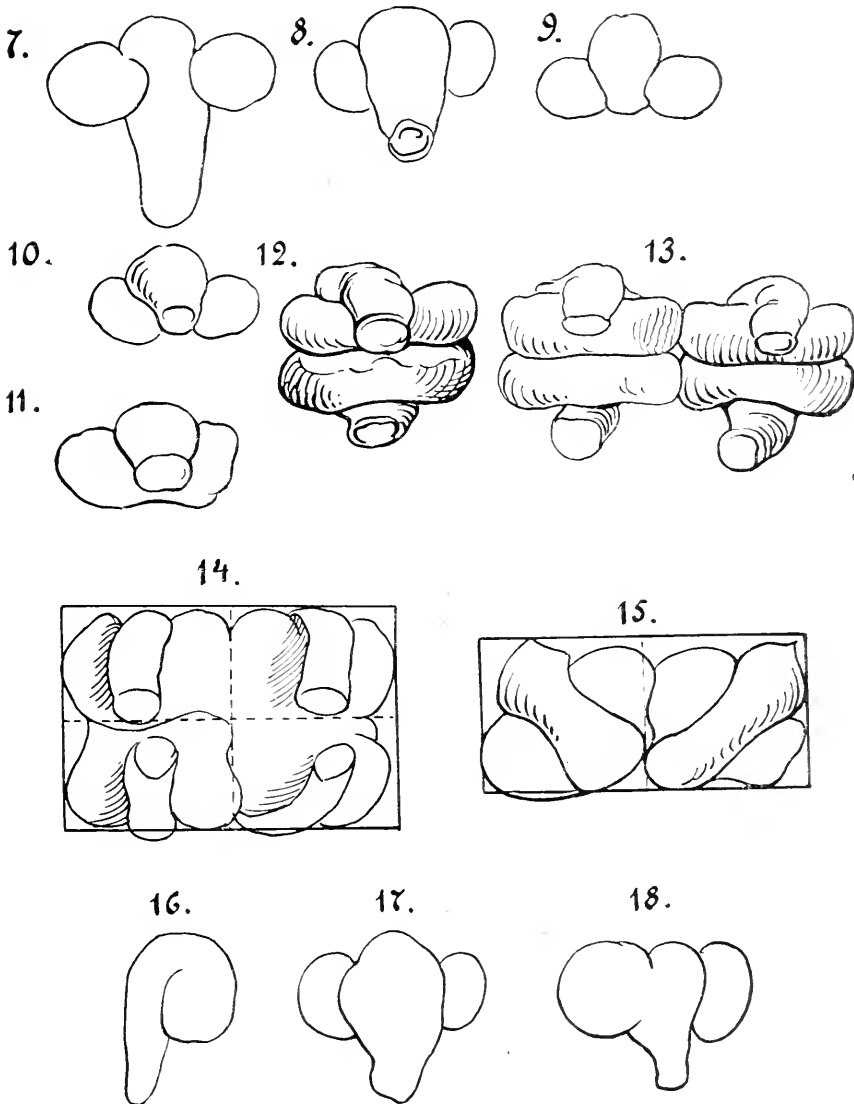


Abb. 7—8. Italienisches Brot. — Abb. 9—11. Brot aus Caen. — Abb. 12—13. Brot aus Paris. — Abb. 14. Osterwolf oder Pollweck. — Abb. 15. Längsseite von Abb. 14. — Abb. 16—18. Maisbrot aus Malcesine am Gardasee nach Prof. R. Andree.

Voraussetzungen. Wie ein Bäcker (auch in der Antike) dazu kommen sollte, den ganz aussergewöhnlichen, volutenartigen, fast pathologischen Satyren-Phallus, den wir nur aus ganz wenigen Vasen- und Obeliskensbildern kennen, zum Vorwurf eines Volute-Gebäckes zu machen, ist unfassbar. Bei solchen Gebäcksymbolen hält sich doch das Volk sehr, fast zu sehr an das Reale, Normale und Her-

gebrachte, durch die Tradition Geheiligte. Das Schneckengebäck (Volute) knüpft sich vor allem an die Neujahrszeit an und hat seine formelle Parallele in dem Hakenkreuz (Schmuck und Apotropaion, Glückwunschzeichen, auch Schicksalszeichen), das mit der sexuellen Fruchtbarkeit keinen direkten, formellen Zusammenhang hatte, noch hat.

Leider kümmern sich die Franzosen zu wenig um deutsche Arbeiten, die schon längst ihnen vorausseilen. In der Zeitschrift 'Pro Alesia' (2, 210, oben 19, 243) steht z. B. eine Abhandlung 'Le pain d'Alesia'; in dieser gelingt es dem Verfasser, ohne die eigentliche reale Form dieses Brotes überhaupt sichergestellt zu haben, das er nur aus der Literatur kennt, dasselbe in formelle Verbindung zu bringen: a) mit dem englischen Hot-Cross-Bun, b) dem Agapebroten der ersten Christen, c) dem keltischen Sonnenrade, d) dem Mondhorn, e) der Krone, f) dem Hakenkreuz, g) den sizilianischen mylloi (Spaltgebäcke) — diese Vielseitigkeit eines einzigen Lokalgebäckes in Alesia übertrifft alles Dagewesene; überhaupt besteht für den Anfänger in der Pemmatologie die Neigung, aus wenigen und ganz lokalen Varietäten zu weitgehende Folgerungen zu ziehen. Man weiss, wie launenhaft die Gebäckbrote der Italiener sind, die in ihre, der Knusprigkeit zuliebe gemachten vielfachen Einkerbungen auch lustige und luftige Schnörkelbildungen der verschiedensten Art bringen; eine Volute (Schneckenwindung) auf einem italienischen Gebäckbrot gibt aber doch nicht gleich die Berechtigung, an einen 'gâteau phallique en volute' oder an eine 'forme de galette phallique' zu denken, bloss weil ein Venetianer Hotelbäcker eine solche Form kombinierte und ohne allen Zusammenhang mit irgendeinem lokalen, die sexuelle Fruchtbarkeit betonenden Hintergrund, der an gewissen Kultorten, wo solche Gebäcke nachweisbar, seit langer Zeit schon üblich waren, leicht gegeben wäre, z. B. an Wallfahrtsorten, Badeorten mit römisch-heidnischer Tradition usw. Unser Schlangensbrot, das aus altrömischen Heiltempelorten (Bäder) stammen dürfte, kann verschiedene Formen annehmen; aber hierbei ein 'pain phallique' (wie Célos p. 73 fig. 22) anzunehmen, kann nur derjenige versuchen, der wenig oder keine Schlangensbrote gesehen hat oder der jedes Gebäck nur durch die Phallusbrille anschaut; ja sogar die mexikanische Phallusform wird als ein Beweis herbeigeht.

Der Güte des Herrn C., mit dem Ref. sich auch schon brieflich ausgesprochen hatte, verdanken wir vorstehende Photographien von 'pains phalliques' aus Caen (Normandie) und Paris. Dass hier in diesen Formen (Abb. 1—6b) eine Phallusform den Urtypus gebildet haben kann, erscheint als möglich, wenn wir die Formen schematisch aneinanderreihen (Abb. 7—15). Ist dieser zwei- bis vierfach phallische Typus richtig, dann haben wir auch eine Erklärung für ein bisher nicht genügend gedeutetes deutsches Gebäckbrot (Abb. 14, 15), welches im Schwarzwald 'Pollweck' heisst und in Stralsund 'Osterwolf'. Die Parallelen 13 und 14 sprechen für Gemeinsamkeit des Urtypus. Die Priorität der Deutung solcher Gebäckbrote als phallischer Gebilde gehört übrigens dann dem mir freundschaftlich so nahe vertrauten Professor Andree, welcher mir unterm 3. Juli 1909 schrieb:

„Nach Gebäckbrot haben wir uns in Gedanken an Sie fleissig umgesehen. Nur in Malcesine am Garda-See glaube ich phallisch geformtes Maisbrot gesehen zu haben. Es war regelmässig so gestaltet (Fig. 16, 17, 18). Näheres konnte ich nicht erfahren. Dieses Brot findet sich auch weiter in Oberitalien (schmeckt gut), aber die Formen wechseln da etwas.“

Demnach hätten wir also ein aus Italien ursprünglich stammendes (die vielen Variationen sprechen für längere Tradition daselbst) phallisches Gebäckbrot, das nach Paris und in die Normandie (Caen) gelangte. Wenn es im Schwarzwald



‘Pollweck’ heisst, so will dieser Name nur sagen, dass es aus Pollmehl hergestellt wurde und im Volksbrauche den einheimischen (ebenfalls phallischen) ‘Wecken’ ersetzte; wie es aber in den Schwarzwald kam, das ist wohl kaum mehr festzustellen, vermutlich durch den Fremdenverkehr in Baden-Baden.

In unserer Abhandlung ‘Der Wecken’ in K. Vollmöllers Festschrift (Erlangen, F. Junge 1908) haben wir diesen Pollweck unter Abb. 73 abgebildet (die anderen ‘Pollweck’-Abbildungen 63 usw. stellen auch Wecken und Spaltgebäcke dar, weil sie aus größerem Pollenmehl [= erster Mehllauf] hergestellt werden; also ähnlich wie ‘pain brié’ und ‘brioche’<sup>1)</sup> nur vom gebrechlichen Mürbteige).

Der Name ‘Osterwolf’ in Stralsund verlangt eine Wiederholung unserer Deutung, die wir schon in unserem Aufsatz ‘Ostergebäcke’ (Zeitschrift für österr. Volkskunde, Supplement-Heft 4 zu Band 12 S. 58 Abb. 40, 43, 45, 47) aufgestellt hatten.

Wir hielten damals dafür, dass Osterwolf nur der Name sei für verschiedenartig geformte Osterbrote, die dem Osterwolf, d. h. dem Korn- oder Vegetations-Geiste (Saatwolf) gehörten; auch wenn die Deutung von C. nun sich bestätigt, was höchst wahrscheinlich ist, dann widerspräche auch die phallische Brotform dieser Deutung nicht, weil Fruchtbarkeitssymbole auch als Opfergaben an den Korngeist figurieren können; damals allerdings (1906) waren die zweifachen bzw. vierfachen Brotreihen noch nicht als phallisch gedeutet; C. verdient hier die Priorität.

Da nun die launenhaft variierenden italienischen Formen heute nur ein Alltagsbrot ohne weiteren gegenwärtigen volkskundlichen Hintergrund sind, so könnte vielleicht gerade der deutsche Osterwolf einen solchen bieten.

1451 ist der ‘wulf van den bekkern’ eine österliche Spende oder Deputat an den Zollkontrolleur des Greifswalder Rates (s. Ostergebäcke S. 58). 1558 ist ‘ein grot woff tom nien Jare’ eine Neujahrsabgabe in Stralsund; damit ist der Osterwolf oder Wolf ein Neujahrsgebäck oder eine Spende, die dem Roggenwolf früher vielleicht unter anderer Form gegeben wurde und dann unter diesem Namen ‘Wolf’ auf Neujahr (Ostern ist ein kirchliches Neujahr) in besserer importierter Form und Art zum Deputatgeschenk (Präbende) sich umwandelte. Das Volk blieb bei dieser pflichtgemässen Abgabe unter dem hergebrachten Namen, auch wenn die Form sich geändert hatte.

Diese Erklärung ist gewiss richtiger als die absurde Deutung Fenrirs oder Höllenwolf (!) u. a.

Da nun auch in der Normandie (Caen) dieses Gebildbrot sich findet und gerade wieder in der Normandie der ‘Loup vert’, ‘un énorme pain bénit à plusieurs étages’ (Mannhardt, Wald- u. Feldk. 2, 315) allerdings in der Sommer-Sonnenwendzeit sich erhielt, so haben wir wohl das Recht Loup vert und Osterwolf als volkskundlich gleichwertig zu betrachten, d. h. als ein Korngeist-Opfer oder Deputat an den Empfängersubstitut.

Erst durch den volkskundlichen Hintergrund erhalten die Gebildbrote die richtige Wertschätzung. Herrn Dr. Célos sei hier bester Dank für Überlassung der Photographien ausgesprochen.

1) Körting, Latein-roman. Wörterbuch<sup>3</sup> 1907) S. 187 Nr. 1573 stellt franz. brier und brioche zum Stamm brik und erklärt brioche als einen Kuchen, dessen zäher Teig tüchtig geschlagen wurde, Schlagkuchen; also die Teigart, nicht die Form wird damit benannt.

### Beigaben unter Rainsteinen.

Bei meinen Forschungen über die Flurnamen des Erzgebirges fand ich vor etlichen Jahren in einem das Amt Schlettau betreffenden Schriftstück des Kgl. Hauptstaatsarchivs Dresden (Loc. 34208, Grünhain Nr. 4) über eine Berainung vom Jahre 1764 die Angabe, man habe unter jeden Rainstein 'Kohlen, Glaß und Eyer Schaalen geleet', sie 'auch sonst mit denen gewöhnlichen Zeichen verwahret'. Kürzlich stiess ich in Akten des Amtsgerichts Crimmitschau auf ein paar weitere Belege für den alten Brauch, Rainsteine durch solche 'Zeugen' zu sichern. Bei einer 'Versteinung' in der Döbitz<sup>1)</sup> im Jahre 1673 wurden die Steine 'mit Zeugen 3 Kieselsteinen, Kohlen vnd Glas' gesetzt. Fast genau so lauten zwei Einträge vom gleichen Jahre über zwei Berainungen im Dorfe Wahlen<sup>2)</sup>; der eine besagt: 'Notandum. Alle vorher beschriebene Steine haben zu Zeugen, drey Kieselsteinel, Kohlen und Glaß' der andere '3 Kiesel Steine, Kohlen vnd Glaß'. Dagegen hat man 1701 bei einer Berainung auf Crimmitschauer Flur 'den Ersten Lagstein mit zweyen Kleinen Küselsteinen zu deßen Zeugen sezen laßen . . . Welche Steine alle [neun] zusammen gleich wie der erste, mit zweyen Beygelegten Küsel Steinen Bemercckt zu befinden'. Als Beigaben erscheinen also in der Crimmitschauer Gegend 1673 drei Kieselsteine, Kohlen und Glas, 1701 nur noch zwei Kieselsteine, bei Schlettau im Erzgebirge 1764 wieder drei 'Zeugen', nur sind hier die Kieselsteine durch Eierschalen ersetzt. Was ist das Ursprüngliche?

Jakob Grimms Deutsche Rechtsaltertümer<sup>4</sup> 2, 72 bieten nur zwei Belege, überdies den einen ohne Ortsangabe, den anderen ohne Jahreszahl. Ich bin daher auf die Quellen zurückgegangen. Die erste Stelle betrifft eine Grenzrirrung v. J. 1535 zwischen Allendorf<sup>3)</sup> einerseits und Holzhausen<sup>4)</sup> und Leidenhoven andererseits und lautet: „Und soll ein jeder stein Ehlen hoch boben erden gesatz und mit Kreutzer boben auch unden in der Erd gehauen seyn, auch bei einem jeglichen drei kleine Stein und Kohlen gethan und geleet, auch wie Margsteins Recht und Gewohnheit ist, gesetzt . . . werden“<sup>5)</sup>. Der zweite Beleg stammt aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts<sup>6)</sup> und betrifft Rügen: „Thüt ein Part vp Steine, Böhme, Graven, dat idt Scheiden sin schölen, . . . men moth Kahlen, Glaß edder sammelde Steine vnder dem Scheidelsteine, an dem Bohme Tekenn, vnd vnder dem Graven settede Steine befinden“. In Hessen wie auf Rügen genügten also damals zwei 'Zeugen', in jedem Falle werden Kohlen (natürlich Holzkohlen) unter den Stein gelegt. Ich frage wieder: Was ist das Ursprüngliche, ein Zeuge, zwei oder drei? Hatten die Beigaben irgendwelche symbolische Bedeutung? Wozu dreierlei, wo doch ein Zeuge, meinerwegen Glasscherben, genügt, eine Grenzveränderung nachzuweisen, nämlich dann nachzuweisen, wenn der Frevler den alten Brauch nicht kennt, den Rainstein also ohne die Beigaben aushebt und versetzt. Dass man sich gelegentlich, wie 1701

1) Ehemals Vorwerk zum Rittergut Schweinsburg, südlich der Stadt Crimmitschau, links der Pleisse; der Name 'Deebsgut' erinnert noch daran.

2) Unmittelbar südlich Cr., rechts der Pleisse, seit 1891 in die Stadt einverleibt.

3) An der Lumda, nordöstlich Giessen.

4) Beide südöstlich Marburg (Hessen-Nassau).

5) Carl Georg von Zangen, Beiträge zum Deutschen Recht 1 (1788), 215.

6) M. von Normanns, Wendisch-rüganischer Landgebrauch (nach dem Vorwort etwa 1529/46 verfasst), 1777 S. 193.

in Crimmitschau, auf eine Art Beigaben beschränkt hat, das bestätigt mir ein Jurist meiner Bekanntschaft, der um 1880 bei einem Grenzstreit zweier Nachbarn in Connewitz südl. Leipzig als Referendar der Aushebung eines Rainsteins bewohnte: damals wurde unter dem Steine nur ein Häufchen Glasscherben gefunden.

Ehe sich auf die oben hingeworfenen Fragen eine befriedigende Antwort ergibt, wird es noch mancher Beobachtungen im einzelnen bedürfen. Wenn diese Zeilen dazu anregen, so ist ihr Zweck erfüllt.

Dresden.

Oskar Philipp.

### Jungfrauenversteigerung im oberen Nahetal.

Seltsam berührt auf deutschem Boden, überhaupt bei einem Kulturvolk, heutzutage das Fortleben (oder Neuaufreten) einer Sitte, wie man sie sonst nur bei un- oder halbzivilisierten Stämmen antreffen mag, in Europa wohl höchstens in entlegenen slawischen oder romanischen Landschaften. Wenigstens finde ich für diese Sitte, die Versteigerung junger Mädchen, bei ihrem äusserst gediegenen neuesten Darsteller und Erklärer, Albert Becker<sup>1)</sup>, innerhalb seines reichhaltigen Parallelenvorrats (auf den hier einfach verwiesen sei) keinen Beleg, der einen allgemeinen, internationalen Grundsatz unterlegte. Zu den von Becker gesammelten und gruppierten Beispielen aus der Pfalz, dem Rheinland usw., die er literarisch - poetisch treffend durch Herodot, Logau, Schumann-Horn ('Der Rose Pilgerfahrt') stützt, füge ich ein neues aus der südlichen Rheinprovinz, also gerade aus dem bei Becker besonders ins Auge gefassten Grenzgebiete jener Sitte. In dem dicht bei dem berühmten Badeort Kreuznach gelegenen Dörfchen Rüdesheim werden in der Woche vor dem Kirchweihstag die jugendlichen Tänzerinnen regelrecht öffentlich versteigert. Am festgesetzten Tage versammeln sich die Dorfschönen in dem Tanzlokal, wo die Kirmesburschen ihrer harren. Ist die ganze tanzlustige Jugend des Dorfes beisammen, so tritt ein Ausrufer vor und verliert die Namen aller anwesenden Mädchen. Jeder Bursche bietet nun in heissem Wettbewerb auf diejenige Maid, die er sich für die Kirmestage als Tänzerin wünscht. Die Angebote sind gar verschieden, Schönheit, Jugend und Fertigkeit in der edlen Tanzkunst fallen vornehmlich ins Gewicht. Bei manchem schlaun Burschen ist indes auch das Vermögen der Jungfrau für sein Gebot in erster Linie ausschlaggebend. Denn nicht selten entwickelt sich, wie ja auch sonst öfters, aus den gemeinsam verlebten Kirmesstunden ein Bund fürs Leben. Über die Versteigerung vom Mai 1914 entnehme ich einem verlässlichen Zeitungsbericht folgende Angaben: „Diesmal wurden einzelne Tänzerinnen schon für den gewiss billigen Preis von 20 Pfg. erstanden. Einzelne besonders zugkräftige 'Nummern' kamen aber auch auf 4—6 Mk. zu stehen, da sich jetzt auch in wachsender Zahl die Kurgäste des durch seine Radiumfunde bekannten Badeortes Kreuznach des Scherzes halber zu den seltsamen Veranstaltungen einfinden und wohl auch mitbieten.“

Ludwigshafen a. Rh.

Ludwig Fränkel.

1) Frauenrechtliches in Brauch und Sitte. Ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde (Kaiserslautern, H. Kayser 1914) S. 9—13 und Anm. 4—7. — [Vgl. oben 17, 97, 233. 18, 101 'Mailehen'.]

### Tschuwaschische Sagen vom Igel als Ratgeber.

Vor kurzem hat Géza Róheim in dieser Zeitschrift (23, 407—409) im Anschluss an Dähnhardt (Natarsagen 1, 42f.; 127—132; 338; 3, 8f.; 488f.; 4, 269) sechs Fassungen der Sage vom Igel als Ratgeber veröffentlicht, darunter auch zwei tschuwaschische.

In der überaus reichhaltigen Sammlung handschriftlicher Materialien zur tschuwaschischen Volkskunde, welche sich im Besitze des Herrn Mag. theol. N. V. Nikólskij in Kasan befindet<sup>1)</sup>, kommt die betreffende Sage nicht weniger als fünfmal vor. Mit gütiger Erlaubnis des Sammlers veröffentliche ich hier sämtliche Fassungen in vollständiger Übersetzung.

In zwei Fassungen bezieht sich der Ratschlag des Igels aufs Pflügen.

1. Bd. 65, 420. Gouv. Kasan, Kreis Civiłsk, Wolost Šíbylga, Dorf Juśkasý. Zeit der Aufzeichnung: 1911. Gewährsmann: der Bauer Iván Grigórijev Rázumov. Originaltext in tschuwaschischer Sprache.

„Darüber, wie der Igel (die Menschen) pflügen gelehrt hat, habe ich folgendes gehört. Gott verfertigte den Pflug und stellte ihn auf; der Pflug war ganz von Eisen. Alle Tiere versammelten sich. Der Igel kam erst nach den anderen. Als er durch die Tür trat, fiel er hin, und die übrigen Tiere lachten. Der Igel ärgerte sich, ging hinaus und entfernte sich, indem er mäkär-mäkär machte<sup>2)</sup>. Gott sagte: „Geht hin und hört, was er spricht.“ Der Igel sprach: „Sie lachen, haben aber den Pflug ganz aus Eisen gemacht: wer kann damit arbeiten? Man muss ihn aus Holz machen, nur die Pflugschar muss man aus Eisen machen.“

Die zweite Fassung besteht leider nur aus wenigen Worten:

2. Bd. 1, 231. Gouv. Kasan, Kreis Jádrin, Wolost Šumátovo, Dorf Jurmíkćkina. Zeit der Aufzeichnung: Sommer 1904. Gewährsmann: der Zögling des Kasaner geistlichen Seminars Iván Dmítrijevič Nikítin. Originaltext in tschuwaschischer Sprache.

„. . . Ich habe gehört, dass der Igel den Menschen pflügen gelehrt hat.“

In der dritten und vierten Fassung ist vom Pflügen nicht die Rede, dagegen hat sich die Igelsage hier mit einer in Russland auch sonst sehr verbreiteten Erzählung verbunden — mit dem legendenartigen Schwank vom Soldaten, der den Tod überlistete und einsperrte<sup>3)</sup>.

3. Bd. 100, 47—50. Gouv. Samara, Kreis Bugulmá, Wolost Tiúáševo, Kirchdorf Jemćkino. Zeit der Aufzeichnung: August 1913. Gewährsmann: der Volksschullehrer Nikífor Solencóv. Originaltext in russischer Sprache.

1) Antti Aarne, Übersicht der Märchenliteratur, Hamina 1914 (= FF Communications Nr. 14), S. 62f. — Vgl. auch W. Anderson, Die Mcleagrossage bei den Tschuwaschen, Philologus 73, 159f.

2) Tonmalerei.

3) Vgl. z B. A. N. Afanášjev, Národníja rússkija legědy, Moskau 1859, S. 53—71 Nr. 16 'Der Soldat und der Tod' und dazu Anm. S. 154—162. Tschuwaschisch: Nikólskij Bd. 3, 475—477; Bd. 7, 511; Bd. 73, 525 die Sonne findet den Esrél: Bd. 90, 246f. (die Sonne weiss es nicht, der Mond findet ihn; Bd. 96, 141—149 ein Frosch sagt, wo Esrél begraben liegt; Bd. 102, 136—138. — Vgl. auch Bd. 3, 649—651; der Tod wird vom Soldaten nur betrogen muss neun Jahre lang statt Menschen Eichen nagen), aber nicht eingesperrt. Auch in meiner eigenen handschriftlichen tschuwaschischen Märchensammlung (43 Erzählungen, in meinem Auftrage von dem Seminaristen Vasilij Petróv im Gouv. Kasan, Kreis Jádrin aufgezeichnet) findet sich der betreffende Schwank: S. 86—89 Nr. 24 verbunden mit den Märchentypen Aarne Nr. 330 und 332.

„Warum jetzt auch junge Menschen sterben, ohne das Greisenalter erreicht zu haben. Die Tschuwaschen erzählen, dass früher alle Menschen erst in hohem Alter zu sterben pflegten. Der Todesengel Esrél<sup>1)</sup> (der nach ihrer Vorstellung die Gestalt eines menschlichen Gerippes mit einer Sense<sup>2)</sup> hat) liess alle jungen Menschen in Ruhe, bis sie ein bestimmtes Alter erreicht hatten. Dann, wenn die Greise sich der Zeit ihres Todes näherten, teilte Esrél ihnen mit, wann ihre Stunde schlagen werde, damit sie sich dazu vorbereiteten. Es war einmal ein alter Tschuwasche. Die Zeit seines Todes kam heran. Esrél teilte ihm mit, wann er sterben werde. Der Greis war noch rüstig und hatte keine Lust zu sterben. Er war klug und schlau. Er machte sich einen Sarg mit einem Schloss daran. Als Esrél zu ihm kam, um seine Seele zu holen, da sagte er zu ihm: „Esrél, sieh dir den Sarg ordentlich an, ob er für mich passt.“ Hier auf sagte er: „Lege dich in den Sarg, zeige mir, wie ich mich hineinlegen soll.“ Als Esrél in den Sarg gekrochen war, schlug der Greis den Deckel zu und schloss den Sarg ab, dann legte er eiserne Reifen herum und trug ihn auf den Kirchhof. Dort vergrub er den Sarg, kehrte nach Hause zurück und begann ruhig weiterzuleben. Seit jener Zeit hörten die Greise auf zu sterben. Sie lebten bis ins höchste Alter hinein, verloren ihre letzten Kräfte, starben aber nicht. Und es kam eine Zeit, wo es mehr sabbelnde Greise gab, als junge Menschen. Man musste die Greise pflegen, und man musste arbeiten, um Nahrung herbeizuschaffen. Es wurde unmöglich zu leben. Da versammelten sich alle Menschen und fingen an zu beratschlagen, was man tun solle. Sie beschlossen, den Esrél irgendwo wieder aufzufinden und zu befreien, damit er wieder die Menschen töte. Aber niemand konnte sagen, wo sich Esrél befand. Man rief alle Tiere und Vögel zusammen und begann sie auszufragen, aber auch von ihnen sagte niemand etwas Bestimmtes. Alle waren in Verlegenheit. Man untersuchte, ob alle Tiere und Vögel da seien. Es erwies sich, dass der Igel in der Versammlung fehlte. Man schickte nach ihm. Die Abgesandten brachten den Igel. In der Versammlung begannen einige Tiere und Vögel über ihn zu lachen, indem sie sprachen: „Kann denn der Igel irgendwas wissen?“ Als man ihn jedoch über den Esrél fragte, da sagte er, er selbst habe ihn nicht gesehen, wohl aber wahrscheinlich der Mond. Man fragte den Mond. Der sprach: „Ja, ich habe den Esrél gesehen. Ein Greis hat ihn um Mitternacht auf dem Kirchhof begraben.“ Die Menschen gruben den Esrél aus und sagten: „Esrél, komm hervor und töte jetzt sowohl die Alten als auch die Jungen, denn der Menschen sind sehr viele geworden.“ Deshalb sterben jetzt nicht nur die Alten, sondern auch die Jungen.“

4. Bd. 101, 82—85. Gouv. Kasan, Kreis Svijažsk, Wolost Ivánovskoje, Dorf Mályja Memí. Zeit der Aufzeichnung: 1913. Gewährsmann: der Bauer Polikárp Fokéjev. Originaltext in tschuwaschischer Sprache.

„Warum die Schwalbe einen gegabelten Schwanz hat. Vorzeiten hatten alle Lebewesen der Welt von Esrél zu leiden. Was ihm einfiel, das tat er; er achtete nicht, ob jemand jung oder alt war: er tötete alle. Da versammelten sich einmal die Menschen und hielten Rat, wie sie diesen Esrél verderben sollten. Sie beschlossen den Esrél zu fangen, in ein Fass zu stecken, Reifen herumzulegen und das Fass ins Meer zu werfen. Bei einer günstigen Gelegenheit fingen sie wirklich diesen Esrél, steckten ihn, wie beschlossen war, in ein Fass und warfen

1) D. h. Asraël: die Tschuwaschen sowohl Christen als Heiden haben den Namen von den muhammedanischen Tataren entlehnt.

2) Russischer Einfluss.

es ins Meer. Das Fass wurde von den Wellen fortgetrieben. Als Esrél eingesperrt war, waren alle Menschen und übrigen Lebewesen zufrieden[?]¹). Niemand fürchtete sich vor dem Tode, denn es gab keinen Tod ausser Esrél. So verging viel Zeit. Die Greise alterten, wurden hinfällig und lagen da, ohne herumgehen zu können. So litten alle Lebewesen auf Erden. Niemanden erreichte der Tod. Da sprachen die Menschen: „Es wäre besser, zu sterben, als in diesem Elend und in dieser Hinfalligkeit zu leben.“ Man versammelte alle Lebewesen der Erde und fragte jeden, der da kam: „Hast du nicht Esrél's Fass gesehen?“ Niemand wusste, wo es sich befand. Da fing man an nachzuzählen, wer gekommen war und wer nicht. Alle hatten sich versammelt, nur der Igel fehlte. Da schickte man den Raben aus, um den Igel zu rufen. Der Rabe holte ihn. Der Igel kam, indem er läkär-läkär machte²). Darüber brachen alle in Gelächter aus. Als sie so lachten, verwies es ihnen der Igel, indem er umkehrte und sagte: „Ihr wisst es nicht, und doch lacht ihr mich aus!“ Die Schlange ging hinter ihm drein. Sie wollte ihn fragen und die Sache irgendwie erfahren. In ihrer Schlaueit stellte sie sich, als ob sie die Partei des Igels ergriffe, und erfuhr es von ihm durch List. (Sie wollte sich unter den übrigen Lebewesen einen berühmten Namen machen.) Als nun der Igel der Schlange mitteilte, wo Esrél lag, da belauschte die Schwalbe ihr Gespräch. Der Igel sagte der Schlange zum Schluss: „Merke dir, Freund, sag es niemand; man hat mich ausgelacht, deshalb habe ich es verheimlicht.“ Da schrie die Schwalbe: „Ich weiss, wo Esrél liegt, hört mich an!“ Als die Schlange das vernahm, sagte sie: „Ich will die Schwalbe verschlingen“ und kroch eilends an sie heran. Obwohl sie eilte, konnte sie sie nicht ganz verschlucken, sondern verschlang nur ihre Schwanzspitze. Die Schwalbe flog fort, indem sie das Mittelstück ihres Schwanzes zurückliess; dann sagte sie: „Esrél liegt auf einer Insel im Meer. Geht und holt ihn!“ Alle Lebewesen lobten die Schwalbe und schickten nach Esrél. Man zog Esrél aus dem Fasse hervor; seine Seele hatte ihn beinahe verlassen. Einstimmig sprachen alle zu ihm: „Wie du früher Alte und Junge schonungslos getötet hast, so soll es auch in Zukunft geschehen.“ Mit diesen Worten gaben sie Esrél die Freiheit wieder. Seit jener Zeit schont Esrél niemand, sondern tötet alle der Reihe nach. Von jener Schwalbe mit dem gegabelten Schwanz haben auch die übrigen Schwalben eine solche Gestalt bekommen.“

Der Schluss der vierten Fassung ist aus der Sage von Noah, der Schlange, der Mücke und der Schwalbe entlehnt: Dähnhardt, *Natursagen* 1, 281f.; 332—334; 356f.³) (vgl. 1, 143—145; 2, 126f.; 250—252; 3, 54, 95; 457f.).

In der fünften Fassung fehlt zufälligerweise gerade das Motiv des Ratgebens, doch hat das in Anbetracht der Ähnlichkeit mit der ersten Röhcimschen Fassung (oben 23, 407) nichts zu bedeuten.

5. Bd. 105, 368—370. Gouv. Samara, Kreis Buguruslán, Wolost und Kirchdorf Stáro-Gáúkino. Zeit der Aufzeichnung: 1913. Gewährsmann: der Volksschullehrer Nikoláj Bogdánov. Originaltext in tschuwaschischer Sprache.

„Woher der böse Wind im Menschen stammt. Als Gott den Menschen erschaffen hatte, brachte er alle Lebewesen zu Adam, damit dieser sie benenne.

1 Im Originaltext ein nicht ganz verständliches Wort: tãnaça.

2) Tonmalerei.

3) Tschuwaschisch: *Nikolskij* Bd. 100, 50—52; verbunden mit der Erzählung, wie der Teufel den Körper des ersten Menschen beschmutzt (Dähnhardt, *Natursagen* 1, 95—110) Bd. 62, 255.

Da gab Adam allen Vierfüßlern Namen; hierauf benannte er die fliegenden Vögel; nur der Igel war nicht erschienen, um einen Namen zu erhalten. Alle warteten auf ihn und sprachen: „Wie wird wohl der Name dieses Igels lauten?“ Nachdem man lange gewartet hatte, kam jener Igel herbei. Er musste nun zu Adam in die Stube kommen, um benannt zu werden. Als der Igel durch die Tür trat, stolperte er und liess einen Wind fahren: „šatárt!“ Als Adam und die Tiere das hörten, brachen sie über den Igel in Lachen aus. Der Igel ärgerte sich darüber, dass er ausgelacht wurde, und sagte: „Weil ihr so über mich gelacht habt, sollt ihr auch selbst hinfort Wind fahren lassen!“ So verwünschte er sie. Darum müssen seitdem der Mensch und die Tiere bösen Wind von sich geben.“

Kasan.

Walter Anderson.

### Drei Kunstlieder im Volksmunde<sup>1)</sup>.

#### I.

##### v. Döring, Der Abendbesuch.

- |   |  |
|---|--|
| 1. Der Sternlein Heer am Himmel blinkt,<br>Mein Liebchen mir am Fenster winkt;<br>Ach! Liebchen, sieh! ich komme! | 4. Lösch aus des Lämpchens hellen Schein<br>Mir glänzen deine Äugelein,<br>Herzliebchen, über alles.   |
| 2. Der Mond mir leuchtet auf den Weg,<br>Durch Stock und Stein und hohen Steg,<br>Zu deiner kleinen Hütte.        | 5. Nicht feuerrot die Wange sei;<br>Der Liebe heiliger Schwur ist treu,<br>Ist deiner Unschuld Bürge.  |
| 3. Die Arme weiß breit' aus nach mir,<br>Es schleich' der Riegel an der Thür<br>Mir aufzumachen, leise.           | 6. Nach einem kurzen halben Jahr<br>Sind wir, wills Gott! ein liebes Paar:<br>O Himmel! welche Freude! |
| 7. Dann dürfen wir bei Sonnenglanz,<br>Bei Spiel und Fest und Weihetanz<br>Uns lieben, sehn und küssen.           |  |

Musen-Almanach für 1781, herausgegeben von Voss und Gockingk (Hamburg bey Carl Ernst Bohn) S. 82 „Der Abendbesuch“.

##### Dieselbe Dichtung im Volksmunde.

- |   |   |
|---|---|
| 1. Der Sterne Heer am Himmel blinkt,<br>Mein Liebchen mir am Fenster winkt,<br>;: Feinsliebchen, sieh, ich komme! ;:      | 4. Nun lösche aus dein Lämplein,<br>Denn deiner Äuglein heller Schein<br>;: Ist heller als die Sonne. ;:            |
| 2. Der Mond erleuchtet meinen Weg<br>Und Stock und Stein und Berg und Steg<br>;: Zu deiner kleinen Hütte. ;:              | 5. Die Wange braucht nicht rot zu sein,<br>Der Liebe Schwur ist immer neu,<br>;: Sie ist der Unschuld Bürde. (!) ;: |
| 3. Die Arme breit' ich aus nach dir<br>Und schleich' mich leise an die Tür,<br>;: Mach' auf, mach' auf, Feinsliebchen! ;: | 6. Ach, warte nur ein halbes Jahr,<br>Dann sind wir schon ein Liebespaar,<br>;: O Himmel, welche Freude! ;:         |

1) Vgl. oben 23, 391.

7. Dann dürfen wir im Sonnenschein  
 Uns unsrer treuen Liebe freun

• ∴ Und immerdar uns küssen! ∴

Mündlich aus Bretthausen im Oberwesterwald 1905.

(Ein ganz ähnlicher Text aus der Liederhandschrift des Studenten Friedrich Rolle 1846/47 ward von mir in den Hess. Bl. für Volksk. 9, 93 nr. 115 veröffentlicht).

## II.

Gottlieb Leon, An Lottchen.

1. Holde Sittsamkeit,  
 Lieb' und Frenndlichkeit  
 Schmückt mein Lottchen nur:  
 Ein so hold Gesicht  
 Hat kein Mädchen nicht  
 Auf der ganzen Flur.

2. Bey den Erlen hier  
 Hat der Engel mir  
 Sanft die Hand gedrückt,  
 Und so schön und klar,  
 Als ihr Aug da war,  
 Hab' ich's nie erblickt.

3. Gott! und wie mir da  
 Wie mir da geschah,  
 Könn't ich sagen das!  
 Ach, ein süßer Schmerz,  
 Schlich sich in mein Herz,  
 Und mein Aug war naß.

4. Nun geh' ich so gern  
 Bey dem Abendstern  
 Durch den Erlenhayn,  
 Und mir ist's so weh,  
 Wenn ich sie nicht seh':  
 Soll das Liebe seyn?

Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1785, herausgegeben von J. F. Ratschky und A. Blumauer (Wien, bey Rudolph Gräffer) S. 105 „An Lottchen. 1778.“ — Über den Vf. (geb. 1757, gest. 1832) vgl. Goedeke, Grundriss<sup>2</sup> 6, 533.

Dieselbe Dichtung im Volksmunde.

1. An der Gartentür  
 Hat mein Mädchen mir  
 Sanft die Hand gedrückt.  
 Ei wie ward mir da,  
 Als mir das geschah,  
 Als mein Mädchen mir  
 Sanft die Hand gedrückt!

2. Mädchen, komm mal raus,  
 Sieh den Blumenstrauss.  
 Komm und riech' mal dran!  
 Ach, so schön und klar,  
 Wie dein Auge war,  
 Als du Mädchen mir  
 Sanft die Hand gedrückt.

Aus Elz, Westerwald, vom alten Bürgermeister Schmidt.

Literatur: Baselland, Niederlausitz, Altmark, Thüringen, Aargau (Volkslieder aus dem Kanton Aargau, gesammelt von Sigmund Grolimund, Basel 1911 nr. 79), Wiedensahl (Busch, Ut ôler Welt; München 1910 S. 131 nr. 10).

## III.

Die Zufriedenheit mit dem, was man hat.

1. Seyd fröhlich, genießet die Freuden im Leben,  
 Genießet sie heiter, Gott hat sie gegeben;  
 Nicht alle sind Fürsten, nicht alle sind reich,  
 Wir alle sind Menschen, wir alle sind gleich.

2. Gesund und zufrieden ist Reichthum genug,  
 Wer immer so denket, der handelt recht klug.  
 Nicht Reichthum macht glücklich, zufrieden macht reich,  
 Wir alle sind Menschen, wir alle sind gleich.



3. Laßt Große, laßt Reiche mit Gütern sich sehn,  
 Sie sind doch nur Menschen, und müssen vergehn.  
 Was nützt so viel Reichthum, was nützt so viel Geld,  
 Wenn's Leben sich endet, hört's auf in der Welt.

Fünfte Sammlung zweckmäßiger Lieder zum Singen für Mädchen auf Spaziergängen, in Gesellschaften und bei andern frohen Veranlassungen (Mühlhausen 1824) S. 75 nr. 50. Ohne Angabe des Verfassers.

Dieselbe Dichtung im Volksmunde.

1. Seid munter und fröhlich, ihr Zimmermannsgesellen,  
 Geniesset das Leben und lasst euch nicht prellen!  
 Denn nicht Reichtum machet glücklich, die Zufriedenheit und die macht reich,  
 Und wir alle sein wir Brüder, und wir alle sein gleich.

2. Wir haben den Kaiser, den König gesehen,  
 Sie tragen goldne Kronen und müssen vergehen;  
 Denn nicht Reichtum machet glücklich, die Zufriedenheit und die macht reich,  
 Und wir alle sein wir Brüder, und wir alle sein gleich.

3. Zufrieden-, Gesundheit, so muss es uns gehen,  
 Daun kann uns kein Unglück, kein Leiden geschehen,  
 Denn nicht Reichtum machet glücklich, die Zufriedenheit und die macht reich,  
 Und wir alle sein wir Brüder, und wir alle sein gleich.

4. Der Reiche lebt glücklich in seinem Palaste,  
 Der Arme verschmachtet in seinem Moraste,  
 Doch nicht Reichtum machet glücklich, die Zufriedenheit und die macht reich,  
 Und wir alle sein wir Brüder, und wir alle sein gleich.

5. An einem schönen Abend sass ich einsam im Garten  
 Und ich wollte meinen Herzallerliebsten erwarten,  
 Und ich spielt auf meiner Harfe, und ich sang auch dazu:  
 Ei wo bleibst du, mein geliebter Tiroleresbu'?

Mündlich aus Rod a. d. Weil im Taunus 1910.

Literatur: Erk-Böhme, Liederhort 3, 433 nr. 1614, Schlesien (Hoffmann-Richter, Schlesische Volkslieder, Leipzig 1842 nr. 303; Deutsches Volksgesangbuch von Hoffmann von Fallersleben, Leipzig 1848 S. 11 nr. 11), Mosel und Saar (Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar nr. 327), Nassau (Wolfram, Nassauische Volkslieder, Berlin 1894 S. 328 nr. 378), Vogelsberg (Hess. Bl. f. Volksk. 9, 105 nr. 151; kontaminiert mit E. Elmars „Tief unter der Erd'“). — John Meier, Kunstlieder im Volksmunde 1906 S. 81 nr. 524 nennt noch Sauter, Volkslieder 1811 S. 13.

Biebrich a. Rh.

Otto Stückrath.

### Zum Schwank vom Zeichendisput.

Vgl. oben S. 88ff.

An der angeführten Stelle hat W. Caland eine litauische und eine holländische Fassung des weitverbreiteten Schwankes gegeben, und Bolte hat die zugehörigen Literaturangaben beigefügt. Soweit der Unterzeichnete die Quellen übersehen kann, scheint aus der indischen Literatur noch kein Beleg für den Schwank beigebracht zu sein, obwohl Reinhold Köhler auf Grund des gerade in Indien häufigen Motivs von der Zeichensprache indischen Ursprung vermutete. Wie so oft, liefert

uns die Literatur der Jaina (und zwar die der Śvētāmbara von Gujarāt)<sup>1)</sup> eine gute Fassung. Hēnavijaya nämlich berichtet in der 43. Geschichte seines Kathāra-nākara, einer wichtigen Erzählungssammlung, die ich bald in deutscher Übersetzung herauszugeben hoffe, von einem berühmten Gelehrten, der an den Hof des Königs Bhōja von Dhārā kommt. Von diesem Gelehrten heisst es im Verlauf der Geschichte:

„Eines Tages hatte derselbe Lust, mit des Königs Gelehrten zu disputieren, und bat den König um die Erlaubnis, es zu tun. Der König sah unter seinen Gelehrten keinen, der einen Wortstreit mit jenem hätte wagen dürfen, und darum sagte er heimlich zu seinem Minister: „Spüre irgendeinen Menschen auf, Minister, dem das Glück hold ist, damit er im Streite mit jenem den Sieg erringe!“ Der Minister liess sich gesagt sein, und als er in der Stadt umherschlenderte, sah er einen einäugigen Ölmüller namens Rāṇika, dem das Öl aus der Ferne zugeflogen kam, so dass er es nur in sein Ölfass zu schöpfen brauchte. Da dachte der Minister: „Dem Mann ist das Glück ganz sicher hold“, führte ihn vor den König und erzählte diesem, welche Bewandnis es mit dem Müller hatte.

Da sich der Müller die Fähigkeit zutraute, die Disputation zu bestehen, ward ihm durch himmlische Seidengewänder, Goldschmuck u. dgl. das Aussehen eines Brahmanen gegeben, und als er in der Hofversammlung stand, trat auch jener Gelehrte ein mit dem Wunsche, zu disputieren. Er trat Rāṇika gegenüber und zeigte ihm einen seiner Finger. Rāṇika hielt ihm zwei Finger entgegen, worauf ihm der Gelehrte alle fünf Finger zeigte, die er ausgestreckt aneinander legte. Darauf zeigte ihm der andere eine Faust, worauf der Gelehrte sagte: „Er hat gewonnen, und ich habe verloren. Er ist ein grosser Gelehrter!“ Dann verneigte er sich vor ihm und ging nach Hause.

Da den König nun die Neugier plagte, was die beiden wohl miteinander gesprochen hätten, fragte er den Gelehrten: „Wonach hast du ihn denn gefragt, und was hat er dir geantwortet?“ Der Gelehrte erwiderte: „Vernimm! Indem ich ihm einen Finger zeigte, fragte ich ihn: „Es gibt doch nur eine Seele?“ Da zeigte er mir zwei Finger, um mir zu sagen, dass es zwei Seelen gibt, eine erlöste und eine noch in der Seelenwanderung begriffene. Nun zeigte ich ihm fünf Finger, um anzudeuten, dass es in der Welt fünf Elemente gibt. Darauf wies er mir seine Faust, womit er sagen wollte, dass sie nur vereinigt wirksam sind. Da nun des Königs Gelehrter jedesmal berichtigte, was ich gesagt hatte, so hat er mich besiegt. Und weil er meine Gedanken erraten hat, so ist er ein grosser Gelehrter, dem man Ehre erweisen muss.“ — Als der Gelehrte so gesprochen hatte, kehrte er, vom König ehrenvoll entlassen, nach seiner Heimatstadt zurück.

Darauf fragte der König auch Rāṇika: „Wonach hat dich jener gefragt, und was hast du ihm geantwortet?“ Der Ölmüller sagte: „Majestät! Er zeigte mir einen Finger, um mir zu sagen: „Das eine Auge, das du noch hast, drücke ich dir aus.“ Da zeigte ich ihm zwei Finger, um ihm anzudeuten, dass ich ihm beide Augen ausdrücken wolle. Darauf zeigte er mir seine flache Hand, was heissen sollte: „Ich geb' dir eine Schelle, dass du umfällt!“ Darauf zeigte ich ihm meine Faust, um ihm zu sagen: „Ich schlag' dich mit der Faust zu Boden!“

Als der König das gehört hatte, dachte er: „Das Glück muss einem hold sein; dann hat er überall Erfolg“, und überhäufte Rāṇika mit Ehren.“

Döbeln.

Johannes Hertel.

1 Auf die grosse Wichtigkeit dieser bisher fast ganz vernachlässigten Literatur hat Vf. in seinem Aufsatz 'Die Erzählungsliteratur der Jaina' hingewiesen in der Münchener Zeitschrift 'Geist des Ostens' 1913, S. 178. 247. 313ff.

**Nachtrag zu S. 281.**

In der Zeitschrift 'Heimatbilder aus Oberfranken' 1. Jahrg. (1913), Heft 2, S. 68 f., versucht Frhr. von Guttenberg unter der Überschrift 'Die Hühner- und Hungerfluren' eine Erklärung des Bestimmungswortes hunger aus hunter. Hunter sei aus huntern, hontern, ze den hohon teren 'zu den hohen Bäumen', 'zum Hochwald' entstanden. Abgesehen davon, dass sich in Hessen eine Reihe von Hungerfluren nachweisen lässt, die nicht hochgelegen und nicht mit Hochwald bewachsen sind oder gewesen sind, weist die von Guttenberg S. 73 angezogene Stelle aus einer Urkunde vom Jahre 1418 'an der hunterleiten gen dem windischen Hawg' wegen des folgenden 'windischen' deutlich auf die Weidezucht und auf Ableitung von ahd. untarôn, das auch in Oberfranken üblich gewesen sein muss (vgl. Schmeller, Bayr. Wörterb. 1, 116) und vielleicht noch heute dort volksüblich ist. Die Schreibung hunterleiten, welche die Mittelstufe in der Umdeutung zu Hungerleiten oder Hühnerleiten bildet, beweist, dass die Kanzleien im 15. Jh. das Wort nicht mehr verstanden.

Hersfeld.

Wilhelm Schoof.

**Nochmals das Soldatenlied: Hurra, die Schanze vier.**

Da das oben 22, 286 mitgeteilte treffliche Lied auf die Erstürmung der Düppeler Schanze nr. 4 vielfach Interesse erregt hat und auch jüngst von F. Lorentzen in der Kieler Monatsschrift 'Die Heimat' 24, 101 nebst einigen andern Stücken aus Hüdigs Liederbuche<sup>1)</sup> abgedruckt worden ist, hat Herr Otto Schell in Elberfeld weitere Nachfrage gehalten, um womöglich den Verfasser zu ermitteln. Dass die Angabe, der im Liede selber genannte Leutnant Loebbecke habe es gedichtet, keinen Glauben verdiene, ward schon oben 23, 171 ausgesprochen. Unsicher klingt auch die Meldung der Witwe Jachert, ihr Mann, der Betriebssekretär Gerhard Jachert (geb. zu Immigrath bei Düsseldorf, gest. 21. Februar 1913 in Elberfeld) sei der Verfasser; von ihm habe der Leutnant v. Rappard (gefallen 1870 bei Spichern) sich das Lied aufschreiben lassen und ihm dafür seine Photographie geschenkt. Tatsache ist allerdings, dass Jachert ab und zu Gedichte für eine Zeitung lieferte. Ein von ihm öfter rezitiertes Lied begann:

Was steh ich hier auf blankem[?] Wehr,  
 Was fällt der Schnee so dicke!  
 Vor mir das grosse, weite Meer,  
 Vor mir die Schanze von Düppel.

Ein andres: Hier, Kamerad, will ich dir meine Pfeife schenken. — Für glaubwürdig aber hält Herr Schell die bestimmte Versicherung des Kaufmanns Herrn Eduard Fudickar in Elberfeld, der Landwehrleutnant Bernau habe unser Lied 1864 gedichtet. Dieser stand in der 11. Kompagnie des 53. Regiments und wurde, wie die von Hauptmann Richter verfasste Regimentsgeschichte berichtet, für sein tapferes Verhalten vor dem Feinde durch den Roten Adlerorden mit Schwertern ausgezeichnet.

1) Es sind die Lieder: 'Heute war der grosse Tag', 'Horch, der Kanonendonner brüllt' und 'Auf Düppels fernen Höhen'.

## Zum Rübenzagel.

### I. Die Schnitzfigur.

Jedermann, der einmal im schlesischen Riesengebirge gewesen ist, kennt die zum Verkaufe überall ausgebotenen kleinen Figuren vom Berggeiste des Riesengebirges. Man kauft sie als Andenken, nimmt sie mit, verschenkt sie oder stellt sie selbst auf ein Wandbrett der eigenen Wohnung, wo sie als unangenehme Staubfänger bald sehr lästig werden, und wenn sie dann durch Abbrechen einer Hand, des Stabes oder Hutes mit ihrer Staubkruste recht unansehnlich geworden sind, wandern sie eines Tages in den Ofen. Man könnte jeden Augenblick einen Ersatz dafür haben, denn jährlich wandern ja Hunderte und Tausende neu in die Schaufenster der Läden ein; also ist das Ding wertlos, und Ersatz — will man gar nicht; man hat an dem Ärger über das staubige, oft noch stark riechende kleine Ungeheuer genug. Das ist der Grund, weshalb man, wenigstens im Familienbesitze, kaum ein solches Stück antreffen kann, das auch nur zehn Jahre alt wäre.

Und doch besteht die Gefahr, dass die kleine Figur, die doch immerhin in eine Reise ins Riesengebirge so viel Farbe hineinrug, von der Bildfläche verschwinde, und mit ihr zweifellos wieder ein Stückchen volkstümlicher Eigenart der schlesischen Berge.

Ein heftiger Angriff ist vor etwa acht Jahren von der staatlichen Holzschnitzschule in Warmbrunn ausgegangen, und zwar von deren Leiter Prof. Walde, der wenige Jahre darauf starb. Dieser Mann hatte nichts Eiligeres zu tun, als der schlesischen Holzschnitzerei, die zu heben er berufen worden war, so wirkungsvoll an den Leib zu gehen, dass sie von nun an wohl sachte hinsterben wird, wenn überhaupt noch schlesische Schnitzer an der Arbeit sind. Walde verschrieb als Lehrer an seiner Anstalt Holzbildhauer aus Tirol, der Schweiz und Gott weiss woher, lauter tüchtige Menschen in ihrem Fache, und eröffnete nun seinen Kriegszug gegen die bodenständige Schnitzerei damit, das er 'neue Rübzahl-Typen' erfand, d. h. er setzte das Phantasiebild des Meisters Schwind, der offenbar nie einen echten Rübenzagel gesehen hatte, in Plastik um. Und nun war es ein Gnom in braunem Mantel, mit brauner Kapuze, blossen Füßen in Nachtpantoffeln. Der Gedanke, dass es hier zuerst einmal zu lernen gab, dass er von den 'Waldsachenarbeitern' erst hätte lernen müssen, worauf es bei der Figur ankam, die doch ein völlig fester Typus war, dieser Gedanke kam Walde gar nicht. Die Schnitzer und die Verkäufer stellten ihm immer wieder vor, dass ja doch niemand seine Figuren werde kaufen wollen, weil sie eben falsch waren, denn das sehe doch jeder, dass das gar kein Rübenzagel sei, aber das half nichts. Als wirklich niemand die neue Puppe kaufen mochte, träumte Walde noch immer von einem 'Massenartikel', und da die Schnitzschule keine genügenden Einnahmen erzielte, so versuchte er sie in eine förmliche Fabrik umzugestalten. Die alten Schnitzer hatten bei ihm neues Handwerkszeug und allerhand neue Verfahren kennen gelernt, hatten als förmliche Fabrikarbeiter nach seinen Mustern gearbeitet. Sie waren dazu durch Versprechungen bewogen worden, die ihnen nun nicht gehalten wurden, z. T. ohne Schuld Waldes. Sie wollten, nachdem ihre 'Lehrzeit' um war, nun wieder als freie Menschen ihr Gewerbe ausüben, aber — da verbot ihnen Walde, das auszuüben, was sie bei ihm gelernt hatten, denn er hatte sich so verwirtschaftet, dass er seiner 'Fabrik' die Konkurrenz vom Leibe halten musste. Die Schnitzer aber waren dadurch in übelste Lage geraten, dass sie ihren früheren Auftraggebern nichts mehr hatten liefern können und nun auch keine Aufträge

mehr bekamen und in ihrem Trotze auch nicht die Hand zum Vergleiche bieten wollten.

So traf ich die Verhältnisse an, als ich einen längeren Sommeraufenthalt im Jahre 1906 dazu benutzte, der Geschichte dieser Schnitzfigur einmal nachzugehen. Meine Nachfragen in Hirschberger und Warmbrunner Geschäften führten mich schliesslich übereinstimmend auf eine erste Spur, die sich freilich nicht weit verfolgen liess. Man wies mich nach dem Hause Nr. 244 zu Hirschdorf, wo der 'Waldsachenarbeiter' Friedrich Wendrich wohnte, der Sohn des 1902 im Alter von 77 Jahren verstorbenen Ehrenfried Wendrich, der mir einheitlich als der erste Schnitzer bezeichnet wurde, der solche Figuren für den Verkauf angefertigt hatte. Er war, wie ich von seinem Sohne erfuhr, 1824 (oder 1825?) zu Reibnitz geboren und hatte beim Knochenarbeiter Bergmann 'gelernt'. Im übrigen berichtete Friedrich Wendrich, um 1848 herum habe der Buchbinder Liedel aus Warmbrunn eine solche Figur von der Leipziger Messe heimgebracht. Der Verfertiger war ein Student, der die Figur verkauft hatte, aus begreiflichen Gründen. Und das brachte den Buchbinder auf den Gedanken, solche 'Männl' anfertigen zu lassen, gleichfalls zum Verkaufe. Die lieferte ihm also Ehrenfried Wendrich, dem bald auch sein Sohn Friedrich dabei half. Der Hauptkunde war oder wurde das Geschäft von Zelder in Hirschberg, und für Herrn Zelder hatte auch Friedrich Wendrich die Figuren weiter gefertigt, bis — die Schnitzschule eröffnet wurde und er sich mit Zelder überwarf.

Unter diesen Umständen war meine erste Aufgabe, das vorige Einvernehmen wiederherzustellen, und Herr Zelder jun. ging auch darauf ein, dass ich den kranken Schnitzer veranlasste, wieder einige 20 Figuren, und zwar diesmal ganz im alten Stile anzufertigen und dem Geschäfte anzubieten, und daraufhin erklärte sich auch Herr Wendrich einverstanden es zu tun, da das ja doch eigentlich eine Bestellung bei ihm sei. Wirklich hatte ich dann die Freude, später die neue Mannschaft bei Zelder vorzufinden; sie haben also beide Wort gehalten, und so kann ich denn verbürgen, dass damals etwa 20 Exemplare bei Zelder zu kaufen waren, die wohl auch ihre Käufer und Nachfolger gefunden haben.

Das waren also Figuren im alten Stile. Auch vor Waldes Zeit hatte sich nämlich die Figur allmählich etwas verändert, verfeinert vor allem, und die vielen 'Nachahmer' waren ebenfalls an ihrem Stile erkennbar; es gab drei Hauptstiltypen, deren einer aus Agnetendorf kam. Auch in Hirschdorf selbst wurde mir ein Schnitzer Brucks genannt — ob ich den Namen richtig schreibe, weiss ich nicht. Man tritt damals allgemein, ob der Holzschnitzer, der die kleinen Tierfigürchen gefertigt hatte, von denen man heute in den Museen zu Hirschberg, Breslau und Liegnitz Proben finden kann, Hempel oder Hampel geheissen habe; der Vorname war Benjamin, er lebte in Warmbrunn.

Auch ich habe mir von Friedrich Wendrich eine Anzahl solcher Figuren anfertigen lassen, und unter anderem findet man im Liegnitzer Museum einen solchen Rübenzägel nebst mehreren von anderer Herkunft, darunter einen böhmischen, der etwa an einen 'Wallensteiner' erinnert.

Alte 'Originale' besass auch Fr. Wendrich nicht mehr, doch versicherte er mir, die neu gefertigten seien genau wie die alten, nur seien diese mit Farben angemalt gewesen, die er nicht mehr bekomme, weil sie giftig seien. Auf meine Frage, ob es wohl auch vor 1848 solche Figuren gegeben habe, gab mir Herr Wendrich die Auskunft, soviel er wisse, habe es in den Bauden immer welche gegeben, kleine und grosse, nur habe man sie vorher nicht verkauft. Herr Zelder sen. gab mir die gleiche Auskunft, hatte auch die Liebenswürdigkeit, zu

veranlassen, dass Herr Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg während meiner Anwesenheit eine ausserordentliche Zusammenkunft der Vorstandsmitglieder des Riesengebirgsvereines ansetzte, bei der ich den Herren berichten konnte, was ich bisher erfahren hatte, was ich erfahren wollte und welcher Gedanke mich dabei leitete. Es waren überwiegend ältere Herren; man war einstimmig der Meinung, die Figur sei schon lange vor 1848 bekannt gewesen, sei aber viel einfacher gewesen und habe keinen Tirolerhut<sup>1)</sup> gehabt, ja überhaupt keinen Hut, und sei noch roher und unförmiger gewesen als die Wendrichsche. Aber niemand konnte angeben, wo man ein überhaupt älteres Original finden könnte. Auch wurde angegeben, in der Schwarzschatzgrube und in der Zennickergrube seien früher solche Figuren gewesen, ich hatte aber den Eindruck, als ob diese Erinnerungen nicht allzu sicher seien.

Seitdem bin ich nicht mehr ins Riesengebirge gekommen und habe auch keinerlei Nachrichten mehr erhalten. Es scheint mir geboten, diese Zeilen zu veröffentlichen, damit jemand, der Gelegenheit dazu hat, die Sache weiter verfolgen kann, ehe sich zu viele Augen schliessen. Ich fürchte sehr, dass schon heute nur schwer mehr das erkundet werden könnte, was ich damals erfuhr. Für heute will ich mich damit begnügen, durch das Vorstehende womöglich eine Anregung zu geben für solche, die etwa längere Zeit im Riesengebirge verweilen können, und ich füge nur hinzu, in welcher Richtung mir die Frage von Bedeutung scheint, ohne diesmal näher darauf einzugehen.

Da möchte ich denn zunächst darauf aufmerksam machen, dass, soweit mir bekannt, die Rübenzettel-Figur etwas einzig Dastehendes ist. Durch Zufall erfuhr ich später, dass der Reisende (und Sohn vom Hause) einer Fabrik für 'Andenken', der auch den Rübenzettel vertrieb, mit dieser Figur auch im Harze Geschäfte machen wollte. Aber man lehnte das dort ab, da man den Rübenzettel nicht kenne. Endlich erklärte ein findiger Kopf, für den Harz müsse der Herr den 'wilden Mann' machen. Und so erkundigte sich der Herr, wie der aussehe, und machte nun den wilden Mann für den Harz, — er hat es mir selber erzählt. Ist dieser wilde Mann dort noch am Leben, dann dürfte er in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts entstanden sein. Mit dem Rübenzettel aber scheint es doch eine andere Bewandnis zu haben.

Ich vermute, die Figur ist ursprünglich nichts als ein Alraun-Männchen, worauf mir die ganze eigentümlich proportionierte steife Gestalt zu deuten scheint wie nicht minder der Name Rübenzettel. Ist die Figur heute ihrem Kerne nach aus Holz, so scheint mir doch ihre Besetzung mit Augen<sup>2)</sup> und Haaren usw. darauf hinzuweisen, dass ihr Kern früher aus weicherem Stoffe war, in den man die Zutaten hineinstopfen konnte. Der Glaube an den Rübenzettel scheint ferner eigentlich nur auf Kräuterklauber — man denke an die späteren Laboranten! — und Erzsucher beschränkt gewesen zu sein, was wieder für den Alraun spräche.

Trotz der Sage vom Entstehen des Alraunes glaube ich aber nicht, dass das Wort 'Zettel' hier 'penis' bedeute. Zur Begründung schliesse ich noch die folgenden Ausführungen an.

1) Eine Art der Figuren trägt den Zillertaler spitzen, grünen Filzhut.

2) So gerade bei der Form, die den Zillertaler Hut trägt und einen vom Wendrichschen stark abweichenden Typus aufweist. Sie wird mir, abgesehen von dem Hute, von verschiedenen älteren Breslauern als der in ihrer Jugend üblichen am nächsten stehend bezeichnet; sie ist klein und schlank und erinnert stark an ein Wurzelmännchen.

## 2. Der Name RübENZagel.

Immer wieder taucht die Behauptung auf, der oder jener habe im schlesischen Riesengebirge noch eine volkstümliche Überlieferung vom 'Rübezähl' vorgefunden. So hat Richard Loewe in dieser Zeitschrift 18, 1—24. 151—160 mehrere Belege gebracht, die wohl die glaubwürdigsten sind, die bisher veröffentlicht wurden, da sie sich noch der Form RübENZäl bedienen. Wo das nicht mehr der Fall ist, müssen wir die Überlieferung von vornherein als unbeglaubigt ausschalten, denn das Fehlen des n ohne Ersatz des en durch a ist der bündige Beweis dafür, dass in irgendeiner Weise literarischer Einfluss tätig war: eine Form 'Rübezäl' ist in Schlesien vollkommen undenkbar. Die nasalis sonans gibt in schlesischer Mundart nur a, nie e! In 25 Jahren ist mir nur eine Ausnahme aufgestossen, und das ist eine scheinbare: die Formen 'dar Üve, ein Üve, ein Üve, Üvebank, Üverih'r' und die Mehrzahl 'de İwe' die Verkleinerungsform 'İwlä' sind auf eine Form ohne n, also 'der Ofe' zurückzuführen, neben der auch eine mit n erhalten ist ('eim Uwä, ein Uwä, Üwätöp, Üwabanklä')<sup>1)</sup>.

Wo eine Form 'Rübezäl' gebraucht wird, ist die Überlieferung jedenfalls unbedingt abzulehnen, denn damit ist die 'literarische' Beeinflussung, wie sie durch die Fremden und durch die Schule sich vollzieht, bewiesen, und niemand kann wissen, wie weit sie geht und ob auch nur eine Spur urwüchsiger Überlieferung vorliege. Nun meint Loewe (S. 158), dass Leute, die nicht lesen und schreiben konnten, sich nach denen, die es konnten, gerichtet hätten. Das mag der Fall sein, und da heute die Zahl der Analphabeten auch im Gebirge sehr gering ist, könnte es in früherer Zeit stärker gewirkt haben, als wir uns das heute vorstellen; die falsche Namenform könnte schon vor 100 Jahren sich so weit verbreitet haben, dass sie heute schon in Verbindung mit echter Überlieferung auftritt. Ist das der Fall, dann dürfen wir wohl sagen: wir kommen zu spät.

Aber auch in Fällen, wo der Erzähler noch die Form 'RübENZäl' oder 'RübäZäl' brauchte, kann ich nicht ohne weiteres auf echte Überlieferung schliessen. Richard Loewe ist sich über das oben erwähnte schlesische Lautgesetz gar nicht klar geworden, da er die Vermutung ausspricht (S. 158), das a der Mittelsilbe beruhe wohl auf Angleichung an das ä der letzten Silbe. Nichts von alledem, sondern jegliche nasalis sonans wird zu a, mag sie stehen, wo sie wolle. Die Formen 'ihn' und 'ihnen' werden zu n und u(n) verkürzt und geben beide in der Mundart ein ä. Aus 'einer' (Dat. sg. f.) wird 'arr' (beinahe zweisilbig), und daneben steht noch die gekürzte Form 'enner'; diese Form verhält sich zu 'RübENZäl' ('RübäZäl') wie 'arr' zu 'RübäZäl', und auch dieses Verhältnis ist Richard Loewe nicht klar geworden, ja, er denkt sich offenbar das a erst aus e entstanden und dieses aus en verschliffen. In Wahrheit ist a die Mundart, en (u) die verschriftdeutsche Form, e eine widerliche Verballhornung, die Musäus — neben der richtigen Form — schon bei Prätorius vorfand und die er offenbar bevorzugte, weil sie ihm volkstümlicher klang. Eine Form 'Rübezäl' kann aber nicht älter sein, als der Einfluss von Musäus! Der Schlesier hat schon wegen seiner 'Mehrsprachigkeit' ein feines natürliches Gefühl für das ihm selbstverständlich nicht zum Bewusstsein kommende Gesetz von der Vertretung der nasalis sonans. Mehrsprachig ist er nämlich, weil er mit seinesgleichen die Mundart, dem Fremden gegenüber aber eine ganze Reihe von Schattierungen zwischen Schriftsprache und Mundart gebraucht. Dabei geht

1 Ob ein ähnlicher Fall beim Worte für 'Weizen' noch vorliege, kann ich nicht entscheiden.

die 'schriftsprachliche' Form nicht selten daneben, obgleich sie 'lautgesetzlich' gebildet ist. So entstehen recht interessante Formen. Nicht nur, dass z. B. 'ëgal' in 'eingal' umgesetzt wird nach Analogie von 'ëfach' zu 'einfach', sondern das Gefühl für die vollere Form neben der verschliffenen gestaltet auch deutsche Wörter um. So macht die Mundart aus 'wir' ein *bg*, aber in dem trotzigen Satze: 'Doas mach *bg*, wie *bg* bër wulln' = 'Das machen wir, wie wir wir wollen', wird das *bg* an der betonten Stelle zu *bër* gedehnt, das man sich etwa von einem Faustschlage auf den Tisch begleitet denken mag; '*bg* wulln' ist 'volumus', soll noch ein 'nos' dazu gesetzt werden, so tritt noch '*bër*' dazwischen. (Eine ähnliche Erscheinung kennt ja auch das Bayerische mit seinem 'ös', obgleich die Verkürzung 's' bereits an der Verbalform festsetzt.) Was macht man nun mit einem schlesischen 'schriftsprachlichen' Satze 'es hat's ihn noch'? Das ist aus mundartlichem 's hōt's ä nō' verschriftdeutsch, und zwar gesetzmässig, aber — falsch. Nehmen wir vorweg, dass das 's' hinter 'hōt' ein Schmarotzer ist, einerlei, ob er aus der Frageform 'hōt's ä nō (= hat es ihrer noch?)' entstanden sei, oder ob das genetivische 'es' auch vor dem Genetive 'ä' noch beibehalten wurde — 'es hat' steht bekanntlich gleich 'es gibt' — so bleibt doch die falsche Verschriftdeutschung von 'ä' in 'ihn' übrig. Sie erklärt sich daraus, dass das 'a' in diesem Falle aus 'ar' verschliffen ist, während der Sprecher im ä unbewusst die nasalis sonans sucht und als einzig mögliche schriftdeutsche Form dann ein 'ihn' findet.

Diese Beispiele mögen zeigen, weshalb ich dem schlesischen Gebirgler durchaus die Fähigkeit zutraue, ein unsinniges 'Rübezäl' in ein vernunfthaftes 'Rübenzäl' oder 'Rübazäl' umzusetzen, auch wenn die Überlieferung dieser Form schon erloschen war. Und darum kann ich auch im Auftreten solcher Formen keinen Beweis dafür erblicken, dass noch volkstümliche Überlieferung vorliege.

Was wir hier brauchten, das wäre eine Feststellung, bis in welche Zeit hinein die alte Form 'Rübenzägel' oder 'Rübenzäl' als in Schlesien erhalten nachweisbar sein mag. Es reicht aber zu diesem Zwecke nicht aus, dass man Bücher und Zeitschriften studiert, sondern hier muss sich die dingliche Völkerkunde mit der gedanklichen verbinden. Man müsste die Reiseandenken sammeln und prüfen, ob sich auf ihnen der Name Rübenzägel findet. Ich kenne ihn z. B. auf einem Glase<sup>1</sup>), das die Aufschrift trägt: 'Gute Freund überal, besonders umb den Rübenzäl'.

Aus dem Stile solcher Gläser muss die Zeit bestimmbar sein, und ausser Gläsern wird noch manch anderer Gegenstand in Betracht kommen. Jedenfalls hat noch lange nach Prätorius in Schlesien die Form Rübenzäl gegolten. Ob noch bis ins 19. Jahrhundert? Diese Frage dürfte wichtig sein für die Abschätzung, ob wir im Gebirge noch alte Überlieferung mit richtiger Namenform erwarten können oder nicht.

Im übrigen muss ich es rühmen, dass Richard Loewe überhaupt Rücksicht auf die Namenform genommen hat. Es ist der erste Fall, der mir bekannt wird! Selbst bei Philo vom Walde hatte ich zu verzeichnen, dass er ganz bestimmt alte Überlieferung gefunden haben wollte und erst stutzig wurde, als ich ihm die Frage vorlegte, mit welcher Namenform ihm der Berggeist dabei benannt worden sei. Philo verstand diesen Wink und gab zu, dass das allerdings sehr bedenklich sei — natürlich hatte sein Gewährsmann die Form des Musäus gebraucht.

Vergeblich habe ich mich bemüht, bei Zacher ein Körnchen Verständnis für diese Frage zu finden. Er stritt rundweg ab, dass die Etymologie 'Rüben-Schwanz'

<sup>1</sup> Zur Zeit dem Liegnitzer Museum zur Ausstellung überwiesen.



überhaupt zu beachten sei; 'Zäl, Zagel' sei zwar sicher 'Schwanz', aber Pflanzennamen würden damit nicht gebildet, und so habe der Name auch schwerlich etwas mit 'Rübe' zu tun. Der Hinweis auf den schlesischen Ausdruck 'Katzenzagel' für Schachtelhalm verfiel nicht; ich hatte betont, wie vorzüglich dieser Name die Pflanze kennzeichne gegenüber der durch Pfarrer Kneipp allgemein verbreiteten unglücklichen Bezeichnung 'Zinnkraut'; aber Zacher lachte: der Schachtelhalm habe doch wahrlich nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Katzenschwanz, und die Erklärung werde wohl auch falsch sein. Glücklicherweise kam ich auf den Gedanken zu fragen, wie denn nach seiner Erinnerung ein Schachtelhalm aussehe, und ich bekam die Antwort: 'wie ein kleiner Tannenbaum'. Ich erzähle diese kleine Erfahrung, denn ich habe nachmals gemerkt, wie verbreitet dieses Missverständnis ist: man kennt wohl diese, nicht aber die so völlig abweichende fruchttragende Form der Pflanze, die mit ihren dunklen Ringeln in der Tat verblüffend an den Schwanz der Katze erinnert. An der Richtigkeit dieser Etymologie ist jedenfalls kein Zweifel möglich!

Aber Katzenzagel ist nicht der einzige Pflanzename dieser Art. Es gibt auch einen Mäusezagel. Auf unseren Äckern wächst ein Pflänzchen, das dem Vergissmeinnicht (*Myosotis*) so ähnlich sieht, dass man es auch 'Ackervergissmeinnicht' nennt; und diese *Myosotis* in kleinerem Masstabe führt in den Lehrbüchern den Namen 'Mäusezahn', obgleich der botanische Name *Myosurus*, d. h. Mäuseschwanz, Mäusezäl lautet. In den schlesischen Vorbergen, z. B. im Bolkenhainer Kreise, heisst die Pflanze aber noch richtig 'Mäusezäl'! Daraus ist also die unsinnige Form 'Mäusezahn' zurechtgestümmelt worden von einem gedankenlosen Lehrbuchverfertiger, der weder Deutsch noch Griechisch konnte. Und wenn es so weiter geht, dann wird wohl in ein bis zwei Geschlechterfolgen die richtige Namenform ausgerottet sein, und der Unsinn 'Mäusezahn' hat gesiegt, unsere Schulbildung ist um eine Sinnlosigkeit reicher! Sollte es nicht eine sehr dankenswerte Aufgabe unserer Vereine für Volkskunde sein, bei den zuständigen Behörden dahin zu wirken, dass derartige Verballhornungen unserer Pflanzennamen wieder richtiggestellt werden?

Das Pflänzlein sieht nun auch nicht gerade aus wie ein Mäuseschwanz; die kleinen blauen Blütchen im Graugrünen wirken aber in einiger Entfernung so ausgesprochen grau, dass man begreift, wie die Vorstellung einer Maus sich aufdrängen konnte, und zwar so, dass man auch den Schwanz zu sehen meint. Es scheint beinahe, als ob 'Zagel' überhaupt soviel wie Stauden bedeuten könnte, doch werden wir damit vorsichtig sein müssen. Wir haben ja noch einen weiteren Pflanzennamen, der heute auf '—zahn' endigt und von dem sich vermuten lässt, dass das ursprünglich ein '—zäl' war. Freilich wird in uns heute die Vorstellung eines 'Löwenzagels' kaum geweckt, wenn wir das *Leontodon Taraxacum* ansehen, dessen botanischer Name es ausserdem als 'Löwenzahn' bezeichnet. Indessen, so sieht ein Löwenzahn nicht aus, und es ist wohl zu schliessen, dass der Name *Leontodon* bereits eine Übersetzung aus einer irgendwie verstümmelten Form darstelle. Ob aus einem deutschen Namen? Bisher habe ich bei den Botanikern vergebens nachgefragt! Die Antwort lautete stets, damit beschäftige sich zurzeit kein Botaniker. Vielleicht könnten diese Zeilen dazu beitragen, dass wir von seiten eines Botanikers doch noch einmal eine Antwort auf diese Frage erhielten? Ist nämlich der nicht mehr junge Name *Leontodon* die Übersetzung eines noch etwas älteren 'Löwenzahn', das aus nochmals älterem 'Löwenzäl' verdreht wäre, dann dürfen wir uns entsinnen, dass unsere alten Kräuterbücher den Löwen goldgelb malen und ihm einen Schweif geben, der den Beschreibungen

gemäss als Quaste gezeichnet ist, auf der sich dann die goldgelbe Farbe so recht breitmachen kann — mit anderen Worten: so, wie die Blume aussieht, hat man sich früher tatsächlich den Löwenschwanz vorgestellt! Es dürfte also wohl lohnen, nachzuprüfen.

Das sind aber nicht die einzigen Bezeichnungen dieser Art, und es ist auffallend, dass gerade in allerlei Literatur, die von unserem Rübenzägel erzählt, auch die Pflanzennamen Schwalbenzägel (in der Form 'Schwallenzägel'), Rosszäl und Hundezäl auftauchen, übrigens so, dass daraus kein Schluss auf die gemeinte Pflanze gezogen werden kann. Leider habe ich mir die Stellen nicht gebucht, doch sind sie auch kaum von Belang; worauf es ankäme, das wäre, die Namen in anderem Zusammenhange wiederzufinden, aus dem sich ergäbe, welche Pflanzen in Betracht kommen. Könnte der Schwalbenzägel etwa der Sauerampfer sein? — [Weiteres über mit zägel zusammengesetzte Pflanzennamen s. bei H. Marzell, Die Tiere in deutschen Pflanzennamen 1913, S. 54—59. Katzenzägel heissen nach M. noch andere Pflanzen, z. B. Achillea, Fumaria, Melampyrum und Nepeta.]

Wien.

Georg Hüsing.

## Bücheranzeigen.

**Wilhelm Schoof.** Die Schwälmer Mundart. Ein Beitrag zur hessischen Mundartenforschung (Sonderdruck aus der Zeitschrift für deutsche Mundarten, Jahrg. 1913—1914). Halle a. S., Waisenhaus 1914. 94 S. Geh. 2,40 Mk.

Die vorliegende Schrift, deren Verfasser den Lesern der Zeitschr. für (hoch-)deutsche Mundarten seit 1905 als rühriger Forscher auf dem Gebiete der hessischen Mundarten und Ortsnamen bekannt ist (s. auch den Aufsatz oben S. 272f.), zerfällt in zwei Hauptteile (S. 11—65 Laut-, S. 66—91 Flexionslehre), die eingerahmt werden von einer Einleitung und Sprachproben. Der Einleitung nach umfasst die Schwalm den Teil des Kreises Ziegenhain im Regierungsbezirk Kassel, der von der Schwalm und deren Zuflüssen durchströmt wird. Zugrunde liegt der Untersuchung die Mundart der beiden Dörfer Zella und Loshausen im Mittelpunkt der 'engern' Schwalm, die rund 100 Quadratkilometer und etwa 8000 Einwohner hat. Zur weitem Schwalm rechnet man eine Reihe Dörfer ringsum, deren Boden, zumal an den Abhängen des Knüllgebirges, minder fruchtbar ist. Je mehr sich diese Siedlungen von ihrem Mittelpunkt entfernen, desto mehr schwindet die Schwälmer Eigenart in Tracht und Sprache. Der Hauptverkehr geht nach Niederhessen, besonders Kassel. Ihre kleineren Einkäufe decken die Schwälmer in den Städtchen Treysa, Ziegenhain und Neukirchen, die südlichen Dörfer in Alsfeld im Grossherzogtum Hessen. Gemäss diesen vier Verkehrsgebieten unterscheidet der Verf. vier Schichten der Mundarten, vertreten durch Loshausen, Florshain, Willingshausen und Hauptgeschwenda. Durch die 1908 eröffnete Bahnlinie Treysa—Hersfeld—Bebra sind die alten Verkehrsgrenzen vielfach verschoben worden, zumal nach Hersfeld zu. Möchte die geplante Bahn Ziegenhain—Alsfeld das Wesen der Mundart nicht so stark verwischen, wie Schoof fürchtet! Jedenfalls dürfen wir ihm aufrichtig dankbar sein, dass er noch rechtzeitig eine so reiche Ernte eingebracht hat! Weiter handelt die Einleitung vom Einfluss der alten Amts- und Pfarrei-

grenzen und der Gaugrenze: Die westliche Hälfte des Schwälmer Ländchens gehörte zum Oberlahngau, die östliche zum fränkischen Hessengau. So ist die Mundart „eine interessante Grenzmundart zwischen Ober- und Niederhessisch . . . Es überwiegt darin das Oberhessische, welches in den Dörfern der engern Schwalm ausschliesslich vorherrscht.“

Nicht so ergiebig für die Volkskunde wie die Einleitung und die erste Sprachprobe 'Unsere Kirmes' (S. 91/92) ist naturgemäss der rein sprachliche Teil. Zur Kennzeichnung der Mundart hebe ich hervor:  $i (\ddot{u}) > e$ , z. B.  $\mathring{s}leer\grave{a}$  Schlitten,  $heb\grave{a}$  hüpfen;  $u > o$ :  $\mathring{s}domp$  stumpf; hinsichtlich der Diphthongierung der mhd.  $\ddot{i}$ ,  $\ddot{u}$ ,  $\ddot{y}$  steht die Mundart auf hochdeutscher Stufe, ausgenommen —  $ich > ich$  (strichen  $> \mathring{s}dric\grave{a}$ ) —  $\hat{n}r$  bleibt ( $tr\ddot{u}rec > druuric$ ),  $\ddot{u} > ii$  in zwei Fällen, z. B.  $miur\ddot{z}ere > miir\ddot{r}$  Maurer; mhd. —  $iuw > auw$ , z. B.  $nauw$  neu. Beim Konsonantismus fällt auf das echt hessische —  $r$  —  $<$  dental:  $broor\grave{a}$  Braten,  $\mathring{s}neir\grave{a}$  schneiden,  $ker\grave{a}l$  Kittel. Ferner —  $n +$  dental  $> \ddot{o}$ :  $g\ddot{a}f\ddot{o}m\grave{a}$  gefunden; —  $agen > \ddot{a}ä$ :  $hagen > h\ddot{a}ä$  Hain; germ.  $p$  bleibt unverschoben:  $pet\mathring{s}$  Pfütze,  $pluk$  Pflug,  $tsab\grave{a}$  Zapfen,  $somp$  Sumpf. In der Flexionslehre ist sehr anziehend der Abschnitt über die teils starken, teils schwachen Genitive bei Familiennamen: mit Falgs Hanerc und Falg\grave{a} Hanerc unterscheidet man zwei verschiedene Heinrich Falk; das Zahlwort zwei hat seine drei Geschlechter bewahrt:  $tswii$  j\ddot{a}w\grave{a} (Jungen),  $tswoo$   $keiw$  (Kühe),  $tsw\ddot{e}g$   $ke\ddot{o}$  (Kinder).

Bei Einzelheiten kann man hie und da anderer Meinung sein. So fällt auf — neben manchem Druckfehler (§ 9 Oberweiler statt — aul!) z. B. § 94 „ $ha\ddot{u}us\grave{o}$  (< hie  $\hat{u}zen$ ) mit Funktionsvertauschung von  $ha\ddot{u}us$ “; bei Wörtern wie  $fr\ddot{a}w\grave{a}$  freuen setzt Schoof § 111 ahd.  $frouwen$  an, während doch die Nebenform  $frewen$ , die er übrigens sehr wohl kennt (§ 252), viel näher läge. In § 179c muss es heissen „Wgm.  $d, p$  im Inlaut nach Liquiden sowie nach  $m, n$  hat sich an diese assimiliert“ statt „im Inlaut sowie  $m, n$  nach Liquiden“. Innerhalb eines Paragraphen sind öfters Wörter zweimal angesetzt, auch Widersprüche kommen vor: wenn es § 118 heisst „ $ruowa > run$ “, 251 aber „ $ruowa > rauw$ “, so müsste wenigstens gesagt sein, dass  $rauw$  die häufigere und ältere Form ist. Oft vermisst man bei seltnern Ausdrücken die Erklärung: dass z. B. § 27 „ $b\ddot{a}ts\grave{e}l <$  mhd.  $bezel$ “ Haube, Mütze bedeutet, ist wohl nur dem Einheimischen selbstverständlich.

Dass ältere Sprachstufen häufig aus Urkunden belegt sind, z. B. der md. Wechsel  $u > o$  seit dem 14. Jahrhundert (S. 28/29), verdient durchaus Anerkennung, nicht minder die eingestreuten Bauernsprüche, Auszählreime, Kinderliedchen, Flurnamen, wodurch die Arbeit belebt wird. Alles in allem eine gediegene, von Hingebung an die Sache zeugende Darstellung einer anziehenden Mundart. Möchte der Verfasser recht bald Musse finden, uns die verheissene Syntax, Wortbildung, Namenkunde (Familien-, Flurnamen) und das Wörterbuch zu bescheren! Wir sehen ihrem Erscheinen mit Spannung entgegen.

Dresden.

Oskar Philipp.

**Georg Graber**, Sagen aus Kärnten, gesammelt und herausgegeben. Leipzig. Th. Weicher 1914. XL, 512 S. gr. 8°. Geb. 5 Mk.

Als 1887 J. Rappold 123 'Sagen aus Kärnten', die er lediglich gedruckten Quellen entlehnt hatte, zu einem netten Bändchen vereinigte, regte er zur Sammlung dessen an, was noch als ungehobener Schatz im Munde der Alten und in

Abgeschlossenheit Lebenden ruhe. Dieser Wunsch ist jetzt in Erfüllung gegangen; Prof. Georg Graber in Klagenfurt bietet in dem vorliegenden stattlichen Buche 613 Kärntner Volkssagen, von denen er etwa sechs Siebentel selber zusammengebracht hat. Über die Art seiner Sammeltätigkeit, die Zeit und die Orte seiner Aufzeichnungen berichtet er S. VIII leider nur summarisch; doch ist die im ganzen einfache, allzu romantischer Ausschmückung bare Darstellung und die über die hauptsächlichlichen Sagenzüge orientierende und auf die neueren wissenschaftlichen Forschungen verweisende Einleitung zu loben. Unter den in 18 Gruppen geteilten Sagen gewahren wir neben den allgemein verbreiteten Erzählungen von Wassergeistern, von der wilden Jagd, vergrabenen Schätzen, Geisterspuk, Hexen und Teufel auch die für das Gebirgsland charakteristischen Bergwerkssagen, die schatzgrabenden Venediger, die schlafenden Helden, ferner die hadischen Leute (Riesen) und saligen Frauen, Kirchengründungssagen und Legenden. Von geschichtlichen Ereignissen haben sich besonders die Türken- und die Franzosenkriege im Gedächtnis fortgepflanzt, auch Margareta Maultasch lebt noch als ein wildes Mannweib in der Erinnerung des Volkes. — Von einzelnen Sagen hebe ich aus der reichen Fülle hervor das nur den Wasser- und Waldgeistern bekannte Geheimnis, was das Kreuz in der Nuss bedeute (nr. 13. 24. 82. 94); ferner nr. 18 der Ahornbaum am Millstätter See (Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimm KHM. 1, 272); nr. 37 Selbertän (Polyphem); nr. 54 der Wechselbalg (Grimm, KHM. nr. 39, 3); nr. 56—57 das Riesenspielzeug (Grimm, DS. nr. 17); nr. 60 Flachses Qual (Bolte-Polívka 1, 222); nr. 64 St. Julianus (V. Schumann, Nachtbüchlein nr. 14; Frey, Gartengesellschaft 1896 S. 280); nr. 90 Waldmann und Mensch (Grimm, KHM. nr. 72); nr. 96 Erdbeeren im Winter (Bolte-Polívka 1, 100); nr. 108 der Tote als Hochzeitsgast (R. Köhler, Kl. Schriften 2, 226); nr. 166—169 der Traum vom Schatz auf der Brücke (oben 19, 289); nr. 170 die einander mordenden Schatzfinder (Montanus, Schwankbücher S. 564); nr. 199, 201 das Schlangenkronlein (Grimm, KHM. nr. 105); nr. 208 der Hausgeist und Bär (R. Köhler 1, 72); nr. 228 'Ich falle' (Bolte-Polívka 1, 30); nr. 237 Lenorensage (E. Schmidt, Charakteristiken 1<sup>2</sup>, 189); nr. 244 Muttertränen (Grimm, KHM. nr. 109); nr. 245—248 Totenmette (Grimm, KHM. nr. 208); nr. 253 Quittung aus der Hölle (R. Köhler 1, 133); nr. 258 Tod und Tödin (oben 22, 56<sup>13</sup> Gedicht von Tschabuschnigg); nr. 264 die Scheintote (oben 20, 362); nr. 352 Hildegard (Gesta Romanorum c. 249); nr. 390 Bauer und Teufel (Grimm, KHM. nr. 189; oben 8, 21); nr. 427 das bodenlose Schaff (H. Sachs, Fabeln ed. Goetze 2, 532. 4, 502); nr. 428—429 der Schmied von Rumpelbach (Grimm, KHM. nr. 82); nr. 431 Namen erraten (Bolte-Polívka 1, 490); nr. 468 der Teufel in der Kirche (Zs. f. vgl. Litgsch. 11, 249); nr. 537 der Mann im Pflug (Grimm, DS. nr. 537); nr. 585—586 Blaubart (Bolte-Polívka 1, 400); nr. 588 das mutige Mädchen (Bolte-Polívka 1, 373). Dem verdienstlichen Buche ist in Kärnten und ausserhalb Kärntens Verbreitung zu wünschen.

Berlin.

Johannes Bolte.

### Carly Seyfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens.

Ein Beitrag zur Volkskunde des Königreichs Sachsen. Leipzig, W. Heims 1913. XXIII, 318 S. 8°. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Der Stoff dieses äusserst reichhaltigen Buches, welches das Königreich Sachsen mit Ausnahme der Lausitz, das angrenzende Sachsen-Altenburg und

Reuss j. L. berücksichtigt, ist zum grösseren Teile aus der gedruckten volkskundlichen Literatur, besonders der das bezeichnete Gebiet betreffenden, zusammengestellt; ein neun Seiten langes Quellenverzeichnis beweist, wie fleissig der Verf. gearbeitet hat. Was ältere Schriften anbetrifft, so wurde ausser der Chemnitzer *Rockenphilosophie* und Werken des Prätorius das bisher weniger bekannte Buch von Chr. Lehmann, *Historischer Schauplatz derer natürlichen Merckwürdigkeiten in dem Meissnischen Ober-Ertzgebirge*, Leipzig 1699, häufig herangezogen, und der Verf. hat hiermit offenbar einen guten Griff getan. Die gedruckten Zauber- und Rezeptbücher mit erdichtetem Druckort und -jahr, die auch in Sachsen im Umlauf waren und noch sind, werden mit Recht nur selten angeführt, dagegen hat der Verf. handschriftliche Rezeptsammlungen benutzt, da sie, selbst wenn sie aus gedruckten Büchern abgeschrieben sind, immerhin unter dem sächsischen Volke verbreitete Ansichten wiedergeben. — Eine zweite Quelle bilden die im Archiv des Vereins für sächsische Volkskunde aufbewahrten Einsendungen und Sammlungen volksmedizinischen Inhalts, deren Benutzung dem Verf. durch E. Mogk ermöglicht wurde. Von ihm und K. Weule ging der Anstoss zu der ganzen Arbeit aus, deren erster Teil auch als Leipziger Dissertation erschienen ist. Um dies handschriftliche Material zu ergänzen, erliess der Verf. in Zeitschriften und Zeitungen Sachsens Aufrufe zur Einsendung von Beiträgen, die einen bemerkenswerten Erfolg hatten (gegen 50 Mitteilungen), wenn man bedenkt, ein wie trauriges Ergebnis oft ähnliche Aufrufe gehabt haben. Ausserdem stellten ihm Kenner des behandelten Gebietes umfangreichere Sammlungen an Aufzeichnungen zur Verfügung. — Endlich sammelte der Verfasser einen Teil des Stoffes selbst auf Wanderungen im sächsischen Mittelgebirge, vor allem auch im Erzgebirge.

Man sieht, dass S. wohl ausgerüstet an seine Arbeit gegangen ist, und die Art, wie er den gewaltigen Stoff angeordnet und verarbeitet hat, verdient höchste Anerkennung. Er behandelt zunächst die Anschauungen des Volkes von der Entstehung der Krankheiten (durch Krankheitsdämonen, dämonische Menschen und als Strafe Gottes), wobei er sich jeder Schablone enthält und die vielen miteinander verschlungenen Wurzeln aufzeigt, denen die Volksmeinung entwächst. Den Hauptteil bildet dann die Erörterung der verschiedenen Heilmethoden durch gesprochene und geschriebene Worte (hier reiche Zusammenstellungen von Segen, Sator-, Abracadabra- und ähnlichen Formeln), Handlungen (z. B. Übertragung, Durchkriechen, Messen) und Dinge (z. B. Wasser, Teile von Menschen- und Tierkörpern, Pflanzen). Ein ausführliches Register macht den Schluss. Für jede Angabe ist in den Fussnoten die genaue Quellenangabe zu finden.

Selbstverständlich ist der größte Teil der mitgeteilten Anschauungen nicht auf Sachsen beschränkt, aber eben die Heraushebung dieses Einzelgebietes hat es dem Verf. möglich gemacht, immer aus eigener, genauer Kenntnis der Quellen zu schöpfen und so etwas wirklich Zuverlässiges zu bieten; die Mängel, die z. B. dem vielbenutzten Werke von v. Hovorka und Kronfeld anhaften, zeigen ja, wie selbst bei zwei Verfassern eine ganz einwandfreie Darstellung kaum noch möglich ist, wenn das behandelte Gebiet zu umfangreich wird. Für keinen Teil Deutschlands dürfte es zurzeit eine so reichhaltige Darstellung der Volksmedizin geben, wie sie S. für Sachsen geliefert hat, und sein Buch darf man getrost mit unentbehrlichen Werken, wie z. B. Wuttke-Meyer und neuerdings Sartori, in eine Reihe stellen.

Berlin-Pankow.

Fritz Boehm.

**Antti Aarne**, Leitfaden der vergleichenden Märchenforschung. Hamina 1913. IV, 87 S. (F. F. Communications ed. by J. Bolte, K. Krohn, A. Olrik, C. W. v. Sydow nr. 13). — Übersicht der Märchenliteratur. Hamina 1914. IV, 76 S. (F. F. Communications nr. 14). — Die Tiere auf der Wanderschaft, eine Märchenstudie. Hamina 1913. V, 174 S. (F. F. Communications nr. 11). — Der tiersprachenkundige Mann und seine neugierige Frau, eine vergleichende Märchenstudie. Hamina 1914. IV, 83 S. (F. F. Communications nr. 15).

Gern hätte ich an dieser Stelle über alle wichtigeren Erscheinungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der Märchenforschung einen kurzen Bericht erstattet; da mir jedoch die Musse dazu geraubt ist, möchte ich wenigstens auf einige Schriften des überaus eifrigen finnischen Forschers Aarne hinweisen, die besonders als Einführung in diese junge Wissenschaft allgemeineres Interesse verdienen. Schon 1910 hat Aarne ein nutzbringendes Verzeichnis sämtlicher ihm bekannter Märchentypen in systematischer Anordnung veröffentlicht (s. oben 21, 181). Jetzt bietet er Studierenden und Mitforschern einen praktischen Leitfaden dar, der zumeist aus seinen eigenen Erfahrungen geschöpft ist und nicht bloss gute Kenntnis des ausgebreiteten Materials dartut, sondern auch eine nüchterne, gesunde Anschauung der Probleme, die er auf klare und einfache Weise zu formulieren weiss. In knapper Form bespricht er die hauptsächlichsten Theorien über den Ursprung der Märchen, die arische der Brüder Grimm, die man auch die mythologische nennen könnte, die indische Benfey's und die anthropologische Tylors und Langs, um sie alle zu verwerfen und sich der von seinem Lehrer Kaarle Krohn entwickelten Ansicht anzuschliessen. Er sucht den Ursprung der Märchen nicht mit den englischen Anthropologen in der Urzeit, sondern mit Benfey in geschichtlicher Zeit; und während Adeline Rittershaus ursprünglich nur Einzelmotive annimmt, die später willkürlich gemischt und zu einem Ganzen verbunden wurden, ist ihm jedes Märchen ursprünglich eine feste Erzählung, die nur einmal an einer bestimmten Stelle und zu einer bestimmten Zeit entstanden ist. Wenn sich darin Gebrauche und Anschauungen einer primitiven Kulturstufe finden, so folgt daraus nicht, dass das ganze Märchen dieser Periode entstammt. Die Märchen sind Dichtungen, hervorgegangen aus der bewussten Absicht, die Hörer durch diese Spiele der Einbildungskraft zu erheitern. Sie sind in verschiedenen Gegenden entstanden, nicht nur in Indien, sondern auch in Nord- und Südeuropa; ihre Herkunft muss durch die Spezialuntersuchung in jedem einzelnen Falle ermittelt werden. Sehr verschieden ist ihr Alter; so hat, wie ich einschalten möchte, F. v. d. Leyen in seiner Jubiläumsausgabe der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen (Jena, E. Diederichs 1912) den interessanten Versuch gemacht, die 203 Nummern nach den Jahrhunderten ihrer Entstehung in neun Gruppen zu ordnen. Die neueren Märchen sind zumeist Schwänke. Die Verbreitung der Märchen geschah bis in die jüngste Vergangenheit weitaus mehr durch mündliche Überlieferung als durch die Literatur. — Das zweite Kapitel zählt die psychologischen Ursachen (A. nennt sie mit Olrik 'Gesetze') der Veränderungen von Märchen auf: der Erzähler vergisst einen Zug, schiebt am Anfang oder Schluss einen verwandten Stoff ein, verbindet verschiedene Märchen zu einem Ganzen usw. Bei der Vervielfältigung spielt die Dreizahl und die Analogie eine Rolle, eine Tiergeschichte wird zu einem Menschenabenteuer, ein Märchen wird zur Ich-Erzählung, es wird in einem andern Lande akklimatisiert, in einer andern Zeit modernisiert. — Drittens erläutert der Vf. die von Krohn an den in ver-

verschiedenen Gegenden Finnlands aufgezeichneten Versionen der Kalevalalieder und an den Tiermärchen erprobte historisch-geographische Methode, die auch er in einer Reihe von Monographien über Märchenstoffe angewandt hat. Die Varianten werden in eine geographische und, soweit möglich, historische Ordnung gebracht; die Erzählung wird in Hauptteile und diese in Einzelzüge zerlegt, das ganze Material für jeden Zug durchmustert und die Urform sowie der Weg des wandernden Märchens, der auch für die Völkerpsychologie und die Geschichte der Kultur von Bedeutung ist, festgestellt. Ältere literarische Fassungen sind natürlich wichtig, aber doch erst Beweismittel zweiten Ranges, da sie wieder auf mündlichen Erzählungen beruhen. Vom Orient nach Europa und umgekehrt führen zwei Wege, durch Russland und über die Balkanhalbinsel. In Finnland lässt sich das Zusammentreffen zweier Märchenströme, aus Skandinavien und aus Russland, nachweisen. — In den letzten beiden Kapiteln gibt A. Winke für die von den jungen Märchenforschern zu befolgende Technik, schildert die Tätigkeit des internationalen Bundes 'Folklore Fellows', in dessen Schriften die oben verzeichneten Schriften erschienen sind, die Krohnsche Anordnung und Bezeichnung der Völker und erläutert seine Lehren an ausgewählten Beispielen.

Eine notwendige Ergänzung dieses Leitfadens bildet die 'Übersicht der Märchenliteratur' des Orients und Occidents, die zwar als Anleitung für Studierende bestimmt ist, aber auch den Fachgenossen manches Neue bieten wird. Denn der Vf. gibt keine blosse Bibliographie, sondern eine sorgfältige Auswahl des Wertvollen, die auf eignem Studium und auf Auskünften berufener Kenner der verschiedenen Literaturen beruht; er charakterisiert den Inhalt der Sammlungen und geht auf Streitfragen, wie z. B. auf die über die Quellen des mongolischen Siddhī-Kür, ein. Natürlich wird hie und da eine Berichtigung oder ein Nachtrag gemacht werden können; auch darf man an die Anordnung keinen allzu strengen Massstab anlegen.

Gleichzeitig mit dem Leitfaden hat A. zwei Monographien über bekannte Märchen erscheinen lassen, die als lebendige Illustration seiner Theorie dienen können. Für 'die Wanderung der Tiere', von der er mehrere hundert Varianten, darunter nahezu hundert ungedruckte aus Finnland, zusammengebracht hat, unterscheidet er eine asiatische und eine europäische Fassung. In jener gehen ein Ei, ein Skorpion, eine Nadel und ein Mörser auf die Reise, verstecken sich in einem Hause, quälen nachts die Hausbesitzerin und bringen sie schliesslich ums Leben; in dieser sind nur Haustiere die Wanderer und ihre Gegner im Waldhause Wölfe, die erst in späteren Aufzeichnungen durch Räuber ersetzt werden. Die Urform stammt aus Süd- oder Ostasien und muss vor dem 12. Jahrhundert durch mündliche Vermittlung auf dem südlichen Wege nach Europa gekommen sein, wo sie im lateinischen Epos Ysengrimus, bei H. Sachs und Rollenwagen Aufnahme fand. Im 19. Jahrhundert ist sie durch Grimms 'Bremer Stadtmusikanten' bis nach Finnland gedrungen. — Auch bei dem Märchen von der Tiersprache, die der Held von einer dankbaren Schlange lernt, und von seiner neugierigen Frau, die er auf den Rat des Hahnes straft, scheiden sich deutlich eine orientalische wohl abgerundete Form und eine westliche Fassung, die schon im 13. Jahrhundert bekannt war, in der aber einige Züge durch fremden Einfluss eine ganz andere Gestalt bekommen haben. Benfey erklärt die indische Gestalt für die ursprüngliche, während W. Klinger (1909) sie aus der altgriechischen Literatur ableiten will. A. pflichtet der Ansicht Benfey's bei und erklärt sich gegen die Ansicht v. d. Leyens, der eine allmähliche Entwicklung der indischen Geschichte aus zwei Motiven, der Kenntnis der Ameisensprache und dem Lachen des Königs, an-

nimmt. 'Soweit wir das Märchen kennen, kennen wir es als eine vollständige Erzählung oder als ein davon abgetrenntes Bruchstück.'

Berlin.

Johannes Bolte.

**Micha Josef Bin Gorion**, Die Sagen der Juden, gesammelt und bearbeitet.

Bd. II: Die Erzväter. Frankfurt a. M. Rütten & Loening 1914. XV. 446 S. 8°. Geh. 7 Mk., geb. 8,50, 11 und 35 Mk.

Während der erste Band: 'Von der Urzeit' die Sagen zu den ersten neun Kapiteln der Genesis behandelt (s. oben S. 97), enthält der zweite die Sagen von der Ausbreitung der Völker nach der Sintflut und von den Erzvätern; sie erstrecken sich auf die Kapitel 10—28 des ersten Buches Mosis. Die Übersetzung dieses zweiten Bandes hat vor dem ersten Bande insofern den Vorzug, als sie dem deutschen Sprachgeiste mehr angepasst ist. Auch in diesem Bande kann der vergleichende Religionsforscher manches interessante Material finden. S. 26 wird die aus Sēfer Hajjāsār entnommene Sage 'Stern Abrahams' behandelt, gemäss welcher die Weisen und Wahrsager gleich bei der Geburt Abrahams im Osten einen eigentümlich grossen Stern gesehen haben, der durch den Himmel lief und vier Sterne von den vier Himmelsrichtungen verschlang. Über diesen astrologischen Aberglauben, der im Altertum weit verbreitet war, vgl. Scheftelowitz, Arch. f. Religionswissenschaft 14, 42f.; Voigt, Die Geschichte Jesu und die Astrologie, Leipzig 1911. — S. 209: 'Der Raub der Tubalstöchter', eine Sage, die ebenfalls im Sēfer Hajjāsār erzählt wird und zum Teil an Richter c. 21 anklingt, ist eine Bearbeitung der römischen Sage von dem Raube der Sabinerinnen (Livius 1, 9). Schon der Umstand, dass die Jünglinge die Mädchen aus der Stadt Sabina rauben, weist darauf hin. — S. 213: Die griechische Sage von dem Prokrustes-Bett ist gleichfalls in die altjüdische Literatur eingedrungen. Bereits im Bab. Talm. Sanhedrin 109b wird sie erwähnt: Die sittenlosen Einwohner der Stadt Sodom hatten ein Bett, auf das sie jeden Fremden, der in dieser Stadt übernachten wollte, hineinlegten. War der Fremde länger als das Bett, so kürzten sie dessen Füsse, war er aber kürzer als das Bett, so reckten sie seine Glieder aus und marterten so die Fremden zu Tode. Auf diese Talmudlegende spielt auch ein von Mōse Ben Qalonymus verfasstes Gebet an, das sich im Maḥzōr des 8. Pesachtages unter Šaharit-Gebeten befindet und mit den Worten: 'Mā mō'il rāsā' be'alāw' beginnt. — S. 327: 'Abraham hätte an seinem Halse eine grosse Perle getragen, und jeder Kranke, der darauf sah, sei alsbald geheilt worden'. Die Perle galt bei vielen Völkern als Amulett, so bei den alten Indern (Atharvaveda IV 10, 1ff.), den Tsehi-Negern und den Dajaks (vgl. Scheftelowitz, Schlingen- und Netzmotiv im Glauben und Brauch der Völker 1912, S. 30. 48), bei den Albanern, Griechen und Ungarn (vgl. Zachariae, Wiener Ztschr. f. d. Kunde d. Morgenl. 17, 223f.).

Cöln a. Rh.

Isidor Scheftelowitz.

**Walther Schulz-Minden**, Das Germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit.

Mit 48 Textabbildungen (Mannus-Bibliothek, herausgegeben v. G. Kossinna, Nr. 11). Würzburg, C. Kabitzsch 1913. VIII, 125 S. 8°. 4 Mk. (Subskriptionspreis 3,20 Mk.)



Seit sich die Ausgrabungstechnik an den Limes-Untersuchungen ausserordentlich vervollkommnet hat, war eine systematische Ausdehnung der Hausforschung in die Vorgeschichte hinein mit Bestimmtheit zu erwarten. Von den zum Teil älteren skandinavischen Arbeiten abgesehen, haben gerade die letzten zehn Jahre Ergebnisse gebracht, die dringend einladen, sie mit den ethnographischen Forschungen in Beziehung zu setzen. Dr. Schulz-Minden hat sich dieser Aufgabe mit Hingabe und erfreulichem Erfolge unterzogen, wenn er sich auch aus guten Gründen auf die germanischen Reste beschränkte. Dass er sich als Schüler Kossinnas bekennt und die Forschungen dieses vielbefehdeten Archäologen zum Ausgangspunkt nimmt, wird zwar nicht überall gutgeheissen werden, gibt ihm aber eine feste geographische Unterlage für seine Untersuchung. Sehr glücklich ist meines Erachtens die Methode, von den zeitlich jüngsten Formen auszugehen und das Haus der römischen und der La-Tène-Zeit zuerst zu behandeln. Es wird dadurch einerseits eine Brücke zu den literarischen Quellen geschlagen, andererseits aber die Möglichkeit gewonnen, die unbestimmten Verhältnisse der älteren Zeit von festen Richtpunkten aus zu durchleuchten. Der Verfasser kommt auf diese Weise ungezwungen über die frühe Eisen- und Bronzezeit, die er einheitlich zusammenfasst, in die Steinzeit. Auch er gelangt auf dem archäologischen Wege zu der Annahme eines nordeuropäischen bzw. germanischen Dachhauses, das kaum noch abzulehnen sein wird. Merkwürdigerweise hat er dabei das vertiefte Haus unbeachtet gelassen, das nicht nur einzelne Eigentümlichkeiten des späteren Hauses erklärt und daher nicht ohne Einwirkung auf die spätere Gestaltung des altnordischen Hauses geblieben sein kann, sondern dessen alte Vorherrschaft im Norden noch durch Beispiele aus den letzten Jahrhunderten bezeugt ist. Auch das Fehlen einer gemeinermanischen Bezeichnung für Wand und das spätere Aufkommen der vom Verfasser mit Recht herangezogenen Flechtwand bei den Nord- und Westgermanen (S. 89) dürfte um so mehr mit dem Herauswachsen des vertieften Hauses aus der Erde zusammenhängen, als solche Flechtwände zur Bekleidung der Erdwände in Schottland tatsächlich belegt sind (Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland 1902 S. 75; 1903 S. 36). Die rätselhaften Steinhäufungen von Biesdorf (1908) sind sicher keine Herdstellen, da sie in der Regel nur 1—2 Meter weit auseinanderliegen. Sehr mit Recht steht Verf. den Darstellungen der Markussäule in Rom misstrauisch gegenüber, die sich trotz der Autorität von Domaszewski und Petersen schwerlich als Abbildungen germanischer Häuser verteidigen lassen. Nicht ganz verständlich ist die Annahme einer Längslaube bei dem Hause von Rings (S. 19 und 27), das Verf. richtig als ein Dachhaus ansieht, bei dessen Breite von 13 Metern eine 4 Meter weit vorgerückte Längslaube schlechterdings unmöglich ist. So zurückhaltend der Verfasser auch bei Verwertung der Hausurnen (S. 60) ist, so befremdet doch der aus ihnen gewonnene Schluss auf das gleichzeitige Vorkommen von Rund- und Viereckbau. Haben die Urnen vielfach eine runde Gestalt, so ist diese wohl weniger eine Nachbildung bestimmter Häuser als eine aus der Technik bedingte Anlehnung an die Topfform. Bis jetzt ist wenigstens in zweifellos germanischen Gebieten das gleichzeitige Vorkommen beider Haustypen archäologisch noch nicht nachgewiesen, obwohl es im Westen und auf altgriechischem Boden kaum zu bezweifeln ist.

Diese sachlichen Ergänzungen sollen keine Herabminderung des Buches sein, das in seiner Anlage und Durchführung eine sehr wertvolle Bereicherung ist.

Berlin-Halensee.

Robert Mielke.

## Notizen.

A. Hellwig, Ritualmord und Blutaberglaube. Minden i. W., J. C. C. Bruns [1914]. 174 S. 8°. Geb. 2 Mk. — Der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der kriminellen Psychologie und Volkskunde bekannte Verfasser gibt zunächst einen Überblick über die hauptsächlichsten gegen die Juden gerichteten Ritualmordbeschuldigungen und -prozesse seit dem Jahre 1475 bis zu dem in letzter Zeit viel besprochenen Kiewer Fall im Jahre 1913; darauf weist er aus dem Pentateuch und der jüdischen Ritualliteratur nach, dass einerseits von einer rituellen Verwendung des Menschenblutes nirgends die Rede ist, andererseits aber die Vorschriften über den Blutgenuss und die Auffassungen vom Wesen des Blutes als Sitzes der Seele derartige sind, dass aus ihnen abergläubische Vorstellungen über die Verwendung von Menschenblut wohl erwachsen konnten. In der darauf folgenden kriminalpsychologischen Betrachtung der Ritualmordprozesse kommt H. zu dem Ergebnis, dass die belastenden Zeugenaussagen entweder bewusste Unwahrheiten oder — und zum grösseren Teile — unbewusste Aussagefälschungen darstellen. Auch die Gutachten von Sachverständigen, die für die Existenz des Ritualmordes sprechen, erweisen sich ihm bei näherer Betrachtung als nicht beweiskräftig, dasselbe gilt für die Geständnisse. Dass trotz alledem die Ritualmordbeschuldigungen nicht aufhören, liegt, abgesehen von der allgemein verbreiteten Anschauung von der übernatürlichen Kraft des Blutes, auch an dem Misstrauen, mit dem allgemein fremden Rassen, Andersgläubigen, Sektierern usw. begegnet wird; wurden doch bekanntlich auch christliche Sekten des Kindermordes beschuldigt. Das 3. Kapitel ist dem Blutaberglauben im allgemeinen gewidmet, dessen allgemeine, auf Christen wie Juden wie Heiden sich erstreckende Verbreitung mit vielen Beispielen bewiesen wird und der überall auf der Erde zu Straftaten und Morden das Motiv gewesen ist; auch bei den Juden ist er zugleich mit vielen anderen abergläubischen Vorstellungen, die sie zum Teil von anderen Völkern übernommen haben, nachzuweisen. Der Verf. kommt zu folgendem Endergebnis (S. 156 f.): 'Ebensowenig, wie man darau zweifeln kann, dass ein abergläubischer Christ auch heutigen Tages unter Umständen noch einen Mord aus Blutaberglauben begehen kann, ebensowenig lässt sich in Abrede stellen, dass auch ein abergläubischer Jude einen Mord aus Blutaberglauben verüben kann.' Man darf wohl sagen, dass H.'s Buch das Bedeutendste und Reichhaltigste ist, was bisher über die immer wieder auftauchende Ritualmordfrage geschrieben ist. Stracks Schrift 'Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit' (1892. 5.—7. Aufl. 1900), aus der H. viele seiner Angaben entnommen hat, wird von ihm an Reichhaltigkeit des Materials bedeutend übertroffen. Neu und wichtig ist besonders die Behandlung der Frage vom kriminalpsychologischen Standpunkte aus und anerkennenswert die Ruhe und Unparteilichkeit, mit der der Verf. das heikle Thema behandelt, das so oft der Gegenstand hetzerischer und unwissenschaftlicher Schriftstellerei gewesen ist. [F. B.]

Th. Imme, Vosskühlers Pitt. Eine Geschichte aus dem Altessener Kinderleben. Essen, G. D. Baedeker 1914. IV, 65 S. 8°. 0,40 Mk. — Im Rahmen einer einfachen Erzählung stellt der Verf. allerlei Meinungen, Gebräuche, Sprichwörter, Reime u. dgl. zusammen, wie sie dereinst das Leben eines Essener Kindes von der Geburt bis zum Eintritt in die Lehre begleiteten. Von wissenschaftlicher Bedeutung ist das Buch nicht, da gedruckte Quellen nicht angegeben werden; von solchen abgesehen, konnte sich der Verf. der Beihilfe einer alten Essenerin erfreuen, er selbst ist kein Essener von Geburt. Wesentlich Neues wird nicht geboten, immerhin wird das Büchlein in dem kleinen Kreis, für den es wohl bestimmt ist, mit Interesse gelesen werden. [F. B.]

R. Kleinpaul, Volkspsychologie. Das Seelenleben im Spiegel der Sprache. Berlin und Leipzig, G. J. Göschen 1914. VII, 211 S. 8°. Geb. 4,60 Mk., geb. 5,50 Mk. — Der Verf. unterscheidet die 'Volkspsychologie' als Psychologie der durchschnittlichen Einzelnen von der Völkerpsychologie als der Lehre vom Denken der Kollektivseele — eine nötige, aber oft schwer durchzuführende Unterscheidung. Seine eigene Aufgabe sucht er zu lösen, indem er die Metaphern, zu denen die volkstümliche Vorstellung (wie übrigens die gelehrte auch!) notwendig greift, in einer Folge inhaltlicher Gruppen zusammenstellt: 'Das Gemüt und die Schimäre der Gemütsbewegungen', 'Arbeit, die der

Seele gegeben wird' u. dgl. Das wäre nun alles schön und gut, wenn die Etymologien sicherer wären und wenn vor allem der vielbelesene und witzige Verf. seinem Hang zum Kombinieren und zum Witzeln nicht gar so unbedingt nachgeben wollte. Es macht aber nicht jedem Vergnügen, Überschriften zu lesen, wie (S. 97): 'Rechter Sinn und Irrsinn. Der Luftballon, das Delirium, die Verrücktheit. Die Gerechtigkeit'. Schliesslich sollte doch auch die populärste Darstellung in einem anderen Stil geschrieben sein als eine Humoreske von Hartleben! [Richard M. Meyer.]

R. Kühnau, Sagen aus Schlesien (mit Einschluss Österreichisch-Schlesiens) gesammelt und hsg. Berlin-Friedenau, H. Eichblatt [1914]. XVI, 182 S. 8° mit Abbildungen. 2,50 Mk. (Eichblatts Deutscher Sagenschatz Bd. 4). — Für den schlesischen Band des nützlichen Eichblattschen Sammelwerkes war Kühnau, der kürzlich ein vierbändiges Corpus der schlesischen Sagen vollendet hat (oben 23, 210), sicherlich der geeignetste Bearbeiter. Er hat für weitere Kreise die besten und bezeichnendsten Stücke jenes grossen Werkes ausgewählt und auch von den dort übergangenen Rübezahlsagen und geschichtlichen Erzählungen einige hinzugetan. Die Anordnung der 223 Nummern schliesst sich im allgemeinen den früheren Bänden an; das Vorwort berichtet über die älteren schlesischen Sagensammlungen seit Prätorius 'Daemonologia Rubinzalii' (1662. [J. B.]

Elisabeth Lemke, Asphodelos und anderes aus Natur- und Volkskunde, 1. Teil. Allenstein, Harich 1914. VIII, 219 S. — Die als treffliche Kennerin des Volkstums ihrer ostpreussischen Heimat bekannte Verfasserin, die seitdem durch ausgedehnte Reisen und Studien ihren Beobachtungskreis erweiterte, legt uns eine Sammlung ihrer in Zeitschriften und Zeitungen zerstreuten Aufsätze vor. In diesen Skizzen und Vorträgen geht sie nicht darauf aus, ihren Gegenstand systematisch und erschöpfend zu behandeln, sie besitzt aber die nicht gering zu schätzende Gabe, durch Mitteilung persönlicher Eindrücke und Lese-früchte auch in Fernerstehenden das Interesse an unserer Wissenschaft anzuregen. Und sollte ein allzu kritisch gestimmter Leser an dem frischen Plaudertone oder dem mit raschen Übergängen hierhin und dorthin springenden, Wichtiges und Nebensächliches nebeneinander setzenden, obwohl keineswegs geistreichelnden Stile etwas anzusetzen haben, so wird auch der ernste Forscher hier ausgedehnte Kenntnis, gewissenhafte Quellenzitate und manche ihm neue und wertvolle Tatsache entdecken. So bietet der erste Aufsatz über den Asphodelos, aus dessen Wurzeln in Frankreich, Italien und Spanien ein Branntwein (porrazzo, cardillioni, gamon) hergestellt wird, ein hübsches Bild persönlicher Forschung. Es folgen Artikel über den Wacholder, die Rose, den Birnbäum, die Pimpinelle, den Judebaum (Cercis Siliquastrum), den Kaffee, ferner über einige Tiere: Mäuse und Ratten, den Raben, die Krähe, die Gans, Frösche und Kröten, den Karpfen, Houig und Wachs, und endlich über die rote Farbe; einige davon werden den Besuchern unserer monatlichen Versammlungen das Andenken an dort gehörte Vorträge erneuern. [J. B.]

Quickborn-Bücher, herausgegeben vom Quickborn, Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur in Hamburg, e. V. 3. Band: Schnack und Schnurren von Friedrich Wilhelm Lyra, hsg. v. G. Kuhlmann. 61 S. — 5. Band: Finkwarder Speeldeel, zwei plattdeutsche Einakter von Gorch Fock und Hinrich Wriede. 65 S. Hamburg, A. Janssen 1913—1914; je 50 Pf. — Lyras 1844 erschienenes Werk 'Plattdeutsche Briefe, Erzählungen und Gedichte' ist nur wenig bekannt geworden, obwohl es als Fundgrube für Ausdrücke, Wendungen, Sprichwörter wie auch für volkstümliche Gebräuche u. dgl. keineswegs zu verachten ist. So ist es erfreulich, dass in dem vorliegenden Bändchen dem Publikum eine die wichtigsten Stücke jenes Buches enthaltende Auswahl in lesbarer Form geboten wird. Der Herausgeber hat die lästige Briefform des Urbildes aufgegeben und das Schriftsystem Lyras, der eine möglichst lautgetreue Wiedergabe anstrebte, wesentlich vereinfacht und gut daran getan. Auch so bietet Lyras Sprache, die Osnabrücker Mundart, wie sie im Anfang des 19. Jahrhunderts gesprochen wurde, dem etwa nur an Renter und Groth gewöhnten Laien genug der Schwierigkeiten. Vielleicht könnte aus diesem Grunde bei einem Neudruck das Wörterverzeichnis erweitert werden, das jedenfalls für Fernerstehende zurzeit nicht ausreicht. Doch wird der, der sich in die Schnurren Lyras hineinliest, sicher reich belohnt werden durch die Fülle des hier gebotenen urwüchsigen Sprachtums und die humorvolle Darstellungsweise des Ver-

fassers, der auch sachlich viel Interessantes einfließt. — Das 5. Bändchen enthält einen Einakter ernsten Inhalts 'Cili Cohrs' von G. Fock und ein heiteres Spiel aus dem Finkenwerderer Dorfleben 'Leege Lüd' von H. Wriede; beide Verfasser sind bereits früher mit mundartlichen Dichtungen hervorgetreten. Die Absicht des Quickborn-Vereines, mit diesen beiden Stücken literarisch wertvolle Erzeugnisse für Liebhaberaufführungen in plattdeutschen Vereinen zu bieten, ist lobenswert, und in der Tat sind die beiden Einakter durchaus zu diesem Zwecke geeignet. [F. B.]

P. Sarasin, Über die Aufgaben des Weltnaturschutzes (Denkschrift gelesen an der Delegiertenversammlung zur Weltnaturschutzkommission in Bern am 18. November 1913). Basel, Helbing & Lichtenhahn 1914. IV, 62 S. 8°. 2 Mk. — Eine schwere Anklage erhebt der durch seine hinterindischen Forschungsreisen bekannte Direktor des Basler ethnographischen Museums. Wenn die Verwüstung der Natur durch rücksichtsloses Töten der grossen Tiere weiter ungehemmt vor sich geht, dann wird sich schon die nächste Generation einer Naturverarmung gegenübersehen, die nicht ohne Einfluss auf die Kultur bleiben kann. Sarasin hat über den Umfang dieser verwüstenden Vorgänge Materialien in der Schrift niedergelegt, die jeden, nicht am wenigsten aber die Regierungen der Kulturländer, zum Nachdenken bringen sollten. [R. Mielke.]

B. Schmidt, Das sächsische Bauernhaus und seine Dorfgenossen. Dresden, Holze & Pahl [1914]. IV, 61 S. 89 Zeichnungen. 4°. G+h. 1,50, geb. 2,75 Mk. — Das erste Heft einer volkstümlichen Schriftenreihe, die unter dem Titel 'Mit offenen Augen' vom dem Dresdener Zeichenlehrerverein herausgegeben wird. Der Zweck ist ein erzieherischer: es ist daher von einer wissenschaftlichen Darstellung, die bekanntlich der Verein für sächsische Volkskunde beabsichtigt, abgesehen. Um so klarer wirken die etwas kräftig ausgeführten Zeichnungen und der beigegebene Text. [R. Mielke.]

G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. 2. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1913 VIII, 536 S. gr. 8°. 127 Abb. 12 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. Geb. 10 Mk. — Der vorliegende Band behandelt die 'nichtpolitische Geschichte' Deutschlands vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart, neu hinzugekommen ist bei der Neubearbeitung eine dem Einleitungskapitel des 1. Bandes entsprechende Geschichte der deutschen Landschaft in dem dargestellten Zeitraum von sechs Jahrhunderten, völlig umgearbeitet wurde unter anderem der Abschnitt über die künstlerische Entwicklung im 15. und 16. Jahrhundert. Von besonderem Werte ist das ausführliche, 38 Seiten umfassende Sachregister für das ganze Werk, das die Fülle des verarbeiteten Stoffes deutlich erkennen lässt. Den oben 23, 433 zum 1. Bande gemachten Bemerkungen über den Wert dieses von tiefer Kenntnis, feinem Stilgefühl und warmem nationalen Empfinden erfüllten Werkes ist weiteres nicht hinzuzufügen. [F. B.]

A. v. Weissembach, Quellen zur Geschichte des Mittelalters bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts (Quellensammlung zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Bd. 1). Leipzig, K. F. Koehler 1913. XII, 235 S. gr. 8°. Geb. 5,75 Mk. — Das Buch ist auch für die Volkskunde nicht ohne Wert durch die bequeme Zusammenstellung der ältesten kulturgeschichtlichen Nachrichten über die Germanen (Plutarch, Caesar, Tacitus), Hunnen (Ammianus Marcellinus) und Slawen (Procopius); erwähnt sei ferner Karls d. Gr. Capitulare de partibus Saxoniae, in dem sich einige Strafbestimmungen gegen den heidnischen Volksglauben finden. [F. B.]

### Mitteilung.

Infolge des Krieges findet die Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Lindau nicht statt.

Freiburg i. Br.

John Meier.



Abb. 1. Spreevaldstube in der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin.

## Die Entstehung des Berliner Volkstrachtenmuseums, jetzt Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde<sup>1)</sup>.

Von Georg Minden.

(Mit einer Abbildung.)

Nachdem Berlin durch die weltgeschichtlichen Ereignisse des Jahres 1870/71 zur Hauptstadt des Deutschen Reiches erhoben worden war, regte sich daselbst auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ein tatkräftiger Schaffenstrieb. Auch die Museen, welche fast ausnahmslos ihr Entstehen dem schöpferischen Anstoss der Hohenzollern verdankten, füllten sich mit neuen Schätzen und wurden zu eng für ihren Inhalt. So wurde für die 'Ethnographische Sammlung' und die 'Nordischen und vaterländischen Altertümer', welche in einigen Sälen des Stülersehen, an der Spree belegenen Neuen Museums aufgestellt waren, in der Königgrätzer Strasse ein stolzer Prachtbau errichtet und im Jahre 1887 unter dem Namen 'Museum für Völkerkunde' eingeweiht.

1) Dieser und die fünf folgenden Aufsätze erscheinen gleichzeitig in den 'Mitteilungen aus dem Verein der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin', Bd. 4, Heft 3.

Schon während der Vorbereitungen zu diesem Bau hatte am 24. Mai 1878 der Vorstand der 'Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte' an die Staatsbehörden den Antrag gerichtet, in diesem Museum eine besondere Nationale Abteilung für deutsche Trachten und Geräte einzurichten. Aber diese Anregung blieb damals erfolglos. Erst im Jahre 1888 trat unter dem Vorsitz Rudolf Virchows ein Komitee zusammen, um den Plan zu verwirklichen. Sein eifrigster Förderer war ein aus Stettin nach Berlin versetzter junger Gymnasialoberlehrer Dr. Ulrich Jahn, welcher sich eingehend mit Volkskunde beschäftigt und ein stattliches Buch über die Sagen seiner Heimat verfasst hatte.

Dieses 'Komitee zur Gründung eines Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes' bestand ursprünglich ausser den beiden Genannten aus dem Direktor des Völkerkundemuseums Professor Dr. Adolf Bastian, dem Sammler märkischer Sagen Gymnasialdirektor Wilhelm Schwartz, dem Arzt Dr. Max Bartels, dem Direktor der prähistorischen Sammlungen Dr. Albert Voss, dem germanistischen Ordinarius der Berliner Universität Professor Karl Weinhold, dem Direktor des Königlichen Zeughauses Professor Hermann Weiss, dem Landgerichtsrat Hollmann, dem Generalkonsul William Schönlank, dem Syndikus des Berliner Pfandbriefamts Dr. Georg Minden, welcher als juristischer Ratgeber zugezogen wurde, dem Besitzer des Panoptikums Louis Castan, ferner aus den Herren Franz Goerke, Jean Keller, Alexander Meyer Cohn, sämtlich aus Berlin, ferner aus dem in Stettin wohnhaften Gymnasialdirektor Hugo Lemcke.

Das Komitee hielt zahlreiche Sitzungen ab, um darüber zu beraten, wie die Geldmittel zu beschaffen seien, wie die Öffentlichkeit für den Plan interessiert werden könne, wie eine passende juristische Form für das Unternehmen gefunden werden könne usw.

Es war überraschend schnell gelungen, Räume für das zu begründende Museum zu erhalten. Dem Kultusminister Dr. von Gossler, bei dem jedes wissenschaftliche Streben geneigtes Gehör und wohlwollende Förderung fand, stand die Verfügung über das Gebäude der alten Gewerbeakademie Klosterstrasse 36 zu, in welchem, nachdem diese Akademie in das Polytechnikum zu Charlottenburg aufgegangen war, das hygienische Museum untergebracht worden war. In diesem Hause, einem im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts für einen Geheimen Staatsrat Friedrich Wilhelms I., Baron von Creutz, entweder von Andreas Schlüter selbst oder von seinem Schüler Martin Böhme erbauten Palast, welcher einen kostbaren Barocksaal enthält, wurde dem Komitee eine Anzahl von Erdgeschossräumen unentgeltlich, aber widerrufflich zugewiesen, in denen das neue Museum eingerichtet wurde.

Auch die Sammlungen wurden ausserordentlich schnell zusammengebracht. Ulrich Jahn hatte ein ganz hervorragendes Talent für die Er-

werbung geeigneter Gegenstände, wenn auch die Mittel, welche er zu diesem Zwecke anwendete, nicht immer die Billigung der anderen Komiteemitglieder finden konnten. Die nötigen Gelder wurden von mehreren Gönnern vorgeschossen, unter denen der Bankier Alexander Meyer Cohn, welcher für wissenschaftliche Bestrebungen ein warmes Herz und eine offene Hand hatte, der freigebigste war.

So konnte schon im Herbst des Jahres 1889 das neue Museum durch den Minister von Gossler feierlich eröffnet werden.

In dem Aufruf, mit welchem das Komitee sich an das Publikum wandte, heisst es: „Mehr als irgendein anderes Volk hat das deutsche für die Erkenntnis seines inneren Wesens getan. Überall sind Sammlungen von volkstümlichen Glaubensvorstellungen, Bräuchen und Sitten, von Sagen und Märcen, Liedern, Sprichwörtern und Rätseln in reicher Fülle erschienen . . . . . Nur die, sagen wir, handgreifliche Volkskunde ist im Rückstande geblieben. Wie unser Volk denkt und glaubt und fühlt, spricht und singt und tanzt, das wissen wir. Aber wie die Gegenstände ausschauen, welche es geschaffen hat, wie es seine Häuser fügt und aufbaut, wie es seine Höfe und Dörfer, Güter und Fluren angelegt hat, wie es in Stube, Küche und Keller wirtschaftet und wie der Hausrat beschaffen ist, wie es sich kleidet, in welcher Weise es Viehzucht, Ackerbau, Jagd und Fischfang betreibt, das ist zum weitaus grössten Teil noch verborgen. Und doch ist diese handgreifliche Volkskunde, da sie das treueste Bild des jeweiligen Kulturstandpunktes eines Volkes gewährt, unerlässlich für Herstellung eines tatsächlichen objektiven Archivs des Volkstümlichen, aus dem jeder Forscher schöpfen kann. . . . Was der deutschen Volkskunde nottut, ist also ein deutsches Volksmuseum.“

Es wird in diesem Aufruf die Gründung einer Gesellschaft in Aussicht genommen, welche in Berlin durch ein später vom Staate zu übernehmendes Museum „ganz Deutschland in den Eigentümlichkeiten aller seiner Stämme in möglichster Vollständigkeit vorführen soll“ und ein Katalog der zu sammelnden Gegenstände nach folgenden Gruppen aufgestellt: Wohnung, Haushalt und Hausrat, Kleidung, Nahrung, Kunst und Gewerbe, Handel und Verkehr, Volksglaube und Brauch.

Rudolf Virchow hatte in einem feinsinnigen Aufsatz in der Gartenlaube (1889 Nr. 20) die Stellung des zu gründenden Museums in folgendem Gedankengang dargelegt: Die Entwicklung der alten Museen sei begreiflicherweise vorzüglich den bildenden Künsten zugewendet gewesen. Selbst die Architektur sei gegenüber der Bildhauerei und der Malerei stark in den Hintergrund gedrängt worden. Sehr langsam und spät sei das Kunstgewerbe aus seiner Vergessenheit erweckt worden. Wenn in diesen beiden Arten von Museen klargelegt wurde, wie die Entwicklung der Kunstfertigkeit und des Kunstverständnisses vor sich gegangen sei, so seien zwei Umstände hinzugetreten, welche diese Fragen vertieft und

weit über das Gebiet der eigentlichen Kunst hinaus erweitert haben. Das seien auf der einen Seite die zunehmende Kenntnis von den Leistungen der Naturvölker und andererseits die Umgestaltung der sogenannten Altertumskunde zu einer wirklichen 'Vorgeschichte', die durch die Entdeckung der Schweizer Pfahlbauten eingeleitet worden sei. So habe sich vor die eigentliche Kunstgeschichte die Geschichte der Arbeit gesetzt. Eine Grenze zwischen beiden gebe es nicht; niemand könne sagen, wo die Kunst beginne und wo die Arbeit des täglichen Lebens ende. Die Kunst gehe aus der Arbeit des Tages hervor, wie die Blüte aus der Knospe. Geschichte und Vorgeschichte seien nur äusserlich getrennt; innerlich hängen sie untrennbar zusammen. Die vorgeschichtlichen Überlieferungen und ethnologischen Begriffe ziehen sich in das Leben der Kulturvölker hinein. Diese Zusammenhänge zu finden, solle das neue Museum dienen. Das Museum der Trachten und Geräte solle die Lücke zwischen den ethnologischen und prähistorischen Museen einerseits und den historischen Museen andererseits schliessen.

Bei der Eröffnung des Museums in der Klosterstrasse am 27. Oktober 1889 war, wie bemerkt, schon eine stattliche Sammlung zusammengebracht worden.

Den ersten Bestandteil bildeten die von Ulrich Jahn auf Mönchgut erworbenen Gegenstände. Es hatte sich auf dieser vom Weltverkehr ziemlich abgeschlossenen langgestreckten Landzunge der Insel Rügen eine viele altertümliche Gewohnheiten bewahrende Schifferbevölkerung erhalten. Die schwarzen Röcke der Frauen, die weiten Hosen der Männer, eine grosse Anzahl schön geschnittener Mangelhölzer und bemalter Schwingelbretter zum Flachsbrechen bildeten nebst Modellen für den Fischfang den Kern der Sammlung. Nächst dem erweckte das besondere Interesse eine ganze elsässische Stube mit Figuren in echten Anzügen und mit echten Möbeln. Als Motiv für diese Stube wurde die Brautwerbung eines etwas täppischen Bauernburschen gewählt. Den Glanzpunkt des Museums aber bildete eine Spreewälderstube (Abb. 1) mit Figuren: Der Hochzeitsbitter ladet die Bäuerin zu einer Hochzeit ein, während eine andere Bäuerin in grossem Staate zu Besuch ist und die alte Grossmutter den Säugling in der Wiege bewacht. Eine Magd bringt dem Einladenden, der sein Sprüchlein aufsagt, ein Glas Bier dar. Die Zeichnung zu dieser Stube war von dem Maler Professor A. Kretschmer entworfen, der Bau selbst wurde genau nach den echten Massen vom damaligen Kgl. Bauinspektor Kleinwachter ausgeführt, der über das fiskalische Gebäude, in dem sich das Museum befand, die bauliche Aufsicht führte.

Die erwähnten Herren, sowie Professor Dr. W. Joest, Ethnograph und Weltreisender, ferner der Geheime Sanitätsrat Dr. Grempler in Breslau, der Landschaftsmaler Professor Eugen Bracht, jetzt Direktor der Kunstakademie in Dresden, Justizrat Eduard Frentzel in Berlin, Jacob Nord-



heim in Hamburg und verschiedene andere waren inzwischen dem Begründungskomitee beigetreten und hatten sämtlich nach Kräften, teils durch Mitarbeit, teils durch Hergabe von Geldmitteln und Gegenständen für das Museum gewirkt.

Seine Exzellenz der Herr Ministerialdirektor Naumann, damals Vortragender Rat im Kultusministerium, war als Dezernent über das Gebäude mit dem Komitee in Verbindung getreten und förderte dessen Pläne. Er nahm auch an den Sitzungen häufig teil.

Von den aus den ersten Anfängen des Museums stammenden Sammlungen sei auch eine litauische, von Herrn Franz Goerke, dem späteren Direktor der Urania und hervorragenden Amateurphotographen, gestiftete erwähnt.

Die Wachfiguren, welche mit den Volkstrachten bekleidet waren, hatte Louis Castan gearbeitet.

Bei der Begründung des Museums lag schon die Absicht vor, dasselbe später an den Preussischen Staat zu überführen. Als Rechtsformen, in welchen man diesen Zweck verwirklichen konnte, standen zur Verfügung: Die Aktiengesellschaft, ferner der einfache Personenverein, der durch Verleihung des Landesherrn juristische Persönlichkeit erhalten konnte — in das Vereinsregister 'eingetragene Vereine' gab es damals noch nicht —, und eine satzungslos zusammengesetzte Gelegenheitsgesellschaft. Als Muster schwebte zunächst das Berliner Kunstgewerbemuseum vor, das etwa 20 Jahre vorher auf ähnliche Weise durch den Zusammentritt von Privatpersonen unter dem Protektorat des damaligen Kronprinzenpaares begründet worden war. Indessen ergab sich bald, dass jener Gründung in den gewerblich interessierten Kreisen doch stärkere Hilfsmittel zur Seite standen als unserem 'Volksmuseum'. Ein Brief Rudolf Virchows vom 5. Mai 1889 gibt über die Grundgedanken des Komitees Auskunft. Er schreibt: „So grosse Beiträge — wie bei der damals ebenfalls gegründeten Urania — werden wir unseren Mitgliedern nicht auferlegen können. Wir hatten uns gedacht, dass die eigentlichen Mitglieder einen mäßigen Jahresbeitrag zu zahlen hätten, dass aber eine Anzahl von potenten Mitgliedern einen Garantiefonds mit grösseren Einlagen à fonds perdu bildeten., Letztere bei einer späteren Übergabe an den Staat ganz oder teilweise zu entschädigen, ihnen auch vielleicht Zinsen und der laufenden Verwaltung eine Dividende zu sichern und doch nicht das Museum in ihren Besitz gelangen zu lassen, wäre die eigentliche Aufgabe des Statutes. Ich bekenne, dass das eine etwas unklare Aufgabe ist; aber ich zähle auf Ihre Kunst.“

Diese Aufgabe war in der Tat nicht leicht und nicht schnell zu lösen. So kam es denn, dass das Museum längst eröffnet, dass Aufseher und Personal angestellt war, dass von den Besuchern das — allerdings nicht sehr reichlich fliessende — Eintrittsgeld erhoben wurde, ohne dass klar

erkennbar war, wer denn eigentlich der Unternehmer dieser Veranstaltung wäre. Erst am 27. Januar 1891 wurden die Satzungen beschlossen und der Verein in der Art konstituiert, dass er aus ordentlichen — 10 Mark Jahresbeitrag zahlenden — Mitgliedern, immerwährenden Mitgliedern, welche 250 Mark ein für allemal zahlten, ferner aus korrespondierenden und Ehrenmitgliedern bestand, und dass an seiner Spitze zwei Kollegien, ein achtgliedriger Vorstand und ein aus zwölf Personen bestehender Ausschuss, standen, welche umschichtig gewählt wurden. Das Verhältnis zum Preussischen Staat wurde in § 9 in der Art festgelegt, dass der Staat — solange sich die Sammlungen unentgeltlich in fiskalischen Räumen befanden — das Recht hatte, die Sammlungen jederzeit zum Selbstkostenpreise anzukaufen, sowie dass der Regierung vorbehalten blieb, einen Staatskommissarius zur Beaufsichtigung zu ernennen.

Die erste in den Satzungen vorgesehene Generalversammlung wurde auf den 26. Mai 1895 berufen und ergab als Vorstandsmitglieder: Rudolf Virchow, 1. Vorsitzender, Voss und Joest, Stellvertreter, Sanitätsrat Lissauer, Privatdozent Dr. Richard M. Meyer und Fabrikbesitzer Hermann Sökeland, Schriftführer, Goerke und Alexander Meyer Cohn, Schatzmeister, und als Ausschussmitglieder Bartels, Bracht, Frentzel, Grempler, den Maler Professor August von Heyden, Kleinwaechter, der inzwischen nach Erfurt versetzt worden war, sowie seine beiden Amtsnachfolger die Bauräte Küster und Alfred Körner, Dr. Minden, Jacob Nordheim und William Schönlink. Zum Obmann des Ausschusses wurde Dr. Minden gewählt. Die Mitgliederzahl des Vereins betrug damals 106.

Die Generalversammlungen folgten sich alljährlich. Die erste Jahresbilanz vom 1. April 1892 bis 31. März 1893 balancierte mit 2719,25 Mark; unter den Einnahmen finden sich 200,10 Mark Jahresbeiträge und 457 Mark Eintrittsgelder.

Sökeland, der zuerst 3. Schriftführer war und später die erste Schriftführerstelle übernahm, unterzog sich gleichzeitig der eigentlichen Verwaltung des Museums. Seine Erfahrung in kaufmännischen und gewerblichen Dingen einerseits, seine aus der westfälischen Heimat mitgebrachte Kenntnis der ländlichen Verhältnisse andererseits, endlich die natürliche Gabe, alle Dinge mit der Gründlichkeit eines wissenschaftlich veranlagten Geistes zu bearbeiten, machte ihn für diese Tätigkeit besonders geeignet.

In der ursprünglichen Absicht hatte es gelegen, dass der zu gründende Verein die Volkskunde auch literarisch bearbeitete. Aber bald zeigte sich zwischen den naturwissenschaftlich und den philologisch geschulten Mitgliedern des Komitees eine Kluft, die nicht zu überbrücken war. So zweigte sich schon im Beginn des Jahres 1891 von dem Gründungskomitee des Volkstrachtenmuseums der 'Verein für Volkskunde' ab, welcher unter Leitung von Karl Weinhold die von den Professoren Moritz Lazarus und H. Steinthal 20 Jahre vorher begründete 'Zeitschrift für Völker-

psychologie' als 'Zeitschrift des Vereins für Volkskunde' übernahm und bis jetzt fortgesetzt hat. Die beiden Vereine sind durch Personalunion vielfach verbunden; sie sind aus demselben Geiste entsprossen; ihre Ziele gehören organisch zusammen, aber dennoch ist es nicht gelungen, sie zu einem Gesamtgebilde zu vereinigen, obgleich sie sich gegenseitig unterstützen. Der Museumsverein hat in späteren Jahren auch seinerseits in zwanglosen Heften einige Aufsätze aus dem Gebiete der Volkskunde veröffentlicht (s. unten S. 360).

Rudolf Virchow war bis an sein Lebensende für das Volkstrachtenmuseum unermüdlich tätig. Er versuchte immer wieder, bessere und günstiger gelegene Räume vom Staate zu erlangen. Auf seine Veranlassung beehrten die Minister Miquel und Graf Zedlitz-Trützschler im Jahre 1892 das Museum mit ihrem Besuch und wurden vom gesamten Komitee umhergeführt. Auch Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich hatte die Gnade, auf Virchows Bitten im Museum zu erscheinen. Sie zeigte hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, eindringendes Verständnis für die Dinge und setzte die Komiteemitglieder durch das Gedächtnis in Erstaunen, mit dem sie sich bei vielen Volkstrachten genau erinnerte, wo und wann sie dieselben gesehen hatte.

Es sei einem Augenzeugen gestattet, eine kleine Episode aus diesem Besuche zu erwähnen. Die Räume des Museums sind in bezug auf Erwärmung und Beleuchtung wenig günstig bestellt. Der kaiserliche Besuch fand bei strenger Winterkälte statt. Ihre Majestät bemerkte den rotglühenden eisernen Ofen neben einer Wachfigur und stellte an Virchow die Frage, ob die Hitze der Figur nicht schade: „Majestät, es ist nicht alle Tage so gut geheizt wie heute“, war die Antwort, die auch auf die pekuniäre Lage des Museums einiges Licht zu werfen geeignet war.

Ein erheblicher Zuwachs wurde den Sammlungen durch folgenden Umstand zuteil: Ulrich Jahn, von Natur unruhig und unbeständig veranlagt, hatte den preussischen Schuldienst verlassen und sein Interesse ausländischen Unternehmungen zugewandt. Nach einer ziemlich missglückten Londoner Ausstellung brachte er für die Weltausstellung in Chicago im Jahre 1893 mit den Mitteln der Deutschen Bank und der Nationalbank für Deutschland ansehnliche volkskundliche Sammlungen zusammen, welche durch eine unter Leitung Bernhard Dernburgs, des späteren Kolonialministers, stehende 'Deutsch-ethnographische Ausstellung' dort in einem 'Deutschen Dorf' beim amerikanischen Publikum grosses Interesse fanden. Diese Sammlungen wurden im Jahre 1894 nach Deutschland zurückgebracht und gelangten nach recht schwierigen und langwierigen Verhandlungen 1898 in das Eigentum des Museums. Obgleich der grösste Teil dieser Sammlungen eine Schenkung der an dem Chicago-Unternehmen Beteiligten darstellt — es sei besonders Henry Villards in Amerika und des Fabrikbesitzers Dr. Friedrich von Heyden in Wiesbaden.

eines Bruders des Malers, gedacht —, fehlte doch noch zum Erwerb der Sammlung eine grössere Summe, wegen welcher Vorstand und Ausschuss mit gutem Erfolge das deutsche Publikum zu einer Beisteuer anging. Es ward in diesem Aufruf vom März 1897 gesagt, dass der einzige passende Platz für ein grosses deutsches Volksmuseum, zu welchem in der Klosterstrasse der Grund gelegt worden, die Hauptstadt des Deutschen Reiches sei. „Wir haben“, heisst es weiter, „im vorigen Jahre, als wir auf der Gewerbeausstellung einen ganz kleinen Teil unserer Schätze dem grösseren Publikum ohne besonderes Eintrittsgeld zugänglich machten, reichlich Gelegenheit gehabt zu sehen, mit welcher Freude gerade die unteren Volksklassen solche Gegenstände betrachten. Sie sind gewohnt, dass diese Dinge mit einer gewissen Geringschätzung betrachtet werden, und sehen nun mit vieler Dankbarkeit dieselben mit einer Sorgfalt behandelt, wie man sie früher nur auf die ihrem Verständnis fernliegenden Kunstgegenstände verwendete. Hängt doch gerade die Volkskunde mit den grossen Fragen, die unsere Zeit bewegen, in ihrem innersten Kern zusammen, so wenig dieser Zusammenhang auch äusserlich hervortritt. Die Erkenntnis dessen, was das Volk denkt und wie es fühlt, ist der Schlüssel zum Verständnis für die Bedürfnisse der menschlichen Gemeinwesen.“

Es sei bemerkt, dass für die Regelung der Chicago-Angelegenheit auch der Kommerzienrat Julius Isaac sehr tätigen Anteil genommen hat.

Mit der im oben angeführten Aufruf erwähnten Gewerbeausstellung hatte es folgende Bewandnis: Im Jahre 1896 fand in Berlin die grosse Gewerbeausstellung im Treptower Park statt; eine Beteiligung unseres Museums an derselben wurde dadurch ermöglicht, dass die in Berlin bekannte Patzenhofer Brauerei, deren Direktor der Abgeordnete Fritz Goldschmidt war, auf unsere Anregung und unter unserer Leitung ihr Ausschankgebäude auf dem Ausstellungsterrain als Spreewaldgehöft nach dem Modell des Architekten Alfred Klepsch durch den Professor Hoffacker aufführen liess und die dazu gehörige Scheune uns zur Aufstellung unserer oben geschilderten Spreewaldstube zur Verfügung stellte. Der Besuch war ein ausserordentlich reger. Das 'Volk', dessen Mitglieder nicht allzu häufig Besucher in der Klosterstrasse waren, hatte hier bequem Gelegenheit, ohne Eintrittsgeld einen Begriff vom 'Volksmuseum' zu erhalten. Da der Bau des Gehöfts, der sich in die Landschaft am Karpfenteich sehr gut eingliederte, nur provisorisch errichtet war, musste es leider nach Schluss der Ausstellung wieder abgerissen werden.

Der Museumsverein erhielt Korporationsrechte durch Allerhöchste Genehmigung vom 3. Mai 1899. Der Anlass, diese zu erbitten, war ein Legat von 10 000 Mark, das dem Verein von seinem obengenannten Vorstandsmitglied Professor Dr. Joest hinterlassen wurde und das die Testamentsvollstrecker nur mit landesherrlicher Genehmigung auszahlen wollten.

Auch für die Schenkungen des Gönners und Vorstandsmitglieds Alexander Meyer Cohn erhielt der Verein die landesherrliche Genehmigung zur Annahme. So wurde der ursprüngliche Wunsch, ein juristisch festes Gebilde zu schaffen, nach zehn Jahren verwirklicht.

Aber noch immer schwebte über dem Verein das Damoklesschwert der Entziehung seiner Räume. Die Räume in der Klosterstrasse waren vom Staate, wie bemerkt, zwar ohne Entgelt, aber auf Widerruf dem Volkstrachtenmuseum zur Verfügung gestellt worden. Im Jahre 1903 nun wurde dem Vorstand vom Kultusministerium mitgeteilt, dass das Gebäude voraussichtlich eine anderweitige Bestimmung erhalten würde und dass der Museumsverein sich daher nach anderen Räumen umsehen müsse. Das war ein schwerer Schlag! Rudolf Virchow war am 5. September 1902 verstorben. Noch in seinen letzten Monaten hatte ihn der Gedanke lebhaft beschäftigt, ob nicht der von Anfang an in Aussicht genommene Plan der Übernahme des Museums durch den Preussischen Staat verwirklicht werden könnte. Nun wandelte sich das, was als eine drohende Gefahr für den Fortbestand des Museums erschienen war, schliesslich zum Guten.

Unser Museum hatte überall das Interesse für das Sammeln volkstümlicher Gegenstände erweckt. In allen Teilen des deutschen Vaterlandes waren kleinere Ortsmuseen entstanden. Als sich die Nachricht verbreitete, dass das Museum sein Berliner Unterkommen verlieren sollte, meldeten sich andere deutsche Städte, um dasselbe aufzunehmen. Besonders aus Weimar und aus Hamburg lagen ernste und günstige Anerbietungen vor. Im Kreise des Vorstandes und Ausschusses war für eine Verlegung Stimmung vorhanden. Aber das hätte der ursprünglichen Idee Abbruch getan. Der Verein hatte immer auf dem Standpunkt gestanden, dass das deutsche Volksmuseum nach Berlin gehöre. Man hatte es als ein nationales und patriotisches Unternehmen, welches einen Überblick über das gesamte deutsche Volk bieten sollte, begründet und, wie oben erwähnt, immer betont, dass es nur in Berlin, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, seinen Zweck erreichen könne. So war auch früher die Anregung, das Unternehmen dem Germanischen Museum in Nürnberg anzugliedern, zurückgewiesen worden.

Und das beharrliche Festhalten an diesem Gedanken führte zum Ziel. Nach lebhaften Besprechungen wurde vom Vorstande und Ausschuss noch einmal an das Preussische Kultusministerium das Anerbieten gerichtet, das Museum unter Verzicht auf jede Entschädigung dem Preussischen Staate zu übergeben, und durch Reskript des Herrn Kultusministers Studt vom 28. Oktober 1903 wurde dem Verein, dessen Vorsitz inzwischen Dr. Max Bartels übernommen hatte, mitgeteilt, dass dieser Antrag angenommen sei. So war denn das ursprünglich gesteckte Ziel erreicht und die 14jährigen Bestrebungen von Erfolg gekrönt. Das Bestehen des von

einer Gruppe von Gelehrten, Künstlern und Freunden der Volkskunde geschaffenen, von einem Privatverein verwalteten und vergrösserten Museums war nunmehr unter dem Schutze des preussischen Adlers gesichert. Aus dem 'Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes' war die 'Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde' geworden. Der Verein, der sein Eigentumsrecht aufgab, bestand weiter als 'Verein der Sammlung für deutsche Volkskunde'. Der satzungsmässige Zweck, die Eigentümlichkeiten der Bevölkerung Deutschlands, Trachten, Hausanlagen und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu sammeln, blieb unverändert. Der umgewandelte Verein sollte der Königlichen Museumsverwaltung zur Seite stehen und für Vergrösserung der Sammlung wirken.

Die 25jährige Wiederkehr des Eröffnungstages zu erleben, ist nur wenigen Mitgliedern des ursprünglichen Komitees vergönnt. Auch unter den später in den Vorstand und Ausschuss eingetretenen Mitgliedern hat der Tod eine reiche Ernte gehalten.

Wenn man ein Gewordenes, Fertiges betrachtet, kann man sich nur schwer vorstellen, welche Arbeit und Mühe, welche Sorgen und Kämpfe das werdende mit sich gebracht hat. So ist es auch mit unserem Volkstrachtenmuseum. Selbst das Archiv und die Protokolle werden wohl nur ein schwaches Bild geben von der Art, wie die Dinge anfangs betrieben wurden. Auf den Bänken und Stühlen der Spreewaldstube oder in einem Kommissionszimmer des Abgeordnetenhauses oder im Panoptikum oder in irgend einem Restaurant, wohin der in seiner Gastlichkeit unermüdliche William Schönlank eingeladen hat, tagt das Komitee und berät über die Verwaltung. Mit derselben Gründlichkeit, mit der er über die Ergebnisse von mikroskopischen Untersuchungen und Schädelmessungen berichtete, erörtert Rudolf Virchow die Fragen der laufenden Verwaltung, ob man ein Spinde oder einige Drahtgestelle, ein Dutzend Besen und Wischtücher anschaffen solle. Eugen Bracht berichtet, dass er eigenhändig die Farben an einer wurmstichigen Truhe aufgefrischt hat. Sökeland schildert, wie er persönlich den Transport unserer Figuren von der Klosterstrasse nach dem Treptower Park auf dem Möbelwagen begleitet und sorgfältig bewacht habe. Das ganze, aus Männern so verschiedener Berufskreise zusammengesetzte Komitee war von einer wahren Leidenschaft für das Museum ergriffen. Der Kassenbericht wurde mit grösster Aufmerksamkeit entgegengenommen. Wenn ein Komiteemitglied bei einem Besuch im Museum einmal gleichzeitig fünf oder sechs zahlende Besucher angetroffen hatte, so wurde sofort die Morgenröte einer besseren Zeit verkündet.

Nicht vergessen sei der Kustos Höft, ein emeritierter schleswig-holsteinischer Schullehrer, wettergebräunt und knorrig wie eine deutsche Eiche, ein Veteran aus den Freiheitskämpfen der meerumschlungenen Nordmark. Er hatte sich seine eigene Theorie über germanische Volks-

kunde und Mythologie konstruiert und wich von derselben in der Diskussion nicht einen Schritt zurück.

Der oben erwähnte Plan, dass eine Rückzahlung des aufgebrauchten Kapitals an die Geldgeber des Museums seitens des Preussischen Staates zu erwarten sei, ist schon nach kurzer Zeit nicht mehr ernstlich erörtert worden. Interessant war es zu sehen, wie so viele Männer, die in ihrem Berufe auf grösste finanzielle Solidität hielten, in bezug auf das Museum von einem leichtsinnigen Optimismus besessen waren. „Schulden sind ein gutes Bindemittel, das Komitee zusammenzuhalten,“ sagte Virchow, und August von Heyden behauptete, eine Museumsverwaltung, die keine Schulden mache, habe ihren Beruf verfehlt.

Dass das wissenschaftliche Ziel, welches die Gründung veranlasste, jetzt schon voll erreicht ist, wird man nicht behaupten können, aber die Wege zu seiner Erreichung sind doch kenntlich gemacht und geebnet.

Es sei gestattet, noch einige Schlussbemerkungen anzufügen. Die Absicht der Begründer des Museums war, wie sich aus obigem ergibt, eine grosszügige. Nicht eine für besondere Liebhabereien und Kuriositäten berechnete Sammlung sollte geschaffen werden, sondern eine streng wissenschaftliche, die Literatur der Volkskunde ergänzende; sie sollte einen Überblick über die sozusagen ethnographischen Elemente im heutigen deutschen Volk gewähren.

Ich möchte dazu auf einige Punkte hier eingehen. Zunächst ist zu bemerken, dass das 'Volk' aus zwei sich gegenseitig ergänzenden Bestandteilen zusammengesetzt ist, dem städtischen und dem ländlichen. Sie stehen untereinander in engster Beziehung. Die Landbevölkerung gibt ihren Menschenüberfluss an die Stadt ab, aber auch von der Stadt gehen die mannigfaltigsten Dinge auf das Land hinaus. Nicht nur Menschen, auch Ideen, Bücher, technische Fortschritte. Die Sachkenner behaupten sogar, dass die meisten Volkstrachten ursprünglich städtische Moden gewesen sind, die von den Bauernschneidern nachgemacht und vergrößert, schliesslich feststehend geworden sind.

Da nun in den Städten, und zwar je grösser sie sind, in desto höherem Masse, die schnell wechselnde Mode regiert, auf dem Lande der viel tiefer eingewurzelte Brauch, so ist der ethnographische Einschlag auf dem Lande viel stärker als in der Stadt. Daher kommt es, dass unser Museum sehr viel mehr ländliches Material enthält als städtisches, obgleich grundsätzlich das letztere nicht ausgeschlossen sein sollte.

Ein anderer Gegensatz, der durch das deutsche Volk geht, ist der zwischen Nord- und Süddeutschland. Die grosse Ebene, in welcher sich der Preussische Staat schliesslich aus der Mark Brandenburg entwickelte, war für die Bewahrung landschaftlicher Eigentümlichkeiten weniger geeignet als das politisch zersplitterte Oberdeutschland, zu dem in diesem Sinne auch das mittlere, wie das westliche Deutschland zu rechnen ist.

So haben sich in den Alpenländern, im Schwarzwald, auch in Thüringen und Westfalen Volkssitten und Volkstrachten viel länger erhalten als in Preussen. Aber unser Museum zeigt, dass auch hier bis vor kurzem die bunteste Mannigfaltigkeit herrschte. Gerade unser Museum war der Anlass, dass aus den Truhen der Bauern vieles an den Tag kam, was der modernisierte Bauer als wertlos gewordenen Hausrat der Altvorderen beiseite geworfen oder verpackt hatte. Diese verschwundenen oder verschwindenden Eigentümlichkeiten soll unser Museum aufbewahren.

Auch das kommt noch in Betracht, dass kein Volk aus einer einheitlichen Rasse besteht. Wie in der Vorgeschichte eine Nation aus verschiedenen Stämmen zusammengeschmiedet worden ist, lässt sich nur vermuten; die spätere Zusammenfassung verschiedener Rassen zu einem Gesamtvolke lehrt die Weltgeschichte. Noch in der Gegenwart sind selbst in eine so einheitliche Nation, wie die deutsche, stammfremde Bestandteile eingesprengt, wie die Spreewaldwenden, die Litauer usw. Unser Museum zeigt diese Volks-Enklaven recht deutlich, weil gerade bei ihnen sich viel volkstümlich Eigentümliches zu erhalten pflegt.

Die deutsche Nation ist jetzt eine einheitliche; die Einheitlichkeit macht Fortschritte, die selbst in einer so kurzen Spanne Zeit, wie seit der Gründung des Museums verfloss, zu spüren sind.

Während im Mittelalter jedem Deutschen sein Stammesrecht in der Art anhaftete, dass der Franke, der Sachse, der Bayer auch ausserhalb seiner Stammesgrenze nur nach fränkischem, sächsischem, bayerischem Gesetz sein Recht nahm, während noch bei der Begründung unseres Museums Deutschland in verschiedene Privatrechtsgebiete zerfiel, haben wir seit dem 1. Januar 1900 ein für das ganze Reichsgebiet und alle Angehörigen des Deutschen Reiches geltendes Bürgerliches Gesetzbuch. Dass unsere Literatur ein Gemeingut ist, dass jeder Deutsche auf seinen Goethe und seinen Schiller stolz ist, dass wir auch von einer deutschen Kunst und deutschen Wissenschaft sprechen dürfen, bedarf keines Beweises. Die allgemeine Dienstpflicht, unter dem Joch der Fremdherrschaft in Preussen entstanden, hat zur Einigung aller Deutschen in hervorragendem Masse beigetragen. Kolonialpolitik und Marine sind dafür wirksam gewesen, dass auch in fremden Weltteilen das deutsche Volk als etwas Einheitliches auftritt.

Wenn alle diese und viele andere Faktoren dazu beigetragen haben, die Unterschiede zwischen Deutschen und Deutschen auszugleichen, so ist andererseits nicht zu verkennen, wieviel Besonderheiten noch vorhanden sind.

Unser Museum hat nicht den Zweck, überlebte Eigentümlichkeiten zu konservieren. Aber die Einheit besteht schliesslich doch aus dem Zusammenschluss der Besonderheiten, wie die Regenbogenfarben sich zum weissen Licht zusammenschliessen. Die Besonderheiten in der Einheit



und die Einheit in den Besonderheiten zu finden, das wird auch in Zukunft die richtige Methode für die Volkskunde sein. Diesem grossen wissenschaftlichen Zwecke dient das jetzt 'Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde' benannte Museum. Die Grundlagen sind gelegt; die Ziele werden sich erweitern und vertiefen. Die Volkskunde wird sich vielleicht in verschiedene Disziplinen spalten; sie wird ihre Aufgaben präzisieren und umgrenzen. Aber nie möge sie aufhören, sich als ein Glied der grossen Universitas literarum zu fühlen, die kein höheres Streben kennt als überall die Wahrheit zu suchen.

Berlin.

## Die Entwicklung der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde seit dem Jahre 1904.

Von Karl Brunner.

Nachdem im vorhergehenden Aufsätze einer der verdienstvollsten Mitbegründer des 'Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin' die Ursprünge dieses vaterländischen Unternehmens nachgewiesen hat, sei es dem derzeitigen Verwalter der Sammlung gestattet, auf deren weitere Entwicklung in einem kurzen Überblick einzugehen, die Richtlinien der Verwaltung und die Aufgaben für die Zukunft darzulegen.

Während anfänglich die Beiträge der Mitglieder des Museumsvereins und sonstige Einnahmen des Museums nicht ausschliesslich für Neuerwerbungen verwendet werden konnten, ist durch seine Übernahme in Staatsbesitz und -verwaltung die Möglichkeit gegeben, alle Mittel des Vereins für Ankäufe und Veröffentlichungen auszunutzen. Im Interesse der ersteren werden die 'Mitteilungen' in bescheidenen Grenzen gehalten: etwa jedes Jahr ist ein Heft herausgegeben worden.

Bald nach der Übernahme der Sammlung ins Staatseigentum fand in den Jahren 1906—1907 eine gründliche Erneuerung der Museumsräume statt, verbunden mit einer ansehnlichen Erweiterung und Einbau einer Zentralheizung. Die erforderliche Neuaufstellung der Sammlung wurde in dem zur Wiedereröffnung fertiggestellten Neudruck des seinerzeit von den Herren Prof. Dr. Weinitz und Hoefft bearbeiteten 'Führers' berücksichtigt<sup>1)</sup>. Nunmehr erscheint dieser Führer nach umfangreichen Neuaufstellungen wiederum, ausgestattet mit 15 Bildertafeln, welche die Hauptsammlungsgebiete einigermassen umschreiben.

1) Vgl. auch 'Mitteilungen' 3, 11—14; Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 18, 241—263.

Die Vermehrung der Sammlungen ist mit Hilfe des Museumsvereins und einzelner Gönner seit dieser Zeit rüstig vorgeschritten. Die grössten Verdienste erwarben sich hier die Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses, voran der Vorsitzende Hr. Dr. James Simon, Hr. Stadtverordneter H. Sökeland, Frau Marie Andree-Eysn in München, Hr. und Frau Direktor Dr. Minden. Hr. Prof. Dr. C. Strauch, Hr. Prof. Ad. Schlabitz, Fr. Julie Schlemm, Fr. Elisabeth Lemke, Frau Prof. Seler, Hr. Kommerzienrat Hans Schlesinger, Freiherr von Diergardt, Hr. L. Verch, Hr. Prof. Dr. Weinitz, Hr. Hofspediteur O. Licht, Hr. Prof. Dr. E. Schnippel, Fr. Margarete Lehmann-Filhés, Hr. Direktor Werner, Hr. Lehrer Brusck, Hr. Prof. Ludwig, Hr. Konservator Ed. Krause, Hr. Lehrer Scharnweber, Hr. Prof. Dr. Ed. Hahn und Hr. Geh. Kommerzienrat Pintsch. Verdienste besonderer Art erwarben sich ferner die Herren Prof. Rob. Mielke, Direktor Goerke und Geh. Baurat Mühlke neben manchen anderen.

Der Museumsverein besteht zurzeit aus 3 Ehrenmitgliedern, 5 immerwährenden und etwa 100 ordentlichen Mitgliedern.

Aus den Mitgliederbeiträgen konnten im Laufe der letzten zehn Jahre wieder viele Einzelstücke zur Ergänzung der Sammlungen erworben werden, aber auch grössere Gruppen und Zusammenstellungen von Gegenständen.

Die hauptsächlichsten grösseren Erwerbungen aus der neueren Zeit des Museums seit 1904 mögen hier in gedrängter Übersicht folgen nach den Kategorien, welche der Sammlung von Anbeginn zugrunde gelegt wurden.

### 1. Haus und Wohnung.

Zu den bereits vorhandenen wertvollen Modellen bauerlicher Häuser ist durch eine grossartige Stiftung des Hrn. Dr. James Simon eine Reihe von bisher 13 weiteren Bauernhausmodellen im Massstab 1:20 getreten. Die weitere Vervollständigung dieser lehrreichen und schönen Sammlung ist in Aussicht genommen, so dass sich hier die Möglichkeit findet, die volkstümlichen Bauweisen in ganz Deutschland durch vortreffliches Anschauungsmaterial kennen zu lernen, ohne weite Reisen unternehmen zu müssen. Um die Auswahl der nachzubildenden Bauten hat Hr. Prof. Rob. Mielke seinen früheren grossen Verdiensten um das Museum ein hervorragendes neues hinzugefügt. Hr. Prof. Ad. Schlabitz stiftete selbstgemalte Bilder vom Innern einer alten Tiroler Sennhütte und vom Bauernhofe an der Krems in Oberösterreich.

Zu der bereits in früherer Zeit durch die eifrigen Bemühungen des damaligen Museumsleiters Hrn. Sökeland gelungenen Erwerbung der schönen Hindelooper Kammer ist in neuerer Zeit eine weitere friesische Stubeneinrichtung getreten, die ostfriesische Winterküche, welche wieder

der Freigebigkeit des Hrn. Dr. James Simon verdankt wird. Diese Bauernstube konnte in den erweiterten Museumsräumen in ziemlich befriedigender Weise aufgestellt werden, während leider die Hindelooper Kammer wegen der unzulänglichen Räume noch in ihrem alten Zustande ohne richtige Beleuchtung verbleiben muss. Erst wenn es möglich sein wird, diesen kostbaren Besitz in anderen grösseren Räumen mit entsprechender Beleuchtung aufzubauen, wird man seine ganze Originalität und Schönheit würdigen können.

Zwei weitere ganze Stubeneinrichtungen von besonderer Eigenart sind durch Mittel des Museumsvereins erworben worden: eine oberösterreichische und eine schlesische aus dem Hirschberger Tale im Riesengebirge. Die oberösterreichische ging aus der Sammlung des Hrn. von Preen hervor und besteht nicht nur aus der kleinen, mit origineller Ausstattung versehenen Stube, sondern auch aus Küche mit allem Zubehör und sog. Speis, einem kleinen Vorratsraum, in den sich der Backofen erstreckt. Die schlesische Stube ist die charakteristische Holzstube des Riesengebirges<sup>1)</sup> mit einem sehr volkstümlich verzierten Fayenceofen, den der Vereinesschatzmeister, Hr. Kommerzienrat Hans Schlesinger, als erwünschte Schenkung hinzufügte.

## 2. Haushalt und Hausrat.

Diese Abteilung wurde durch viele Einzelerwerbungen bereichert, besonders aber durch die von Hrn. Dr. James Simon gestifteten wertvollen Möbel aus Bückeberg. Unter ihnen ragt hervor ein mit überreichen Verkröpfungen geschmückter Eichensehrank und eine riesenhafte Brauttruhe. Diese und andere Geräte zeigen eine eigenartige kräftige Bauernkunst. Zu bedauern ist es, dass solche Möbel in Niederdeutschland schon selten werden, da sie von Händlern vielbegehrte Schmuckstücke für die 'altdeutschen' oder 'antiken' Wohnungseinrichtungen der Grossstädter geworden sind.

Einen gut erhaltenen sog. Beilegerofen aus gusseisernen gezierten Platten stiftete wiederum Hr. Sökeland. Er stammt von der Unterweser.

Dem Museumsverein wird eine andere sehr wirksame und wertvolle Bereicherung verdankt, die zugleich ein lebendiges Bild alten Volksbrauches gewährt, das ist der mit einer ganzen Brautausstattung aus dem Ende des 18. Jahrh. prunkvoll beladene oberbayrische Hochzeits- oder Kammerwagen<sup>2)</sup>. Diese prächtige Zusammenstellung mit den bunt und charakteristisch bemalten Möbeln, dem reich mit selbstgesponnenem Flachs und eigengewebtem Linnen ausgestatteten Schrank, dem hohen Himmelbett und sonstigem so mannigfaltigen Zubehör hatte Hr. Prof. Franz Zell

1) Vgl. 'Mitteilungen' 4, 71—83; Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 23, 337—349.

2) Vgl. 'Mitteilungen' 3, 107 ff.; Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 19, 282—286.

in München aus Anlass der 1909 in Berlin veranstalteten Volkskunst-Ausstellung besorgt, wo dieser Wagen den Mittelpunkt der historischen Abteilung bildete.

Die grosse Menge altertümlicher Feuererzeugungs- und Beleuchtungsgeräte ist jetzt in einer vergleichenden Zusammenstellung zu übersehen. Sie wurde in neuerer Zeit wesentlich durch die Sammlung von Preen vermehrt, welche der Museumsverein ankaufte.

### 3. Kleidung und Schmuck.

Auch diese Gruppe, ursprünglich ja der Schwerpunkt der Sammlungen des Museums, wurde in neuerer Zeit nicht unbeträchtlich vermehrt, obwohl die älteren Bestände so umfangreich sind, dass sie aus Mangel an Raum und guten Schränken nur etwa zur Hälfte zur Schau gestellt werden können.

An ganzen Trachtensammlungen wurden zwei erworben. Eine aus Hannover und Braunschweig stammende, ausserordentlich wertvolle und reiche Zusammenstellung, die eine fühlbare Lücke ausfüllte, verdankt das Museum wiederum dem Hrn. Vorsitzenden des Museumsvereins Dr. James Simon. Die andere Sammlung, welche von Frau Direktor Prof. Dr. Seler zusammengebracht und geschenkt wurde, umfasste Trachten aus Mönchgut, dem Fläming, Münstertal, Tessin und Gailtal. Einzelne Trachten und Teile von solchen wurden zur Ergänzung der Sammlung in sehr grosser Zahl vom Museumsverein erworben oder von Gönnern geschenkt. Aus einer deutschen Sprachinsel, Gressoney in Piemont, brachte Hr. Direktor Dr. Minden eine schöne, mit prächtiger Goldhaube ausgestattete Frauentracht mit heim.

Besondere Hervorhebung verdient jedoch noch eine grosse Sammlung von Frauenhauben in ausgewählt schönen Stücken, die von Hrn. Dr. James Simon erworben und dem Museum übergeben wurde. Ihr gehören hervorragend prächtige Stickereien aus Nord- und Süddeutschland an, und es ist sehr zu bedauern, dass diese bedeutende Schenkung aus Raummangel nicht mehr im ganzen zur Schau gestellt werden kann.

Zur Ergänzung der schon früher recht ansehnlichen Sammlungen von Bauernschmuck, die Prof. Mielke in unseren 'Mitteilungen' aus dem Museum Bd. 1 und 2 zuerst eingehend und grundlegend behandelt hat, wurden wiederholt solche aus Westfalen teils vom Museumsverein erworben, teils von Hrn. Dr. James Simon geschenkt. Grossartiger noch war aber seine Schenkung einer bedeutenden Sammlung ostfriesischer Schmucksachen, deren feine Filigranarbeiten zu dem Besten gehören, was auf diesem Gebiete vorhanden sein dürfte. Hrn. Direktor Dr. Minden verdanken wir die Erwerbung mehrerer charakteristischer und vorher in der Sammlung noch nicht vertretener silberner Schmucksachen aus Schlesien mit eigentümlicher Filigranarbeit, die nach Sachsen

hinübergreifen und dort als 'Bernstädter Schmuck' bezeichnet werden. Dem oft bewährten Gönner, Hrn. Dr. James Simon, verdankt das Museum dann eine grosse Sammlung von Einsteckkämmen und Haarspangen von Silber, Schildpatt und Horn aus Nord- und Süddeutschland. Viele dieser Kämmen sind wunderbar reich durch Sägearbeit, Radierung und Pressung verziert und bildeten in vielen Fällen einen notwendigen Bestandteil der volkstümlichen Haartracht. Einige schöne Stücke dürften wohl auch als Meisterstücke gearbeitet worden sein.

#### 4. Nahrung.

Diese Abteilung, welche vor allem die wichtigsten Zweige der Bauernarbeit, Vieh- und Landwirtschaft, Jagd, Fischfang, Bereitung der Nahrungsmittel wie Brot und Getränke umfasst, ist wohl hauptsächlich aus Mangel an Raum für die meist umfangreichen Geräte und Anlagen noch wenig ausgebaut worden. Immerhin konnte bei der neuesten Aufstellung doch ein Versuch gemacht werden, einiges Hierhergehörige zusammenzuordnen. Verschiedene einzelne Stücke wurden in neuerer Zeit hinzuerworben, so mehrere landwirtschaftliche Geräte, z. B. der eigentümliche Dreschstecken aus Oberösterreich, gestiftet von Hrn. von Preen, eine kleine Sammlung kunstvoll geschnittener und bemalter Wetzsteinbehälter für Schnitter, Kumpfe genannt, aus Tirol, die Hr. Dr. James Simon überwies, Geräte für die Haubergswirtschaft im Rheinlande, Handmühlen verschiedener Art und Stampfen, ferner prächtig verzierte Maultiergeschirre aus Südtirol, Geschenk des Hrn. L. Verch. Aus Sammlungen der europäisch-ethnologischen Abteilung des Museums für Völkerkunde sowie aus dem Kunstgewerbemuseum wurden ebenfalls verschiedene einschlägige Geräte übernommen.

#### 5. Kunst und Gewerbe.

Spinnen und Weben sind die wichtigsten Bestandteile der von Frauen ausgeübten Volkskunst. Schon die älteren Sammlungen waren dementsprechend reich an Geräten und Erzeugnissen dieses Gebietes. Neuerdings wurde eine Sammlung von Spindeln und Spinnrocken aus dem Nachlasse von Prof. Renleaux erworben. Viele Einzelstücke wurden ausserdem besonders von Hrn. Prof. Schlabitz aus Tirol gespendet. Der grosse Reichtum des Museums an Geräten zur Bearbeitung des Flachses und zum Spinnen gestattete bei der jüngsten Neuordnung der Sammlungen eine lehrreiche Zusammenstellung aller dieser Geräte in ihren hauptsächlichsten und besten Typen. Sehr wertvolle Vorarbeit dazu wurde seinerzeit von Hrn. Sökeland durch Stiftung der wichtigsten Geräte aus Niedersachsen und ihre Beschreibung in den Museumsmitteilungen von 1897 geleistet. Zu den Spinngeräten gesellt sich in derselben Zusammenstellung der Webstuhl und was dazu gehört.

An Erzeugnissen der volkstümlichen Weberei wurden in neuerer Zeit besonders Decken und Kissen mit bildmässigen Darstellungen gesammelt, seien es nun die bekannten blau- oder rotweissen Damastgewebe des 18. Jahrh. aus Mitteldeutschland oder die schleswig-holsteinischen Beiderwände. Von letzteren, im allgemeinen schon sehr selten gewordenen Vorhangstoffen schenkte die Berliner anthropologische Gesellschaft zum 25jährigen Jubiläum der Sammlung vier schöne Stücke.

Eine hervorragende und geradezu monumentale Bereicherung erfuhr die Sammlung durch die Stiftung eines grossen, über 7 m langen und über 4 m hohen Altarvorhanges, eines sogen. Hungertuches, aus der Kirche von Telgte in Westfalen<sup>1)</sup>. Hr. Prof. Dr. C. Strauch überwies diese aus dem Jahre 1623 stammende wertvolle Netzgrundstickerei dem Museum als Geschenk und trug auch die bedeutenden Kosten einer gründlichen Erneuerung.

Von anderen Erzeugnissen der Volkskunst, die ja einzeln in grosser Zahl den Sammlungen zuflossen, mögen noch mehrere kostbare Schmiedearbeiten erwähnt sein, wie ein prächtiger grosser Leuchter, bei Aufbahrungen in Ostfriesland benutzt, ferner eiserne Wetterfahnen und kunstvolle Grabkreuze aus Oberösterreich.

Auch die keramischen Sammlungen, deren Bestand, besonders aus Schleswig-Holstein, bereits früher recht bedeutend war, konnten nach und nach so ergänzt werden, dass sie eine einigermassen vollständige Übersicht der in Deutschland geübten Bauerntöpferei und volkstümlichen Fayencerie gewähren<sup>2)</sup>. Einen mit Sinnsprüchen und Figuren bemalten Kachelfries aus dem Schwarzwalde stiftete Hr. Dr. James Simon.

Schliesslich sei noch hier der durch neuere Überweisung aus dem Museum für Völkerkunde vermehrten Sammlung eigenartiger und altertümlicher Musikinstrumente aus Litauen gedacht.

## 6. Handel und Verkehr.

In diese Gruppe gehört in erster Linie die bedeutend erweiterte Sammlung von Kerbhölzern, Botenstäben und dergleichen<sup>3)</sup>, welche trotz der Seltenheit dieser Dinge im allgemeinen wenig Aufwendungen verursacht hat. Hr. Prof. L. Mussgnug in Nördlingen stiftete eine Anzahl solcher Kerbhölzer, ferner Hr. Lehrer Brusck in Franzburg in Pommern, und eine ganze Reihe dieser altertümlichen Abrechnungsgeräte sind der europäischen Sammlung des Museums für Völkerkunde zu verdanken. Derselben Quelle entstammt ferner eine grössere Zahl von alten Holzkalendern<sup>4)</sup>, teils in Buchform, teils in Form von Runenstäben. Auch

1) Vgl. 'Mitteilungen' 3, 185; Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 21, 321.

2) Vgl. 'Mitteilungen' 3, 149; Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 21, 265.

3) Vgl. 'Mitteilungen' 4, 15; Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 22, 337.

4) Vgl. 'Mitteilungen' 3, 75; Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 19, 249.

überliess das hiesige Kunstgewerbemuseum einige solche Stücke von besonderem Interesse.

Zu den bereits mit der sogen. Virchow-Sammlung in das Museum gelangten Wagen und Schlitten mit reich geschnitzten und bemalten Lehnbrettern wurde ein weiterer prächtiger Schlitten derselben Art durch Ankauf aus den Mitteln des Museumsvereins erworben.

Die noch in der Entwicklung begriffene Sammlung von volkstümlichen Korbflechtereien wurde durch Hrn. Prof. Dr. Strauch und Hrn. Postdirektor Esslinger bereichert. Der von dem letzteren Gönner zum Museumsjubiläum gestiftete Tragkorb aus der Nürnberger Gegend weist eine besonders merkwürdige altertümliche Form auf.

Bei passender Gelegenheit konnte auch die Sammlung deutscher Zunfaltertümer durch Ankäufe wesentlich vergrössert werden, wozu die Mittel durch eine Geldsammlung zusammengebracht wurden, an der sich die Mitglieder des Museumsvereins hervorragend beteiligten.

Ferner konnten einige Wirtshausschilder der alten ausdrucksvollen Art aus Bayern und Graz den bereits früher vorhandenen hinzugefügt werden.

## 7. Volksglauben und Brauch.

Diese Abteilung, eine der grössten und durch den nahen Zusammenhang mit der literarisch gepflegten Volkskunde überaus wichtig, ist auch in neuerer Zeit mit besonderer Sorgfalt und in grossem Umfange vermehrt worden. Sie umfasst die Sammlungen, welche sich auf Geburt, Kindheit, Hochzeit, Tod, Feste des Lebens und des Jahrkreislaufes, den Kultus und vor allem auf Volksglauben, Volksmedizin und ähnliches beziehen.

An erster Stelle sei hier die grosse neapolitanische Weihnachtskrippe mit echten Figuren aus dem Anfange des 18. Jahrh. erwähnt, welche S. M. der Kaiser dem Museum zur Aufstellung überwiesen hat. Dazu kam eine Anzahl holzgeschnittener Krippenfiguren aus Schlesien und Tirol, die teils angekauft, teils von Hrn. Hofspediteur O. Licht geschenkt worden sind.

Eine der grossartigsten Stiftungen der letzten Jahre ist die grosse Sammlung von Votiven und Weihgaben, welche dem Museum durch das Ehrenmitglied des Museumsvereins, Frau Prof. Marie Andree geb. Eysn, als Geschenk überwiesen wurde. Derselben von jeher bewährten Gönnerin verdanken wir ferner eine interessante Sammlung von Deckengehängen aus Bauernstuben, die eine merkwürdige Entwicklung zeigen, ebenso zahlreiche Amulette und ähnliche Dinge zur Abwehr schädlicher Geisterwesen, Krankheiten und Unwetter.

Zu den bereits früher in grosser Zahl gesammelten Masken, welche bei den volkstümlichen Umzügen in der Winter- und Frühlingszeit ge-

braucht werden, stiftete Hr. Dr. James Simon fünf Masken eines alten Nikolaus-Spieles aus dem Enneberg in Tirol. Durch Ankäufe und Stiftungen wurden auch die Lärmwerkzeuge, welche denselben Zwecken wie die Masken dienten, wesentlich vermehrt. Sommertagsruten aus Liegnitz stiftete Frau Geheimrat Bartels.

Auf den Totenkultus beziehen sich verschiedene sehr bemerkenswerte neue Zugänge, wie die Totenkronen und Kränze, die zum Andenken an Verstorbene in den Kirchen aufgehängt wurden, bemalte Schädel, Beigaben einer Wöchnerin aus der Oberlausitz, ferner ein besticktes Bahrtuch einer Zunft aus dem Thüringer Walde, gestiftet von Frl. Julie Schlemm.

Merkwürdig grobe Raufwerkzeuge aus Oberösterreich wurden mit der Sammlung v. Preen durch Mittel des Museumsvereins erworben.

Eine Sammlung volkstümlicher Puppen stiftete Frl. Elisabeth Lemke; recht urtümliche Holzspielsachen aus Ostpreussen verdanken wir Hrn. Prof. Dr. Strauch, und Frau Prof. M. Andree-Eysn liess sich auch die Vermehrung der zahlreichen Kinderpfeifen in Ton angelegen sein.

Die volkstümliche Medizin, das Besegnen, Krankheitsheilung durch zauberische Massnahmen wie Verschlucken von Steinstaub prähistorischer Hämmer, Tonstaub von Muttergottesbildern, bedruckten Zetteln und Teig von Tolltafeln, Verpflocken von Krankheiten und manches andere dieser Art konnte durch eine grössere Zahl neu erworbener Gegenstände, meist aus Stiftungen herrührend, erläutert werden. Das Kunstgewerbemuseum zu Berlin überliess uns zwei Gefässe und Pastillen aus schlesischer sogen. terra sigillata, die im Volksglauben früherer Jahrhunderte als heilkräftig gegen Vergiftung angesehen wurde.

---

Allen treuen Mitgliedern des Museumsvereins, allen hochherzigen Stiftern ist der Dank nicht nur der Verwaltung, sondern des deutschen Volkes sicher. Denn was mit ihrer Hilfe gesammelt werden konnte, ist ein jetzt allgemein geschätzter Besitz aus dem Erbe unseres deutschen Gesamtvolkes, welcher infolge der neuzeitlichen Entwicklungen des Verkehrs, der Arbeitsteilung und ethischen Anschauungen ein für allemal dahin ist, nachdem er sich von prähistorischen Zeiten an in langsamem Fortschreiten bis zur Gegenwart im Volksleben behauptet hat. Wohl finden sich noch immer hier und da Überreste aus diesem alten Leben, die sich, wenn auch in veränderten Formen, in das moderne gerettet haben, und Bestrebungen zur Förderung solcher Übergänge, aber die völlig veränderten Lebensbedingungen der europäischen Völker machen es doch wahrscheinlich, dass ihre Zeit um und dass es Aufgabe der Museen für Volks- und Heimatkunde ist, diese Dinge zur historischen



Betrachtung und zum völkervergleichenden Studium aufzubewahren. So kann aus solchen Sammlungen der höchste Nutzen gezogen und die Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft verbunden werden.

Wir kommen nunmehr, auf dem Vorgesagten fussend, zur Untersuchung der Frage, welches die eigentümlichen Zwecke und Ziele eines Museums für Volkskunde sind.

Zunächst liegt es nahe, darauf einzugehen, was unter Volkskunde jetzt allgemein verstanden wird, und aus dieser Erklärung die Folgerungen hinsichtlich der Bestimmung der Museen für Volkskunde abzuleiten.

Das Arbeitsgebiet der Volkskunde ist die Volksüberlieferung. Was an altererbten Sitten und Gebräuchen, Glauben, Sage, Lied, Märchen, Recht und Sprache von ungeschichtlichen Zeiten an gelebt und sich im günstigsten Falle bis in die Gegenwart erhalten hat, das zu erforschen ist die Aufgabe der Volkskunde. Das Volk im Sinne dieses Wortes ist nicht eine bestimmte soziale Schicht, sondern eben jener Teil jedes Kulturvolkes, welcher Träger von Volksüberlieferungen war oder ist.

Albrecht Dieterich spricht in einem vortrefflichen Aufsätze über Wesen und Ziele der Volkskunde<sup>1)</sup> seine Ansicht darüber so aus: „Volk ist — die Bezeichnung der Unterschicht der Kulturnationen. — Volkskunde ist eben Erforschung und Erkenntnis der ‘Unterwelt’ der Kultur.“ Je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen, um so breiter wird diese Schicht, je näher der durch ‘Bildung’ der Natur entfremdeten Gegenwart, um so schmaler wird sie. Als Begründer der wissenschaftlichen deutschen Volkskunde wird Jakob Grimm mit Stolz genannt.

Als Träger der Volksüberlieferungen ist in neuerer Zeit besonders der Bauernstand erkennbar geworden, weil er fern den gleichmachenden Einflüssen des grossen Verkehrs und der sogen. Bildung der Städte am vaterländischen Boden fest haftet, an den sich ja viele altüberlieferte Gebräuche, Glauben, Feste und Sagen knüpfen.

Allen diesen Erscheinungen ist ein gewisser Mangel an Individualität und eine typische Verbreitung der Form eigentümlich. Sie sind dadurch charakterisiert als Besitz der Volksseele im Ganzen, nicht Erzeugnisse Einzelner, wenn auch ihre ursprünglich individualistische Formung nicht bestritten werden soll.

E. Mogk hat in einem Aufsätze über Wesen und Aufgaben der Volkskunde<sup>2)</sup> die assoziative Denkweise des Volkes im Gegensatze zur individuellen und reflektierenden Geistesarbeit als ausschlaggebend für die Begriffsbestimmung der Volksüberlieferungen bezeichnet. Er sagt dann (S. 6): „Die Volkskunde hat zur Aufgabe darzulegen, wie sich die

1) Hessische Blätter für Volkskunde 1, 176 = A. Dieterich, Kleine Schriften, hsg. v. R. Wünsch 1911, S. 293.

2) Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde Nr. 6 (Nov. 1907).

Psyche des Volkes äussert: 1. im Wort, 2. im Glauben, 3. in Handlungen, 4. in Werken.“

Die wesentlichste Arbeit eines Museums für Volkskunde wäre demnach wohl durch den vierten Punkt dieses Programmes gekennzeichnet. Aber es ist doch möglich und wenigstens in den Berliner Sammlungen von jeher mitangestrebt worden, auch zu den übrigen Aufgaben der im allgemeinen literarisch gepflegten Volkskunde Erläuterungen zu geben. Um aus der Fülle des Stoffes nur ein grosses Beispiel hervorzuheben, dürfte die reiche Sammlung von Opfergaben, welche wir unserem Ehrenmitgliede Frau M. Andree verdanken, zur Darstellung des Volksglaubens von allergrösster Bedeutung sein.

Vielleicht könnte in Zukunft das Museum für Volkskunde mit einem Archiv für phonographisch aufgenommene Proben der schwindenden Volksmundarten in Form von Liedern, Sagen und Märchen verbunden werden. Ausserdem wären kinematographische Aufnahmen von natürlichen Szenen des Volkslebens und Abbildungen aller Art, selbstverständlich auch künstlerische, von Volkstypen, volkstümlichen Trachten und Geräten in grösserem Umfange, ferner Modelle dieser Art hier aufzusammeln und bei der Aufstellung mit zu verwenden.

Dadurch würde oft auch der von Mogk a. a. O. und von anderen geforderten historischen Vertiefung der Volkskunde gedient und die Entwicklung der Dinge lückenlos nachzuweisen sein, was an den erhaltenen Gegenständen selbst nicht immer möglich ist. Dass auch die germanistisch-philologischen Forschungsergebnisse nach dem Muster von Moriz Heyne für die Sammlungen deutscher Volksaltertümer nutzbar gemacht werden, ist selbstverständlich, nicht minder wie die aus der Ethnologie gewonnenen Vergleiche und Erkenntnisse.

Nachdem so der Umfang der Sammlungen eines Museums für Volkskunde und ihre, wissenschaftlichen Hilfsmittel angedeutet wurden, sei es gestattet, auch der Frage näherzutreten, ob ein solches Museum lebensfähig ist und ob es gerade in Berlin am richtigen Platze steht<sup>1)</sup>.

Wie wir wissen, ist gerade infolge der Gründung des Berliner Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes vor 25 Jahren sowohl die Pflege der literarischen Volkskunde in wissenschaftlichen Vereinen neu erblüht, als auch eine grosse Zahl von Museen erstanden, welche sich der Pflege des Volkstümlichen in ihrem Bereiche widmeten. Die Lebensfähigkeit scheint durch das nun erreichte blühende Jünglingsalter unseres Museums hinreichend erwiesen. Seine Beliebtheit und sein Besuch nimmt trotz der abgelegenen Örtlichkeit immer zu und würde noch grösser sein, wenn durch einen Hörsaal im Hause die Möglichkeit gegeben wäre,

1) Vgl. W. Bode, Denkschrift betr. Erweiterungs- u. Neubauten bei den Kgl. Museen (Berlin 1907) S. 12.

längere Einführungen in die einzelnen Gebiete der Volkskunde zu geben, an welche sich dann die jetzt leider infolge der engen Räume sehr erschweren Führungen durch die Sammlung anschliessen könnten. Auch der akademische Unterricht würde sich dann in höherem Masse des Museums bedienen können als es jetzt möglich ist, und die Fühlung mit dem 'Verein für Volkskunde' könnte dann durch Abhaltung seiner Sitzungen im Museum sich viel inniger und nützlicher gestalten.

Wie O. Lauffer<sup>1)</sup> bezüglich der nahe verwandten historischen Museen bemerkt, dass das grosse Publikum die Befriedigung seiner kulturgeschichtlichen Interessen und die auf unmittelbarer Anschauung beruhende Stärkung seines Heimatsgefühls dort findet und dass deshalb die Besucherzahl der historischen Museen die der Kunstsammlungen immer bei weitem übertrifft, so ist zu hoffen, dass bei gleich günstiger Gestaltung der äusseren Verhältnisse auch das Museum für deutsche Volkskunde im öffentlichen Interesse immer mehr steigen und seine Lebensfähigkeit mehr und mehr erweisen wird. Denn die Übersättigung der Grossstädter mit einseitiger Geistesnahrung drängt sie mit Notwendigkeit auf Gebiete hin, welche zum Ausgleich Gemütswerte enthalten, wie die Sammlungen von vaterländischen und heimatlichen Altertümern.

Das eine Grossstadt wie Berlin, die doch kein eigenes starkes Volkstum besitzt und auch in der umgebenden Provinz kein solches mehr aufzuweisen hat, deshalb gerade ein Museum brauche, das der Bevölkerung und den Fremden einen Begriff deutschen Volkstums geben könne — das war auch die Meinung der hochverdienten Gründer unseres Museums und brauchte eigentlich kaum nachträglich bewiesen zu werden.

Die Provinzmuseen sind in dieser Hinsicht in einer viel besseren Lage; sie haben auch genügenden Museumsstoff und können den in Berlin aus ihren Bezirken gesammelten gern entbehren. Eine Konkurrenz findet nicht statt, sondern die Provinzsammlungen beschränken sich auf die Darstellung des Volkstums in ihrer Provinz, während sich das Berliner Museum von jeher weitere Ziele stecken musste, nämlich eine Übersicht der auf Volksüberlieferungen beruhenden Erzeugnisse des Volksgeistes in ganz Deutschland zu geben.

Hiermit sollte eben die noch fehlende sachliche Grundlage geschaffen werden für das volle Verständnis des tiefsten Lebens des Volkes, das auf der Überlieferung von Jahrtausenden beruht.

Berlin.

---

1) 'Museumskunde' 1910, S. 38.

Die in den beiden vorstehenden Aufsätzen erwähnten 'Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten' (seit 1905 betitelt: 'Mitteilungen aus dem Verein der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde') brachten in ihren ersten zwei Bänden folgende Abhandlungen:

- E. Bracht, Volkstümliches aus dem Hümmling. Bd. 1, Heft 1 (1897) S. 7. — H. Sökeland, Vorlage hausgewerblicher Gegenstände aus Westfalen. Ebenda S. 19.
- O. Scholz, Ländliche Trachten Schlesiens aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Bd. 1, Heft 2 (1898) S. 49. Der schlesische Bauernhof in der Gegend von Jauer. Ebenda S. 56. — H. Sökeland, Westfälische Spinnstube. Ebenda S. 59. Diggens- oder Degensbriefe (Ehekontrakte) aus Westfalen. Ebenda S. 75.
- Julie Schlemm, Zur Volkskunde der Schwalm. Bd. 1, Heft 3 (1898) S. 89. — A. Treichel, Psaligraphie und Früchtebild. Ebenda S. 118.
- A. Vasel, Alte Bauernschüsseln im Braunschweigischen. Bd. 1, Heft 4 (1899) S. 142. — O. Schwindrazheim, Feld-Einfassungen und Durchlässe in Ost-Holstein. Ebenda S. 148. — O. Scholz, Ein schlesischer Lichtenabend. Ebenda S. 155.
- H. Worpenberg, Aus dem westfälischen Volks- und Hauserwerbsleben. Bd. 1, Heft 5 (1900) S. 175. — H. Sökeland, Einiges über 'Desemer' (Wiegestöcke). Ebenda S. 190. Gniedelsteine, Bötzettel und Talisman aus Lenzen a. d. Elbe. Ebenda S. 202.
- E. Bracht, Volkstümliches von den Nordfriesischen Inseln. Bd. 1, Heft 6 (1900) S. 226. — F. Weinitz, Zur älteren Volkskunde des Grossherzogtums Baden. Ebenda S. 265.
- Marie Eysn, Das Gadelmachen, eine Hausindustrie im Berchtesgadnerlande. Bd. 1, Heft 7 (1901) S. 259. — R. Mielke, Bauernschmuck. Ebenda S. 296 und Bd. 2, Heft 1 (1903) S. 25.
- E. Lemke, Aus den auf Tod und Begräbnis sich beziehenden Sammlungen des Museums. Bd. 2, Heft 1 (1903) S. 40. — A. Treichel, Marianne von Zoppot. Ebenda S. 52.
- A. Voss, Verzeichnis von volkskundlichen Sammlungen und Museen in Deutschland und den Nachbarländern. Bd. 2, Heft 3 (1905) S. 79. — K. Brunner, Handspinnerei und volkstümliche Seilergeräte. Ebenda S. 118. — F. Weinitz, Die Kunst auf dem Lande. Ebenda S. 125.
- H. von Preen, Eine Wallfahrtswanderung im oberen Innviertel mit Berücksichtigung der Löffelopferung. Bd. 2, Heft 4 (1906) S. 168. — H. Förster, Die Frauenkopftucht der Vierlande. Ebenda S. 187. — H. Müller-Brauel, Mitteilungen zur Bardowiker Trachtenkunde. Ebenda S. 201.

Die späteren Hefte erschienen gleichzeitig in der 'Zeitschrift des Vereins für Volkskunde'.

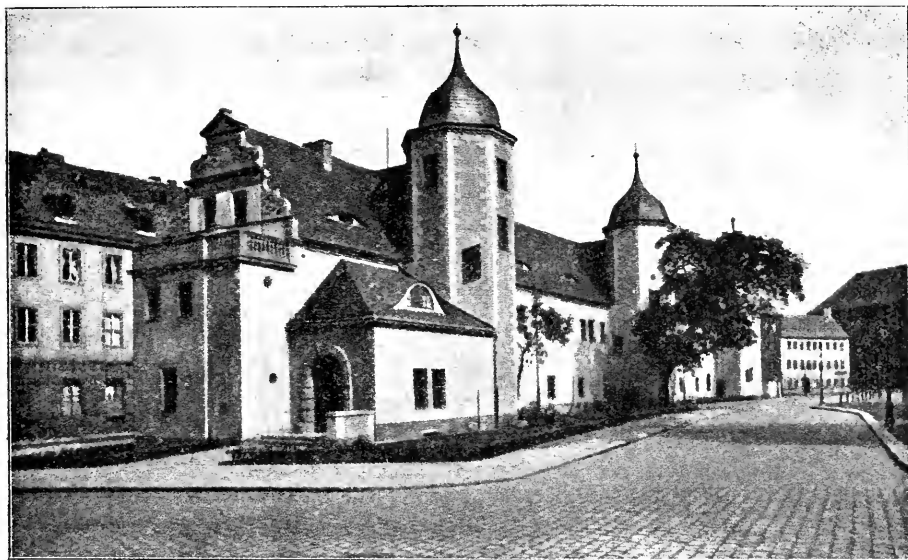


Abb. 1. Das Landesmuseum für Sächsische Volkskunst in Dresden.

## Das Landesmuseum für Sächsische Volkskunst in Dresden.

Von **Franz Weinitz.**

(Mit drei Abbildungen.)

Auf der zweiten gemeinsamen Tagung für Denkmalspflege und Heimatschutz, im September des vorigen Jahres in Dresden abgehalten, hat wohl mancher Teilnehmer, gleich mir, die Gelegenheit wahrgenommen, das erst vor kurzem eröffnete Landesmuseum für Sächsische Volkskunst zu besuchen. Ich konnte den Besuch in diesem Frühjahr unter der freundlichen Führung des Hofrats und Professors O. Seyffert, des Vorsitzenden des Vereins für Sächsische Volkskunde in Dresden, wiederholen und will nun versuchen, in Kürze eine Schilderung des Hauses und seines Inhaltes zu geben.

Das Museum befindet sich im Jägerhofe auf der Neustadt, Asterstrasse 1, hinter dem leider recht unschönen modernen Bau des Finanzministeriums, welcher der Brühl'schen Terrasse gegenüber sich auf dem rechten Elbufer erhebt. Der alte Jägerhof war, wie Anlagen dieser Art zu sein pflegen, ein Durcheinander von Gebäuden und Höfen, von denen einzelne bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückgingen. Manches wurde später niedergerissen, und neue Bauten (1720—1740) erhoben sich und veränderten so das ursprüngliche Bild, bis dann nach 1870 — das Militär, das hier gelegen, bezog seine neuen Kasernen — mit dem

völligen Abbruch begonnen wurde. Auch der künstlerischste Bauteil, ein Renaissancebau aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, war schon bedroht und sollte der Spitzhacke ausgeliefert werden, als es dem Einspruche verständiger und kunstbegeisterter Männer gelang, das Gebäude zu retten und für eine Sammlung von Gegenständen sächsischer Volkskunst zur Verfügung zu stellen. Was Hofrat Seyffert viele Jahre hindurch, immer im Hinblick auf ein künftiges Museum, mit Eifer und Glück gesammelt, fand nun ein sicheres, der Allgemeinheit zugängliches Heim. Einem solchen Eifer fehlte dann auch nicht die Beihilfe des Staates, der Stadt und vieler Privatpersonen. Die Erkenntnis wurde allgemein, dass mit diesem Museum für das Studium der Kulturgeschichte des Königreichs Sachsen die wichtigste Stätte geschaffen sei.

Der Jägerhof (Abb. 1) stellt sich dank der geschickten und verständigen Erneuerung als ein schmucker Bau dar, der von Nord nach Süd gerichtet ist und drei Treppentürme auf der Ostseite hat. Ein zierlicher Renaissancegiebel als südlicher Abschluss erfreut durch seine anmutige Form das Auge. Die Zahl 1617, oben am Giebel, zeigt an, in welches Jahr die Vollendung dieses Gebäudes zu setzen ist. Das Erdgeschoss, wo in alter Zeit die Meute der englischen Doggen untergebracht war, wird gebildet aus zwei langen, gewölbten, durch Pfeiler voneinander geschiedenen Schiffen, und man bewahrt gern das Bild in der Erinnerung, das sich einem bietet, wenn man vom Vorraume — der Eingang ist von der Südseite her — hinunter schaut bis zum entgegengesetzten Ende des Ostschiffes. Im westlichen Schiffe sind durch Trennungswände zwischen Pfeiler und Wand einige Räume geschaffen, die zu Stuben eingerichtet worden sind. Im ersten Stocke befindet sich nur ein einziger Raum, der frühere Jagdsaal, der die für seinen jetzigen Zweck nötigen Veränderungen — Einbauten und Stuben — erfahren hat. Das Dachgeschoss, der Bodenraum, enthält eine reichhaltige Sammlung von Bauernmöbeln, die, nach der Zeitfolge geordnet, für Studienzwecke zugänglich sind.

Es ist ein frohes, farbiges Bild, das uns hier überall geboten wird. An der langen Wand unten im Erdgeschoss finden wir Bauernmöbel, Brot- und Kleiderschränke aus verschiedenen Gegenden, Krüge, Teller, Holz- und Eisengerät aufgestellt. Gegenüber dieser Wand aber sind drei Stuben aufgebaut: eine Stube aus der Dresdener Gegend mit vielem bäuerlichen Zinn und einem festlich gedeckten Tische für eine Taufgesellschaft hergerichtet (Abb. 2); eine Lausitzer Stube mit bemaltem und geschnitztem Himmelbette (1833), mit Schrank und Kachelofen; eine kleinbürgerliche Wohnstube mit Sofa und Kaffeetisch, Glasschrank, gelbem Stückofen, mit Ölbildern und einem Kronleuchter, den eine kunstfertige Hand mit Perlenstickereien verziert hat. In den anderen Räumen hier unten, die nicht 'Stuben' sind, finden wir ausgezeichnete Beispiele von Truhen, Wiegen, Himmelbetten und anderem Hausrat. Unter den

Töpfer- und Glaswaren — darunter sind auch fremde, die in Sachsen Heimatrecht erworben haben — fallen die schönen, grossen Teller mit dem sächsischen Kurwappen besonders auf. Dazu kommen zwei Teller-schränke, der eine aus Wallroda bei Radeberg, der andere aus der Lausitz (1805). Auch der dörflichen Friedhofskunst, die in der jüngsten Zeit mit Recht wieder zu Ehren gekommen ist, hat der Schöpfer des Museums zwei Räume zur Verfügung gestellt. Natürlich ist die Dresdener Heidegegend nicht vergessen worden. Ihre Dörfer haben Zinngefässe und Waldzeichen hergegeben, und auf das fröhliche Jagen im Moritzburger Forste weisen die Jagdplatten hin. Am Ende der Halle, also nach Norden hinaus, hat sich der Vorstand des Vereins ein gemütliches Sitzungszimmer eingerichtet, und somit darf man sicher sein, dass der gute Geist des Hauses auch auf seine fernere Tätigkeit bestimmend einwirken wird.

Im Obergeschosse, das wir über die Wendeltreppe des letzten Treppenturmes erreichen, sehen wir Arbeiten aus der jüngsten Zeit ausgestellt, die unter dem Einflusse und der Einwirkung des sächsischen Heimatschutzes entstanden sind. Das Alte in zweckentsprechender Weise wieder aufleben zu lassen, ist das Bestreben und Bemühen des Vereins. Der Erfolg ist ihm, wie man hier sehen kann (Bergmannsleuchter, Spielzeug und anderes mehr), nicht versagt geblieben. Was auf Volksbelustigungen (Kasperltheater), Sitten und Gebräuche Bezug hat, kommt hier oben gleichfalls gut zur Schau, und dankbar ist es zu begrüßen, dass die Privilegierte Scheibenschützengesellschaft in Dresden zwei grosse Scheiben (1794 und 1816), das Modell des Vogels auf der Dresdener Vogelwiese, Originalstücke desselben, Rüstung und Winde aber die Privilegierte Bogenschützengilde in Dresden gespendet haben. Die Dresdener Vogelwiese, das Oktoberfest in München und der 'Dom' in Hamburg, diese drei Volksfeste im wahren Sinne des Wortes sind es, die — wenn auch etwas verkümmert gegen die früheren Zeiten — den Massenfrohsinn der unteren deutschen Volksschichten bis in unsere Tage hinein gerettet haben.

Das Erzgebirge ist erst in jüngster Zeit das Reiseziel auch ferner wohnender Naturfreunde geworden. Es hat eine alte, bisher wenig beachtete Kultur. Die Weihnachtspyramiden und -berge, auch Krippen genannt, die 'Bergwerke' und so manches andere, das mit der dortigen Hausindustrie (Klöppelarbeiten), mit dem Bergbau zusammenhängt, wird uns hier im Museum in auserlesenen Stücken vorgeführt. Und nun die Volkstrachten: die Altenburger, die evangelischen und katholischen Wenden, die Bewohner des Meissnischen Hochlandes, die Vogtländer, die aus der Dresdener Heide, all das Schmucke und Schöne und Gediegene ihrer Tracht, hier ist es zusammengebracht, hier bietet es dem Besucher eine, vielleicht unerwartete, Augenweide. Wer im Königreiche viel

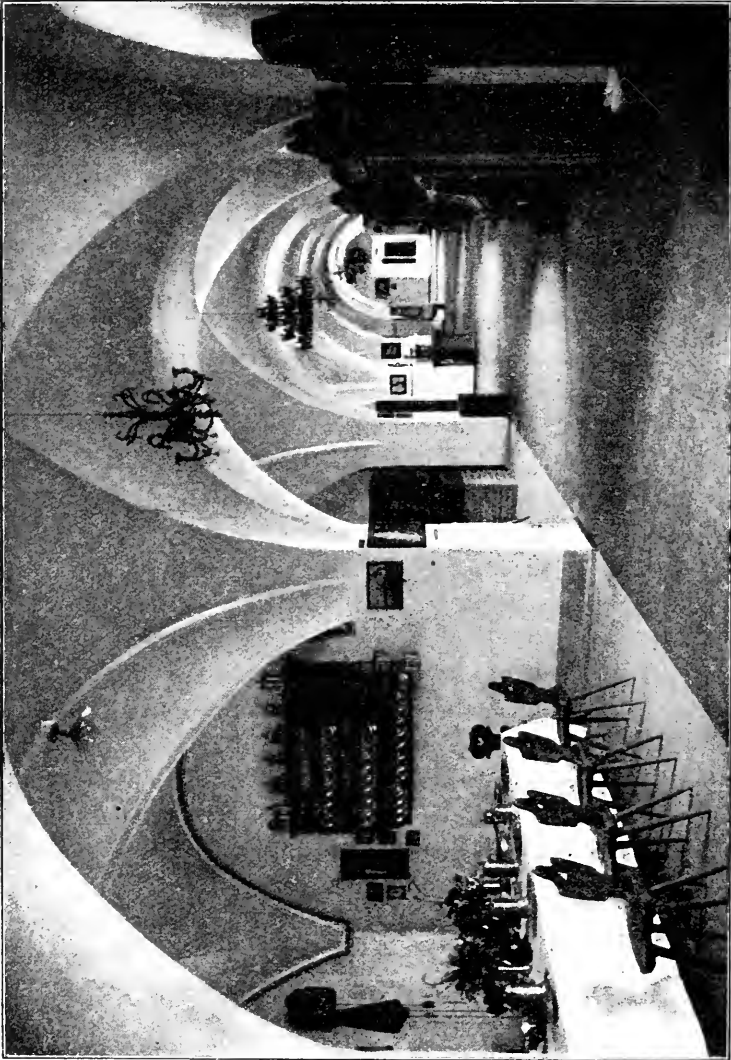


Abb. 2. Erdgeschossräume im Landesmuseum für Sächsische Volkskunst.



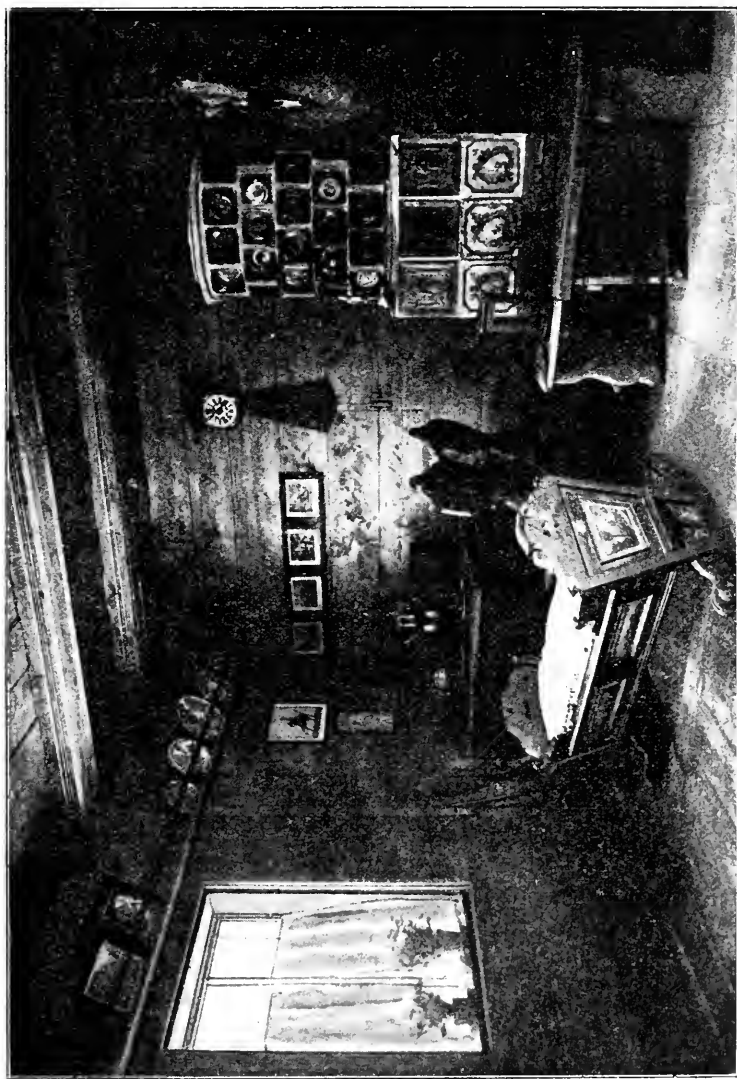


Abb. 3. Grossschönauer Damastwebstube im Landesmuseum für Sächsische Volkskunst.

herumgekommen, wird manches bekannte und ihm liebe Stück hier wiederfinden. Reihenschankzeichen grüssen ihn von den Wänden, und den grossen Königsvogel, den der glückliche Schütze an der Giebelseite seines Hauses annagelt — ich entsinne mich solcher Siegeszeichen aus dem Tale unter dem Oybin — kann er hier aus nächster Nähe bestaunen. Das alles führt uns so recht zu Gemüte, dass jetzt noch wie einst ein fröhlicher Sinn im Volke lebt und sauren Wochen frohe Feste folgen.

Hier oben warten aber auch noch vier Stuben darauf, dass wir ihnen Beachtung schenken. Das ist die Vogtländische Hutzen(Spinn)-stube, die ihrer fünf Besucherinnen harret. Ein Raum, ausstaffiert mit Himmelbett, Kleiderschrank, Ofen und der nach ihrem Äusseren so genannten 'Schürzenuhr'. In der Lausitzer Weberstube herrscht die Armut, blau ist sie getüncht, am Ofen das Wandtellerbrett. Der alte Webstuhl dient zum Stoffweben. Sehr reizvoll ist und die Wohlhabenheit ihres Besitzers spiegelt wider die Grossschöner Damastweberstube (Abb. 3). Da drinnen sieht's wohnlich aus, und freundlich scheint die liebe Sonne hinein. Ein grosser Damastwebstuhl, der bis 1830 im Gebrauch war und jüngst geschickt wiederhergestellt wurde, ein prächtiger alter Ofen mit blauer Bemalung, die Ofenbank mit der sogenannten Hölle, der Tisch in der Ecke mit Krügen, die Bilder an den Wänden, die kunstvoll bemalte Wiege — alles dieses legt Zeugnis ab dafür, dass es dem fleissigen und geschickten Damastweber dort im Südostzipfel des Königreichs ganz gut ging. Die sächsische Wendei, in der Oberlausitz, tritt uns entgegen in der Wendischen Wochenstube, deren Bett mit weissen Linnen dicht verhängt ist. An seiner Stirnseite, gleichsam als Schutz, steht der grosse Kleiderschrank. Der Wandanstrich ist gelb mit blauer Borte.

Was der Museumsbestand sonst noch an kleinerem Gerät, an Zinnkrügen und -tellern, Handmühlen, Beleuchtungsgegenständen, Holzschnitzereien, Schränken und Truhen besitzt, ist, soweit es nicht im Bodenraume sich befindet, hier im Obergeschosse an der Fensterseite und in dem grossen Ausstellungsschranke aufgestellt. Abbildungen alter Bauernhäuser aus dem Königreiche und seinen Grenzgebieten — durch Modelle solcher Häuser zeichnet sich ja gerade unsere Berliner Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde aus! — sind auch hier, wie nicht anders zu erwarten, in guter Auswahl aufgehängt.

Das Landesmuseum für Sächsische Volkskunst hat vor manchen ähnlichen Museen vor allem das voraus, dass es in einem Gebäude untergebracht ist, wie es sich ein besseres wohl kaum wünschen konnte. Welche Freude und welche Genugtuung muss es nicht seinem Schöpfer, Hofrat Seyffert, bereitet haben, die Gegenstände in diese weiten, lichten Räume einzuordnen, den Forderungen der Wissenschaft und des Geschmackes entsprechend! Und sollte er nicht jetzt schon, wenn auch

kaum ein Jahr verflossen, seitdem er seine Sammlung der Allgemeinheit zugänglich gemacht hat, an sich des Dichterwortes Wahrheit erfahren haben: „Segen ist der Mühe Preis“?

Berlin.

## Aufgaben der deutschen Sach-Geographie.

Von Wilhelm Pessler.

Die deutsche Sach-Geographie umfasst räumlich das gesamte deutsche Sprachgebiet, inhaltlich die gegenständliche Volkskunde, methodisch die geographische Verbreitung der volkskundlichen Sachen. Sie ist also einerseits ein Teil der Sach-Forschung, welche ausser ihr die Sach-Beschreibung und die Sach-Geschichte enthält, andererseits ein Teil der Ethno-Geographie, welche die vier Hauptteile Körper, Geist, Sprache und Sache des Menschen in ihrer geographischen Verbreitung erforscht.

In die Sach-Geographie gehört das jetzige und ehemalige Besitztum des Volkes. Eine zeitliche Grenze lässt sich hier eigentlich nicht ziehen; aus praktischen Gründen werden hingegen die vorgeschichtlichen Funde von einer eigenen Wissenschaft, der Prähistorie, behandelt und in eigenen Museen oder Museumsabteilungen gesammelt. Auch eine räumliche Beschränkung ist schwierig, aus Gründen der Zweckmässigkeit aber anzuraten. Wenn auch die Ausgangspunkte mancher Sachwellen ausserhalb des Deutschtums liegen und andererseits der deutsche Einfluss weit darüber hinausgestrahlt hat, so ist das deutsche Sprachgebiet doch als Rahmen für unsere Forschung festzuhalten. Für einen Teil Deutschlands hat Wolfram (als Vertreter der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1904) methodisch wichtige Winke gegeben. Er fordert hier systematische Zusammenstellung der Forschungsergebnisse aus den Teilen Deutschlands, die nicht unmittelbar dem römischen Herrschaftsbereich angehörten. Sein Ziel ist die Erkenntnis, „wie sich bei Berührung zweier Völker die beiderseitigen Kulturen durchdrungen und beeinflusst haben.“ Als Mittel empfiehlt er die Zusammenfassung aller Funde aus dem freien Germanien, die als ‚materielle Erinnerung an den römischen Einfluss‘ gelten können. Im Anschluss an diesen Vortrag betonte Höfer die Notwendigkeit, die nur römisch scheinenden Einflüsse, wie z. B. keltische Urnen und Fibeln, von den echtrömischen scharf zu trennen und als letztere besonders die Münzen, Bronze-, Silber- und Goldgeräte, Glasbecher, Statuetten und die echtrömischen Tongefässe ins Auge zu fassen:

auch der römische Einfluss auf die Gebräuche sei nicht zu vergessen, z. B. die Sitte, dem Toten eine Münze beizulegen, die schon im 2. Jahrhundert im Mansfeldischen bestanden habe, wo ein Brandgrab in Oberwiederstädt dies ausweise. Später, und zwar schon im 5. Jahrhundert, habe der vom Rhein ausgehende Einfluss schon fränkischen Charakter angenommen. Wie auch hier der ethnologische Gesichtspunkt überall der ausschlaggebende ist, so wird er auch in der übrigen deutschen Sach-Geographie, soweit sie spätere Jahrhunderte und die Jetztzeit behandelt, wichtiger sein als der rein verkehrs-geographische. Mit Recht nennt Otto Lauffer (Museumskunde 2, 12) die volkkundlichen Realien „die äusserlich sichtbaren Beweise für eine grosse Reihe von Kulturwellen, die sich in früherer Zeit über die betreffende Landschaft ergossen haben“; wenn er sie für um so wertvoller hält, je typischer sie sind, so ist dem in vollem Masse beizustimmen. Diejenigen Sachen, welche ausser der Verkehrsbeziehung auch ein Zeichen von fortgesetzter Lebens- und sogar Blutsgemeinschaft sind, werden Zeugnisse nicht nur von Sachwellen, sondern auch von Volkstumswellen.

Bei der Verbreitung verhalten sich in der Sach-Geographie der Gegenstand und seine Form zueinander ähnlich wie bei der Sprach-Geographie das Wort und seine Lautgestaltung: bei beiden haben wir entweder den Gegensatz von Gebieten, wo der Gegenstand oder das Wort vorhanden ist, und solchen, wo er sich überhaupt nicht findet (z. B. die friesischen Bettpfannen und das Wort Schreiner), oder den Gegensatz von Landschaften, wo die Sache und das Wort so geformt ist, und Landschaften, wo beide anders geformt sind (z. B. das Fenster in seinen vier verschiedenen Formen und Pipe = Pfeife).

Die Landkarten sind in der zusammenfassenden Sach-Geographie möglichst in gleichem Massstabe zu zeichnen, damit der Vergleich erleichtert wird; es ist zweckdienlich, wenn sie ausser dem Flussnetz recht viele bekannte Ortschaften als Merkpunkte enthalten.

An Reichhaltigkeit der sachlichen Kultur wird es Deutschland voraussichtlich mit jedem anderen Volke aufnehmen können, wie ja das deutsche Volk auch in körperlicher, geistiger und sprachlicher Hinsicht zu den mannigfaltigsten der Welt gehört. Die Forschung ist um so leichter, je kleiner das Gebiet eines Volkes ist; sie ist aber um so wichtiger, von je grösserer Bedeutung das betreffende Volk für die Weltgeschichte ist.

Die ungeheure Menge von einzelnen Sachen, welche in der Volkskunde zu behandeln sind, teilen wir der Übersicht halber in verschiedene Gruppen:

### 1. Die Nahrung.

Verschiedenartig, wie die Landschaft, das Klima und die Bevölkerung Deutschlands, sind auch seine Esswaren. Gleich das notwendigste Nahrungs-

mittel, das Brot, ist sach-geographisch von grosser Bedeutung, sowohl was seinen Stoff, wie seine Form anbelangt. Vom Material des Brotes scheint der Dinkel ethnologisch das wichtigste zu sein; hat man doch sogar die Grenzen des Gebiets, wo er das Hauptbrotkorn ist, mit den alten Aleinannengrenzen in Beziehung bringen wollen. Allerdings findet er sich beim Brotbacken auch weit darüber hinaus als Beimischung zu anderem Getreide. Die Formen des Brotes sind sowohl beim täglichen Hausbrot wie beim Feinbrot und beim Festgebäck verschieden. Von Formen des Hausbrottes seien hier die süddeutschen kreisrunden Laibe und länglichen Kipfe angeführt, das 'Kastenbrot' Norddeutschlands, das Prem- oder Präbenbrot in Osnabrück (aus Weizenmehl mit Milch angemengt) in der Form eines liegenden Zylinders mit zwei Wulsten, der spitz-elliptische Bauernstuten (aus Roggen) im Osnabrückschen und das gleichgeformte Weizenkorinthenbrot aus derselben Gegend, die Kastenform des Pumpernickels. Die Verbreitung der Salzstangen scheint neueren Datums zu sein. Ganz auszuseiden von der Forschung sind die wohlschmeckenden Salzstangen, die in Lüneburg und Rosslau neuerdings gebacken werden. Der Vorgang des Völkermuseums in Bremen, die typischen Formen des täglichen Gebrauchbrotes vereinigt in einem grossen Schausehranke auszustellen, verdient gewiss Nachahmung. Ein volkstümlich wichtiges Feinbrot sind die Zwiebacke, welche in sehr mannigfacher Form vorkommen. Ich führe hier nur die länglichen, schmalen, beiderseitig ebenen Zwiebacke an, die man in Fürstenau (bei Quakenbrück) und Umgegend findet. Nächst den Zwiebacken wichtig sind die Kringel (z. B. die Harburger Krengel) und Brezeln. Bekannt ist der Bremer 'Klaben' und der Hildesheimer Pumpernickel, der etwas ganz anderes ist als der westfälische. Unter dem Festgebäck hat der Krapfen bereits von berufener Seite Beachtung gefunden. Untersuchungen über die Stollen und andere aus besonderem Anlass gebackene Kuchen und die süddeutschen Fastenbrezen haben sich anzuschliessen.

Die Kartoffel erscheint in mannigfacher Form auf dem Tische, z. B. als Kartoffelpuffer, der in Nordwestdeutschland anders gestaltet ist als in Oberfranken; hierher gehört auch der Pickert aus der Umgegend von Melle, ein Kartoffelreibekuchen, der dem Puffer ähnlich ist, jedoch ohne Fett gebacken wird.

Die Suppen sind ebenfalls sehr verschieden. Eine Frage, die hier z. B. zu lösen wäre, ist die Feststellung der Endgrenze der süssenen Suppen Norddeutschlands.

Die Klösse haben offenbar schon seit langer Zeit im Volksleben eine grosse Rolle gespielt. So erwähnt Gustav Freytag ihr Vorkommen in Thüringen und schreibt ihnen beinahe die Bedeutung eines Volkstumsmerkmals zu, wenn er sagt („Die Ahnen“ I. Ingo, Kap. 5: In den Waldlauben) „. . . , dann zogen die Vandalen ihre Mienen kraus und summten

ein höhrendes Wort, das sie erfunden hatten, weil die Thüringe bei ihren Mahlzeiten runde Ballen aus Teig von Weizenmehl vor vielem andern hochachteten.“ Die ‘Thüringer Klösse’ sind ja heute noch bekannt genug, doch bestehen sie jetzt in der Hauptsache, ebenso wie die Oberländer Klösse Oberfrankens, aus Kartoffeln mit einem Kern von gerösteten Brotwürfeln. Die in Bayern vorkommenden Leberknödel und Weckklösse werden sich vielleicht durch geographische Abgrenzung als ethnologisch wichtig erweisen. Die Bremer Klösse (im alten Herzogtum Bremen) oder Kehdinger Klösse (Land Kehdingen, eine Elbmarsch im Lande Bremen) bedürfen, gleich allen andern Klössen, einer fetten Sauce, um geniessbar zu sein.

Von Mehlspeisen, soweit sie nicht zu den Klössen gehören, sind die in Alemannien so häufigen ‘Spätzle’ zu beachten. — Vielleicht erweist sich auch Hirsebrei und Buchweizenpfannkuchen als wichtig. — Die süsse Brotaufgabe ist bekanntlich am Niederrhein das Apfelkraut, sonst vielfach das Zwetschgenmus; vom Sünteltale erzählte man mir, dass man dort ‘Stipsel’ zum Brot genieße: ein aus Zuckerrüben gekochter Saft, in den das trockene Brot hineingetunkt ‘hineingestippt’ wird; die Ostgrenze dieses Stipselgebiets zwischen Deister und Süntel soll bei der Stadt Münder liegen. Wieweit die rote Grütze eine Speise der Skandinavier und Niederdeutschen ist, wäre noch festzustellen.

Butter und Käse sind nach Zusammensetzung und Form sehr verschieden. Der norddeutschen gesalzenen Butter steht die süddeutsche ungesalzene gegenüber. Die grosse Mannigfaltigkeit in Art und Form der Käse ist zu bekannt, als dass sie hier besonderer Erwähnung bedürfte. Von Käsegerichten nenne ich hier den norddeutschen Kochkäse und die Allgäuer ‘Käsespatzen’.

Die grosse Mannigfaltigkeit in der Wurstbereitung in deutschen Gauen ist bekannt, aber unsres Wissens leider noch nicht Gegenstand einer Monographie geworden, obwohl die Ergebnisse wahrscheinlich von grösster Bedeutung sein würden. Hier seien nur zwei Beispiele angeführt, die ich freundlicher Mitteilung verdanke. Erstens zeigt die Zusammensetzung der Blutwurst eine Verschiedenheit zwischen einem nördlichen und einem südlichen Gebiet; im nördlichen Bezirk wird sie mit Mehl versetzt, im südlichen nicht; die Grenze soll ungefähr von Northeim in Hannover bis zur Saalemündung laufen. Zweitens handelt es sich um den Unterschied zwischen Grützwurst und Weisswurst; bei der ersteren wird das minderwertige Fleisch mit Gerstengrütze gemischt, bei der letzteren mit Weissbrot. Die Scheidelinie, welche diese beiden Gebiete trennt, soll mit der oben genannten Linie Northeim—Saalemündung übereinstimmen.

Auch die Zusammensetzung des Mahls ist nicht überall dieselbe; z. B. soll in Österreich der Salat nicht zum Saftbraten, sondern nur zum trocknen Braten genossen werden.

Unter den volkstümlichen Getränken ist der Deutsche seit alters besonders dem Bier zugetan. Aus der grossen Anzahl der verschiedenen Biere (z. B. Berliner Weisse, Leipziger Gose, Braunschweiger Mumme, Hannoverscher Broyhan, die verschiedenen bayrischen Biere usw.) kommen für die volkskundliche Sach-Geographie nur diejenigen in Betracht, welche altes Erbgut bestimmter Volksgemeinschaften sind. Es ist nicht unmöglich, dass auch die alten Grenzen zwischen hellem und dunklem Bier von mehr als verkehrsgeographischer Bedeutung sind.

Für die volkstümlichen Esswaren und Getränke gibt es unseres Wissens überhaupt noch keine Landkarten: denn von dergleichen Karten, wie sie die 'Weinkarte von Europa' darstellt, welche die verschiedenen weinproduzierenden Länder und Ortschaften angibt, z. B. Bomst in der Provinz Posen, welches den jetzigen nördlichsten Weinbauort der Erde darstellt, müssen wir natürlich absehen. Die nächste Aufgabe der volkskundlichen Nahrungsmittelforschung ist, das bisher Erarbeitete aus der Literatur zusammenzufassen und in Karten darzustellen, welche allerdings grosse Lücken aufweisen werden. Sodann muss im grossen Massstabe, sei es durch Aussendung von Volkskundeforschern, sei es durch Fragebogen, die Verbreitung des Brotes, z. B. die Grenzen des Schwarzbrottes und der Wurst, sowohl nach Zusammensetzung wie nach Form, festgelegt werden. Mit dem Beginn der Arbeit darf hier nicht lange gezögert werden, weil auch auf dem Gebiet der Esswaren die volkstümlichen Überlieferungen einer starken Verdrängung und Vermischung ausgesetzt sind.

## 2. Die Kleidung.

Anstatt die Behauptung aufzustellen, dass die Hausformen und Volkstrachten durchaus nicht ethnisch bedingt seien, hätte man sich einesteils aus den bisher erschienenen Haustypenkarten von den Beziehungen zum Stammestum überzeugen und andernteils selbst eine Trachtenkarte entwerfen sollen, durch welche die zweite Hälfte jener Behauptung bewiesen wird. Selbstverständlich sind die Faktoren bei Kleidung und Haus zu mannigfaltig, als dass man sie rein geographisch auf Boden und Klima, oder rein ethnologisch auf das Volkstum, oder rein kulturgeschichtlich auf bestimmte Vorbilder höherstehender Volksschichten zurückführen könnte. Erschwert wird die Forschung dadurch, dass in vielen Bezirken ältere Zeugnisse fehlen, so dass die Frage nach dem Ursprung der Tracht sich nicht überall endgültig lösen lässt. Soviel steht fest, dass ein starker Einfluss der Modeströmungen stattgefunden hat. Ein weiterer Missstand ist das von Jahr zu Jahr schneller vor sich gehende Verschwinden der Trachten, wodurch der Trachtenforscher sich genötigt sieht, auf die nicht immer zuverlässige Auskunft alter Ortsbewohner zurückzugreifen. Endlich genügen die Trachtensammlungen vieler Museen, so erfreulich

sie an sich sind, doch in vielen Punkten nicht den Anforderungen einer wissenschaftlichen Trachtenkunde, indem bei manchen Trachten nur die Landschaft und nicht das Dorf, bei anderen nicht die genaue Jahreszahl, bei weiteren nicht der Anlass des Tragens und der Stand des Trägers angegeben ist; es ist sogar vorgekommen, dass bei einer Reihe von Mützen, welche mit den zugehörigen Notizen von einem Freunde der heimischen Volkskunde geschenkt waren, nach einiger Zeit zum Entsetzen des Geschenkgebers die Zettel mit den Notizen von den Mützen entfernt waren, wodurch dieselben an volkskundlichem Wert ungeheuer eingebüsst haben. Dass bei der musealen Aufstellung von Trachten keine Trachtenteile aus verschiedenen Kirchspielen zu einer Trachtenfigur vereinigt werden dürfen, bevor endgültig feststeht, dass diese Kirchspiele zu ein und derselben Trachtengruppe gehören, ist selbstverständlich.

Bei der Behandlung ist am besten Tracht und Schmuck zu trennen. Bei der Tracht empfiehlt es sich, ganze Tracht und Trachtenteile für sich zu behandeln. Für die wissenschaftliche Forschung scheint es mir wesentlich, den grossen Unterschied zwischen Trachten-Art und Trachten-Gruppe, der unseres Wissens bisher noch nicht genügend hervorgehoben ist, zu betonen. Beide Begriffe, Trachten-Art sowohl wie Trachten-Gruppe, gehen auf Verschiedenheit in der Tracht, jedoch äussern sich diese Verschiedenheiten auf grundsätzlich voneinander abweichenden Gebieten: die Trachten-Art bezieht sich auf die Mannigfaltigkeit der Tracht, je nach Konfession, zeitlichem Anlass, Stand, Geschlecht und Alter; die Trachten-Gruppe umfasst die rein örtlichen Unterschiede.

Als Trachten-Arten können wir also ansehen: nach dem Geschlecht Männer- und Frauentrachten, nach dem Stande Bauern- und Fischertrachten, die z. B. in Blankenese nebeneinander vorkommen sollen, nach dem Alter Kinder-, Jugend-, Erwachsenen- und Greisentracht, nach dem zeitlichen Anlass Tracht für die Taufe (Tänfling und Paten), die Konfirmation, die Hochzeit (Brautleute, Brautführer und Brautjungfern), den Todesfall (Totenhemd, Trauertrachten in verschiedenen Abstufungen), den Alltag und den Feiertag (Arbeitsanzug, gewöhnliche Werktagstracht, Sonntagskirchentracht, Sonntagsausgehtracht, Frühmessenstracht, Abendmahls- oder Kommunionstracht), nach der Konfession evangelische und katholische Trachten.

Innerhalb jeder Trachten-Art ist sowohl der Bestand wie die örtliche Gruppierung festzustellen. Der Bestand der Volkstrachten muss zunächst überall aufgenommen werden, d. h. es muss festgestellt werden, wo überhaupt jetzt noch oder nachweislich vor kurzer Zeit volkstümliche Kleidung getragen wird oder wurde, und zwar ist die Anzahl der männlichen und weiblichen Träger für früher und jetzt in jedem einzelnen Kirchspiel festzustellen. Nun gibt es Bezirke, wo die Alltagstracht ganz ausgestorben ist, die Kirchentracht nur noch von den Frauen getragen wird, wieder



andere Gegenden, wo nur noch zum Abendmahl eine volkstümliche Kleidung angelegt wird. Es ist also für die verschiedenen Trachten-Arten die Anzahl der Träger, d. h. der Bestand, durchaus verschieden. Infolgedessen muss die Aufnahme des Bestandes für die einzelnen Trachten-Arten gesondert erfolgen.

Die Trachten-Gruppe, welche die lokalen Unterschiede umfasst, findet sich in jeder einzelnen Trachten-Art. Ob sich diese örtliche Gruppierung in der einen Trachten-Art mit der in der anderen Trachten-Art (z. B. die Grenzen in der Brauttracht und die in der Männer-Sonntagstracht) deckt, ist bisher noch nicht festgestellt. Die Volkstrachtenforschung hat also jede einzelne Trachten-Art in ihrer geographischen Verbreitung für sich ins Auge zu fassen, das ist eine Auflösung der gesamten Tracht in Einzeltrachten, ein Verfahren, für das die Sprachforschung längst ein entsprechendes Vorbild gegeben hat.

Die kartographische Darstellung ist in der Trachtenforschung bisher leider noch nicht viel angewandt worden. Uns sind nur die beiden vortrefflichen Karten von Justi über die Trachten-Gruppen bei Marburg und die von Holsten-Bremer über den Bestand und den Umfang der Volkstracht im pommerschen Weizacker bekannt, letztere mit starker ethnologischer Tendenz. Für die weitere Forschung möchte ich für jede einzelne Trachten-Art ein besonderes Kartenblatt empfehlen, das oben in einer Karte den Bestand (auch mit Jahreszahlen des Aussterbens der Tracht) und in einer Karte darunter die geographische Gruppierung zeigt. So hat man auf ein und derselben Tafel oben ein Bild von der ehemaligen und jetzigen Geltung, unten von der landschaftlichen Mannigfaltigkeit. Vergleichen wir weiterhin nur die oberen Karten auf den verschiedenen Blättern miteinander, so ergibt sich unmittelbar, welcher zeitliche Anlass, welches Alter und welche Konfession noch am meisten von städtischer Kleidung unbeeinflusst geblieben ist. Vergleicht man dagegen die unteren Karten auf allen Blättern miteinander, so werden bestimmte Grenzen wiederkehren und bei Heranziehung von Volkstums-, Territorial-, Konfessions- und Verkehrsgrenzen sich mit einigen von diesen als identisch erweisen. — Bei beschränktem Platze ist es auch möglich, Bestand und Gruppierung auf einer Karte darzustellen, indem man ersteren durch schwarz schraffierten Untergrund, letztere durch farbige Linien angibt.

Eigentlich sollten auch die Trachten-Teile, wie es in der Sprachforschung für die einzelnen Laute schon geschehen ist und wie man es in der Hausforschung für die einzelnen Hausteile plant, sämtlich für sich behandelt werden. Da aber dieses wissenschaftliche Prinzip wohl auf unüberwindliche praktische Hindernisse stossen wird, so wird der Trachtenforscher, allerdings mit Bedauern, vorläufig nur die wichtigsten Trachtenstücke als Einzelobjekte für die kartographische Darstellung ins Auge fassen können. So würde es z. B. sehr interessieren, genauere Angaben über die Holzschuhe, die Mützenformen und die Trauerfarben

in ihrer Verbreitung zu besitzen. Von anderen Einzelheiten wären gelegentlich die Hüftkissen im Frauenleibchen, die sich bei Marburg finden, oder die Art der Strumpfbänder in Hessen, welche im Kreise Biedenkopf mit einem Puschel, in der Schwalm flach mit einer Erbreiterung am Schluss endigen, zu erwähnen. Es wäre nicht uninteressant, einmal für einen kleinen Bezirk der geographischen Trachtenforschung ein ganz genaues Schema zugrunde zu legen, damit man sich wenigstens, ehe es zu spät ist, an einem Punkte in deutschen Gauen, ein vollständig genaues Bild von Trachten-Verbreitung machen kann. Ich denke mir dieses folgendermassen: Der Forschung liegt ein grosses Blatt zugrunde, dessen Spalten ausgefüllt werden müssen. Die 1. Spalte enthält sämtliche Kirchspiele der Gegend und hat die Überschrift: Ortschaft; alle übrigen Spalten haben die Überschrift: Trachtenteile, und zwar z. B. die ersten acht die Gesamtüberschrift: Rock, die folgenden zehn die Gesamtüberschrift: Taille. Als Einzelmerkmale des Rockes wären dann folgende in den einzelnen Spalten zu behandeln: 1. Stoff. 2. Farbe. 3. Länge (ob lang, halblang, kurz oder sehr kurz). 4. Form vorn (ob glatt oder etwas angehalten). 5. Form hinten (einmal oder mehrmals gekräust oder mit dichten Falten, plissiert). 6. Verschluss. 7. Aussenstoss (aus welchem Stoff, von welcher Farbe, welcher Breite und welchem Muster). 8. Ob allein oder mit Taille verbunden. Bei der Taille könnte man folgende Kennzeichen ins Auge fassen: 1. Stoff (wenn von der gleichen Art wie der Rock, so ist das besonders anzugeben). 2. Farbe. 3. Länge. 4. Form vorn (glatt, in Falten gezogen, ausgeschnitten, tief ausgeschnitten, Niederform, zu schnüren, mit langem Schnipp, mit Schnipp vorn und hinten). 5. Form hinten. 6. Verschluss. 7. Besatz (Vorstoss). 8. Ob mit dem Rock in eins gearbeitet. 9. Ob Brustlatz dazu getragen. 10. Andere Besonderheiten. Es ist gewiss nicht unnütz, diese Einzelheiten in einer besonders interessanten Trachtengegend zu erforschen, z. B. in der schaumburgischen, welche trotz ihres geringen Umfanges drei verschiedene Trachtengruppen aufweist. Innerhalb der östlichen (östlich von Sachsenhagen bis zur hannoverschen Grenze) gibt es noch Unterschiede hinsichtlich des Aussenstosses am Rock, welcher wiederum im östlichen Teile dieser Ostgruppe schlicht violett, im westlichen Teile dagegen mit Samt gemustert ist.

Der Schmuck des Landvolkes hat nicht den gleichen geographischen Wert wie die übrige Volkstracht, weil er hinsichtlich seiner Entstehung lange nicht so lokal gebunden ist. Während bei den Kleidungsstücken der Verfertiger wenigstens im Kirchspiel, oft auch in der einzelnen Ortschaft selbst ansässig ist und Stoff und Muster nur zum Teil von auswärts bezogen werden, so entsteht selbstverständlich der Schmuck, soweit er Goldschmiedearbeit ist, nicht in jedem einzelnen Kirchspiel, sondern innerhalb eines verhältnismässig grossen Bezirkes nur an einem Orte, der allerdings nicht immer gross ist (z. B. im Hannoverschen: Buxtehude,

Rotenburg und Visselhövede). Vorläufig wären also die verschiedenen Goldschmiedewerkstätten mit ihren Zeichen festzustellen und der Umkreis der von ihnen ausstrahlenden Schmuckstücke, womöglich unter Berücksichtigung der Musterbücher, zu kartieren. Sehr wichtig wäre es auch, bei den einzelnen Goldschmieden nachzufragen, ob sie den bei ihnen kaufenden Landleuten aus irgend einem Bezirke ganz bestimmte Gegenstände anbieten, weil sie in diesem Bezirke üblich seien, und ob etwa die Käufer bei grösserer Auswahl sich nur auf diejenigen Stücke beschränken, welche für ihre Gegend typisch sind. Auch bevor noch diese höchst wichtigen Fragen gelöst sind, ist doch schon soviel sicher, dass der Bauernschmuck deutlich unterscheidbare örtliche Gruppen bildet, so z. B. die Schultertuchhalter in Form von Ketten auf beiden Ufern der Elbe, und zwar in den Vierlanden als die bekannte Brustkette und in der Winsener Elbmarsch als dünne Platten, die durch Kettchen verbunden sind. Für das alte Herzogtum Bremen geradezu typisch ist die Gürtelrosette. Diese Beispiele liessen sich allein aus Niedersachsen leicht vermehren. Es wäre vielleicht nicht unangebracht, vorläufig einmal von ganz Deutschland eine Schmuckkarte zu entwerfen, an welche die weitere genaue Forschung anknüpfen kann. Auch hier ist es dann späterhin aus Rücksicht auf Zeit und Geld praktisch, eine besonders lohnende Gegend als Musterbeispiel herauszugreifen.

### 3. Der Hausrat.

Die Möbel weisen bekanntlich geographisch sehr verschiedene Formen auf. Wenn wir sie mit Schwindrazheim in Tische, Sitzmöbel, Kastenmöbel und Schlafmöbel einteilen, so sind die Tische nach ihrem Aufbau oder nach ihrer Platte verschieden. Dreibeinige Tische kommen im westlichen Niedersachsen vor, so im Diepholzischen und Osuabrücksehen. Innerhalb des letzteren ist besonders für das Artland eine Tischform bezeichnend mit kreisrunder Platte, mit einer weiteren kreisrunden Platte in halber Höhe und drei Beinen, welche vierkantig und schräg gestellt sind. — Unter den Sitzmöbeln sind die Stuhlformen noch mannigfaltiger als die Bänke. Hier genügen nicht Angaben wie die, dass die dreieckige Sitzfläche bei Lengerich und im Münsterlande häufig sei und eine hohe geschlossene Rückenlehne bei Westerkappeln usw., oder dass die trapezförmige Rückenlehne, die mit ihrem schmalen Ende an den Sitz austösst, für die Schwalm in Hessen typisch sei, sondern diese Erscheinungen sind erst einmal entwicklungsgeschichtlich in Zusammenhang mit den grossen Stilperioden, dann geographisch zu erforschen. — Die beiden Arten der Kastenmöbel, Truhen und Schränke, sind beide für die volkskundliche Forschung wichtig. Für die Einteilung der Truhen genügen Angaben wie 'gotische Truhe' nicht, sondern die Eigenschaften, besonders hinsichtlich des Aufbaues, sind in der Bezeich-

nung noch schärfer hervorzuheben. Vor allem sind die vier Hauptformen der Truhenfüsse schärfer zu scheiden: 1. Die Beine werden durch die Verlängerungen der in den Langseiten liegenden senkrechten Eckbretter gebildet. 2. Die Beine werden durch die Verlängerung der in den Schmalseiten liegenden senkrechten Eckbretter gebildet. 3. Unter den Schmalseiten liegt je eine Fusschwelle. 4. Unter jeder Ecke befindet sich ein Kugelfuss. Es ist nun festzustellen, ob diese vier zeitlich aufeinanderfolgenden Perioden in der Truhenentwicklung sich auch geographisch gegeneinander absetzen. Auch die Truhendeckel müssen hinsichtlich ihrer Verbreitung genauer berücksichtigt werden; z. B. ist hier festzustellen, wieweit der sargförmige Deckel, der besonders für die Graf-schaften Hoya und Diepholz typisch erscheint, in geschlossener Verbreitung vorkommt. — Die Schlafmöbel, soweit sie nicht als Butze fest mit dem Hausgefüge verbunden sind, also das Bett und die Wiege, liessen sich gewiss auch einmal mit Vorteil behandeln. Bei den Wiegen kann man hinsichtlich des Aufbaues zwei Hauptformen unterscheiden: 1. solche mit festem Fussgestell und schwingendem Kasten, 2. solche, wo der Kasten mit den Füßen fest verbunden ist und das Ganze gemeinsam schwingt. Bei letzteren unterscheidet man wieder, was die Richtung der Bewegung anbetrifft, solche, welche längs schwingen und solche, welche quer schwingen. Beide Formen nebeneinander sah ich in der städtischen Altertums-sammlung in Marburg. Sie sollen beide aus der Umgebung von Marburg stammen. In der Schwalm kommt die längsschwingende vor, wie das hessische Landesmuseum in Kassel beweist. Im Museum in Bückeberg steht eine Kombinationswiege, welche auf drehbarem Rahmen ruht, so dass sowohl längs als auch quer gewiegt werden kann. — Unabhängig von den Konstruktionen und den Formen der Möbel ist das auf ihnen angebrachte Ornament sowohl nach Technik (auch die Intarsien) wie nach Motiven zu verfolgen. So ist z. B. festzustellen, wie weit die im Osna-brücker Artlande an der Haase vorkommende Verdoppelung der Hoch-füllung mit den spitzen Verkröpfungen an der oberen und der unteren Schmalseite, die sich dort auf den Zimmervertäfelungen, den Schiebetüren der Schlafbutzen und den Möbeln finden und für die Gegend bezeichnend sind, auch in den umliegenden Landschaften in die Volkskunst ein-gedrungen sind.

In der Einteilung des Hausrats lässt Lauffer den Möbeln die andere Wohnungsausstattung, Gerät und Geschirr für Küche und Keller, Ess- und Trinkgerät, Rauch- und Schnupfgerät, Beleuchtungsgerät und Gerät zum Spinnen, Weben und Sticken folgen. Die Geräte und Gefässe zur Aufbewahrung und Bereitung von Speisen und Getränken be-dürfen dringend einer zusammenfassenden entwicklungsgeschichtlichen wie geographischen Darstellung, von den Tonwaren an, soweit sie volkstüm-lich sind (z. B. die typischen Krüge aus Dreihausen, südöstlich von Mar-

burg), bis zu den Grütz- und Kornmühlen und der grossen Anzahl von Backvorrichtungen. — Beim Ess- und Trinkgerät sind die Gefässe (z. B. die Goseflaschen in Leipzig nebst den hohen Trinkgläsern und die 'Stangen' in Gotha), die Geräte (Löffel, Messer, Gabeln) und die Gegenstände, die zur Handhabung und Aufbewahrung von Ess- und Trinkgeräten dienen (z. B. die aus Holzpflocken kunstvoll zusammengesetzten Schlüsseluntersätze Niedersachsens, der 'Kaffeeschlitten' in Grosslinden bei Giessen, der ein Umschütteln des Kaffeesatzes verhindern soll, der hängende Löffelbehälter in Stuhlform in Hessen), für sich zu behandeln.

Das Beleuchtungsgerät möchte ich in solches für die Wohnräume und solches für die Wirtschaftsräume scheiden. Unter den Stubenleuchten ist der Trankrüssel volkskundlich wichtiger als die Lampe. Neben den Standkrüseln, welche zum Teil mit einer sinnreichen Stundenskala versehen sind, gibt es Hängekrüsel. Der Hängekrüsel hängt gewöhnlich mittels eines senkrecht verstellbaren Krüselhakens mit Zahnschiene an einem wagrecht beweglichen Krüselarm, auf dem der Krüselhaken noch durch eine Schnuröse hin- und hergeschoben wird; hierdurch ist es möglich, innerhalb eines sehr grossen Umkreises die Lichtquelle an jeden beliebigen Punkt zu bringen. Der Krüselarm ist nun entweder an der Wand oder an der Decke angebracht. Ersteres ist in Niedersachsen häufiger. Im Museum in Bückeburg jedoch ist ein Krüselarm an einem der Stubenbalken befestigt; gleichfalls an der Decke sitzt der Krüselarm in dem Heidemuseum in Walsrode, einem dorthin gebrachten Bauernhause von 1798, das aus Hartem bei Fallingbostel stammt. In den ausgezeichneten Bauernstuben des germanischen Museums in Nürnberg findet sich auch ein Krüselarm, der an der Decke sitzt und zwar, wenn ich mich recht erinnere, in der oberhessischen Bauernstube. Unter den Leuchten in den Wirtschaftsräumen spielt im alten Niedersachsen die Kienluchte eine Hauptrolle. Es ist dies ein Behälter aus Eisenblech mit brennendem Kienspan. Hinzu kommt die Kiendarre, ein ähnlicher Behälter zum Trocknen der Kienspäne. Wahrscheinlich wird die ethno-geographische Betrachtung der Kienluchten wichtiger sein als die der Laternen.

Das Handarbeitsgerät im weiteren Sinne ist volkskundlich und ethno-geographisch von verschiedenem Werte. Aus dem Gebiete des Spinnens sind die beiden zeitlich verschiedenen Formen des Spinnrades, das breite und das hohe, daraufhin zu erforschen, ob sie sich vielleicht auch räumlich gruppiert haben, und der Haspel ist auf seinen Umfang und die verschiedenen Arten des Schallzeichens zu untersuchen, welches die Erreichung der vorgeschriebenen Länge anzeigt (z. B. der Hammer oder der Schnapper). Von den Webegeräten ist ausser dem Webstuhl mit Zubehör, der Garnwinde und dem Spulrad besonders die Verschiedenheit des Apparates zum Vorordnen der Fäden nach der Scherleiter (ob feststehende Schertoppen oder drehbares Schertüg) nach ihrem örtlichen Auftreten zu erforschen.

Die beiden Hauptformen der Hecheln, nämlich die kreisrunde und die rechteckige Anordnung der Hechelzähne, sind vielleicht mehr geographisch als entwicklungsgeschichtlich geschieden. Eine gute Hilfe ist es jedenfalls, wenn die Stücke nicht nur genau lokalisiert, sondern auch datiert sind, wie die runde Anordnung von 1725, die ich in Grossen-Linden bei Giessen gesehen habe. Ob sich beim Stricken und Nähen volkskundlich brauchbare örtliche Verschiedenheiten ergeben, z. B. in den Stricknadeln, Nadelbüchsen, Nadelkissen und Nähkästen, ist noch nicht sicher; am ehesten wird dies wohl noch bei den Nähkästen der Fall sein, wenn z. B. die eigenartige Form des Nähkastens aus dem Alten Lande, der in dem Vaterländischen Museum in Hannover steht, für diese Elbmarsch typisch ist. Aus dem Gebiete des Stickens sind die Stickmustertücher sach-geographisch offenbar wertvoller als die Stickrahmen. Es ist sehr nötig, einmal festzustellen, ob die Stickmustertücher nach der Art des Stiches und nach den Motiven wirklich, wie man vermutet hat, geographische Provinzen zeigen.

Unter den Hausrat möchte ich auch ferner noch das Gerät zum Waschen, Plätten und Fälteln rechnen. Aus dem Gebiete des Waschens scheinen mir die Mangelhölzer und Mangelbretter zum Glätten der Wäsche sach-geographisch wichtiger zu sein als Waschkessel, Waschtubben, Waschtisch zum Reiben der Wäsche und Waschbrett zum Klopfen derselben. Von den zum Plätten oder Bügeln dienenden Gegenständen sind die Gniggelsteine oder Gniedelsteine zum Glätten der Nähte volkskundlich wichtig, wohl auch noch wertvoller als die Fältelapparate, das Tolleisen und das Tollbrett mit Rolle.

Zum kleineren Verkehrsgerät gehören die Körbe und Kiepen. Die landschaftlich verschiedenen Formen der Kiepe oder Köze sind ethnologisch sicherlich sehr wichtig und zum Glück schon Gegenstand der Forschung, leider aber noch nicht auf einer Karte zusammengefasst, was sich gewiss gelohnt hätte.

Als anderen Hausrat möchte ich noch die Bettwärmer ('Bedpan') hinzufügen, welche für die Friesengebiete bezeichnend sind. Es ist hier festzustellen, ob die in den angrenzenden Gebieten vorkommenden Bettwärmer Ausstrahlungen der friesischen Kultur sind. Auch hier wird eine genaue, von Ort zu Ort schreitende Landesaufnahme und die Verwendung von Landkarten gute Dienste leisten.

Überhaupt ist es zu bedauern, dass das grosse Gebiet des Hausrates, für das wir so viele ausgezeichnete Kenner in Deutschland haben, bisher noch nicht systematisch vom geographischen Standpunkte aus betrachtet worden ist; denn einerseits würde dies der Entwicklungsgeschichte grosse Dienste leisten, andererseits würden die grossen örtlichen Zusammenhänge, die zweifellos vorhanden sind, dadurch erst zutage treten.

#### 4. Die Wohnung.

Der volkstümliche Wohnbau der Deutschen spielt in der Volkskundeforschung mit Recht seit langem die Hauptrolle. Die Bedeutung liegt in folgendem: Uralte Volksüberlieferung ist jetzt noch darin lebendig; mit der genauen Kenntnis des Hauses ist zugleich die des Lebens der Bewohner gegeben; der Hausbau hat sich als völkisch ganz besonders wichtig erwiesen, weil er, in seiner Form wirtschafts-geographisch begründet, in seiner Verbreitung zum grossen Teil ethno-geographisch bedingt ist.

Als die nächsten Aufgaben der Haus-Geographie erscheinen mir folgende: Das Haus als Ganzes ist namentlich östlich der Elbe und westlich der Maas genau zu kartieren, ebenso in der Schweiz. Neben dem Grundriss muss die Konstruktion als gleichwertiger Faktor erforscht werden. So ist z. B. die dreischiffige Anlage des Friesenhauses und des nördlichen Sachsenhauses auch einmal als Gemeinsamkeit durch eine Karte festzustellen. Ausser den Hauptunterschieden im Grundriss (z. B. ob Längsdiele oder Querdiele) muss unbedingt auch einmal die Strassen-seite des Hauses (ob Giebelhaus oder Traufseitenhaus) kartiert werden. Am besten verbindet man diese beiden Gesichtspunkte und trägt auf einer Karte des deutschen Sprachgebiets folgende vier Formen ein: 1. Giebelhaus mit Längsdiele oder Längsflur (z. B. das altsächsische Haus in den allermeisten Fällen). 2. Giebelhaus mit Querdiele oder Querflur (z. B. das Wohnhaus des mitteldeutschen Gehöfts). 3. Traufseitenhaus mit Längsdiele (vereinzelte im altsächsischen Gebiet). 4. Traufseitenhaus mit Querdiele (z. B. im südöstlichen Niedersachsen und in Mitteldeutschland meistens, wenn es zu keiner Gehöftbildung kommt). — Ferner ist das Haus für die genaue kartographische Fixierung in seine Einzelräume und Einzelteile zu zerlegen, genau wie die Sprache für ihre genaue geographische Festlegung in Wörter und in Laute zerteilt wird. Bei den Einzelräumen ist Wirtschaftsteil und Wohnteil zu scheiden. In ersterem ist vor allem die Diele und die Raumbenutzung des Lagerbodens (z. B. wo das Korn, wo das Heu und wo das Bolmenstroh usw. liegt) in ihrer örtlichen Verschiedenheit festzustellen. Im Wohnteil ist besonders die Form und Lage der Küche und der Schlafräume zu beachten. Hinsichtlich der Einzelteile des Hauses fehlen uns noch durchaus Landkarten über die verschiedenen Arten der Herde und Öfen. Diese werden um so leichter herzustellen sein, je mehr die Museen in dieser Hinsicht vorgearbeitet haben, wie z. B. in Niedersachsen, wo im Vaterländischen Museum in Celle in dieser Hinsicht der deutschen Wissenschaft ein sehr grosser Dienst geleistet ist. Mit vollem Recht sagt Bernard Müller (*'Museumskunde'* 6, 87): „Von hervorragendem Interesse sind die verschiedenen Herdanlagen aus allen Gegenden Nordhannovers, die im Original bis in die kleinsten Einzelheiten und mit sämtlichem Zubehör sich hier wieder aufgebaut finden und ergeben, dass dieser

Mittelpunkt des Hauses in den verschiedenen Bezirken des Landes sehr bemerkenswerte Unterschiede zeigt.“ Ausser den Feuerungsanlagen kommen als Einzelteile des Hauses im Innern solche Gegenstände in Betracht, welche entweder fest (Vertäfelung, Wandschrank, Decke) oder lose (Zimmertüren) mit dem Hausgefüge verbunden sind. Die Einzelteile des Hauses aussen teilen sich mit Schwindrazheim in Wände, Dach und Öffnungen ein. Hier brauchen wir noch Landkarten über die Ausbildung der Fassaden, über die Dachformen und die verschiedenen Arten der Firstsicherungen (z. B. Hengelten = hölzerne Dachreiter an der Ostseeküste), während wir über die Giebelzierden schon einige Karten besitzen. Von den Hausöffnungen sind die Türen, bei welchen das Einfahrtstor und die Türen für Menschen zu trennen sind, offenbar sach-geographisch nicht so bedeutsam wie die Fenster. Die Beziehungen der Drehfenster nach aussen zum Sachsentum, der senkrechten Schiebefenster zum Friesentum sind ja offenbar. Die Drehfenster, welche nach innen schlagen, sind vorwiegend hochdeutsch und ostniederdeutsch, die seitlichen Schiebefenster scheinen vereinzelt überall vorzukommen. Hier hat die Einzelforschung einzusetzen und Alter, Werden und Vergehen der Form und ihrer Grenzen festzustellen. Ob sich bei anderen Einzelheiten des Hauses die sach-geographische Betrachtung lohnt, ist noch nicht zu übersehen; wie z. B. betreffs der Art der Lichtzufuhr in das vordere Ende der Diele im Sachsenhause, wo wir folgende Arten zu unterscheiden haben: entweder durch das Tor selbst, sei es vorübergehend durch einen oberen offenen Flügel, sei es bleibend durch ein Fenster oder durch die dem Tor benachbarte Wand durch kleine Fenster, und zwar hier entweder über dem Tor oder seitlich von ihm.

### 5. Andere Bauten.

Die Windmühlen sind noch viel zu wenig der Gegenstand volkskundlicher Forschung gewesen. Jedem von uns sind schon die beiden in Deutschland vorkommenden Hauptarten aufgefallen: die deutsche oder die Bockwindmühle und die holländische oder die Turmwindmühle, die ich als Drehrumpfmühle und als Drehkopfmühle einander gegenüberstellen möchte. Bei der ersteren ist der ganze Rumpf nebst dem Flügelwerk drehbar und ruht auf einem senkrechten festen Ständer, der, wie wir in Rühlmanns 'Allgemeiner Maschinenlehre' lesen, den Namen Hausbaum hat und durch ein Schwell- und Strebewerk 'Bock' gestützt wird; diese älteste Konstruktion der Windmühlen soll aus Deutschland stammen und die Windmühle überhaupt eine deutsche Erfindung sein. Bei der holländischen Turmmühle ist nur der Kopf nebst dem Windrade drehbar, während der ganze Rumpf feststeht und meist aus Ziegelsteinen aufgemauert ist. Verbreitungsangaben über diese beiden Hauptarten der Windmühlen scheint es nicht zu geben, geschweige denn eine Landkarte darüber. Sehen wir



slavon ab, dass die Windmühlen überhaupt an physiogeographische Faktoren gebunden sind, so wäre es doch möglich, dass die örtliche Gruppierung innerhalb des Windmühlengebiets verkehrsgeographische und vielleicht auch ethno-geographische Momente aufweist. Natürlich kommt für die Forschung nur der ältere Bestand in Betracht, da wahrscheinlich schon seit längerer Zeit die holländische Windmühle als die praktischere in das Gebiet der deutschen Windmühle eingedrungen zu sein scheint. — Auch die kleinen Windmühlen, welche zum Herausheben des Wassers dienen, die in der Wilster Marsch so auffallend häufig sind, wären auf ihre Ausbreitung hin zu verfolgen. — Ob die Wassermühlen irgendwelche sach-geographische Zusammenhänge erkennen lassen, ist noch fraglich. — Dass der Kirchenbau, abgesehen von den Stilperioden, auch landschaftlich zusammenfassbare Gruppen aufweist, ist bekannt. Gewiss hängt hier einiges, soweit es sich um Ostdeutschland handelt, mit der Herkunft der deutschen Kolonisten zusammen. Mit Recht hat Mielke auch auf Giebeleingang und Traufseiteneingang der Kirchen geachtet. Es wäre nicht unnützlich, diesen Gedanken in grossem Massstabe zu verfolgen. Wenigstens für das italienische Volkstum soll ein gutes Leitfossil der Campanile sein, der einzelstehende Kirchturm, der nicht nur in Italien und auf den Inseln, sondern auch nach Südtirol, dem Küstenlande und Dalmatien hinein als Wegweiser jetziger oder ehemaliger italienischer Nationalität gilt; in Dalmatien soll vordringende slawische Majorität diesem romanischen Wahrzeichen stets durch Änderungen ihr Gepräge aufgedrückt haben.

## 6. Landwirtschaftliches Gerät.

Für die Einteilung und Gruppierung der landwirtschaftlichen Geräte hat sich Hoffmann-Krayer ein Verdienst erworben ('Museumskunde' 6, 113). Am übersichtlichsten ist die Haupteinteilung in Pflanzenbau, Tierzucht, Verkehrsmittel. Als Hauptteile des Pflanzenbaues wiederum nennt er Acker-, Wiesen-, Gemüse-, Obst- und Weinbau. In jedem dieser vier Gebiete können wir vier Hauptperioden unterscheiden, nach denen die in ihnen gebrauchten Geräte übersichtlich anzuordnen sind: 1. Bearbeitung des Bodens. 2. Pflanzen und Säen. 3. Ernten. 4. Bearbeitung des Geernteten.

Die grösste ethnologische Bedeutung legt Richard Braungart den Ackergeräten bei, wenn er seinem Hauptwerk den Titel gibt 'Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker, an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen' (Heidelberg 1912; vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 23, 94). Mit Recht erwartet er (S. 3) Aufklärung über die Ethnologie von Alt-europa von 'ganz genauen kartenmässigen Ermittlungen über die geographische Verbreitung gewisser typischer Ackergeräte'. Leider gibt es für das deutsche Sprachgebiet dergleichen Karten noch gar nicht. Be-

kannt sind mir in Europa nur die beiden Linien über die Verbreitung der Sense und des zweispännigen Wagens in Kurland in Bielensteins Atlas der ethnologischen Geographie des Lettenlandes (Petersburg 1892) auf Karte 6, deren andere Linien nur Spracherscheinungen behandeln. Es ist zu wünschen, dass das, was hier ein Deutscher für die Erforschung eines fremden Volksstammes geleistet hat, in unserer Heimat bald Nachfolge finden wird, bevor es zu spät ist; denn bei dem starken Umschwung in der landwirtschaftlichen Betriebsweise ist das Sammeln der alten Formen in einem Ackerbaumuseum hohe Zeit, die Feststellung ihrer Grenzen allerdingendste Notwendigkeit.

Was den Ackerbau betrifft, so scheinen von den Geräten zur Bearbeitung des Bodens die Eggen sach-geographisch besonders wichtig zu sein, und zwar ist es hier wieder ein Punkt, auf den besonders zu achten ist, nämlich die Anbringung der für den Anspann bestimmten Öse am vorderen Querbalken. In Bleckmar in der Lüneburger Heide ist diese Zugöse auf ein Drittel der Länge angesetzt, während sie im Osna-brückschen Artlande auf ein Sechstel der Länge hinausgerückt ist. Auch in Voigtholz bei Peine soll die Zugöse sehr weit am Ende des Balkens sitzen, während sie an einem altertümlichen, vollständig aus Holz bestehenden Exemplar, das aus Elze bei Bennemühlen stammt und im Vaterländischen Museum von Hannover ausgestellt ist, genau in der Mitte sitzt. Überhaupt scheinen Zugrichtung und Bau der Eggen wichtiger zu sein als das Material, das ursprünglich rein Holz ist und allmählich teilweise vom Eisen verdrängt wird. — Auch der Unterschied in der Form der Feldbeete ist wahrscheinlich ethno-geographisch bedingt; für einen Vergleich ist es da selbstverständlich notwendig, nur Gleichartiges nebeneinander zu setzen und nicht etwa die Feldform innerhalb eines Weizenfeldes in Süddeutschland mit der eines Kohlfeldes in Norddeutschland. — Unter den Erntegeräten haben besonders die Sicheln und Sensen Formen, deren landschaftliche Verschiedenheit grösser ist als bei den Harken. Für die Kenntnis der Sensen und Sicheln finden sich ja Beispiele in Menge in manchen volkscundlichen Museen; doch fehlt eine Karte über die verschiedenen Sensenformen bisher noch durchaus. — Von den Geräten zur Bearbeitung des Geernteten kämen z. B. Dreschflügel und Kornsiebe in Betracht. Ihnen schliessen sich die Getreidemasse an. Von diesen ist der Himten, der zylindrisch ist und in hoher oder flacher Form vorkommt, anscheinend eine Eigenart von Niedersachsen und seinen Grenzgebieten. Von der kartographischen Fixierung aller Hohlmasse, Gewichte und Wagen im deutschen Sprachgebiet verspreche ich mir viel für die deutsche Sach-Geographie.

Aus der Abteilung Wiesenbau ist hier die Art des Heustapelns zu erwähnen, in welcher verschiedene Landesteile sehr voneinander abweichen. Es sei hier nur an die Gubben erinnert, sowie an die zum Trocknen

des Heus dienenden Gerüste. Diese haben im Allgäu den Namen Heinzen und bestehen aus einem senkrechten Stock, der wiederholt von zwei wagerechten Stäben krenzweise durchbohrt wird. In Krain heissen sie Harfen und setzen sich aus zwei senkrechten Pfosten zusammen, welche durch eine Reihe wagerechter Stäbe verbunden sind.

Für den Obst- und Weinbau hat die sach-geographische Forschung auch erst einzusetzen. Durch seine grössere Ausdehnung erscheint der Obstbau wichtiger, durch charakteristischere Gegenstände der Weinbau. Letzterer umfasst ja in Deutschland räumlich immerhin sehr beschränkte Gebiete und daher kann die Erforschung seiner Geräte nur über diese sach-, kultur- und verkehrsgeographische Aufschlüsse geben. Andererseits lohnt es sich gerade einmal hier anzufangen, weil die Aufgabe nicht uferlos ist. Ausserdem lässt vielleicht gerade das vielfach streifenförmig auftretende Vorkommen der Weingebiete am ehesten Richtungslinien in der Ausbreitung der Formen der Weinbaugeräte erkennen.

Die Tierzucht können wir für unsere sach-geographische Forschung in die Zucht von Vieh, Geflügel, Bienen und Fischen einteilen. Bei der Fischzucht spielt das Netz eine Hauptrolle und mit Recht rückt Hoffmann-Krayer es in den Vordergrund. Was er an Hauptmerkmalen angibt, nämlich das Material, die Gesamtform, die Flechtart, die Maschenweite, sowie die Flechtwerkzeuge und die Lage- und Zugart werden sich vermutlich auch in der geographischen Forschung wichtig erweisen. Über alle diese Einzelercheinungen sind besondere Karten anzufertigen. Die sich dort ergebenden Zusammenhänge werden, da sie an die Verbreitung der Gewässer gebunden sind, vielleicht zu den dort gegebenen Verbreitungsfaktoren, nämlich den Talrichtungen und den Wasserscheiden, in Beziehung treten. Vermutlich werden sich die Seen und die schmaleren Teile der Meere nicht als trennend, sondern als verbindend und überleitend erweisen, wie das z. T. schon für andere ethno-geographische Gebiete der Fall ist.

Die Verkehrsmittel teilen wir in solche zu Lande und solche zu Wasser ein. Zu den ersteren rechnen wir die Schiebe- und Zugkarren, die Wagen, Kinderwagen und Schlitten. Der Unterschied zwischen den vier-rädrigen Wagen und den zweirädrigen grossen Wagenkarren verspricht nach meiner Ansicht, sofern ältere unbeeinflusste Zustände in Betracht kommen, sach-geographisch sehr wichtige Aufschlüsse. Es ist sehr zu bedauern, dass eine Karte hierüber noch vollständig fehlt. Auch die Art des Gepans ist ins Auge zu fassen, und zwar besonders die volkstümliche Anzahl der Zugtiere, ob ein, zwei oder drei (z. B. die Troika der Russen). Hier werden wir zu grossen Leitlinien der Volkstums- und Verkehrsbewegungen kommen. Nicht zu vergessen sind hier auch die Treibemittel, z. B. Peitsche, Stock und Stachel.

## 7. Volkstümliche Industrie und Handwerk.

Handwerk und Hausfleiss, soweit sie nicht in jedem Haushalt betrieben werden, sondern eine Arbeitsteilung voraussetzen, sind, was die örtlichen Unterschiede der in ihnen verwandten Geräte anbetrifft, noch nicht Gegenstand eines umfassenden Vergleichs gewesen. Dass hier überreicher Stoff vorhanden ist, liegt auf der Hand. Vielleicht empfiehlt es sich, von den zahlreichen in Betracht kommenden Handwerken (Zimmermann, Tischler, Schlosser und Schmied, Stellmacher, Schlachter, Schneider, Schuster) eins herauszugreifen und für dessen wichtiges Handwerkszeug bestimmte Merkmale in Deutschland zu untersuchen. Hierdurch ergeben sich für jedes derselben einige Hauptgebiete, deren genaue Abgrenzung dann später zu erfolgen hat, indem man die zwischen ihnen liegenden Grenzzonen genauer untersucht.

## 8. Die Siedelung.

Von der grossen ethnologischen Bedeutung der Siedelung zu reden, ist seit den grundlegenden Forschungen von Meitzen und Schlüter nicht mehr nötig. Dank diesen Forschern sind ja die Hauptgebiete der Dorfformen und ihre Beziehungen zu den Völkern bekannt; auch haben sich ihren Landkarten noch manche andere angeschlossen. Als die nächsten Aufgaben möchte ich die Bearbeitung einzelner politisch geschlossener Gebiete unter Berücksichtigung auch sämtlicher Nebenformen empfehlen, wie sie uns Alfred Hennig für das Königreich Sachsen geliefert hat, und dann Zusammenfassung der Ergebnisse in grossen bunten Karten für den gesamten deutschen Sprachboden. Wie sehr die Nebenformen neben den Hauptformen berücksichtigt werden müssen, wenn man ein Bild des Tatsächlichen geben will, geht aus der grossen Anzahl von verschiedenen Ortsformen hervor, die man erhält, wenn man die von den obengenannten Forschern für Mitteleuropa eingetragenen Dorfformen durch die ausserdem noch angeführten Formen auf der Hennigschen Karte von Sachsen und auf der Schlüterschen Karte von Nordostthüringen ergänzt. Nach der Stärke des Zusammenhangs der verschiedenen Gehöfte innerhalb der Siedelungen kann man drei Stufen unterscheiden: Streusiedelungen, gelockerte Ortsformen, geschlossene Ortsformen. Zur Streusiedelung rechnen wir die Einzelhöfe keltischen Ursprungs, die Einzelhöfe andern Ursprungs, z. B. die durch das Gelände bedingten, und andere Einzelsiedelungen. Zu den gelockerten Siedelungsformen zählt man die Reihendörfer, sowohl die mit Marschhufen wie die mit Waldhufen, ferner das Zweizeilendorf, das Einzeilendorf, die Einreihen und das Quellreihendorf, dessen Waldhufen meist fächerförmig aufgeteilt sind. Geschlossenerere Ortsformen sind einerseits die germanischen Haufen- oder Gewanddörfer von verschiedenem Grundriss: solche mit rundlichem Kern, solche ohne erkennbaren rundlichen Kern, Grundriss unregelmässig

strahlenförmig, Grundriss geradlinig rechtwinklig, andererseits das Gassendorf, das echte Strassendorf und das Platzgassendorf als Vorstufe des Strassendorfs. Diesen letzteren ist mit den gelockerten Ortsformen des Reihendorfs die Erstreckung in einer Richtung gemeinsam. Am geschlossensten sind die Runddörfer: der echte Rundling oder das Platzdorf sowohl in der Form des Normalrundlings wie des Doppelrundlings, der verlängerte Rundling oder die Sackgasse und der zum Gassendorf umgebaute Rundling oder die Kurzgasse. Die Zuweisung bestimmter Ortsformen an bestimmte Völker kann im einzelnen erst erfolgen, wenn alle die aufgeführten Haupt- und Nebensiedelungen für ganz Mitteleuropa kartographisch genau fixiert sind.

Von anderen Elementen der Siedelung können Strassen, z. B. Moorbrücken und Knüppeldämme, Burgen und Kastelle, Landwehren und andere Wälle für die Sach-Geographie älterer Zeit von Bedeutung sein. Hervorragendes Interesse sowohl für die Gegenwart wie für die Vorzeit beanspruchen meines Erachtens die Wallhecken oder Knicks, welche bekanntlich im Landschaftsbilde Nordwestdeutschlands und Englands charakteristisch sind. Eine genaue Kartierung derselben ist um so wichtiger, als sie in ihrem Bestande stark vermindert werden. Ein solches Kartenbild in grossen Umrissen wäre ohne allzugrosse Mühe herzustellen und würde die von mir vermutete Beziehung von Wallhecken zum alten Sachsentum ohne weiteres klarlegen.

### 9. Andere volkstümliche Gegenstände.

Die volkstümliche Überlieferung wird selbstverständlich auch noch in vielen anderen Beziehungen festgehalten, so bei Sitten und Gebräuchen. Festen, Spielen, Verkehr und bei den Gegenständen, die mit diesen zusammenhängen. Als Beispiel sei hier nur die Totenbretter-Sitte erwähnt, die nicht nur, wie es den Anschein hatte, alt-bajuwarisch ist, sondern auch ins Frankengebiet hinübergreift. Die einzige Landkarte über Totenbretter verdanken wir Frau Andree-Eysn.

Die Spiele und die bei ihnen gebrauchten Sachen sind bislang noch nicht kartiert. Hier ist es merkwürdig, dass sogar die Spielkarten geographische Unterschiede zeigen: Die in der Provinz Hannover gebräuchlichen französischen Karten treffen im Eichsfelde auf die deutschen Spielkarten, und zwar soll, wie man mir gesagt hat, die Grenze zwischen den Dörfern, deren Bewohner französische Karten gebrauchen, und zwischen den Dörfern mit deutschen Karten nicht mit der dort verlaufenden Grenze zwischen den Provinzen Hannover und Sachsen zusammenfallen, sondern mit der Sprachgrenze zwischen Niederdeutsch und Mitteldeutsch, welche auf dem Eichsfelde eine Strecke weit südwärts etwas über die Provinzialgrenze hinausgreift.

Auch die Unterschiede in der Hillebille, dem Schlagholz, könnten

vielleicht geographisch betrachtet werden; einmal scheint sie als eine Art Musikinstrument bei Hausrichten zu dienen, auf der andern Seite ist sie das bekannte Lärmsignal.

### **10. Die sach-geographische Forschung in ethnologisch besonders wichtigen Bezirken.**

Die Erforschung der volkskundlichen Realien gewinnt besondere Bedeutung einerseits in Grenz- und Mischgebieten, einerlei, ob deren ethnologische Verhältnisse von vornherein klar sind oder nicht, andererseits in Volkstumsinseln, die nach Gründungszeit und Ausdehnung genau bekannt sind, und dieses beides aus ganz verschiedenen Gründen. Die ersteren, die Grenzzonen, in denen zwei Elemente sich begegnen, sich örtlich mischen und sich daneben zu neuen Formen vereinigen, beanspruchen selbstverständlich grosses Interesse; eine wichtige Forderung für die Zukunft scheint mir hier, die sich begegnenden Typen alle beide, jeden für sich bis tief in das andere Gebiet hinein, zu verfolgen, indem man z. B. nicht nur den mitteldeutschen Bauelementen im grossen Gebiet des Sachsenhaustypus, sondern auch dem altsächsischen Baueinfluss nach Mitteldeutschland hinein nachgeht bis dorthin, wo auch nicht mehr das geringste Kennzeichen von ihm zu finden ist. Der Kartographie erwächst durch die Darstellung dieser Verhältnisse eine besonders dankbare Aufgabe. — Eine ganz andere Seite der Volkstumswissenschaft wird durch die Untersuchung jener Stammeseinschlüsse und -ausschlüsse berührt, welche in neuerer Zeit durch Übersiedelung entstanden sind, deren Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volkstum also genau bekannt ist. Hier ist möglichst der gesamte sachliche Besitzstand der eingewanderten Bevölkerung im ganzen Umfang der Sprachinsel festzustellen und dann sowohl mit dem des umwohnenden Stammes wie mit dem in der alten Heimat der Kolonisten genau zu vergleichen. Wir haben dann in diesem Falle einmal die Gelegenheit, auf ethnologische Rückschlüsse von der Sache auf das Volkstum verzichten zu können und beide Elemente als bekannte miteinander in Beziehung zu bringen. Vielleicht nimmt sich in dieser Hinsicht die Sachforschung einmal folgender Bezirke an: die 1732 gegründeten Kolonien der Salzburger Protestanten in Ostpreussen; die seit zwei Jahrhunderten bestehenden Waldenser Kolonien im westlichen Württemberg; die niederdeutschen Kolonien in den jütischen Gebieten Nordschleswigs.

### **11. Die Bedeutung der deutschen Sach-Geographie für die deutschen Volkskundemuseen.**

Die Erforschung der sachlichen Volkskunde vom geographischen Standpunkte aus hat für alle Volkskundemuseen einen doppelten Wert, nämlich einen wissenschaftlichen und einen praktischen. In rein wissenschaftlicher Hinsicht gibt die Sach-Geographie erstens räumliche und völkische

und damit ursächliche Zusammenhänge, und ferner ein übersichtliches Bild des Tatbestandes. Beides wird durch Landkarten zum bedeutend schärferen Ausdruck gebracht, und darin beruht der ungeheure wissenschaftliche Wert der Landkarte.

Die praktische Bedeutung der Sach-Geographie für die Museen liegt vorwiegend in zwei Punkten; denn einmal hängt die erschöpfende Auswahl aller typischen Formen für die museale Vorführung in Modellen, Abbildungen usw. selbstverständlich unmittelbar von dem jeweiligen Stande der sach-geographischen Forschung ab; andererseits vermitteln die im Museum ausgehängten geographischen Karten ein besseres Verständnis der Modelle und sind auch, für sich betrachtet, höchst anziehende Studienobjekte für den Museumsbesucher.

Hannover.

## Der Oberinnviertler.

Von Hugo v. Preen.

(Mit 7 Abbildungen<sup>1</sup>.)

Dem Besucher der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin dürfte meine Sammlung aus dem oberen Innviertel nicht unbekannt sein. Die dort aufgestellten Gegenstände stammen fast alle aus einem von Salzach, Inn und Kobernausener Wald eingeschlossenen Stück Land, im Mittelalter Mattiggau genannt. Ich glaube nicht fehlgegriffen zu haben, wenn ich über die Charaktereigenschaften der aus bajuwarischen Bewohnern dieses seit über hundert Jahren unter österreichischer Herrschaft bestehenden, vom Weltgetriebe entfernten Landstriches einiges berichtet und diese Arbeit als erwünschte Ergänzung und gleichsam Illustration meiner Sammlung betrachte. Es handelt sich hier um ein Völckchen, das uns schon im Mittelalter durch das Epos 'Meier Helmbrecht' bekannt ist. Die älteste Fassung spielt in unserer Gegend, und wer sie aufmerksam gelesen, Land und Leute sich angesehen hat, muss zugeben, dass dies Volk noch genau dasselbe ist mit seinen guten und schlechten Eigenschaften, wie es in dem Gedicht uns geschildert wird.

Wenn der Leser für dies Land, seine Bewohner, seine landschaftlichen Reize, seine kulturelle und geschichtliche Vergangenheit etwas übrig hat, tut er gut, sich Braunau am Inn als Ausgangspunkt zu seinen Wanderungen zu wählen. Um nun von da aus das einem Garten gleichende

1) Die Abbildungen 1, 3, 4, 6 und 7 nach Gemälden des Verfassers, 2 und 5 nach Photographien.

Mattigtal und die Gegend Inn und Salzach aufwärts bis Burghausen, der ehemaligen bayerischen Herzogsresidenz, zu durchstreifen, darf man nicht vor den schlechten Verkehrswegen zurückschrecken und sich nicht vor der zum Teil sehr mangelhaften Verpflegung an manchen Orten fürchten. Braunau am Inn, bekannt durch seine gotische Kirche mit herrlichem Turm und die Erschiessung des Nürnberger Buchhändlers J. Ph. Palm 1806, ist wie gemacht als Ausgangspunkt für Ausflüge verschiedener Art. Besonders für Freunde feinerer Naturschönheiten, der Vorgeschichte und Geschichte sind die Spaziergänge in der nächsten Umgebung sehr empfehlenswert. Gleich nach Verlassen des alten Festungsstädtchens berühren wir bei meinem Besitztum Osterberg, durch seine grosse Esche bekannt, prähistorischen Boden. An Forellenweihern entlang gehend erreicht man bald die frühere karolingische Pfalz, das spätere Augustiner-Stift Ranshofen, dessen Sehenswürdigkeiten man vor 2 oder 3 Stunden nicht leicht erledigen kann. Unweit von dieser alten Kulturstätte nehmen die grossen Forste Weillhart und Laach ihren Anfang, die uns eine Menge Gräber aus den verschiedenen Zeitabschnitten und andere Denkmäler aus der vor- und nachrömischen Zeit bewahrt haben. Nicht nur die Salzach- und Inngegend, sondern auch das Mattigtal brachte uns namhafte Funde, unter die in erster Linie der Uttendorfer Goldfund, den ich 1885 einem Hallstattzeitgrab entnahm, zu rechnen ist.

Das Land steigt ungefähr 3 Stunden stufenförmig an bis zu dem schwachen Höhenrücken Adenberg, der den Anfang einer bis zu den Salzburger Vorbergen sich hinziehenden Hügelreihe macht und uns einen umfassenden Ausblick gerade auf die Gegend gestattet, von der in diesem Aufsatz die Rede sein soll.

Überall, wohin das Auge schweift, sehen wir üppige Felder, darin wie Oasen stattliche, von Obstbäumen eingeschlossene Höfe, ab und zu alte Dorfkirchen mit ihren teils spitzen, teils zwiebelförmigen Türmen, Gasthäuser, Kapellen, alte Linden, kleine Täler mit üppigen Wiesen und alten Eichen, alles begrenzt gegen den Horizont mit Wäldern und Höhenzügen der Flussläufe Salzach, Inn und Mattig, im Süden überragt von den markigen Linien der Salzburger Alpen. Am westlichen Abhang des Adenbergs liegt das Kirchdorf Gilgenberg am Beginne einer kleinen Schlucht. Den Platz vor der freigelegenen alten Kirche ziert eine alte Linde, unter der in alten Zeiten Recht gesprochen ward. Unweit davon gegen Norden im sog. Revier Gilgenberg hat man die Helmbrechtshöfe und den dazugehörigen im Epos genannten Brunnen zu suchen. Oberlehrer M. Schlickinger gebührt das Verdienst, die Lage der Helmbrechtshöfe richtiggestellt zu haben. Diese Gegend zog mich von jeher an, nicht nur die Landschaft mit ihrem romantischen Hintergrund, sondern auch ihre Bewohner, deren urwüchsiges Wesen auf Maler und Volkskundler Eindruck machten. Diese meine Bestrebungen fanden reiche



Unterstützung durch den Gasthofbesitzer und Feuerwehrobmann J. Hirschlinger, dessen Anregung wir es auch zu verdanken haben, dass im Jahre 1882 die ersten Ausgrabungen hallstattzeitlicher Gräber am Gansfuss unter meiner Leitung unternommen werden konnten.

Städte und Märkte mit ihren Zerstreungen üben eine grosse Anziehungskraft auf den Landbewohner aus, und es sind hauptsächlich die Orte Braunau, Obernberg am Inn, Altheim, Mauerkirchen, Mattighofen und Ried, die der Bauer gerne mit seinem Besuche beehrt. Salzburg und Linz gilt hierzulande schon als eine Reise. Diese Orte, so verschieden sie im Bilde auch wirken, sind doch in ihrer Gesamtanlage dem Muster Salzburgs nachgebildet, wo welsche Baumeister stets ihren Einfluss geltend gemacht haben. Der Hauptplatz der Landorte gleicht einer breiten Strasse, wo die Märkte abgehalten werden. Vom Platze laufen kleine Gassen mit ländlichen Haustypen aus, die jetzt leider immer mehr verschwinden. Die Häuser, teilweise mit Erkern versehen, sind freundlich und behaglich, die Fenster mit Blumen geschmückt. Zum Hauptplatz gehört die Kirche sowie die vielen, in verschiedenen altertümlichen Stilarten gebauten Gast- und Bräuhäuser, Kaufgewölbe, Brunnen und andere öffentliche und private Gebäude. Das Schulgebäude, das noch vor hundert Jahren in den meisten Dörfern und Märkten aus einem Holzhause ländlichen Stils bestand, steht jetzt häufig ausserhalb des Ortes. Seine nüchterne Bauart schlägt den heimatlichen Bestrebungen der Neuzeit geradezu ins Gesicht und ist mit dem Bahnhofsgebäude und Neubauten reich gewordener Bürger auf gleiche Linie zu stellen.

Wenn ich über den Charakter des Oberinnviertlers hier berichte, muss ich vorausschicken, dass ich hauptsächlich den Bauernstand im Auge habe, denn gerade bei diesem hat sich Art und Sprache der Vorzeit am reinsten bewahrt. Der Bauer lebt auf seinem stattlichen Hofe wie ein König in seiner Residenz. Der Hof, meist im Viereck gebaut, besteht aus vier einzelnen Gebäuden, dem Wohnhaus, Pferdestall, Kuhstall und Scheune, die durch hölzerne Tore abgeschlossen sind. Den Hauptplatz im Hofe nimmt der Misthaufen ein, ein beliebter Sammelplatz der Hühner, Enten und Schweine. Nicht so gut wie diese hat es der Hofhund, der in den seltensten Fällen bei Tag seine Freiheit geniesst, erst am Abend nach Torschluss wird er von seiner Kette befreit. Ausserhalb des Hofvierecks in unmittelbarer Nähe steht das Austraghaus, bestimmt für die alten in Ruhe gesetzten Hofbesitzer. Auch sehen wir häufig das Backhaus ausserhalb und hie und da die Hauskapelle, wenn sie nicht in einer Nische an der Aussenmauer der Stallung angebracht ist. Vor dem Wohnhause am rückwärtigen Ausgang unweit des Hausgärtchens ist die grosse Bank, der Heimgarten genannt, der Versammlungsort der Hausbewohner und der Nachbarn nach Feierabend. Im Winter spielt sich in der Bauernstube das ganze häusliche Leben ab; da werden am grossen, gediegenen Bauern-

tisch unter dem Herrgottswinkel die Mahlzeiten eingenommen, die Handarbeiten verrichtet, die Handwerker schlagen in diesem Raum ihre Werkstatt auf, um für Geschirr, Schuhe und Kleider zu sorgen, und abends



Oberösterreich Trachtenbilder  
Ob. Innviertel 1820

Abb. 1. Männertracht. Eigentum des Deutschen Schulvereins in Wien.



Abb. 2. Bäuerin mit Riegelhaube  
(Trauertracht).



Oberösterreich Trachtenbilder  
Ob. Innviertel 1850 (Zum Tanz)

Abb. 3. Mädchen in Tanztracht. Eigentum des Deutschen Schulvereins in Wien.



Oberösterreich Trachtenbilder  
Mattighthal und Umgebung 1850

Abb. 4. Burschen-  
tracht. Eigentum des Deutschen Schulvereins in Wien.

wird geplauscht, gespielt, gesungen und manchmal der Jugend Tanzstunde erteilt.

Bei meinen häufigen Wanderungen ins Innere des Bezirks habe ich noch die herrlichen alten Holzbauten, die aus Fachwerk gezimmerten Schemen mit den bemoosten Strohdächern, die malerischen Balkone,

Schrot genannt, die mit ihren gefälligen Formen die Hofseite der Bauten schmückten, gesehen und alles Zierwerk am Gebäude gezeichnet<sup>1)</sup>.

Damals hatte ich noch vielfach Gelegenheit, die behaglichen Stuben mit der altertümlichen Ausstattung, dem grossen Stubenofen mit der 'Höll' (warmer Sitz hinter dem Ofen für die Alten) zu bewundern. An diesen schloss sich der Herd in der sogenannten 'Kuchel' an, von wo aus auch der rückwärts angebaute, aus einem Lehmgewölbe bestehende Backofen geheizt wurde. Alles, was man da an Geräten aus Eisen, Kupfer, Holz und Ton erblickte, machte den Eindruck grösster Gediegenheit, gepaart mit geschmackvoller Formgebung. Ein Blick in die Vorratskammer zeigt uns den Milchwirtschaftsbetrieb, und einer in die schönen, bemalten Kisten und Truhen in der guten Stube, die sich im oberen Stock befindet, den Reichtum an selbstgesponnener Leinwand, Kleidungsstücken der Besitzer und Schmuck der Bäuerin. Alles war auf lange Dauer berechnet, die schön ausgenähte lederne Hose, das Prachtstück des Grossvaters, trug der Enkel noch werktags viele Jahre hindurch, und dasselbe gilt bei den weiblichen Bewohnern mit ihren Röcken, von denen die Staatskleider, der seidene Rock, stets ein ganzes Leben aushalten mussten. Jetzt hat der Bauer kein Geld und wohl auch keine Lust, sich auf lange Dauer mit Kleidungsstücken zu versehen. Auch hier ist die Mode, die allmächtige, wenn auch nur dem Bauerngeschmack entsprechend, die unbedingte Herrscherin, und der Bauer bringt es nicht über sich, hier gegen den Strom zu schwimmen. Noch in meiner Jugend bestand die Männertracht aus langem Schossrock mit Silberknöpfen, langer oder kurzer Lederhose, Sammetweste, breitkrämpigem schwarzen Filzhut mit Quaste, silberner Uhrkette und silberbeschlagener Pfeife und dem langen Eichenstock (Abb. 1). An Sonn- und Feiertagen beim Kirchengang versammelte sich alt und jung auf dem die Kirche umgebenden, von einer Mauer eingefriedeten Gottesacker, die Bäuerinnen (Abb. 2) angetan mit der Pelzhaube, Ohrelhaube genannt, darunter das schwarze, seidene Kopftuch, wie es jetzt noch getragen wird, häufig auch mit der sogenannten Linzer Goldhaube, die den Trägerinnen ein stattliches Aussehen gab und prächtig zu den schillernden Seidenkleidern passte. Die Dirndeln, denen das lange, schwarzseidene Kopftuch weit über ihre bunten Kleider reichte (Abb. 3), standen, die Hände über das Gebetbuch und Taschentuch gefaltet, beiseite, hie und da Blicke zu den in Gruppen geordneten Burschen werfend. Die männliche Jugend in Lederhosen, Rohrstiefeln, kurzen grellfarbenen Jankern, bunter Weste und kleinem, kecksitzendem Filzhut, langem Raufstecken, Nelken hinter dem Ohr (Abb. 4), erwiderte die Zeichensprache der ländlichen Schönen.

---

1) 140 Nummern Bauernhausverzierungen besitzt von mir die Sammlung des Vereins Alt-Braunau.

Wenn wir über den Menschenschlag etwas sagen sollen, so ist das nicht so einfach, als man am Anfang glauben mag. Wir finden hier grosse blonde, blauäugige Gestalten mit kräftigen, zum Teil gebogenen Nasen, und daneben wieder gedrungene, dunkle Leute mit braunen Augen und kleinen Nasen (Abb. 5—7). Von einem durchgängig schönen Menschen-



Abb. 5. Typus eines Mannes in mittleren Jahren.



Abb. 6. Älterer Bauer.



Abb. 7. Ältere Bäuerin.

schlag dürfen wir nicht reden, was natürlich nicht ausschliesst, dass wirklich schöne und feine Gesichter nicht selten zu finden sind. Vorherrschend stossen wir auf sogenannte Langgesichter bei mesokephaler Schädelform.

In den zu den Flussläufen gehörenden Gebieten ist der schotterige Boden vorherrschend, in den höhergelegenen stark lehmig, und schwere Böden treten an Stelle der sterilen des Flachlandes. In den Tälern finden

wir dank einigermaßen guter Pflege die fruchtbarsten Wiesen. Das Klima weicht von dem in dem Gebirgsvorland nicht ab; Fröste im Mai und im Spätherbst sind unbeliebte Gäste. Die Kälte erreicht selten 18° R., und der Schnee bedeckt kaum zwei Monate lang die Erde. An Fruchtgattungen gedeihen gut: Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Flachs und Buchweizen, der aber selten mehr gebaut wird. Von Mischfrucht nennen wir Kartoffel, Kraut und Rüben. Die Obstzucht ist im Verhältnis zu anderen Ländern zurück. die Äpfel und Birnen werden zu Most und Dörrobst im Haus verarbeitet, der Rest an den Händler verkauft.

Die grossen Waldkomplexe Weilhart, Laach und Kobernausserforst sind mit geringen Ausnahmen in Privathänden, nur einzelne Bauern besitzen Stücke in diesen Wäldern, die durch Ablösung der Forstrechte ihnen zugesprochen wurden, oder bei Verkauf der ärarischen Wälder in ihre Hände kamen. Die Jagden sind in erster Linie den Grossgrundbesitzern eigen, dann den Gemeinden, welche letztere sie an grössere Jagdherren verpachten oder auch an jagdlustige Bauern oder Private.

Vorherrschend ist die Rindviehzucht, die trotz mangelhafter staatlicher Hilfe gedeiht, aber noch ganz anders betrieben werden könnte. Ausserdem finden wir Pferdezucht und Schweine, vereinzelt Schafe; auch Bienen gehören wie das Kleinvieh zu jeder Hauswirtschaft. Was die Fischzucht anbelangt, so unterscheiden wir die Fluss-, Bach- und Weiherfische. Die Flüsse mit den Altwässern liefern Hechte, Huchen, Aschen, Schleie, Barben usw., die Weiher und Bäche schöne Forellen, die in den herrlichen Wässern prächtig gedeihen.

Am häufigsten treffen wir die Brauereien, Ziegeleien, Mühlen, Schmieden (im Mattigtal alte Sensengewerke), Ledereien, Maschinenreparaturwerke, Torfstiche usw. An grossen Industrien ist gerade unsere Gegend recht arm, dieser Mangel aber bewahrt den Bewohnern ihre Eigenart und stört sie nicht in dem Bewusstsein, die Herren im Lande zu sein.

Der Besitz wird in verschiedene Grössenklassen geteilt. Die Schlösser verfügen über ein durchschnittliches Flächenmass von 200—400 *ha*, die Brauereien und Gutsbesitze 50—100 *ha*, Bauernhöfe 20—40 *ha*, Sölden 2—3 *ha* und Häuseln  $\frac{1}{2}$  *ha*. Am häufigsten ist der sogenannte mittlere Bauer vertreten, der über 15—20 *ha* verfügt.

Um nicht weitschweifig zu werden, gebe ich hier nur kurz das wichtigste geschichtliche Material, das ich zur Charakteristik der Bewohner für notwendig halte:

Die ersten Bewohner der Gegend vom 4. Jahrhundert an gehörten zum norischen Volksstamm, der bis heute noch zum Keltenbereich gerechnet wird. Im Jahre 15 v. Chr. fielen Norikum und damit auch die Gebiete der Salzach, des Inns, der Mattig und der Ache an die Römer. Durch nahezu 500 Jahre haben sie das Land zwischen Inn und Donau beherrscht, Städte und Kolonien gegründet

und das Volk für römische Sitte und Kultur gewonnen. Von 454 an erscheint der hl. Severin, und es beginnt unter dem hl. Valentin von Passau aus und unter dem hl. Rupert von Salzburg aus die Christianisierung eines Teiles unserer Gegend. Nach 496 erfolgen die Einfälle der Alemannen, Thüringer und Heruler. Um 488 verlassen die Römer das Land und überlassen es 490 den Ostgoten. Nach Theoderichs Tode nehmen die Bajuwaren das von letzteren verlassene Land in Besitz. Im Jahre 743 bekriegen Karlmann und Pipin den Herzog Odilo und bemächtigen sich des Landes. Zwei Jahre später wird Odilos Sohn Tassilo von König Karl entthront. Nach den Kämpfen mit den Ungarn erstand das Herzogtum Bayern wieder, und nun begann mit der Wiederkehr der Ruhe kulturelles Leben. Zu gleicher Zeit nahmen auch die sogenannten Landadligen zu, die, ursprünglich freie Bauern, dann fürstliche Dienstmannen wurden. Durch Verleihung der Gerichtsbarkeit an privilegierte Herren und die Abnahme der Zahl der Freien verfiel die alte Gauverfassung und es bildeten sich Komitate, die nachmaligen Landgerichte (1002). — Die Zeit der Reformation ging nicht gerade spurlos an dem Lande vorüber, hinterliess jedoch keine wesentlichen Eindrücke im Volke. Während in den Gegenden um Wels und an der Donau die Folgen des Bauernaufstandes für Jahrhunderte eine blühende Kultur vernichteten, blieb in unserem Viertel so ziemlich alles beim alten. Da nur wenige der Ketzerei wegen auswandern mussten, war man hier nicht genötigt, wie im benachbarten Herzogtum Österreich ob der Enns, Schwaben und Oberpfälzer in den verödeten Landstrecken anzusiedeln. Die Bevölkerung blieb daher bayrisch, obwohl eine Mischung von grossem Vorteil für sie gewesen wäre. Im Jahre 1779 trat Bayern das obere Innviertel an Österreich ab. Leider hatten die unter dem ideal angelegten Kaiser Josef eingeführten freiheitlichen Einrichtungen keine lange Dauer. Erst 1848 wurden durch die Aufhebung der Untertänigkeitsverhältnisse und der Patrimonialgerichtsbarkeit halbwegs bessere Verhältnisse geschaffen. Im Jahre 1853 begann die Ablösung der Forstrechte, die 1857 beendet ward.

Ehe ich den Hauptteil meiner Abhandlung beginne, führe ich J. Wimmer an, dessen Worte auch auf den Innviertler Anwendung finden<sup>1)</sup>: „Das Abgeschlossensein in Einöden verursachte im Laufe der Zeiten den Eindruck des Zurückhaltens — Versteckten — Heimlichen, welches sich erst dann ändert, wenn der Gegenstand des Verkehrs ein etwas bestimmter geworden ist. Gerade in diesem Abgesonderten müssen wir den Hauptgrund seiner Charaktereigenschaften sehen, die ihn von anderen unterscheiden.“ Ehe ich ferner auf unseren Bauern näher eingehe, möchte ich noch ein Urteil eines Mannes erwähnen, der am Anfang des 19. Jahrhunderts in Niederbayern lebte<sup>2)</sup>, einem Volksstamm, zu dem auch unsere Leute gehören. Wenn auch stark pessimistisch gesehen, mag doch im grossen und ganzen das Urteil für die damalige Zeit Geltung gehabt haben, und wir sehen daraus, dass sich im Laufe der Zeit der Charakter wesentlich bessern konnte. Er gibt als Charakterfehler an: „Furchtsamkeit, Misstrauen, Falschheit, Ungeselligkeit, abstossendes Wesen, Stolz,

1) J. Wimmer, Die sozialen und volkswirtschaftlichen Zustände im Landgericht Eggenfelden, Niederbayern, 1862.

2) Töni-Herbertsfelden über die Rottaler in Niederbayern.

Prachtliebe, Wollust, Religiosität im Äusserlichen ohne festen Glauben und ohne Tugend, denen nur die folgenden guten Eigenschaften gegenüberstanden: Treue, Willigkeit, Friedfertigkeit und Dienstgefälligkeit. Heutzutage bestätigen manche Ausnahmen doch die Regel des besseren Gegenteils.“ Seine guten Eigenschaften sind ja dieselben seiner Stammesbrüder, der Germanen, die sich durch Ehrlichkeit, Pflichterfüllung, Rechtlichkeit usw. weit über die anderen Nationen erheben.

Zum Teil noch Nachkommen der freieigenen Leute, sitzen die jetzigen Hofbesitzer wie Zaunkönige auf ihrem Eigentum, nach wie vor strenge Hausordnung haltend. Die rohen Sitten vergangener Jahrhunderte und die ungleiche Rechtsbehandlung früherer Zeiten haben zum grossen Teil aufgehört, die alles glättende Neuzeit hat auch hier bis in die kleinste Hütte ihren Einfluss geltend gemacht. Das Verhältnis zwischen Brothernn und Dienendem ist ein anderes geworden, ohne aber die alte äussere Form eingebüsst zu haben. Der Bauer behandelt seine Dienstboten wie Gehilfen. Mit dem 'Drangeld' wird der Dienstvertrag besiegelt, den beide Teile zu halten für recht finden. Die Bauersleute sorgen, so gut es ihnen möglich ist, für ihre Ehalten (Dienstboten). Den Befehl führt der Mann, wenigstens nominell, während der Frau in der Hauswirtschaft die weiblichen Mitbewohner zu folgen haben. Die Kinder stehen nach Verlassen der Schule, insofern sie auf dem Hofe beschäftigt werden, im richtigen Dienstverhältnis; nur da, wo der Bauer und die Bäuerin sich sehen lassen, nehmen die Kinder den Platz bei der Familie ein. Die Wohltätigkeit spielt eine grosse Rolle, und es werden oft grosse Anforderungen an den Besitzer von Grund und Boden gestellt, die er auch ohne Murren erfüllt. Es ist für manchen ein Glück, dass er nicht jeden Kreuzer notiert, den er für Bettelsammlungen für Abgebrannte, kirchliche Zwecke und was noch alles an ihm herantritt, ausgibt, es würden ihm, wenn er die Gemeinde-, Staats- und Landabgaben dazurechnet, die Haare zu Berge stehen.

Unglücksfälle verschiedener Art, wie es das Geschäft mit sich bringt, können die Leute nicht niederdrücken, sie sind es gewohnt und helfen sich mit Humor darüber hinweg. Sehr empfindlich trifft sie der Verlust irgendwelcher Tiere, und man möchte behaupten, fast mehr als das Ableben der Bäuerin. wenigstens wird dies durch folgenden boshaften Ausspruch gekennzeichnet: „Ross verrecken, das gibt Schrecken, Weibersterben kein Verderben.“ So ernst darf man das aber nicht nehmen; wenn der Bauer auch bald nach dem Tode seiner Frau wieder an Ersatz denkt, so trauert er doch seiner Bäuerin nach und weiss ihre guten Eigenschaften hervorzuheben.

Rohheit Tieren gegenüber findet man selten, wie das bei den südlichen Völkern, besonders bei den Welschen der Fall ist; sieht man aber trotzdem beim Viehtrieb derartige Dinge, so sind sie meist von den

städtischen Metzgerknechten ausgeübt worden. — Die bäuerliche Familie hat in ihren Grundzügen viel Ähnlichkeit mit der fürstlichen, beide heiraten aus Nützlichkeitsgründen, selten aus Neigung. Der Bauer, der auf Festigung, Vermehrung des Besitzes und auf Einfluss sieht, sucht sich sein Ehegespons aus den Reihen seinesgleichen, übersieht dabei aber keineswegs die wirtschaftlichen Eigenschaften. Das Sprichwort, nach dem der Bauer freit, heisst: „Was hat sie, was kann sie?“ Gar nicht selten sind solche Ehen, die, aus Vernunft geschlossen, sehr glückliche geworden.

Für den Bauern ist sein Besitz, die stattliche Hofstatt, das Höchste, um das sich alles dreht, und auf einen schönen 'Zügl', d. h. Viehstand. Wagl und Ross, blank und blitzend aufgeputzt, setzt er seinen Stolz und protzt überall damit.

Hat der Bauer voreheliche Kinder, so wird das nicht als Schande empfunden, er sorgt für diese und nimmt sie des öfters auch an Kindesstatt an. Die nicht erbberechtigten Geschwister des Bauern dienen an anderen Orten oder erwerben sich ein kleines Grundstück mit Haus, um selbständig dazustehen; nur ungern verlassen sie die Heimat, weil sie sich nirgend wohler als zu Hause fühlen.

Die Nahrung der Bewohner kann man nicht gerade schlecht nennen, sie ist auch nicht besonders üppig. Der Hauptwert wird auf Fett gelegt, und zwar auf gutes Fett, auch sieht man darauf, dass es an der Menge der einzelnen Gerichte nicht fehlt. Am Morgen um 6 Uhr gibt es eingekochte Suppen, das Mittagessen um 11 Uhr besteht aus Speck oder Fleischknödeln in der Suppe, dazu kommt Sauerkraut, als Getränk Most. Um 3 Uhr, die sogenannte Brotzeit, je nach der Jahreszeit, Brot mit Rettichen, Salat, Rahnen, Topfenkäse und Most dazu. Abends um 6 Uhr liebt man sehr im Rohr gebackene Nudeln, 'Bucheln', mit Milch oder Dörrobst, auch an manchen Orten Kartoffeln, die überhaupt eine Hauptnahrung bilden. Zu allen Gerichten liegt das schwarze, gute, stark gesäuerte Bauernbrot auf dem Tisch. An Sonn- und Feiertagen spielt die Kaffeesuppe mit viel Frankkaffee zum Frühstück eine Hauptrolle, während mittags Braten oder Geräuchertes und Gebackenes, die landesüblichen Kücheln, auf den Tisch kommen. An den sogenannten Heiligen Zeiten schwelgt die Bevölkerung in den verschiedenen Arten von Schmalzgebackenen, bestehend aus Hollerstrauben, Brennesselstrauben, Hirnbafösen, Griessschnitten usw., zudem erhalten sie Bier, welches ihnen auch beim Heuen, Ernten und Dreschen gewährt wird.

Zum Schluss noch einiges über die Sitzordnung der Hausbewohner bei den gemeinsamen Mahlzeiten. Den äussersten Platz am Tisch, vom Herrgottswinkel aus nach rechts, nimmt der Bauer ein, links an ihn, zum Herrgottswinkel zu, reihen sich die Knechte an, und links auf der einen freien Bank die Mägde, von denen eine so sitzt, dass sie leicht, ohne jemand zu belästigen, ihren Sitz verlassen kann, um die Speisen aufzutragen.



Am Herd hantiert die Bäuerin, sie isst nur in den seltensten Fällen mit am Tisch, weil sie am Ofen zu schaffen hat, und verzehrt ihr Mahl auf der Ofenbank. Erhält der Bauer Besuch, so bekommt dieser das, was gerade im Hause ist, aufgetragen, wobei Most oder Flaschenbier nicht fehlen dürfen. Die Bauersleute sitzen abseits und warten darauf, dass sie der Gast einlädt mitzuhalten. Wenn ein Gast, sei er wer er sei, das angebotene Essen ablehnt, so gilt das als Beleidigung.

Was über Kindererziehung zu sagen ist, besonders über die Behandlung der Säuglinge, gehört nicht zu dem Erfreulichen; denn hier ist die sogenannte Gute alte Zeit mit all ihrem schädlichen Aberglauben und ihrer Unwissenheit noch in ihrem Recht. Nur selten glückt es dem menschenfreundlichen Arzt, eine vernünftige Art der Kinderbehandlung durchzuführen. Ist ein Kind von Natur nicht aussergewöhnlich kräftig veranlagt, so erliegt es der törichten Behandlungsweise. Die Gevatterin tröstet dann die Mutter mit den Worten: „Es hat es jetzt gut, es ist ein Engerl geworden“. Schon sehr früh sehen die Eltern darauf, dass die Kinder in der Hauswirtschaft sich beschäftigen, sie wachsen frisch auf und werden nicht wie die Stadtkinder der Reichen unter einen Glassturz gestellt, sie lernen sich in jeder Lage richtig benehmen und schützen sich selbst vor Gefahr. Dann wird die Volksschule im Dorfe besucht, die heutzutage viel leistet, aber von den Eltern nicht, wie sie es verdient, geschätzt wird. Der Lehrer, dem durch die übermenschlichen Vorschriften die Hände gebunden sind, hat mit den unbotmässigen Schülern, denen das Lernen und Folgen im Gegensatz zu dem freien Leben auf dem Hofe nur zu schwer fällt, oft seine liebe Not. Mit den Dirndeln ist der Lehrer viel zufriedener, sie fassen schneller auf, lernen schneller als die Burschen, und er braucht nicht so viel von den Eltern Versäumtes nachzuholen. Über die Wahl des Berufes wird nicht viel nachgedacht, der Älteste übernimmt nach der Übergabe den Hof, und die anderen Geschwister treten entweder zu Hause oder sonstwo in den Dienst. Ist einer vom Geistlichen ausersehen, wegen seines 'guten Kopfs' zu studieren, so hat die Familie nichts dagegen, wenn er 'geistlich wird', denn es bringt ja immerhin den Eltern Ehre und Ansehen. Besonders lieb ist es der Mutter, die in ihrem geistlichen Herrn Sohn einen Fürsprecher im Himmel hat.

Auf Familienfeste wird viel gehalten, als da sind Taufen, Firmung, Hochzeiten, Primizen und zu guter Letzt auch die Beerdigungen. Der praktische Egoismus der Bauern hat sich auch diese, Taufe, Kommunion und Firmung zunutze gemacht, indem er streng darauf sieht, dass zu Paten nur vermögende und einflussreiche Persönlichkeiten gewählt werden. Bei Hochzeiten entfaltet sich der ganze Stolz der Bauernfamilie, und hier wie auch bei den Beerdigungen wird auf grossen Zuspruch gesehen, da hiernach das Ansehen der Familie in der Öffentlichkeit beurteilt wird. Be-

sonders bei Beerdigungen lässt sich der Bauer durch seinesgleichen nicht gerne in den Schatten stellen und ist sehr unangenehm berührt, wenn die Kosten geringer gestellt werden, als bei den anderen Bauern mit gleichem Besitz. Sein Standesbewusstsein zeigt sich also hier auch wieder in protziger Art.

Naht bei den Alten der Zeitpunkt des Abtretens vom Hof, so bemerkt das der erbberechtigte Sohn schon früher, als es den Alten lieb ist, denn nur ungern geben sie die Zügel der Regierung aus den Händen. Tritt aber der Fall ein, so sorgt schon das ruhebedürftige Ehepaar, ehe es das 'Zuhause' oder eine im benachbarten Markt gemietete Wohnung bezieht, für einen reichlichen 'Austrag', den der Nachfolger zu leisten hat. Der Bauer denkt in diesen heiklen Angelegenheiten seinen Kindern gegenüber sehr praktisch, fast egoistisch, und es ist nicht zu verwundern, wenn sich beim Ableben der Eltern in den Leidenskelch der Trauer auch etwas Freude mischt.

Die Arbeit bei uns hat ein wesentlich anderes Gesicht als bei manchen anderen deutschen Stämmen. Hier spielt die körperliche Arbeit eine grössere Rolle als die geistige, es liegt dies zum Teil auch in der Beschaffenheit des ländlichen Betriebs. Der Bauer wäre sehr geneigt, in dem Trott weiterzumachen, den seine Vorfahren angeschlagen, wenn nicht der 'verdammte Fortschritt' wäre, der ihn am Ende doch zwingt mitzutun, denn so dumm ist der Bauer nicht, einen Vorteil, den neue Errungenschaften bringen, zu verkennen und nicht bei sich einzuführen. Hier gilt auch wieder der Spruch: „Wenn der Bauer nicht muss, rührt er weder Hand noch Fuss.“ Seine Tagelöhner und Bediensteten sind fleissig und sehen im allgemeinen auf die Förderung der Hauswirtschaft, sie freuen sich mit ihm auf das glückliche Einbringen der Ernten und trauern mit ihm bei Misswachs und anderen Unglücksfällen. Die geistige Schwerfälligkeit und das Sichgehenlassen bringt es aber mit sich, dass der Herr nicht nur für sich, sondern auch für die Dienenden denken muss. Wenn der Bauer seine Befehle gegeben, kann er sicher sein, dass sie pünktlich ausgeführt werden und braucht nicht wie ein Sklavenhalter hinter ihnen mit der Knute zu stehen. Für ein ernstes Wort oder eine Rüge ist der Dienende empfänglich, das ewige Schimpfen, Poltern oder gar spöttische Behandlung verträgt er nicht, ein Verweis in Scherzesform tut öfter Wunder. Trotz dieser guten Eigenschaften ist unser Landvolk kein Arbeitervolk im wahren Sinne des Worts, wie Slawen und Welsche. Feinde der intensiven Bewirtschaftung der Güter sind die vielen Feiertage und was in ihrem Gefolge ist; von diesen haben nur die Gastwirtschaften einen Nutzen, wohin die Leute ihr Geld tragen, statt es auf Zinsen anzulegen. Ein Ökonom, der von anderen Gegenden her intensiven Wirtschaftsbetrieb gewöhnt ist, wird noch nicht in der Lage sein, mit den hiesigen Kräften Erspriessliches zu leisten.

Im Handel ist der Bauer zum grossen Teil sehr vorsichtig, ja fast ängstlich, denn er weiss genau, dass der, welcher den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht. Dagegen lacht er sich aber auch ins Fäustchen, wenn er einem als überschlau geltenden Händler ein Schnippchen geschlagen und sich dessen im Wirtshause rühmen darf. Im allgemeinen ist er ehrlich, der Handschlag oder das Drangeld, mit welchem er den Kauf abschliesst, ist für ihn bindend. Ein sehr schöner Zug, zugleich ein echt deutscher, im Charakter des Bauern ist das Festhalten am gegebenen Wort. Hat er einen anständigen Abnehmer seiner Erzeugnisse, so kann dieser sicher sein, dass ihm niemand, auch wenn er mehr bieten würde, zuvorkommt. Man hält auch ganz nach altem Brauch viel auf Gegenseitigkeit. Der Bauer lässt sich nur etwas schenken, wenn er in der Lage ist, sich in gleicher Weise erkenntlich zu zeigen. Im Handel gilt dasselbe ungeschriebene Gesetz der Gegenseitigkeit, das strenge gehandhabt wird. In den Städten und Märkten tritt die Gegenseitigkeit in übertriebenem Masse in die Erscheinung unter dem Titel 'Kundentrinken', das vielfach jetzt lästig empfunden wird. Die Wirte und Bräuer, zu den angesehenen Leuten gehörig, spielen auf dem Lande eine grosse Rolle. Im Wirtshause wird der Handel geschlossen und der Wirt, häufig auch Bräuer, mit seiner grossen Personal- und Sachkenntnis, tritt als Vermittler auf. Da die Wirte auf den Besuch der Bevölkerung angewiesen sind, gehören sie keiner der politischen Parteien an, sie denken für sich meist freiheitlich, machen aber im öffentlichen Leben keinen Gebrauch davon. Sie kennen fast alle Besucher der Gegend, besonders die Stänkerer, und mit sicherem Takt wissen sie Konflikte zu verhüten oder die Streitenden auf neutrales Gebiet zu verweisen. Sie haben nicht nur der Jugend, sondern auch manchmal den ernsthaften Männern, die bei starkem Biergenuss handgemein zu werden drohen, zu wehren. Derartige Feindseligkeiten werden von der Bevölkerung nie ernst genommen, werden bald ausgeglichen, und die Streitenden sind nach der Mensur wieder die besten Freunde. Das Nichtnachtragen ist überhaupt eine gute Eigenschaft, selbst dem Wirte nimmt der einmal von ihm an die Luft Gesetzte diese Tat nicht übel. Den Müllern und Bäckern wird eine eigene Moral zugeschrieben, von der oft scherzweise im Gasthaus in Anwesenheit der oben genannten die Rede ist, es kommt aber nie vor, dass man diese Vertreter eines einträglichen Berufes, vor 100 Jahren 'unehrliche Leute' genannt, für wahrhafte Spitzbuben hält.

Den Behörden gegenüber ist der Bauer misstrauisch, eine Eigenschaft, deren Entstehung noch in der alten Leibeigenschaft zu suchen ist; er hält die Behörden noch vielfach für bestechlich, merkt aber nicht, dass in den deutschen Ländern Österreichs die Bestechlichkeit vollständig aufgehört hat. Kommt der Bauer ins Amt, ist er ziemlich kleinlaut; hat er einen ungünstigen Bescheid erhalten, getraut er sich erst im Wirtshaus oder zu

Hause zu schimpfen. Er hat keine Ahnung vom Staatswesen und vom amtlichen Getriebe, ist auch nie über derartiges aufgeklärt worden. Durch diese Unwissenheit ist er gewissenlosen Menschen rein ausgeliefert. Übrigens findet er stets Hilfe bei gewandten Leuten, deren es jetzt doch mehrere in jedem Orte gibt. Er hat ein sehr feines Gefühl für natürliches Recht, auch hat er Geschick, Beamte, mit denen er in Verkehr tritt, richtig einzuschätzen. Ist er überzeugt von dem Wohlwollen des Beamten, so trägt er ihm volles Vertrauen entgegen und lässt sich darin nicht wankend machen. Wenn der Beamte diese Stimmung richtig zu würdigen weiss, kann er oft nur mit ein paar verständigen Worten und Zureden das erreichen, wozu ein anderer Berge von Akten verfassen muss. Durch Gepolter und Unnachsichtigkeit, unangebrachte Strenge (Sekkatur) richtet niemand beim Volk etwas aus. Zum Prozessieren ist er sehr geneigt, und es genügt ihm oft eine Kleinigkeit, um einen Rechtsstreit vom Zaun zu brechen. Diese Prozesswut hat schon manchen von Haus und Hof gebracht. Zum Glück nimmt diese Krankheit in neuerer Zeit sehr ab, das beweist das Schwinden der Advokaten auf dem Lande. Unangenehm ist dem Bauer der Gang zum Gericht, er erledigt am liebsten kleine Streitigkeiten, Beleidigungen ohne gerichtliche Klage. Auch sucht er sich vor jeder Zeugenaussage, besonders vor einem abzulegenden Eide zu drücken, weil es seinem Wesen widerspricht, durch etwaige ungünstige Aussagen seinem Nebenmenschen zu schaden. Leider muss ich aber hier gestehen, dass Meineide nicht zu den grossen Seltenheiten gehören.

Der Landarzt, der von den Gemeinden Beihilfen erhält, geniesst im Verhältnis zu früheren Zeiten grosses Ansehen, kommt im Range gleich hinter dem Pfarrer, ist auch in vielen Fällen der Vertraute eines grossen Teils der Bevölkerung und wirkt, wo er hinkommt, segensreich. Es kommt aber trotzdem noch vor, dass Krauke Wallfahrten unternehmen oder durch Haus- und Zaubermittel, die sogenannte Pfuscher oder Anwender verabreichen, sich behandeln lassen. Erst wenn dadurch nichts erreicht wird, findet der Kranke den Weg zum Arzt, den er als letzten Rettungsanker betrachtet. In vielen Fällen ist es aber schon zu spät, und wenn der Arzt nichts mehr machen kann, dann heisst es gleich: „er kann nichts“; glückt aber eine Kur, hat er für alle Zeiten Oberwasser. Die Tierärzte, besonders die staatlichen, sind selten zu haben, da sie als Sanitätsbehörde fast nur im Auftrage des Staates ihren Beruf ausüben und viele Zeit mit Bureauarbeiten verbringen müssen. Sie werden durch geprüfte Kurschmiede ersetzt, die jetzt die Pfuscher mehr und mehr verdrängen. Übrigens darf man sich unter dem Worte Pfuscher keine ungeschickten Menschen vorstellen; es sind meist Leute mit Anlagen, Erfahrung und guter Beurteilungsgabe, denen nur die wissenschaftliche Ausbildung fehlt; sie bedienen sich auf Wunsch der althergebrachten Zauberformeln, ohne welche sie beim Volke nicht durchdringen. Wir wollen

aber deshalb keinen Stein auf diese Eigenart des Volkes werfen, wiederholt sich ja ganz dasselbe bei den höheren Ständen. Über die gesundheitlichen Verhältnisse ist nicht viel Günstiges zu berichten, man steht Neuerungen sehr skeptisch gegenüber und gibt nicht viel auf die heilende Wirkung der Reinlichkeit, des Lichtes und der Luft. Ein Arzt, der nicht Massen von Medizin verschreibt, wird nicht für voll genommen.

Die Gemeindegesetzgebung aus dem vorigen Jahrhundert räumt den Gemeinden viel mehr Rechte ein, als denen im Deutschen Reiche. Die Intelligenz unserer Bevölkerung ist aber nicht so hoch, um sich einer so ausnehmend liberalen Verfassung würdig zu erweisen, es entstehen daher eine Menge Missstände, die zu verhindern die Staatsbehörde keine Machtbefugnisse besitzt. Üble Folgen zeigen sich hauptsächlich auf gesundheitlichem Gebiet, wo ein Zusammenarbeiten der Gemeinden mit dem Staat völlig ausgeschlossen ist; ein weiterer Übelstand sind die schlechten Strassen. Wir sehen leider, dass der Bauer auf gute Wege keinen grossen Wert legt; er hat noch nicht einsehen gelernt, dass gute Wege Pferde und Wagen schonen, und tröstet sich damit, wenn man ihm dies vorhält: „Der Wagner und der Schmied müssen auch leben.“

Bei der Bürgermeisterwahl werden verschiedene Gesichtspunkte ins Auge gefasst. In erster Linie denkt man ans Geld und wählt einen Kandidaten, von dem man sicher weiss, dass er sich lieber loskauft als die Wahl annimmt. In zweiter Linie wählen sie — ich will nicht sagen den Dümmeren in der Gemeinde, aber wenigstens einen gutmütigen Menschen, der ihnen nicht unbequem wird. Ist's nun damit auch nichts, so wählen sie einen, von dem sie glauben, dass er die Geschäfte ordentlich versieht, aber ohne dem Einzelnen wehe zu tun und die Umlagen zu erhöhen. Entpuppt er sich jedoch als eine Persönlichkeit, die sich Achtung verschafft, wird er nach dreijähriger Amtsdauer wieder, und zwar einstimmig gewählt. Die dreijährige Amtsdauer ist übrigens eine der vielen ganz verkehrten Einrichtungen, die der Entwicklung gesunder gemeindlicher Verhältnisse gerade entgegengesetzt wirkt. Zu Gemeindegemeinschaften nahm man früher Leute, die ihr Fortkommen in der Welt nicht finden konnten, zur Gemeinde gehörten und folglich auch erhalten werden mussten; auf diese Art sparte man wieder einige Groschen. Dasselbe System galt und gilt noch von den Gemeindedienern und Wegmachern.

Handelt es sich darum, irgend etwas Gemeinnütziges durchzuführen, so kommt es sehr darauf an, welche Persönlichkeit der Anreger ist. Stellt es sich heraus, dass einer bei solcher Unternehmung mehr Nutzen als andere ziehen würde, finden sich sofort gewissenlose Querköpfe, die den Neid der Bevölkerung erregen, um einen manchmal für die Gesamtheit wertvollen Plan zu Fall zu bringen. Zu spät sieht die Bevölkerung dann ein, dass man sie genarrt hat, zieht aber trotzdem keine Lehre

daraus. So ängstlich der Bauer auch ist, lässt er sich doch von Fremden lediglich durch andauerndes Zureden zu allerlei beschwatzen und zum Schluss übers Ohr hauen. Unternimmt einer von seinesgleichen irgend etwas und braucht Beihilfe, so kann er derselben sicher sein, auch wenn der Erfolg des Unternommenen nicht durchaus sicher ist.

Bei Bränden ist es auffallend, dass eine neugierige Menge die Unglücksstätte betrachtet, ohne selbst Hand anzulegen, und gerade gilt das hauptsächlich von der männlichen Jugend, die sich erst herbeilässt zu arbeiten, wenn sie von den Gendarmen dazu gezwungen wird. Es ist das kein schöner Zug der Leute, den ich mir eigentlich nicht recht erklären kann, denn er passt nicht zu dem sonst hilfsbereiten Wesen des Volkes. Der Abgebrannte, meist schlecht versichert (eine Zwangsversicherung für Brand wie für Hagel gibt es bei uns nicht), ist auf öffentliche Sammlung und Materialunterstützung der Besitzenden in der Gemeinde angewiesen, also ganz wie vor Jahrhunderten.

Der Bauer ist ein leidenschaftlicher Jäger von Natur aus und sieht gar nicht ein, dass es ein so grosses Verbrechen sein soll, sich einmal einen Hasen, ein Reh oder aus dem Forst einen Hirsch zu holen, ohne vorher zu fragen. Ich habe da oft von den achtbarsten, angesehensten Grundbesitzern und Jagdpächtern die köstlichsten Jagd- und Wilderer-geschichten erzählt bekommen, die darin gipfelten, wie sie dem Forstpersonal einen oder den andern Streich gespielt haben. Der Bauer hält das Wildern ebensowenig wie das Schwärzen für eine Sünde, will aber durchaus nicht mit den Berufswilddieben, für die kein weidgerechtes Jagen gilt, in eine Linie gestellt werden. Er hält die Begriffe Wildern und Wildstehlen streng auseinander.

Die beliebtesten Vergnügungen<sup>1)</sup>, von denen schon hier und da die Rede war, sind gar mannigfaltige. In früheren Zeiten, vor etwa 40 bis 60 Jahren, genügten die häuslichen Spiele: Mühlfahren, Gesellschaftsspiele, Werfen mit Hufeisen, Platteln genannt, Fastnachtsumzüge, Mummenschanz, Tänze und wie alle diese, dem Volkskundler wohlbekannten Dinge heissen mögen, vollständig. Dazu kamen noch die Hochzeiten, kirchlichen Feste, Preiskegeln, Eisschiessen, letzten Märzenbiere und die Umritte und Fahrten<sup>2)</sup> an den Tagen Stephani, Georgi, Leonhardi usw. Für Rennen und Wettfahren hatte der Bauer schon seit Jahrhunderten viel übrig, und besonders bei diesen darf der Herr seine Dienstboten nicht zurückhalten. Zu all diesen Unterhaltungen kommen jetzt seit neuerer Zeit noch die Feste, welche die Feuerwehren, Veteranen, Krieger, die Schützen und die Sänger veranstalten. Die Fülle von Unterhaltungen, besonders die neu

1) H. v. Preen, Drischlegspiele aus dem oberen Innviertel. Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 14, 361—376.

2) G. Schierghofer, Altbayerns Umritte. München 1914.

hinzugetretenen, haben die alten, die Eigenart des Volks charakterisierenden Mummereien in den Hintergrund gedrängt.

Der Bursch auf dem Lande, der Schule entwachsen, wendet sich gleich dem Dienste zu und beginnt seine Laufbahn als sogenannter Schweinskavalier oder Stallbub, dann steigt er langsam zu den höheren Würden auf. Die ersten Sprünge, die der Bub macht, bestehen in Rauchen, 'zu Menschen gehn' und ab und zu Raufen; damit zeigt er der erstaunten kleinen Welt seiner Heimat an, dass er ein 'Mann' sein will. Der Bursch kennt auch schon alle landesüblichen Lieder und Trutzgesangeln, auch ist ihm das Tanzen, welches er schon in der Bauernstube während der langen Winterabende gelernt hat, nicht fremd. Mit ungefähr 16 Jahren wird er in die bäuerliche Verbindung seines Sprengels, Zeche genannt, bei den Gebildeten heisst man es Burschenschaft, aufgenommen. Nun beginnt das eigentliche Leben, und es ist ihm im Rahmen der Zeche Gelegenheit gegeben, sich auszutoben, kurz, er kann mit seiner überschüssigen Kraft machen, was er will. Das Raufen der Burschen einzeln oder in Zechen spielt die Hauptrolle; sie bedienen sich dabei sogenannter erlaubter Waffen, als da sind Stuhlbeine, Latten, Stöcke, Steine, Gläser oder Krüge. Häufig aber wird zu den unerlaubten gegriffen, wie Messer, Ochsenzenn, Schlagringen, Raufeisen, in der Neuzeit sogar Revolver. So kampflustig und mutig, oder besser gesagt wütend, sich die meisten bei Massenkämpfen zeigen, einen widerlichen Eindruck macht das Überfallen einzelner durch viele; diese begnügen sich nicht damit, dem Opfer einen Denkkettel zu geben, sie gehen in ihrer blinden Wut oft so weit, dass der Geschlagene nicht mehr aufsteht. Wegen Raufhändel eingesperrt zu werden gilt nicht als schimpflich, aber 'gehandelt' vom Gendarmen durch Ortschaften geführt zu werden wird sehr schmerzlich empfunden. Um diesen bitteren Gang zu sparen, werden die meisten bei der Festnahme geständig. Anzuerkennen ist, dass niemand seine Mitschuldigen verrät, auch halten die miteinander verfehdeten Zechen, wenn es heisst, einen vor dem Gerichte reinzuwaschen, fest zusammen.

Hat sich der Bursch ausgetobt, so hört das Liebeln auf, und an seine Stelle tritt der Schatz. Er rauft seltener, ist verträglicher und nicht mehr so rachedurstig wie in der Sturm- und Drangperiode. Beim Militär hält er strenge Kameradschaft, schaut auf die Staatskrüppel mit Verachtung herab, der Korpsgeist wird ausgeprägter, und vor dem Feinde benimmt er sich musterhaft. Nach seiner Dienstzeit geht er aber heim, und wenn er sich auch nach den schönen Militärjahren wieder tüchtig plagen muss, er zieht doch seine Selbständigkeit den drei Sternen bei den Kaiserlichen vor. Zu Hause wird der Ausgediente gleich Mitglied der verschiedensten Vereine, wo er das militärisch-kameradschaftliche Wesen bei Festlichkeiten fortsetzt. Die Militärjahre sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen, er hat viel gelernt, viel gesehen und bringt manches Gute heim.

Hat er aber in Wien gedient, so möchte ich am liebsten auf die mitgebrachten geistigen Errungenschaften verzichten. Mir macht es immer einen widerlichen Eindruck, wenn ich bei uns die Urlauber und mit ihnen die andern Burschen die ekelhaften, frivol-sentimentalen Wiener Lieder singen höre, die gar nicht zu unserer derben, aber natürlichen Bevölkerung passen. Trotz friedlicher Vereinstätigkeit bleibt er treu seiner Zeche, die mit einer anderen Zeche seit urdenklichen Zeiten verfehdet ist, auch wenn der Grund und Anlass zur Fehde schon längst vergessen. Überhaupt sucht der Bursch als echtes Landeskind alles auf, was Leidenschaft erregt, geistige Getränke, das nationale Kegelspiel 'Anwandeln' und Pferderennen. Begreiflich ist daher auch, dass er gerne und hoch spielt. Beim Kegelspiel kann man noch seine blauen Wunder sehen, was Spielleidenschaft zuwege bringt. Dieses einfache Spiel wird zum Glücksspiel umgewandelt, und die Guldenzettel, an Stelle der Kreuzer, fliegen nur so herum. In dieser Leidenschaft geben die Alten den Jungen nichts nach, im Gegenteil sie treiben es noch ärger als jene. Wie wir aus allem hier Gesagten sehen, ist das Völkchen sehr vergnügungssüchtig, es wird jede Gelegenheit benutzt zum Feiern, und den Schluss bildet regelmässig Rausch, Liebe und Rauferei. Man könnte aber nicht sagen, dass diese Lebensweise der Arbeit einen Eintrag tut, höchstens leidet der Geldbeutel darunter, das Loch in demselben wird wieder verstopft, der Mensch geht mit der Zeit in sich und wird solid und sparsam. Eigentliche unverbesserliche Lumpen und Faulenzer gibt es sehr wenige. Auf ein gutes Feiertagsgewand, ordentliche Wäsche, Uhr mit grossgliedriger Silberkette und Pferdeanhängsel wird gesehen und jetzt in unserer Zeit auf modernere Kleidung, grelle Stoffe und rauhen, grünen Filzhut, geputzt mit einem riesigen Pinsel, Gernsbart genannt. Gelegentlich der Modernisierungswut im Schwarzwalde äusserte einmal der bekannte Schilderer Hansjakob folgendes, was auch für uns Geltung hat: „Alles lass ich mir gefallen bei der ländlichen Jugend, das Trinken, Raufen usw., nur sollen sie nicht das Billardspielen anfangen.“

Die Dirndeln spielen natürlich im bäuerlichen Jungleben eine grosse Rolle. Gar mancher Streit und mancher Messerstich entsteht auf mittelbare Veranlassung des zarten Geschlechts. Das ist ja überall gleich in der Welt, nur das Wie, d. h. die näheren Umstände, sind etwas anders, sie haben örtliche Färbung. Eine gründliche Kennerin des Volkscharakters, Frau S. Scheibl, hat mir einige Beiträge über das Kapitel 'Dirndeln' gegeben, die ich hier benutze. Wenn man mit Aufmerksamkeit die blondzöpfigen, blauäugigen frischen Köpfe der Schulkinder betrachtet, hat man seine helle Freude an dieser echt germanischen Rasse. Verlassen sie nach Schulschluss das Haus, so beginnt ein fröhliches Scherzen und Neckeln unter beiderlei Geschlecht, wobei die Buben, was die Schlagfertigkeit betrifft, meist den kürzeren ziehen. Aus der Schule entlassen, be-



ginnt das Mädchen den Dienst mit der wenig beneidenswerten Stelle eines 'Kucherls', wo es schon Gelegenheit hat, neben der Hauswirtschaft allerlei Erfahrungen jeder Art fürs spätere Leben zu sammeln. Die Kleine wird oft gehänselt von jung und alt, sie gibt je nach ihren Geistesgaben scherzhaft gemeinte, mitunter spitzige, schlagfertige Antworten. Im sogenannten Heimgarten, den bauerlichen Gesellschaftsabenden, lernt das Kucherl tanzen, und es entwickelt sich auch da schon manche Liebschaft. Man sieht es nicht gerne, wenn die noch nicht erwachsenen Dirndeln zu einer öffentlichen Musik gehen, es kann ihnen dann passieren, dass man ihnen als Zeichen des Unpassenden ein Glas Wasser mit Kieselsteinen gefüllt auf ihren Platz stellt. Später, wenn das Dirndel erwachsen ist, in die nächste Rangklasse einer Stallmagd, 'Stallmensch', aufrückt, beginnen schon die Liebschaften, es wird bei ihm gefensterlt, und es ist stolz auf die Eroberung, die es gemacht. Wenn eine Braut gefragt wird, ob sie noch Jungfrau sei, antwortet sie stolz: „Da müsst i mi schame, wenn mi no kaner gern ghabt hätt!“ Auch die Burschen nehmen es nicht so genau mit der sogenannten Moral, denn es kommt häufig vor, dass der Bräutigam am Tage vor seiner Hochzeit bei seinem alten Schatz die Nacht zubringt. Platonische Liebe ist ein unbekanntes Ding, man weiss nichts Rechtes damit anzufangen. Ziemlich früh ist die Jugend über alles unterrichtet, man nimmt bei den Unterhaltungen kein Blatt vor den Mund. Dem Fernerstehenden, der derartige Unterhaltungen nicht gewohnt ist, fällt die überaus grosse Derbheit auf, die aber mit den Gemeinheiten, wie sie in grossen Städten üblich sind, nicht gleichartig ist.

Eitel und abergläubisch sind die Dirndeln durch die Bank. Damit das schwarzseidene Kopftuch ordentlich fest auf dem Kopfe sitzt, wird die Nadel, die das Tuch halten soll, durch die Kopfhaut(!) gesteckt. Wer das Kopftuch als altmodisch verschmäht, stülpt sich einen einmal modisch gewesenen Hut mit Federn auf den Kopf und bildet sich weiss Gott was ein. Es gibt nicht leicht einen komischeren Anblick, als wenn man an Sonn- und Feiertagen die Dirndeln mit ihren Hüten, noch dazu schief aufgesetzt, mit den rot erhitzten Gesichtern auf Fahrrädern an sich vorbeirasen sieht. Zum Glück kann man sagen, und das verdanken wir unseren Bestrebungen, dass das Tragen der Kopftücher in den Bezirken Braunau, Schärding und Ried immer grösseren Umfang annimmt.

Abergläubisch sind unsere Dirndeln noch sehr und bleiben es bis in ihr hohes Alter. Die Gebräuche in der Thomasnacht, Bleigiessen, Pantoffelwerfen, Orakelbefragen und der Glaube an üble Vorbedeutungen sprechen deutlich dafür. Wenn auch die Sitten auf dem Lande für etwas lax gehalten werden, so entbehren sie doch nicht der Natürlichkeit. Sehen wir uns nur einmal ein ländliches Tanzvergnügen an mit seinem hübschen Landlerntanz, da werden wir einen grossen Abstand gegenüber dem städtischen Gebaren finden und erstaunt sein, mit welchem Anstand

alles vor sich geht. Mit Vorliebe besuchte ich die ländlichen Unterhaltungen in den Bauernhäusern mit ihrem familiären Charakter und habe mich stets behaglich bei diesen Leuten gefühlt, die nicht mehr vorstellen wollen als sie sind. Hier bekam ich einen Begriff vom Gemütsleben und der vielseitigen Begabung der Leute nicht nur in Musik, sondern auch in der Dichtkunst. Ich war überrascht über die Gabe des Improvisierens und über das Liedergedächtnis so mancher. Aufgefallen ist mir das Anstimmen ernster, ja trauriger Lieder, wenn die Stimmung recht gemütlich zu nennen war.

Was Speidel, der bekannte feinsinnige Wiener Kritiker, in einem kleinen Aufsatz über das Mattigtal und seine Bewohner sagte, ist so treffend, dass ich mich nicht enthalten kann, es hier anzuführen: „Christen sind es, es ist aber diesem Christentum nicht zu trauen, überall sitzt der Heide unter der Haut.“ Der Volkskundler, der ‘Von deutscher Sitt’ und Art’ [München 1908] von Bronner gelesen hat, versteht, was mit diesen wenigen Worten gesagt sein soll. In Sitten, Gebräuchen und Volksmedizin entdecken wir den alten Natur- und Götterkult wieder, der von der Kirche nicht zerstört werden konnte. Die Kirche hat mit ihm rechnen müssen, sie hat ihm nur andere Namen gegeben, um sich einigermaßen Geltung zu verschaffen. Der Charakter der Bewohner konnte nicht umgemodelt werden, es ist daher der Kirche nur geglückt, ihn sich dienstbar zu machen. Dies geschah durch Einrichtungen, für die sich das Volk empfänglich zeigte, als da sind Feiertage, Bittgänge, Prozessionen, Wallfahrten, die Gottesdienste mit ihren Prunkentfaltungen und Kunstgenüssen jeder Art. In früheren Zeiten bemächtigte sich die Kirche des ganzen Geisteslebens und sorgte für die mannigfaltigsten Anregungen.

Die Schule, jetzt unabhängig von der Geistlichkeit, bringt neues Leben ins Volk, indem sie die Einseitigkeit forträumte; der Lehrer ist nicht mehr im Dienst des Geistlichen, sondern ihm gleichgestellt, und, soviel ich bemerkt, ist das Verhältnis zwischen beiden kein schlechtes geworden. Er ist in seiner Gegend eine notwendige Persönlichkeit, liebt und pflegt die Musik und sorgt auch für die Weiterbildung der Jugend in praktischen Fächern, kurz, wenn irgend etwas unternommen werden soll, wozu die Kräfte der Bevölkerung nicht ausreichen, muss er oder der Herr Pfarrer einspringen. Trotz alledem ist das Lesebedürfnis des Bauern nicht besonders gross; das ist aber auch begreiflich, wenn man bedenkt, dass nach schwerer Tagesarbeit die Müdigkeit den Bauern übermannt. Wir finden im Bauernhause nur den Kalender (jetzt den von uns empfohlenen Heimatkalender), die Zeitung des landwirtschaftlichen Vereins, selten eine politische — solche liegen im Gasthaus aus — oder ein Legendenbuch, das von den Frauen oder alten Leuten zum Zeitvertreib gelesen wird.

Wie schon gesagt ist Religion eine Art Mode, ein geheiligter Brauch,

auf dessen Einhaltung die Bevölkerung sieht, um sich das Himmelreich zu verdienen. Die Gebete werden zu den üblichen Zeiten hergeleiert, ohne dass der Geist dabei etwas zu tun hat; die Religion mit ihren Segensmitteln betrachtet der Bauer als eine Melkkuh, die ihm bei guter Behandlung alles gibt, was er von ihr wünscht.

Trotz aller Vorspiegelungen über Ketzer und Andersgläubige hält der Bauer diese auch für Menschen; es kommt jetzt doch selten vor, dass ein Lutherischer, wie sie hierzulande sagen, als Höllenkandidat betrachtet wird. Die ganze Natur des Bauern ist tolerant, nur eins beirrt ihn, wenn jemand, mit dem er verkehren soll, gar nichts glaubt, er sagt dann: „Das ist ein Eiskalter, der glaubt weder an Gott noch an den Teufel.“ Der Pietismus, wie er häufig bei Protestanten und Sektierern gefunden wird, gehört hier zu den Seltenheiten. Die Betbrüder und Betschwestern stehen in keinem grossen Ansehen, es sind auch meist Leute, deren Charakter mit ihrer Frömmigkeit nicht im Einklang steht. Den frömmsten Teil der Bevölkerung bilden selbstverständlich die Frauen, diese sorgen auch für die Hausheiligen, schmücken den Herrgottswinkel und kümmern sich um die üblichen geweihten Hausmittel und Segen. Eine Anzahl von Leuten gibt es auch, die sich im Wirtshaus ihrer freiheitlichen Gesinnung rühmen, aber nicht in Anwesenheit des Ortsgeistlichen; sie besuchen gleich den andern die Kirche und machen sonst alles mit, um keinen Anstoss zu erregen.

Für Politik haben die Leute nicht viel Verständnis, sie wählen ruhig wie die andern, aus Bequemlichkeit und um sich nicht bei dem frommen Teil der Familie unbeliebt zu machen. Daher kommt es auch, dass ein Teil der Abgeordneten nicht mit dem nötigen Ernst die ländlichen Interessen vertritt, sondern lediglich Parteipolitik treibt; denn sie wissen genau, dass die ländliche Intelligenz keine zu genaue Kritik übt. Wenn für unsere ländlichen Bezirke eine Menge der notwendigsten Einrichtungen, die im deutschen Nachbarstaat längst Segen brachten und den allgemeinen Wohlstand förderten, in unseren Vertretungen nicht einmal zur Sprache kamen, so darf die Rückständigkeit unserer Länder nicht allein den Abgeordneten und dem Staate, sondern auch der Bevölkerung zur Last gelegt werden. Der Bauer erweist seinem Seelsorger die gebührenden Ehren, auch wenn er weiss, dass die Persönlichkeit des Pfarrers manchmal nicht einwandfrei ist. Die angestammte Würde und der Nimbus, der ihn umgibt, übt immer einen eigenen Zauber auf das Volk aus.

Wir sehen, dass die äusseren Verhältnisse vielfach auf die Ausbildung des Charakters bestimmend wirkten und im Laufe der Zeiten die Eigenschaften schärften oder milderten. Die isolierte Lage des Landes und die nicht häufige Blutmischung der Bewohner hat viel zur Erhaltung des alten Charakters beigetragen. Die Jahre unter österreichischer Herrschaft

sind nicht spurlos vorübergegangen; diese Verwaltung hat mit der der Nachbarn auf deutschem Gebiet nicht Schritt gehalten, und diesem Umstand verdanken wir ein längeres Verbleiben in der Sphäre der 'guten alten Zeit'. Während durch die Gründung des Deutschen Reiches in den altbayerischen Landen frisches Leben, strammere Zucht und Pflichterfüllung Eingang fanden, blieben diese Segnungen bei uns aus, und es geschah wenig in volkserzieherischer Hinsicht. So mancher ehrlich Denkende hat mir schon in diesen Punkten recht gegeben. Aber mit dem Deutschen Reiche ist ein Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme entstanden, das auch bei uns allgemeinen Widerhall fand. — Von unserem Volke wäre nur noch zu sagen, dass aus ihm so manche tüchtige Menschen, Dichter, Musiker, bildende Künstler, Ärzte, Beamte, Militärs und Gelehrte, aber bisher keine ganz hervorragenden Denker, wie sie uns Deutschland geschenkt hat, hervorgegangen sind. Sie alle haben die Heimat nie vergessen und den Innviertler auch in ihrem Benehmen nie verleugnet.

Zum Schluss lasse ich noch einige volkstümliche Redensarten folgen, die von der kurzen treffenden Ausdrucks- und Denkweise des Volkes Zeugnis geben:

1. Beim Lindetfahren (in den Wald) und Indiestadtgehen weiss man nie, wann man heimkommt.
2. Ich frier um d' Nasen herum, d. h. ich hab kein Geld.
3. Wenn der Vater ein Kran (Krähe) ist, wird der Sohn kein Dachel (Dohle).
4. Wer nicht fortgeht, kommt nicht heim.
5. Wo der Teufel nicht selber hinkommt, schickt er ein altes Weib.
6. Ich wünsch dir ein neues Jahr! Darauf die Erwiderung: Und dir das alte, es ist schon gezahlt.
7. Wo Geld ist, ist der Herrgott, wo keins, der Teufel.
8. Zwischen Tag und Nacht ist kein Zaun.
9. Wenn der Himmel einen kleinen (blauen) Flecken kriegt, kriegt der Petrus eine Hose.
10. Haben mein Vater und Mutter sterben müssen, wird's uns wohl auch nicht umbringen müssen.
11. Wie geht's, nichts Neues? Was soll's geben, is eh das Alte das Bessere.
12. Ein Ahnelkind und ein Stubenfarkel sind selten was wordn.
13. Gscheit bleibt gscheit; fallst mit dem Kopf in den Bach, bleiben die Füsse trocken.
14. Warme Füss, kalter Kopf, hint offen, langes Leben zu hoffen.
15. A Gewöhnets is a eisern Pfoad (Gewohnheit ist ein eisern Hemd).
16. Wenn der Vogel recht warm sitzt, fliegt er fort.
17. Das Wissen soll man vor dem Essen gelernt haben.
18. Wer viel einweicht (Wäsche), schweibt (wäscht) viel aus.
19. Wo die Scheuertor alleweil offen sind, is nix drin.
20. Das ist ein alter Spruch gewesen: was unter dem Tisch liegt, gehört dem Besen.
21. Sein tuts was (sagt man bei ganz aussergewöhnlichen Ereignissen).

Gerade zum Schluss gekommen mit dieser Arbeit, höre ich Lärm auf der Landstrasse vor meinem Hause. Aus heiseren Kehlen tönt der Ruf: „Hoch Österreich, hoch Deutschland!“ an mein Ohr. Ich eile hinunter und drücke noch allen die Hand, den jungen und älteren Leuten, die zur Fahne eilen und begeistert in den Kampf gegen einen nichtswürdigen Feind ziehen.

Osternberg, im August 1914.

## Die sogenannten Apostel-Bienenstöcke von Höfel<sup>1)</sup>.

Von Franz Treichel.

(Mit einer Abbildung.)

Die Imkerei bediente sich als Wohnung für ihre Schützlinge wohl allgemein der uns bekannten Spitzkörbe, die jetzt mehr und mehr bei der fortgeschrittenen Bienezucht den bequemerem Bienenhäusern gewichen sind, welche einen besseren Überblick und eine leichtere Beobachtung der Völker gestatten und bei denen auch das Abräuchern der Bienen fortfällt, wenn man den Honig einheimsen will. Welch ein weiter Schritt gegen die 'Beuten' unserer Vorfahren, die den Schwarm in einer 'Klotzbeute' hielten, einem ausgehöhlten Baumstamm, wie ihn sich wilde Bienenvölker im Walde in Bäumen mit natürlichen Löchern zum Wohnsitz auszuwählen pflegen!

Jedoch so eigenartige Häuser als Bienenstöcke, wie sie unsere Abbildung zeigt, dürften wohl ziemlich selten in der Welt sein. Sie befinden sich in Höfel, einem schlesischen Dorfe in der Nähe der Bahnstation Plagwitz am Bober, gehören dem Gutsbesitzer Hrn. Vogt und werden von Hrn. Lehrer Werner bewirtschaftet, dem ich meine Angaben verdanke.

Der übliche Name dieser Bienenhäuser, die menschliche Figuren darstellen, ist nicht zutreffend, denn es sind nicht zwölf an der Zahl, wie man nach den 12 Aposteln vermuten könnte, sondern 18 Bienenstöcke; ferner aber ist überhaupt nur ein Apostel unter ihnen.

Diese Kunstwerke von Immenwohnungen sind in langer Reihe in einem schuppenartigen Bauwerk aufgestellt, das nach der Vorderseite offen ist, wie jedes Bienenhaus, damit die Tiere ausfliegen können. Die einzelnen Stöcke sind ungefähr 2 m hoch und haben einen Umfang von etwa 1,50 m. Die aus Lindenholz geschnitzten Figuren stellen dar: Aaron, Moses, Simeon, Paulus, Petrus — der einzige Apostel unter ihnen —, Abt, Äbtissin,

1) Nach einem am 24. Mai 1914 im Verein für Volkskunde gehaltenen Vortrage.

Nonne, Prälat, Mönch, Zwerg, Gutsherr mit Gattin, die eine Doppelfigur bilden, sodann 4 Bauersfrauen und 2 Nachtwächter. Jede Figur ist mit einem ihr eigentümlichen Gegenstände ausgestattet.

Auf der Abbildung, angefertigt nach einer Ansichtskarte, die ich Hrn. Werner verdanke, kann man leider nicht die ganze Reihe überblicken.

Aaron trägt das Mannakrüglein und den blühenden Stab, Moses stützt die Gesetzestafeln an seinen Körper und hält in seiner Linken die aufgerichtete Schlange, neben ihm steht Simeon mit dem Kinde, dann folgen Paulus und Petrus mit Evangelienbüchern; die zweite Abteilung hinter

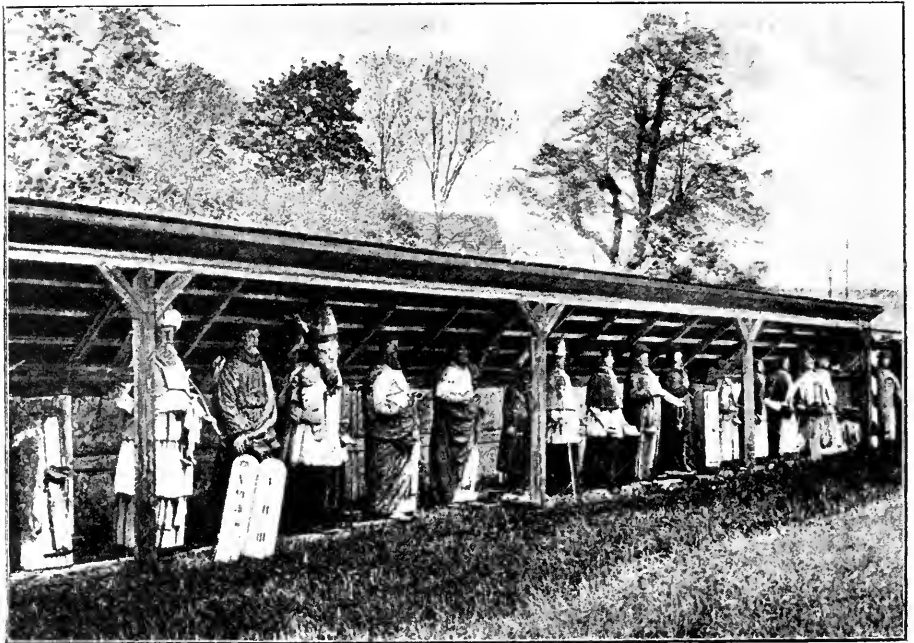


Abb. 1.

der Tragestütze zeigt Abt und Prälat mit Krummstab, sowie einen Mönch mit Rosenkranz und — Bierkrug; es folgt anscheinend noch die Äbtissin, nicht erkennen dagegen lässt sich die erste Figur, die verdeckt ist; die folgende Reihe besteht aus den Bauersfrauen mit Kaffeetassen, Fächern, Wäscherollen u. a. m. Die Nachtwächter tragen einen Spiess, während dem Zwerg ein Schnapsglas beigegeben ist. Die Schlupfbrettchen und -löcher für die Bienen sind an den Figuren deutlich zu erkennen; sie sind in etwas über Kniehöhe angebracht.

Über die Herstellung der Bienenstöcke ist sicheres nicht bekannt. Die ältesten Figuren wurden wahrscheinlich ums Jahr 1600 geschnitzt, als das dortige Bauerngut, die sogenannte Scholtisei, im Besitz des Klosters Naumburg a. Bober war. Einige Figuren sind neuerer Herkunft

und nachweislich im Auftrage des ums Jahr 1800 dort lebenden Bienenvaters Uebersehär in Löwenberg geschnitzt worden. Ich nehme an, dass der Stamm aus 12 Stück bestanden hat und so der Name 'Zwölf-Apostel-Bienenstöcke' entstanden ist.

Die meisten der Figuren sind nicht ohne Kunstfertigkeit gearbeitet, wie der Faltenwurf der Gewänder und die Gesichtsbildung zeigt; andere sind dagegen ziemlich plump ausgefallen, was auf mehrere Hersteller schliessen lässt.

Einmal drohte dieser seltsamen Gesellschaft Gefahr. Das war im Jahre 1813, als die Franzosen drei Tage lang in Höfel hausten. Doch müssen sie wohl Respekt vor den Figuren gehabt haben; denn während sie an 50 danebenstehende Bienenkörbe Feuer legten, fügten sie den 12 Aposteln kein Leid zu. Leider kann man diese Rücksicht dem Zahn der Zeit nicht nachsagen, da diese Wahrzeichen dortiger Gegend immer mehr verfallen. Trotzdem sind sie, wie gesagt, noch im Gebrauch. Die Erneuerung würde 'eine Stange Gold' kosten, wie mein Gewährsmann hinzusetzte.

Die Bienenstockfiguren tragen keinerlei Inschriften, die uns irgend eine weitere Aufklärung über ihre Entstehung geben könnten. Vergeblich erkundigte ich mich, ob eine besondere Begebenheit den Anlass zu ihrer Verfertigung gegeben hätte, irgendein Aberglaube sich daran knüpfte oder Sage und Legende etwas berichteten. Vielleicht verdanken die Figuren einem frommen Gelöbnis ihre Entstehung, falls nicht etwa die dargestellten Personen als die Schützer der Bienen anzusprechen sind.

Berlin.

## Kleine Mitteilungen.

### Der 'Weiberbraten' von Berghausen bei Speyer.

Ein originelles Fest mit historischem Hintergrund beging nach achtjähriger Pause zum erstenmal wieder am 9. Mai 1914 die Gemeinde Berghausen bei Speyer a. Rh.: den sog. 'Weiberbraten'. Welche Bewandnis es damit hat, erkennt man aus der Vorgeschichte des eigenartigen Brauches. Laut der Überlieferung sollen im Jahre 1706 die 59 Frauen von Berghausen auf ihrem Gange nach der nahen Stadt Speyer, um dort ihre Milch abzusetzen, in dem 'Gutleuthause', einem Spital, — am ehemaligen Gutleuteweg, jetzt Berghäuserstrasse, rechts zunächst dem Wege nach dem Tafelsbrunnen — den Ausbruch einer Feuersbrunst bemerkt und dadurch gelöscht haben, dass sie ihre für den Markt bestimmte Milch auf die Flammen gossen. Aus Dankbarkeit für dieses uneigennützig eingreifen bestimmte das Pflegeamt des ehemaligen Gutleut-Almosens, dass den Weibern

Berghausens alljährlich am Gedächtnistage dieser Begebenheit, am Montag nach dem heiligen Dreikönigsfeste, 15 Pfund Kalbfleisch (oder 14 Pfund Rindfleisch) und 15 Pfund Schweinefleisch, nach anderer Überlieferung 11½ Pfund Rind- und 16½ Pfund Schweinefleisch, nebst Brot (und Wein) verabreicht werden. Seit der französischen Herrschaft im Anfange des 19. Jahrhunderts wird diese Spende, der sogenannte 'Weiberbraten', in Geld geleistet, und zwar bezahlte alljährlich bis heute das Bürgerhospital Speyer als Rechtsnachfolger des Gutleut-Almosens ans Bürgermeisteramt Berghausen 4 Gulden 45 Kreuzer (umgerechnet seit 1875 in 8 Mk. 14 Pf.). Dieser Betrag langte natürlich nicht im geringsten für das Festmahl der ganzen, auch an Ansprüchen gewachsenen Frauenschar Berghausens — daher zahlt jetzt jede einzelne davon selbst einen bestimmten Beitrag, während die Speyerer pflichtmässige Spende einen Teil der Musikkosten deckt. Eine Stiftungsurkunde besteht nicht, wenigstens ist keine bekannt. Erstmals erscheint diese Ausgabe für die Weiber von Berghausen in der Speyerer Spitalrechnung für das Jahr 1714, und zwar als gewöhnliche. Das Fehlen bestimmter Anhaltspunkte für den Ursprung dieser Stiftung ist jedenfalls in dem Verbrennen der bezüglichen Schriftstücke von 1555 bis einschliesslich 1713 (wie auch schon im Dreissigjährigen Krieg) begründet. Der volkmässigen Tradition widerspricht die urkundlich belegte Tatsache, dass jenes Gutleuthaus im Jahre 1706 französische Mordbrenner vollständig einschichteten. Erst 1740 gibt ein Speyerer Zins- und Lagerbuch als Ursache der Spende an, dass, „als vor alters das Gutleuthaus in Brand geraten, derselbe durch die Weiber zu Berghausen gelöscht worden sein soll.“ Da hiernach der Anlass rechtlich kaum sicher galt, so suchte die Spitalverwaltung die finanzielle Last abzuwälzen. Die Gemeinde Berghausen verfocht das Recht ihrer Frauen, gab jedoch in dem Streit nicht das vererbte Verlangen an, stellte vielmehr fest, „wenn diejenigen, so daß Gutleuts-Guts-Aecker in ihrer Gemarkung liegend ihr Zugvieh ausspanneten, so hätten sie das recht in ihrer Gemarkung zu weyden, wegen welchen man ihnen diese Gebühr zu entrichten hätte, wovon sie auch nicht abstunden sondern sich im widrigen fall an denen fruchten bezahlt machen wollten.“ Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verweigerte das Speyerer Bürgerhospital die weitere Auszahlung; jedoch verfügte die königl. Regierung der Pfalz unter dem 7. September 1821 die fernere Entrichtung. Gymnasiallehrer Dr. Albert Becker in Zweibrücken, der bedeutendste Fachmann der Rheinpfalz auf dem Gebiete der Volkskunde, führt<sup>1)</sup> diesen Brauch auf ein Weiderecht in der Berghausener Gemarkung zurück, das vom Gutleut-Almosen ausgeübt wurde<sup>2)</sup>. Auf jeden Fall reicht dieser Brauch jahrhundertlang zurück<sup>3)</sup>.

1: Hessische Blätter für Volkskunde 10, 145ff., Nachtrag ebd. 11, 34 in einem Aufsätze 'Frauenrecht in Brauch und Sitte. Zur Geschichte des Weiberbratens von Berghausen bei Speyer'.

2: Teilweise wörtlich übernommen, aber noch sicherer begründet und in den richtigen grösseren Zusammenhang gestellt hat Alb. Becker seine bezüglichen Ausführungen und Auslegungen in sein ungemein ergiebiges fesselndes Büchlein: 'Frauenrechtliches in Brauch und Sitte. Ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde' (Programm des k. Gymnasiums Zweibrücken 1913) und seine 'Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz' IV (Kaiserslautern 1913), S. 21 - 23; 63 - 64 Anmerkungen 19-22; 42-43; 71f. (Anm. 65); 77 (Martin Greifs verherrlichendes Gedicht 'Die Frauen von Berghausen' in dessen 'Neuen Liedern und Mären' (1902) S. 153f., zuerst in der Gartenlanbe 1898 Nr. 5, S. 69 — Anhang I). Zur Entstehung solcher Sagen verweist A. Becker auf F. Ohlenschlagers akademische Festrede 'Sage und Forschung' (München 1885) und W. L. Hertslet, Der Treppenwitz der Weltgeschichte, 6. Auflage von H. F. Helmolt, S. 17ff.

3: Von dem altherkömmlichen Verlaufe des Festtages berichtet Ludwig Schandein



Die heurige Feier fand mit allem Pomp statt: sie brachte die ganze kleine Gemeinde auf die Beine, lockte auch eine grosse Anzahl Schaulustige und Neugierige aus der näheren und weiteren Umgegend herbei. Ein Umzug leitete das Fest nachmittags  $\frac{1}{2}$  Uhr ein. Lustige Musik kündigte den herannahenden Aufzug an. Dann kam stolzen Schritts das „Komitee der Milchfrauen“: drei wackere Frauen mit weissen Schürzen, Blumen im Haar und mit blumengeschmückten blanken Milchkannen. In ihrer Mitte die Fahne, dabei, von zwei weissgekleideten Mädchen geführt, ein blumengezierter Wagen, in dem die älteste Frau des Ortes, die 83jährige Witwe Walburg, sass. Dahinter, gleichfalls festlich geschmückt, das Heer der übrigen Milchfrauen. Unter den flotten Klängen der Kapelle zog der Zug vor eine Reihe freigelegter Häuser, wo den Frauen in ihre blank geputzten zinnernen Milchmasse Wein geschenkt wurde. Während die immer zahlreicher herbeiströmende Weiblichkeit sich daran erquickte, ging das männliche Geschlecht, das sich darum gruppierte, leer aus — so will es der Brauch; denn es ist eben ein ausgesprochenes Frauenfest, wie auch A. Becker das Ganze richtig unter das Frauenrecht rückt. So wurde denn der 'Weiberbraten' selbst, als nach mehr als zweistündigem Umzug sich die Teilnehmerinnen im 'Pfälzer Hof' zum Festessen versammelten, ohne Männer verzehrt. Freilich, als der Form der Tradition genügt war, holten die Frauen ihre ehelichen Hälften, die geladenen Honoratioren und die Freunde des alten volksmässigen Brauches herein — Ledige bleiben auch da noch ausgeschlossen —, und nun drehte man sich, ganz dem Herkommen gemäss, im Tanze, bis die Sonntagssonne zu den Fenstern hereinlugte. J. Rumpf, der in der gelesensten Tageszeitung der Vorderpfalz, dem Ludwigshafener General-Anzeiger, Nr. 104 vom 5. Mai 1914, im voraus für das Verständnis des merkwürdigen Brauchs bei der Bevölkerung in einem gut unterrichteten Artikel Stimmung machte, scheint seiner Fortdauer gewiss: „Dass dieser Pfälzer Brauch, der einzige seiner Art, nicht verschwindet und das Andenken bei den nachfolgenden Geschlechtern erhalten bleibt, dafür sorgen die Milchfrauen Berghausens, die, mit Recht stolz auf die entschlossene und selbstlose Handlung ihrer Vorgängerinnen, das ewige Gedächtnis wahren und gewahrt wissen wollen. Es ist ein besonderes Verdienst Albert Beckers, den Kern des fortlebenden, sichtlich Jahrhunderte alten Brauchs herausgeschält und dann unter den grundsätzlichen Gesichtspunkt des 'Frauenrechts' gebracht zu haben, innerhalb der Fülle ähnlicher Materialien aus der Rheinpfalz und den stammes- oder traditionsverwandten Nachbargegenden. Dass die heutigen aktiv wie passiv Beteiligten von Ursprung und Sinn gar keine oder höchstens einzelne eine ganz leise Ahnung haben, mag man mit historischer Nüchternheit aussprechen, sogar bedauern — nach richtiger begründeter Erklärung zu suchen, erwächst der Forschung daher erst zur Pflicht. Weder August Becker, der bekannte Erzähler pfälzischer Herkunft, in seinem (1913 für den Pfälzerwaldverein neu aufgelegten) Buche 'Die Pfalz und die Pfälzer' (S. 152) von 1857 noch W. H. Riehls berühmtes Buch 'Die Pfälzer' (1898) deuten in ihren kulturhistorischen Gemälden die Geschichte vom Weiberbraten an.“

Ludwigshafen a. Rh.

Ludwig Fränkel.

---

in der Zeitschrift „Bavaria“ IV 2 S. 388. Die feststellbaren Daten für die Vergangenheit bringt J. Rumpf, „Der Weiberbraten zu Berghausen. Nach Akten des Hospitalarchivs zu Speyer“, Speyerer Zeitung 90 (1901) Nr. 115/116, meist Rechnungsbelege. Vgl. auch Frankfurter Zeitung vom 24. Mai 1901, 2. Morgenblatt.

## Braunschweigische Sagen<sup>1)</sup>.

### I. Der wilde Jäger.

Wenn es in der Luft 'jif jaf jif jaf' tönte und ich meinen Vater danach fragte, so sagte er: Dat is de wille Jäger, Junge, den lat man trecken.

(Altvater Bosse in Hötzum.)

Der wilde Jäger fliegt kaum haushoch. Dem alten Lohe in Braunschweig (vor zehn Jahren etwa verstorben) ist er öfter begegnet. Einmal hat er mit ihm gesprochen, aber er durfte nicht sagen, was er mit ihm geredet habe, sonst würde Not und Pestilenz über ihn kommen.

Ein paar Brüder waren einst in einer Herbstnacht auf dem Felde und trugen die Hürden vor. Da sei, so erzählte der eine, der Jäger Busch über das Feld gekommen. Es habe sich plötzlich über dem Dorfe Hallendorf ein grosses Hundegebell erhoben und sei immer näher gekommen, bis es über ihnen durch die Luft gesaust sei. Da habe der Bruder gefragt: „Wer da?“ „Jäger Busch“ sei ihm aus der Luft geantwortet. Dieser habe vier Pferde vor seinem Wagen gehabt, und viele Hunde seien nebenher gelaufen.

### II. Der Teufel.

a) Der Teufel heisst meistens Gluhswanz, seltener Langswanz und Draken-trecker, oft wird er mit dem Vornamen Martin angeredet, vgl.:

Marten, hast noch ein vergetten,  
Hast noch keine Botter eschetten.

Er hat einen schwarzen, rauhen Schwanz, und wer unter den Freimaurern ist, zu dem kommt er, und er muss sich mit seinem eigenen Blute unterschreiben.

b) Wenn der Gluhschwanz durch die Luft zieht und einen trifft, der nicht unter Dach und Fach ist, lässt er auf ihn Schmutz herunterfallen. Ist man aber unter Dach und Fach und ruft ihm 'Halfpart' zu, so gibt er die Hälfte von dem, was er hat, ab. Als es einmal ein Knecht rief, liess er etwas in den 'Älpaul' (= Jauchepfuhl) fallen. Als der Knecht eine Harke geholt und es herausgefischt hatte, war es eine Pipwurst. (Wedtlenstedt.)

Manche Leute konnten den Gluhschwanz auf freiem Felde anhalten. Dann fragten sie ihn, was er auf habe. Er habe Geld geladen, antwortete er. Woher er das geholt habe? „Aus der königlichen Schatzkammer.“ „Wo bringst du es hin?“ Auf diese Frage erhielten sie keine Antwort. Dann riefen sie ihm zu „Marten, half Parten!“, und er musste ihnen die Hälfte abgeben. (Hötzum.)

c) Wenn der Gluhschwanz in den Schornstein hineinfuhr und man ein Rad vom Wagen abnahm und es verkehrt wieder aufsteckte, so konnte er nicht wieder aus dem Hause heraus, sondern musste erst eine Wand einrennen, um da herauszufahren. (Hötzum.)

### Der Teufel hilft buttern<sup>2)</sup>.

Einer Frau in Coppengrave am Hilse gelang das Buttern immer so schnell, dass man es sich nicht erklären konnte. Eines Tages, als ihr Mädchen buttern

1) Vgl. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig, Braunschweig 1895; Schütte, Braunschweig. Magazin 1898 S. 23 und 1899 S. 111 und 117 ff.; ders., oben 11, 338 ff.

2) Vgl. Schambach und Müller, Niedersächs. Sagen Nr. 185; Schütte, Braunschweig. Magazin 1898 S. 23.

musste, sah dies einen dicken Frosch in dem Schmant sitzen. Da schüttete es ihn aus, nahm den Frosch und warf ihn aus der Tür. Nun musste es immerzu buttern, weil die Butter nicht werden wollte. Als die Frau erschien, fragte sie, was es denn gemacht hätte. Da sah sie schon den Hopper hinter der Tür sitzen, kriegte ihn auf und sagte:

Ach, kumm Charlöttchen  
In meinen Smantpöttchen,  
Use Mäken ungewetten  
Hat dik ut en Botterfatte smetten.

### Der betrogene Teufel.

a) Die Pferdejugen neckten den Teufel stets, er konnte ihnen aber nichts anhaben. Da bat er Gott, er möchte sie ihm in die Hand geben. Der liebe Gott sagte, er solle sie haben, wenn die Eichen kein Laub mehr trügen. Damit er sie nun nicht kriegt, hat der Herrgott gefügt, dass die Eichen immer noch trockenes Laub haben, wenn sie zu grünen anfangen.

b) Ein Förster am Elme hatte sich dem Teufel verschrieben; der gewährte ihm grossen Anlauf vom Wilde und gab ihm Freikugeln. So ging ihm kein Schuss fehl, und er lebte herrlich und in Freuden. Es kam aber die Zeit, wo der Vertrag ablief, bei dessen Abschluss er versprochen hatte, des Teufels zu sein, nämlich sobald nach zehn Jahren im Walde das Laub abgefallen sei. Der Teufel stellte sich richtig nach zehn Jahren um Martini ein, um den Förster zu holen. Der aber machte Ausflüchte und meinte, der Teufel irre sich, denn alle Blätter seien noch nicht abgefallen. Sie gingen in den Wald, um nachzusehen, und der Förster behielt Recht: die Dickungen der Eiche und Buche waren noch nicht entblättert. Der Satan musste abziehen, nahm sich aber vor, zu rechter Zeit wiederzukommen. Das tat er denn auch um die Osterzeit und wies dem Förster die nun blattlosen Dickungen. Dieser aber führte den Bösen zu einer Buchenheisterpflanzung aus den Vorjahren, an der zu gleicher Zeit grüne und trockene Blätter zu sehen sind. Die Zeit war also wieder verpasst; der dumme Teufel sah ein, dass er betrogen war, zog grimmig ab und kam nicht wieder. (Gross-Dahlum, vom † Forstmeister Ziegenmeyer.)

c) Opperstund will kein Minsche mehr an en Düwel glöwen, olinges leit e sik aberst öfter seihn un hale düssen un jünnen. Et kamm mal abens in Schummern de Grotendahlsche Föster oppen Räbschen (Dorf Rübke am Elme) Stiege hendal. Da möte ne Ein, blef bi ne stån un bot ne de Dagestīt. De Föster bot en ok en guen Abend und blef ok stån. Wildessen dat hei den Frömmen en betten hinken sach, as hei ran kamm, kêk e na sinen Fäuten. Da word e en Përfaut gewahr un nu wußte hei Bescheid: dat moßte de Düwel sīn. Wenn et ne nu ok en betten isig den Rüggen runder leip, sau harr' e doch keine Fureht, hei was en stämmigen Kerel un namm et mit sessen op.

„Tu“, sä de Düwel, „wat drögsten da vor en putzig Dings op diner Schulder?“  
„Dat is mine Tabackspipe“, sä de Föster un namm sine Flinte in de Hand.  
„Hm, rōken möchte ik ok wol emal“, meine de Düwel. „Da kannst tan kōmen“,  
antwōre de Föster, un dabi stōk e den Düwel de Mündunge int Mul, „sast ok  
glik Fūer hebbē“. Dorbi treck e en Hānen op un drücke af. De Düwel pruste,  
spucke ut un reip: „Fudichkan! Dē Taback is mik tau starke“, un dormidde  
mak e, dat e weg kamm. (Gross-Dahlum, vom † Forstmeister Ziegenmeyer.) —  
[Vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den KHM. der Brüder Grimm 2, 530.]

### III. Hexen.

Am alten Mai, das ist der zwölfte, ziehen die Hexen nach dem Blocksberge (Lebenstedt.) — Wer sie hat sehn wollen in der Wolpernacht, hat sich müssen auf einen Kreuzweg setzen und Kreuzdornen um sich herumlegen, dann haben sie ihm nichts tun können. (Hötzum.) — Hexen aber, die durch eine Verletzung blutrünstig werden, können einem nichts anhaben. (Volkmarsdorf.) — Schlägt man auf die Türschwelle drei Hufnägel in Dreiecksform, dann kann die Hexe nicht in die Stube (Wedtlenstedt), hängt man ein Pflugrad in den Schweinestall, so geht sie nicht an die Schweine. (Cremlingen.) — Der Stridde (= Dreifuss als Untersatz) durfte über Nacht auf dem Herde nicht stehen bleiben, sondern musste umgestossen werden, dass er auf dem Rücken lag. Sonst kochten die Hexen auf ihm die Nacht. (Hötzum.)

### IV. Weisse Taube als Seele.

In Helmstedt war einem in der Jürgenstrasse wohnenden Bader ein silberner Löffel weggekommen. Der Verdacht, ihn gestohlen zu haben, fiel auf Melusine, des Baders Magd. Vergebens beteuerte diese ihre Unschuld; sie wurde eingezogen, gefoltert und zum Tode durch das Schwert verurteilt. Auf einem Hügel vor dem Südertore am Büddenstedter Wege wurde sie geköpft, und als der Kopf fiel, schwebte aus dem Rumpfe eine weisse Taube als Zeichen von Melusins Unschuld empor. In der folgenden Nacht sank auf der Richtstätte der Hügel ein, und es entstand eine tiefe Grube, die als Melusinenkuhle noch heute zu sehen ist. Nach Jahr und Tag warf der Wind einen alten Birnbaum in des Baders Garten um; dabei zerfiel ein Elsternest, und darin fand sich der vermisste Löffel.

### V. Werwolf und Löwenbär.

a) Ein Mann, der sich einen Wolfsriemen umschnallte, wurde zum Werwolf und konnte dann ein ganzes Schaf auffressen. (Hötzum.)

b) In den Wiesen bei Stiege, die man das Füllenbruch nennt, mähten an einem warmen Sommertage zwei Männer Gras. Den Mittag rasteten sie, assen und legten sich zum Schlafen nieder. Nach kurzen Schlummer erwachte der eine, vermisste seinen Gefährten und sah, wie dieser, in einen Wolf verwandelt, ein in den Wiesen weidendes Füllen beschlich, zerriss und frass. Darauf verwandelte er sich wieder in einen Menschen und kehrte zur Ruhestätte zurück<sup>1</sup>). Hier lag der andere entsetzt und stellte sich schlafend. Nach einiger Zeit gingen beide wieder an die Arbeit. Dem Werwolfe ging sie schlecht von der Hand, und bald klagte er über Vollheit im Magen. Da konnte sich der andere nicht enthalten zu sagen: „Wer ein Füllen gefressen hat, muss wohl voll im Leibe sein.“ Der Werwolf erwiderte: „Hättest du mir das vor einer Stunde gesagt, so wäre dein letztes Brot gebacken gewesen.“ Inzwischen waren nämlich noch andere Mäher an die Wiesen getreten, die sich dem Werwolfe mit entgegengestellt hätten. Dieser suchte das Weite, und man hat ihn nicht wieder gesehen.

c) Menschen verwandeln sich durch einen Verwünschungsriemen in Löwenbären. Wenn ein Mensch den Riemen umschnallt und dieser nicht wieder aufgeschlagen wird, so ist der Mensch ein Löwenbär. (Lebenstedt.)

1) Vgl. Voges a. a. O. Nr. 107; Schambach u. Müller Nr. 198; Harrys, Volkssagen Niedersachsens Nr. 24. Grimm, D. Sagen Nr. 214.

### VI. Tückeboten.

Die Tückeboten wandten sich stets zu den Betenden. Ein Frachter fuhr einmal bei dem Schöppenstedter Turme, wo es früher bruchig war, und betete. Da setzten sich alle Tückeboten auf seinen Wagen, dass er so schwer wurde, dass sein Pferd kaum weiter konnte. Als sich aber einer gar auf seinen Peitschenstock setzte, wusste er nicht ein und aus und rief: Donnerwetter! — und weg waren sie alle. (Hötzum.)

### VII. Nächtlicher Zauber bei Helmstedt.

Der Zimmermeister Koch, ein ruhiger, nüchterner Mann, kehrte eines Abends spät aus dem Weissen Rosse, seiner vor dem Südertore belegenen Stammkneipe, zurück, konnte aber das Tor nicht finden. Die ganze Gegend war verwandelt und ihm unbekannt geworden. Da fiel ihm das einzig in solchem Falle helfende Mittel ein, er setzte sich zu Boden und zog seine Schuhe um, so dass der rechte auf den linken Fuss kam. Nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; er fand alles, wie es immer gewesen war, kam durch das Tor und erreichte sein nahe gelegenes Haus.

### VIII. Versunkene Gebäude.

a) Von der alten Strasse von Delligsen nach Kaierde aus, dem Hofe Mittal am Ithberge gegenüber, sieht man zwischen der Strasse und dem Röhnberge ein Wasserloch. Es ist von einer Wiese umgeben, die die Meerwiese genannt wird. Hier soll eine Kirche versunken sein; die Glocken will man zuweilen im Sommer noch aus dem Wasser heraus läuten hören.

b) Im Silberhohl im Bodenburger Holze am Hahnenkampe ist ein Schloss mit einer Prinzessin versunken. (Dorfbeschreibung von Seesen 1757, handschriftlich auf der hiesigen Plankammer.)

### IX. Bannung.

a) In einem Hofe in Bortfeld spukte ein Verstorbener. Da holte man einen Pater, und der bannte den Geist in eine Flasche. Diese nahm er und fuhr mit einem Knechte, der sich nicht umgucken durfte, nach dem Bruche und begrub die Flasche unter einer 'Kopheike'. Da ist er nicht wiedergekommen, aber eine Stelle in dem einen Stalle ist noch bedenklich, da dürfen sie kein Vieh hinstellen, sonst wird es krank.

b) Hinter der Grasmühle bei Schöningen ist der Kuhteichsberg; dorthin, so erzählte man vor 60 Jahren, hätten die Mönche immer welche gebannt.

c) Einen bösen Geist, der sich bei Gross-Twülpstedt zeigte, bannte der Pastor Kemphans, indem er ihn in einen ledernen Sack tat und nach dem Wipperteiche hinter Wendeschott trug.

### X. Unruhe im Grabe.

a) Dat Mäken mit der Lüchte.

Einst ging ein Mädchen, das schwanger war, mit seinem Bräutigam von Bettmar nach Münstedt, traf aber dort nicht ein, sondern wurde in einer Flachsrotte ertrunken aufgefunden. Man glaubte, sein Bräutigam habe es ertränkt. Sieht man nun seit der Zeit ein Irrlicht, so heisst es, 'dat Mäken mit der Lüchte' ginge wieder umher.

## b) Verwünschte Jungfrau.

Am Röhnberge bei Delligsen geht eine Jungfrau mit goldenen Eimern.

## c) Die Jungfrau mit silbernen Schlüsseln.

Der Klostergarten von St. Ludgeri bei Helmstedt ist mit einer hohen Mauer umgeben. An seiner östlichen Seite ist eine Pforte, aus der nachts eine Jungfrau mit einem Bunde silberner Schlüssel kommt. Sie geht den Weg zum Strohmühlenteiche, wo sie verschwindet. Die Pforte wird unterdessen von einem verzauberten grossen Hunde bewacht.

## d) Fräulein mit goldenen Eimern.

Es war einst ein Schloss bei Coppengrave, an dem Strassborn gelegen, der da fliesset. Jetzt ist es untergegangen, von einem Zauberer verwünscht. Diesen sollte das junge Fräulein, das einen grossen Lieblingshund hatte, heiraten, mochte ihn aber nicht. Der Rand des Schlosses ist noch zu sehen; die Stelle ist schon öfter vollgefahren, doch die Erde verschwindet immer. Alle zehn Jahre erscheint das Fräulein mit goldenen Eimern und schöpft Wasser. Dann geht der Hund neben ihm her und bewacht es; vor dem Stege, wo das Wasser fliesst, stellt er sich auf. Der Zauberer steht vor dem anderen Ende des Steges. Wenn dann Leute kamen, die nach der Mühle in Brunkensen wollten, konnten sie nicht hinüber. Einmal kam eine Frau daher, als die zehn Jahre gerade wieder herum waren. Da sah sie das Fräulein die volle Stunde von 11—12 stehen und den Hund auch; ein Irrlicht stand aber in dem Kreise, in dem sich das junge Mädchen befand, kam auf die Frau zu, und es ging immer: „Huck up!“ Da rief sie: „Zum Teufel huck up!“, und auf einmal war es so schwer auf ihrer Kiepe, dass sie sie gar nicht mehr tragen konnte. Als die Stunde vorüber war, wollte sie weg über den Steg gehen. Da aber ihre Kiepe so schwer war, sagte sie: „Kriuzdonnerwetter, wat is denn dat up miner Keipen!“ Dann wurde sie ordentlich zurückgerissen, und es huckte etwas ab. Als sie nach Hause kam, erzählte sie es. Ein alter Mann aber wollte ihr nicht glauben und sagte: „Wenn ik allet glöwe, dat glöwe ick nich.“ Sie jedoch erwiderte: „Mik hat et mine Mutter un mine Grossmutter vertelt, un nu is et mik begegnet.“ Da sagte er: „Wenn ik in tein Jahren noch lewe, will ek er ok hen un seihn, ob et wahr is.“ Als die zehn Jahre herum waren, ging er nach der Mühle, um sich Roggen schrotten zu lassen, und als er zur Stunde dahin kommt, sieht er das Nämliche: Das junge Mädchen geht mit den goldenen Eimern dreimal um das Schloss herum, dann kommt der Hund und steht bei ihr, während sie Wasser schöpft, darauf erscheint auch der Zauberer. Dem Alten steigen die Haare zu Berge, doch bleibt er stehn; als er sich aber nach dem Hunde hin bewegt, kriegt er eine Ohrfeige, dass er die Besinnung verliert. Als er wieder zu sich kommt, sieht er den Hund mit der Jungfrau verschwinden, den Zauberer sah er nicht mehr.

e) Verwünschte Jungfrau<sup>1)</sup>.

Der Berg hinter dem Grünenpläner Kurhause heisst die heilige Au. Dort soll früher ein Kloster gestanden haben, noch ist ein Nonnenteich da. Einst stand hinter dem Kurhause eine alte Eiche. Unter dieser hatte sich einmal ein Kind mit einem Korbe voll Erdbeeren hingestellt. Da erschien eine Jungfrau und bat um die Erdbeeren. Das Kind aber lief mit seinem Korbe fort. Da klagte die

<sup>1)</sup> Vgl. Voges Nr. 17; Schambach u. Müller Nr. 115.

Jungfrau, dass sie nicht erlöst wäre. Nun könnte sie erst erlöst werden, wenn die jungen Schösslinge der Eiche so dick geworden wären, dass aus dem Holze eine Wiege gemacht werden könne, und das Kind, das darin gewiegt wäre, herangewachsen sei. Dies erst könne sie erlösen.

#### f) Fräulein auf der Asse.

Auf der Asse zeigte sich oft ein Fräulein in weissem Kleide mit einem Bunde Schlüssel. Wenn einer durchging, winkte es. Ein Förster ging auf das Winken zu, da war das Fräulein, als er dicht bei ihm war, auf einmal verschwunden. Aber an der Buche, an der es gestanden hatte, fand er einen grossen Sack voll Turhölter (= Käse) stehen. Er besah ihn und steckte sich eine Tasche voll. Als er nach Hause kam und den Käse herauskriegen wollte, hatte er lauter Goldstücke in der Tasche. Da ging er wieder hin und wollte sich noch Käse holen. aber da war der Sack verschwunden.

#### g) Frau ohne Beine.

Eine Frau ohne Beine ging hinter der Försterei bei Grünenplan. Sie trug weisse Kleider. Wenn man jedoch in ihre Nähe kam, war sie stets verschwunden.

#### h) Die Darmwäschersche.

Den Steg, der über die Hille geht, die durch Coppengrave hindurch in die Gleene fliesst, beschreitet nach zeh'n Uhr abends kein Kind mehr. Hier sitzt nämlich die Darmwäschersche, und zwar kommt sie alle Vierteljahr an den Steg der Hille, um die Gedärme ihres Schwiegersohnes, der sie totgeschlagen hat, zu waschen.

#### i) Mann ohne Kopf.

In einem Holze hinter Rautheim, der Grashof geheissen, jetzt urbar gemacht, hörte man abends in der Dämmerung einen Mann ohne Kopf immer 'Hoho' rufen.

Im Glüsigwalde zwischen Helmstedt und Harbke ging nachts der Jäger Schickedanz um, trug seinen glühenden Kopf unter dem Arme und erschreckte die Leute.

#### k) Der Bölkhans.

Zwischen Gross-Sisbeck und Gross-Twülpstedt war der Kleibusch. In ihm stand ein steinerner Tisch. An diesem sass oft der Bölkhans (Konring) mit einer Feder hinter dem Ohr und schrieb. Vielen huckte er auf und rief: „Hollaho, hierher, hier is de Snee!“ (= Grenze) Manchmal rief er sein Hollaho, hoho, hoho so laut, dass in Papenrode die Fenster klingelten. Nun ward dies auch einem Pastor erzählt, und dieser wollte die Leute von ihrem Aberglauben abbringen, von dem auch sein Kutscher erfüllt war. Er liess diesen also anspannen und setzte sich in den Wagen. Sein Friedrich musste fahren. Er hatte aber den Leuten gesagt, der da rief, wäre nicht Konring, sondern ein Vogel. Als sie jedoch in die Gegend kamen, wo sich Konring aufzuhalten pflegte, rief dieser auf einmal in den Kutschwagen hinein. Da erschrak der Pastor und rief: „Friedrich, wende um, es ist ein böser Geist!“

## l) Toter kehrt ins Haus zurück.

Ein alter Bauer wollte seine Stelle (Grab) im Hofe haben. Nach seinem Tode führte aber sein Sohn seinen Wunsch nicht aus, sondern liess den Toten nach dem Kirchhofe bringen. Als nun eines Tages der Knecht Flachs in die Rote legen musste, wobei er Strümpfe und Schuh ausgezogen hatte, kam ihm immer etwas an die Beine. Er fasste zu und schnappte einen langen, dicken Fisch. Nun dachte er: „Sollst schnell nach Hause laufen und den Fisch hinbringen“. Als er aber da war, sprang der Fisch weg und sprach: „Nun hast du mich weit genug gebracht“; er habe sich eine Stelle im Hause gewünscht und wolle nun nicht wieder heraus. Unter der Treppe sollten sie ihm eine Stelle ausmauern und einen Himpten Salz und einen Himpten Asche durcheinandermengen und ihm geben. Den wolle er dann wieder auseinanderlesen und sich damit die Zeit vertreiben.

## m) Die Pfeife.

Der alte Förster Perl in Coppengrave war gestorben. Zwei Tage nach seinem Begräbnisse kam die alte Frau Perl mit den Nachbarn auf ihren Mann zu sprechen und sagte: „Mein Mann hat immer so gern die Pfeife geraucht, und ich habe sie ihm nicht ins Grab gelegt.“ Als sie die Nacht darauf zwischen elf und zwölf im Bette lag, trat unten einer vor das Fenster und rief dreimal: „Dora, Dora, meine Pfeife!“ Sie war darüber so erschrocken, dass sie keinen Laut von sich geben konnte, dachte aber, sie habe geträumt, und blieb ruhig liegen. Die folgende Nacht ging es gerade wieder so los. Als sie aufwachte, dachte sie: „Jetzt kannst du es nicht mehr ertragen“, band einen Bindfaden an die Pfeife und liess sie hinunter. Am andern Morgen war sie froh, dass sie die Pfeife hingegeben hatte. Zu ihrem grossen Erstaunen hing sie aber am Wegweiser. Der Tote hatte sie also nicht mit ins Grab genommen, sondern an den Wegweiser gehängt.

## n) Die Nachtmütze.

Einem Bauern in Coppengrave war die Frau gestorben. Sie hatte vor ihrem Tode ihre Nachtmütze, die man ihr nach dem Tode aufsetzen sollte, in das Ofenloch gelegt. Das hatte sie aber ihren Angehörigen zu sagen vergessen, und die hatten sie daher der Leiche nicht aufgesetzt. Als sie ein paar Wochen tot war, ging in der Nacht zwischen elf und zwölf dem Mädchen die Kammertür auf, und die Tote erschien in weissem Kittel. Das Mädchen erschrak und konnte kein Wort sagen. Als es am Morgen herunterkam, sagte es seinem Herrn, die Frau sei dagewesen. Er aber erwiderte: „Mädchen, du hast wohl geträumt, weil wir gestern abend davon gesprochen haben. Wenn sie wieder kommt, frag, was sie will!“ Die Nacht darauf kam sie richtig wieder und stellte sich vor das Bett. Da fragte das Mädchen: „Fru, wat will se denn?“ „Ach“, sagte sie, „im Ofenlocke da leit meine Nachtmützen.“ „Na“, sagte das Mädchen, „gât man hen, ik will se morgen abend vor de Döre legen.“ Den Abend blieb das Mädchen lange auf, nahm die Nachtmütze aus dem Ofenloche und legte sie vor die Tür. Am andern Morgen war sie verschwunden, aber seit der Zeit ist die Frau nicht wieder ins Haus gekommen.

Braunschweig.

Otto Schütte.

(Schluss folgt.)



### Rätsel der Königin von Saba in Indien.

In meiner Abhandlung 'Zur Geschichte vom weisen Haikar' oben 17, 172ff. habe ich die Rätselfragen und Rätselaufgaben, die dem klugen Mahosadha vom König Vedeha im Mahāummaggajātaka<sup>1)</sup> zur Lösung vorgelegt werden, aus diesem Jātaka ausgezogen und kurz besprochen. Nur die 15. 'Frage', die Sandstrickaufgabe<sup>2)</sup>, habe ich a. a. O. ausführlich behandelt. Indessen beanspruchen mehrere von den andern Aufgaben ein gleiches, wo nicht grösseres Interesse: so vor allem das 'salomonische Urteil' in der 5. Aufgabe, das schon so oft mit der entsprechenden biblischen Erzählung im 1. Buch der Könige verglichen worden ist<sup>3)</sup>. Hierher gehören ferner einige Aufgaben, die eine mehr oder weniger grosse Ähnlichkeit mit Rätseln der Königin von Saba aufweisen. Diese Aufgaben will ich hier etwas ausführlicher besprechen, als es in meiner oben angeführten Abhandlung gesehehen ist, wo ich mich mit Andeutungen begnügen musste.

Zunächst kommt die wohlbekannte und weitverbreitete 8. Aufgabe in Betracht: Mahosadha soll zeigen, welches von den beiden Enden eines Stabes die Spitze und welches die Wurzel ist. Er löst die Aufgabe in der Weise, dass er sich ein Gefäss voll Wasser bringen lässt, an der Mitte des Stabes einen Faden befestigt und an diesem Faden den Stab auf das Wasser hinablässt: das Ende des Stabes, das zuerst im Wasser versinkt, ist das Wurzelende. Eigentümlich ist an dieser Lösung, wie ich beiläufig bemerken möchte, dass der Stab in der Mitte an einen Faden angebunden wird. Dieser Zug findet sich, soweit ich sehe, sonst nicht in der indischen oder in der davon abhängigen Literatur, wohl aber in einigen westlichen Versionen; s. Polívka im Archiv für slavische Philologie 27, 617.

Wie ich in meiner Abhandlung oben 17, 174 bereits angedeutet habe, wird die Stabaufgabe auch unter den Rätseln der Königin von Saba aufgeführt. Erst jetzt bin ich in der Lage, genauere Angaben zu machen. Die ältesten, übrigens nicht einmal sonderlich alten jüdischen Quellen für die Rätsel der Königin von Saba — der Midrasch zu den Sprüchen und das zweite Targum zum Buche Esther — kennen die Aufgabe allerdings nicht. Dagegen erscheint sie in einer späten, dem 15. Jh. angehörigen Redaktion der Rätsel, die S. Schechter unter dem Titel 'The riddles of Solomon in Rabbinic literature' Folk-Lore 1, 349—358 herausgegeben und übersetzt hat. Hier lautet das 19. und letzte Rätsel: 'She [the Queen of Sheba] next ordered the sawn (trunk of a) cedar tree to be brought, and asked him to point out which (end) the root had been and at which the branches. He bade her cast it into the water, when one end sank and the other floated upon the surface of the water. That part which sank was the root, and that which remained uppermost was the branch end'.

Die beiden folgenden Aufgaben, die Mahosadha löst, haben die Geschlechtsunterscheidung zum Gegenstand. Im ersten Falle unterscheidet er einen männlichen von einem weiblichen Schädel: 'die Nähte (sibba) am Kopfe eines Mannes sind gerade, die am Kopfe eines Weibes sind krumm'. Im zweiten Falle erkennt

1) Zum Mahāummaggajātaka vgl. jetzt auch M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur 2, 1 (1913), S. 111ff.

2) Zur Sandstrickaufgabe s. auch oben 17, 461 und Folk-Lore 9, 368ff. Die 4. Aufgabe, die Geschichte vom strittigen Garnknäuel, habe ich in der Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 26, 418ff. ausführlich behandelt und dort gezeigt, dass die Geschichte auch in den abendländischen Literaturen, bei Etienne de Bourbon, Johannes Pauli, Hans Sachs und anderen vorkommt.

3) Zuletzt von Richard Garbe, Indien und das Christentum 1914 S. 25ff.

er, welche von zwei Schlangen ein Männchen und welche ein Weibchen ist; die Schlangemännchen haben nämlich einen dicken Schwanz, die Weibchen einen dünnen; bei jenen ist der Kopf dick, bei diesen lang; jene haben grosse, diese kleine Augen usw. Da liegt es nun nahe, eines der berühmtesten Rätsel der Königin von Saba zu vergleichen<sup>1)</sup>, ein Rätsel, in dem es sich ebenfalls um Geschlechtsunterscheidung handelt: das 'Kinderrätsel', das oft besprochen worden ist, ausführlich namentlich von W. Hertz in seiner Abhandlung 'Die Rätsel der Königin von Saba', Zs. für deutsches Altertum 27, 1—33, mit Zusätzen wieder abgedruckt in den Gesammelten Abhandlungen von W. Hertz 1905 S. 413—455. Im Midrasch zu den Sprüchen wird von der Königin gesagt: 'Sie liess Knaben und Mädchen kommen, alle von gleichem Aussehen, gleicher Grösse und gleicher Kleidung, und sprach zu Salomo: Sondre mir die Männlichen von den Weiblichen!' Ähnlich in anderen Quellen. Mit den verschiedenen Lösungen, die dem Kinderrätsel zuteil geworden sind, kann ich mich hier nicht befassen<sup>2)</sup>; nur darauf sei hingewiesen, dass die Schlangenaufgabe des Jātaka ebenfalls in verschiedener Weise gelöst worden ist (s. Benfey, Kleinere Schriften 3, 174; Schiefner-Ralston, Tibetan Tales p. 165). Und noch eins. Wenn im Jātaka zwei Aufgaben nebeneinander stehen, die beide die Geschlechtsunterscheidung zum Gegenstande haben, so tritt uns bei den Rätseln der Königin von Saba eine annähernd gleiche Erscheinung entgegen. Nachdem berichtet worden ist, wie Salomo das Kinderrätsel löste, heisst es in dem vorhin angeführten Targum weiter: 'Die Königin tat aber noch etwas Ähnliches, indem sie Beschnittne und Unbeschnittne brachte und zu ihm sprach: Sondre mir die Beschnittnen von den Unbeschnittnen!' (A. Wünsche, Die Rätselweisheit bei den Hebräern 1883 S. 16f.; vgl. Folk-Lore 1, 354. 357).

Wir wenden uns zu der 12. Aufgabe, die Mahosadha lösen muss, zu der Edelsteinaufgabe. Wie aus dem Kusajātaka (Nr. 531) bekannt ist, hatte einst Sakka, der Götterkönig, dem Kusa einen wunderbaren Edelstein geschenkt<sup>3)</sup>. Dieser Edelstein wird als 'an acht<sup>4)</sup> Stellen krumm' (gebogen, gewunden) bezeichnet; mithin war, wie man annehmen muss, die Höhlung des Steines, durch die ein Faden gezogen war, ebenfalls 'krumm', denn sie folgte naturgemäss den Windungen des Steins. Nun war der Faden zerrissen (zerbrochen; morsch geworden), und niemand vermochte, den alten Faden aus dem Stein herauszuziehen

1) Mit dem Kinderrätsel hat Friedr. von der Leyen eine andere indische Scharfsinnsprobe in Parallele gesetzt: ein kluger Minister entscheidet, welche von zwei ganz gleichen Stuten die Mutterstute und welche das Fohlen ist (v. d. Leyen, Das Märchen 1911 S. 94; Archiv für das Studium der neueren Sprachen 115, 15. 116, 8).

2) Ausser der Abhandlung von Hertz vergleiche man S. Krauss, Byzantinische Zeitschrift 11, 126f.; M. Gaster, Folk-Lore 1, 133ff.; S. Schechter ebenda S. 356f.; Tractatus de diversis historiis Romanorum ed. Hertzstein 1893 S. 59ff.

3) Jātaka 5, 310, 17. 312, 4. Kraft eines wunderbaren Edelsteines, den der Götterkönig dem siegreichen Kusa um den Hals hängt, wird Kusas Hässlichkeit in göttliche Schönheit verwandelt: s. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 523. 526; Schiefner-Ralston, Tib. Tales p. 28.

4) Acht ist eine in Indien, zumal bei den Buddhisten, sehr beliebte Zahl; s. oben 15, 77. 17, 189ff. — Nach der englischen Übersetzung des Jātaka Bd. 6, S. 167 bedeutet der Ausdruck *aṭṭhasu ṭhānesu vaṇiko* 'an acht Stellen krumm' s. v. a. 'octagonal'. Diese Übersetzung kann ich nicht für richtig halten ('achteckig' wäre im Pāli: *aṭṭhamaṣa, aṭṭhakoṇa*). Nur unter der Voraussetzung, dass der Stein und folglich auch das Loch darin 'krumm' waren (man denke an das Gewinde einer Muschel), lässt es sich verstehen, dass das Herausziehen des alten Fadens und das Einfädeln eines neuen so schwierig war.

und einen neuen einzufädeln. Aber Mahosadha bringt es zustande: er lässt sich etwas Honig bringen, beschmiert das Loch in dem Stein an beiden Seiten (am Ein- und Ausgang) mit Honig, dreht einen Wollfaden, beschmiert ihn an der Spitze (an dem einen Ende) gleichfalls mit Honig und schiebt ihn ein Stück in die eine Öffnung des Steines hinein. Den Stein selbst legt er (mit der anderen Öffnung zu unterst) an einen Ort, wo Ameisen herauskommen (in einen Ameisenhaufen). Die Ameisen, von dem Duft des Honigs angezogen, kommen aus ihrem Loch heraus, kriechen, indem sie den alten Faden verzehren, in den Edelstein hinein, fassen den Wollfaden an der mit Honig beschmierten Spitze an und zerren ihn durch die Öffnung hindurch.

Diese Aufgabe tritt uns, nebst ihrer Lösung, in sehr ähnlicher Fassung unter den Rätselaufgaben entgegen, die die Königin von Saba dem Salomo stellt: allerdings nicht in der jüdischen Überlieferung, wohl aber in der arabischen, wo die Königin den Namen Balqis (oder Bilqis) führt. Ich gebe die Zeugnisse in aller Kürze. Meine Quellen sind ausser Hertz, Ges. Abhandlungen S. 420 ff. die Biblischen Legenden der Muselmänner von G. Weil 1845 und die Neuen Beiträge zur semitischen Sagenkunde von M. Grünbaum 1893.

Die Korankommentatoren Zamahsari und (kürzer) Baiḍāwī erzählen: Balqis schickte dem Salomo 500 Jünglinge, wie Jungfrauen aussehend, und 500 Jungfrauen, wie Jünglinge gekleidet, ferner . . . . ein Kästchen, in dem eine ungebohrte Perle sowie ein krummgebohrter Onyx war, und sprach zu einem der Gesandten: Wenn er ein Prophet ist, so wird er die Jünglinge und Jungfrauen voneinander unterscheiden, die Perle durchbohren und durch den Edelstein einen Faden ziehen können. Salomo, vom Engel Gabriel über alles belehrt, fragte die Gesandten nach dem Kästchen, indem er ihnen zugleich sagte, was es enthielt. Dann liess er den Holzwurm<sup>1)</sup> herbeibringen, der die Perle durchbohrte, während ein weisser Wurm einen Faden, den er in den Mund genommen, durch den Onyx hindurchzog. Darauf löste Salomo die erste Aufgabe, das 'Kinderrätsel' (Grünbaum S. 217 f.; vgl. Hertz, Ges. Abhh. S. 423).

Nach der Weltchronik des Ṭabarī<sup>2)</sup> befragte Salomo mit Bezug auf die ungebohrte Perle zuerst die Menschen, dann die Dschinnen und zuletzt die Dämonen, auf deren Rat er den Wurm Araḍa bringen liess, der mit einem Faden im Munde die Perle durchbohrte und zugleich den Faden hindurchzog (Grünbaum S. 220. Die Nichterwähnung des krummgebohrten Onyx erklärt sich, wie Grünbaum bemerkt, aus der Lückenhaftigkeit des Textes. Vgl. Hertz S. 422).

Die einander ähnlichen Jünglinge und Jungfrauen, die zu durchbohrende Perle und der krummgebohrte Onyx werden auch in den Prophetengeschichten des al-Kisāi und des Tha'labī erwähnt (Grünbaum S. 220; Hertz S. 422 f.).

Besondere Erwähnung verdient noch die arabische Legende bei Weil S. 260 ff. (im Auszug bei Hertz S. 424). Danach durchbohrte Salomo die undurchlöchernte Perle mit dem Stein Sāmūr<sup>3)</sup>, dessen Kenntnis er dem Dämonen Sachr und einem

1) Nach Baiḍāwī bei Hertz S. 423 nimmt ein Bohrwurm ein Haar und zieht es durch die Perle; vgl. Ṭabarī ebenda S. 422.

2) In Bal'amis persischer Überarbeitung von Ṭabarī Chronik wird nur ein undurchbohrter Rubin erwähnt. 'Salomo hiess seine Diener Diamant holen, um den Rubin damit zu durchbohren' (Hertz S. 420).

3) Dies ist der Stein Schamir, der auch, und zwar gewöhnlich, als Wurm aufgefasst wird; s. Steinschneider, Hebräische Bibliographie 18, 59 f.; Grünbaum, Neue Beiträge 1893 S. 229 f.; Gesammelte Aufsätze 1901 S. 31 ff. 42 f.; S. Singer, Zs. f. deutsches Altertum 35, 178, 183 f. (wo weitere Literaturangaben).

Raben verdankte (Weil S. 236); nur das Einfädeln des Diamanten, dessen Öffnung alle möglichen Krümmungen machte, setzte ihn in einige Verlegenheit, bis endlich ein Satan einen Wurm brachte, der sich durchwand und einen seidenen Faden zurückliess. Salomo fragte den Wurm, womit er ihn für diesen grossen Dienst belohnen könne. Der Wurm erbat sich einen schönen Fruchtbaum zur Wohnung. Salomo wies ihm den Maulbeerbaum an, der von dieser Stunde an für alle Zeiten den Seidenwürmern sicheres Obdach und Nahrung gewährt. —

Es liegt somit in der Salomosage und im Jātaka dieselbe Aufgabe vor: es soll durch einen krummdurchbohrten Edelstein ein Faden gezogen werden. Auch die Lösung der Aufgabe wird in fast gleicher Weise, durch kleine Tiere, durch Würmer oder Insekten, herbeigeführt. Nach der Darstellung bei Weil spinnt ein Seidenwurm den Faden selbst; er kriecht durch die Öffnung des Steins und lässt den Faden darin zurück. Im Jātaka werden die Ameisen durch den Duft des Honigs bewogen, in die Öffnung hineinzukriechen. Dieser Zug ist der indischen Fassung der Rätselaufgabe eigentümlich.

In der Salomosage wird, ausser dem Ziehen eines Fadens durch eine bereits vorhandene Öffnung, auch die Durchbohrung eines Steines verlangt und von einem Holzwurm ausgeführt. Die Vorstellung, dass ein Stein von einem Wurm (oder Insekt) durchbohrt werden kann, findet sich auch in Indien. Die Höhlungen in dem heiligen Śalagrāma-Stein<sup>1)</sup> sollen von Würmern (vajrakīṭa), oder von Viṣṇu in der Gestalt eines Wurmes gebohrt worden sein.

Halle a. S.

Theodor Zachariae.

### Aus Hermann Kestners Volksliedersammlung<sup>2)</sup>.

#### I. Vogel im Käfig.

(Dänisch mit Melodie bei Berggreen, Folkesange og Melodier 1<sup>o</sup>, 200 Nr. 109: 'En eenlig Fugl udi sit Buur'.)

1. Ein Vöglein in dem Käfig klagt,  
Dass Freiheit ihm entrissen.  
Was nützt ihm seiner Schwingen Macht,  
Die Bande fest umschliessen!  
O wär ich frei und könnte wandern,  
Anstatt im Kerker hier von Gold  
Zu nehmen Brot von andern!
2. So froh und frei flog einst ich aus,  
Nun muss ich Knechtschaft leiden.  
Ein goldner Kerker ist mein Haus  
So eng nach allen Seiten.  
Nur meiner Sehnsucht heisse Träume  
Zieh in die weite Welt hinaus  
Durch schrankenlose Räume.

Berlin.

Johannes Bolte.

1) Literatur über den Śalagrāma s. oben 15, 92f.

2) Über H. Kestners (1810—1890) ungedruckte Sammlungen deutscher und ausländischer Volkslieder vgl. oben 12, 57.

## Bücheranzeigen.

**Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm,**  
neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polívka. 1. Band  
(Nr. 1—60). Leipzig, Dieterich (Th. Weicher) 1913. VIII, 556 S. gr. 8°. Geh. 12 Mk., geb. 14 Mk.

Von den Wissenschaften, die in den letzten Jahrzehnten um Anerkennung und um Gleichberechtigung mit älteren und bewährteren kämpfen, fordert die Märchenforschung ein ganz besonderes Mass von Arbeitskraft und Entsagung, Bescheidenheit und Vorsicht. Das Material kaum einer anderen Wissenschaft ist so reich, so verstreut über alle Länder und Zeiten, so versteckt in andere Gattungen der Literatur, so schwankend in seinem Wert und so abhängig von der Art der Sammler und Erzähler, so wenig gesichert gegen neue Funde und Überraschungen und so unaufhörlich in- und durcheinandergleitend. Es muss uns wie eine gütige Fügung erscheinen, dass gerade in Deutschland der Märchenforschung sich Gelehrte zuwandten, die jene Tugenden der unverdrossenen Arbeit und der selbstlosen Entsagung in vorbildlicher Kraft besaßen. Hier seien vor allem Jacob und Wilhelm Grimm und Reinhold Köhler genannt. Die Anmerkungen der Brüder Grimm zu ihren Märcen haben nun Johannes Bolte und Georg Polívka erneut, und sie haben ihr Werk dem Andenken von Reinhold Köhler gewidmet. Der erste Band des langersehnten Buches liegt nun vor! Wir wollen gleich bemerken, dass es im besten Geist der Grimm und Köhler gehalten ist, dass es eine Fülle von Materialien zusammenträgt, die fast die Kraft einzelner zu übersteigen scheint, und dass, auf lange Zeit hinaus, das ganze Werk ein Schatzhaus bleiben wird, aus dem die Märchenforschung sich gesicherte Kenntnisse und Erkenntnisse holen kann.

Bolte und Polívka haben in ihren neuen Anmerkungen das Werk und den Wortlaut der Brüder Grimm nach Möglichkeit geschont, auch den Abdruck merkwürdiger abweichender deutscher Fassungen der Märcen wiederholt, ebenso den Abdruck interessanter Fassungen aus früheren Jahrhunderten. Nicht nur die von den Brüdern in allen Auflagen aufgenommenen Märcen sind behandelt, auch solche, die später unterdrückt oder nur auszugsweise wiedergegeben wurden. Die Zahl der Varianten aus deutschen und fremden Ländern ist natürlich, entsprechend dem fast unübersehbaren Zuwachs von Märcenaufzeichnungen und Märcensammlungen, den das vergangene Jahrhundert brachte, im Vergleich mit den Hinweisen der Brüder Grimm, fast in das Beängstigende gestiegen. Doch wird die Übersicht durch eine klare Anordnung und Einteilung überall ermöglicht. Dabei gehen die Verfasser nicht nur den Parallelen des ganzen Märcens oder seinen wesentlichen Motivreihen nach, sondern auch einzelne Motive finden ihre eingehende Behandlung, und diese erstreckt sich, sobald die Materialien vorliegen, bis auf den fernen Osten, bis auf die primitiven Völker, bis auf das klassische Altertum.

Alle Wissenschaften, die der Literatur dieser Völker gelten, haben daher ihren Vorteil von der unvergleichlichen und anspruchslosen Belesenheit unserer Verfasser. Namentlich ist es unschätzbar, dass durch die Mitwirkung Georg Polívkas die slawischen Materialien in einer noch nie erreichten systematischen Vollständigkeit beigebracht und verwertet werden. Irgendwelche kleine Nachträge zu liefern, scheint uns zwecklos und wichtigtuerisch: das Wenige, was man vermisst, bringt wahrscheinlich der zweite Band, oder die Bearbeiter hatten ihre guten Gründe, wenn sie aus den ihnen zu Gebote stehenden Hinweisen eine Auswahl trafen.

Absichtlich halten Bolte und Polívka ihren Literaturangaben die mythologischen Deutungsversuche der Märchen, und damit viele Verwirrung und haltlose Phantasien fern. Ebenso ist die Zurückhaltung gegenüber den anthropologischen und psychologischen Theorien begreiflich, die uns die meisten Märchenmotive aus dem Glauben und den Sitten der Urzeit oder aus seelischen Erregungen ableiten. Freilich sind die Ergebnisse hier viel gesicherter, anerkannter und einleuchtender, und der Referent hätte gern eine Reihe von Hinweisen auf die Bücher von Tylor, Spencer, Frazer, Andree, Feilberg gefunden, sogar auf Ludwig Laistner, schon weil dieser jedesmal reichhaltige und beachtenswerte Materialien bringt. Auch hätten wir gern gesehen, wenn, besonders bei lebhaft umstrittenen Märchen, wie z. B. bei dem treuen Johannes, dem Teufel mit den drei goldenen Haaren, dem Brüdermärchen ausführlicher auf die Geschichte der Forschung und auf die Theorie des Ursprungs eingegangen wäre. Von solchen Verweisen hätte ausser der Märchenkunde auch die Poetik einen grossen Gewinn gehabt; wird doch die Bedeutung des Märchens für die Poetik, d. h. für die Wissenschaft vom Ursprung, den Formen und der Wirkung der Dichtung, immer klarer. So liefern die Anmerkungen denen ein unschätzbares Material, die die Zusammensetzung, Umsetzung, Zersetzung der Märchen und Märchenmotive, die Veränderungen ihrer literarischen Formen, die Anpassung an den Geschmack und die Bedürfnisse des Volkes studieren wollen. Aber auf das erste Werden, die primitiven Anfänge des Märchens, ebenso auf die Art, auf Alter, Stand, Geschlecht des Erzählers, auf die Gesetze der Märchenform und auf die Märchenformeln fallen nur wenig Lichter. Die vergleichende Literaturgeschichte muss den Anmerkungen von Bolte und Polívka vor allem danken, die Forscher, die in dem Märchen namentlich das literarische ins Volk gewanderte Kunstwerk, das Kunstnärchen im Volksmund sehen. — Dagegen sind mit vollem Recht die psychoanalytischen Erklärungen der Märchen, die Arbeiten der Schule von Freud, übergangen. Das Wenige, was an ihnen vielleicht haltbar sein mag, ist uns vorher von anderen Forschern übermittelt worden, und alle anderen Hypothesen sind vorläufig so unwissend und so unkritisch, so gewaltsam und willkürlich in der Behandlung und Verwertung des Materials, dass sie eine Berücksichtigung durch die strenge Wissenschaft noch nicht verdienen.

Gerade nachdem durch die unablässigen Mühen unserer beiden Forscher allen zukünftigen Gelehrten, die der Verbreitung und der Geschichte der Märchen nachgehen, die Arbeit überall erleichtert und oft ganz abgenommen wurde, müssen wir fordern, dass dies Buch mit derselben Vorsicht und Sorgfalt benutzt wird, mit der es geschaffen wurde. Namentlich die Hinweise auf die Arbeiten anderer Gelehrter sollten nicht einfach übernommen, sondern jedesmal nachgeschlagen werden. Man wird darin manche Ergänzungen und Nachweise finden, die Bolte und Polívka absichtlich nicht im einzelnen verzeichneten. Überhaupt wird es sich immer empfehlen, die Werke und Studien von Reinhold Köhler, Chauvin, Cosquin, Gaston Paris, Antti Aarne, Dähnhardt zur Ergänzung zu vergleichen.

Der letzte Band soll ein alphabetisches Verzeichnis der Märchenmotive

bringen. Im Anschluss daran wären noch andere Übersichten erwünscht, sei es im dritten Band und von den gleichen Verfassern, sei es von anderen Gelehrten an anderer Stelle — nachdem diese wahrlich genug Lebenskraft und Lebenszeit geopfert, um ein Urkundenbuch der Märchenforschung zu schaffen. Wir wünschten eine Tabelle, aus der hervorgeht, welches Märchen sich mit anderen, und wie und wie oft es sich mit anderen verflochten oder durchflochten hat, und wie sich in diesen Verflechtungen die einzelnen Länder ähneln und unterscheiden. Dann wünschen wir eine Karte zu jedem Märchen, die nach Massgabe unserer Kenntnis sein geographisches Verbreitungsgebiet und seine Dichtigkeit in den verschiedenen Ländern und Landschaften darstellt. Vielleicht wären die deutschen Karten von den Weltkarten zu trennen, und vielleicht sollte, wenn die Daten vorliegen, auch vermerkt werden, aus welchen Jahrhunderten und wie oft in den Jahrhunderten das Märchen bezeugt ist. Ein solcher Märchenatlas würde die Beteiligung der einzelnen Länder an der Märchenerzählung, sowie die gebenden und nehmenden Mächte im deutschen Märchen sehr anschaulich zeigen. Ebenso würde er der Auffindung der Zusammenhänge und Wanderungen der einzelnen Varianten und Motivgruppen — einer sehr verwickelten Aufgabe — gründlich und kräftig vorarbeiten.

Wir werden, wenn uns der zweite Band vorliegt, noch einmal auf das ganze Werk zurückkommen. Diesmal möchten wir nicht ohne vaterländischen Stolz betonen, dass auch in diesem Buch der Zweibund von Deutschland und Österreich ein Werk geschaffen, das andere Völker so bald nicht nachmachen werden. Auf der einen Seite ist es ein Zeugnis jenes selbstverleugnenden, unverdrossenen, das Kleinste nicht übersehenden Gelehrtenfleisses, den wir deutsch nennen dürfen, auf der anderen Seite ein wundervolles Dokument von Überblick und von Verständnis für die Märchen der ganzen Welt und ihr Behagen an Spiel und Leben. Die geistige und friedliche, so stille Welteroberung dieses Buches ist ein seltsames Vorspiel zu den ungeheuren Kämpfen um die Weltherrschaft, in die Deutschland nun gedrängt wird; möge sie auch eine glückliche Vorbedeutung sein. Möge der zweite Band in die Zeit des Friedens fallen, und eindringlicher, als es der erste nun kann, der Welt zeigen, dass Deutschland ausser politischen und militärischen auch wissenschaftliche Anrechte auf eine Weltherrschaft besitzt.

München, im Oktober 1914.

Friedrich v. der Leyen.

**August Hausrath** und **August Marx**, Griechische Märchen. Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum, ausgewählt und übertragen. Mit 23 Tafeln. Jena, E. Diederichs 1913. 1.—3. Tausend. XXII, 363 S. 8°. Geh. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

In der vornehmen und gediegenen Ausstattung, die man bei dem Diederichsschen Verlage von jeher gewohnt ist, vereinigt dieser mit trefflichen Abbildungen geschmückte Band über hundert ausgewählte Stücke in deutscher Übersetzung; Marx übertrug die Abschnitte aus Herodot, Chares und Älian sowie die Erzählung des Apuleius von Amor und Psyche, Hausrath das übrige. Das Märchen hat es bekanntlich im Altertum zu einer besonderen Literaturgattung nicht gebracht, und es war gewiss keine geringe Arbeit, aus der Menge der antiken Schriftwerke die Stücke herauszuheben, die märchenhaften Charakter oder wenigstens märchenhafte Züge am deutlichsten an sich tragen. Einen besonders breiten Raum nehmen

natürlich die Tiermärchen und Fabeln ein, von denen ja in den äsopischen Fabeln und denen des Babrius, Romulus u. a. zahlreiche Stücke hinter der kunstpoetischen oder rhetorisch gefärbten Form das volkstümliche Urbild mehr oder weniger klar erkennen lassen. Dazu fügten die Herausgeber Novellen und Schwänke, besonders aus Herodot, auch solche aus späterer Zeit (Äschines, Lucian, Apuleius), Legenden und Balladen des Bacchylides, Wundergeschichten aus dem Alexanderroman und die beiden Glanzstücke aus den Satiren des Petronius, das Gastmahl des Trimalchio (z. T. übersetzt) und die Witwe von Ephesus.

Seit Rohdes 'Griechischem Roman' hat sich die Forschung immer lebhafter mit den hier in Proben gegebenen Literaturzweigen beschäftigt; von neueren Arbeiten seien besonders erwähnt Reitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen (Leipzig 1906) und Das Märchen von Amor und Psyche (Leipzig 1912). Und ebenso wie der klassische Philologe beginnt, Olriks 'Gesetze' auch für die Rekonstruktion antiker Märchen zu verwenden, haben Germanisten, wie Bolte (vgl. oben S. 425) und von der Leyen (Das Märchen, 1911), auch den Märchen des Altertums ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Unter diesen Umständen ist die vorliegende Sammlung als ein überaus erwünschtes Hilfsmittel zu begrüßen, die Kenntnis von dem, was man als antike Märchen, Schwänke u. dgl. bezeichnen kann, in weiteren, für die Volkskunde interessierten Kreisen zu verbreiten. Auch der klassische Philologe wird diese Zusammenstellung des so weit zerstreuten Stoffes dankbar entgegennehmen. Die Übersetzung der prosaischen Abschnitte liest sich meist sehr glatt, obwohl sie sich, nach Stichproben zu urteilen, ziemlich eng an den Text hält, von den nötigen Zusammenziehungen abgesehen; weniger tadellos scheint mir stellenweise die Wiedergabe der poetischen Stücke, besonders der Abschnitte aus Homer. Aufgefallen sind mir einige Milderungen erotischer Stellen in Amor und Psyche: freilich kann der schillernde Stil des Apuleius überhaupt in einer Übersetzung nicht wiedergegeben werden. Hinweisen möchte ich bei dieser Gelegenheit auf einen ausgezeichneten Aufsatz von Richard Helm in den Neuen Jahrbüchern 17, 170 (Das 'Märchen' von Amor und Psyche), in dem H. gegenüber der symbolischen Ausdeutung Reitzensteins m. E. mit grosser Gelehrsamkeit nachweist, dass diese weltberühmte Erzählung keine allegorische Darstellung eines Mysteriums, auch nicht, wie andere meinen, die Bearbeitung eines wirklichen Volksmärchens ist, sondern eine frei erfundene, für die Unterhaltung des Lesers bestimmte Götterliebesgeschichte, aufgebaut auf Motiven aus der Sage und Poesie und von einer Reihe von Märchenzügen durchsetzt. Freilich enthalten auch eben jene Sagenmotive viel Märchenhaftes. Ferner hat Hausrath im Julihefte derselben Zeitschrift N. Jb. 17, 441) interessante Beiträge zur ionischen Novellistik geliefert, die sich vielfach mit dem in der inhaltreichen Vorrede des vorliegenden Buches Ausgeführten berühren.

Berlin-Pankow.

Fritz Boehm.

**August Ackermann, Der Seelenglaube bei Shakespeare. Eine mythologisch-literarwissenschaftliche Abhandlung.** Frauenfeld, Huber & Co. 1914. VI, 151 S. 8°. 2,80 Mk.

Gestützt auf genaue Kenntnis der bisher erschienenen weitschichtigen Arbeiten über die in den Dramen des grossen Briten zutage tretenden Anschauungen in bezug auf Seelen- und Geisterglauben, unternimmt es der Verfasser, diesen Glauben



zusammenhängend von der mythologischen Seite darzustellen. Als wertlos, abern tut er einen Teil der früheren Arbeiten ab, geistreich oder wenigstens wissenschaftlich verwertbar nennt er andere. Ästhetisch-belletristische Darstellungen hat er ebenso wie antiquarische, die sich auf die Zusammenhänge von Shakespeares Wissen mit volkstümlichen englischen Überlieferungen beziehen, von seinem Standpunkt mit Recht, unbenutzt gelassen. Wenn er seine eigenen Wege geht, weil er die Wege seiner wirklich mythologischen Gesichtspunkten nachspürenden Vorläufer als von verkehrten Voraussetzungen getragen, veralteten Gewährsmännern blindlings folgend, ansieht, so kann man das nur loben. Vielleicht tut das der Verf. auch mit ähnlichen Arbeiten von mir, deren Erscheinen die Kriegsfurie verzögert hat, ihrer Selbständigkeit wegen. Jene Gelehrten allerdings (z. B. Simrock, der 'absurde' Bell usw.) würden oder werden sich gegen das über sie gefällte harte Urteil auflehnen. „So viel Schriftsteller, so viel Theorien“ über den Animismus, trotzdem seit Tylors Werk darüber unter den meisten Mythologen fast nur eine Meinung besteht, meint der Verf. Vielleicht geht der Streit letzten Endes nur um Worte. Soweit sie die (Menschen-) Seele bedeuten, sprechen sie ursprünglich (wie ich seinerzeit ebenfalls ganz unabhängig von Vorläufern fand und in meiner Arbeit über Organtherapie ausführte) von bewegter Luft. Auf geradezu unwillkürliche allgemeine Uranschauungen geht zweifellos das Wort der Schöpfungssage zurück: 'Er blies einen lebendigen Odem ein', und was schliesslich in dem Wort *πάντα ἔει* festgelegt wurde, stützte sich jedenfalls auch auf Naturanschauungen. Auch der Geist, die Seele (*anima, ἄνεμος*) bewegte sich, da sie unsichtbar, unfassbar war, gleich der zweifellos menschlich gedachten Gottheit, oder ward von ihr bewegt wie Luft oder Wind. „Es flog mir an“, sagt das Volk noch besonders von Krankheiten unbekannter (dämonischer) Ursache. Die 'Winds from behind', die 'Flatus', die sich die Hexen, wieder den christlichen heiligen Geist verhöhnend, geben, sind für diese Annahmen ebenfalls beweisend. Später hat man erst, meine ich, gleichlaufend mit Erwägungen des Grauens vor der Dunkelheit, von Geistern (und von Gespenstern) wiederkehrender (franz. *revenant*) Verstorbener. von Schatten, *shadow* (*σκότος* [Todes-] Dunkel) und *σζιά* = Schemen gesprochen. Wandelbar, wie sie sind, auch weil die Phantasie das Auge des Beschauers verwirrt, spielt ihre Gestalt kaum eine Rolle. Das Seelenwesen 'verwandelt' sich ganz nach Belieben. Die wichtigste, für den Verfasser vornehmlich in Betracht kommende Gestalt ist die des Seelenwesens Mensch. Dass solche Annahmen zu der weiteren der Trennung der Seele vom Träger und der Fortdauer nach dessen Tode führten, ist klar, ebenso die Annahme der Überwanderung auf einen anderen Träger. Die Anschauungen Shakespeares über die Seele als bewegendes Moment und als überlebenden Teil des Menschen, seine in der Tat erstaunlich reiche mythologische Welt dem Leser vor Augen zu führen, ist dem Verfasser, wie zugestanden werden muss, vortrefflich gelungen. Häufig genug spricht der Dichter von Luftgeistern. Dass der Name Ariel auf einen 'aerial' spirit zurückgeht, scheint mir doch nicht unbestreitbar. Ich meine, dass dem Namen und der Figur doch der alttestamentarische Ariel zugrunde liegt, wie er durch Wyelif nordwärts gekommen ist und zu des Dichters Zeit wohl schon als Wasser- und Luft-Geist galt. Dass solche Geister den Menschen (ausgenommen besonders begnadeten) unsichtbar und ausserdem unverwundbar waren, liegt schon an ihrer Luftgestalt. Dass sie in feuriger Gestalt umgingen, ist eine einfache weitere Folge. Der fröhliche Puck wird eingehend gewürdigt. Sollte dieser Goblin nicht auch sprachlich mit den Pochgeistern zu tun haben? In dem Kapitel Seelentiere fällt mir die Schreibung Cowlip auf, die vielleicht auf einem Druckfehler beruht. Es heisst

jedenfalls richtig Cowslip. Was die Stelle: 'Sycorax with age and envy was grown into a hoop' betrifft, so ist die Deutung geistreich und zeugt für das findige Auge des Verfassers. Das Alter drückte aber doch nur die Hexe wie einen Haken zusammen, nicht in die Gestalt eines Wiedehopfs, wie mir als allein berechtigt eben noch von einem gelehrten Engländer bestätigt wurde. Das interessante Seelentier soll auch ob seiner Seltenheit für England nicht in Frage kommen. In bezug auf die Metempsychose vermisste ich die Stelle im Antonius, wo in bezug auf das Krokodil gesagt wird, dass die 'Elements transmigrate'. In meinem Buch 'Shakespeare und sein Wissen auf den Gebieten der Arznei- und Volkskunde' brachte ich sie 1, 249. Vielleicht stützen sich die bezüglichen Angaben auf Marlowe. Dass man nur menschenähnlich gestalteten und grossen Elfen Reigentänzen zutrauen kann, scheint mir nicht unbedingt nötig. Auch 'demy puppets', ja fast mikroskopische Minimus, kann ich mir tanzend denken, und fairy-rings könnten doch nur sehr kleine Persönchen niedergetreten haben. Die Hexen salbten sich, wie schön auf einem Bilde von Franns Francken dargestellt ist, nicht um sich etwa für den Luftdruck geschmeidig zu machen. Infolge der Anwendung der narkotischen Salbe traten Halluzinationen ein. Wie im Traum fühlten sich die Hexen emporgehoben, fliegend. Die Stelle mit dem Sieb als Fahrzeug ist auch mir rätselhaft. Vielleicht liegt ihr ein Irrtum zugrunde. Als Hexenarbeit finde ich Wasserschöpfen mit einem Sieb. Direkter Anschluss an Plutarch, wie man aus verschiedenen Stellen herauslesen kann, ist wohl bei Shakespeare nicht anzunehmen. Dass vieles von seiner hierher gehörigen Weisheit letzten Endes antiken Ursprungs ist, nicht bodenständig oder allgemein germanisch etwa, ist begreiflich. Federn der gerade durch sie unheimlich wirkenden Eule mussten folgerecht ähnlich gewertet werden. Das Prodigium der verwelkenden Lorbeerbäume braucht man kaum als antiken Ursprungs zu erklären. Misswachs, allein ein Unglück, kündigt ohne weiteres Unglück. Bei den mühsam eingeführten und gepflegten Lorbeerbäumen musste das Welken besonders auffallen und zu Prophezeiungen Anlass geben. Für des Dichters Bekanntsein mit Feuergeistern spricht auch, wie ich bemerken möchte, die für mein Wissensgebiet interessante Stelle mit den Light wenches, übrigens auch der Burning devil. Ich erwähnte sie in meinem Werk 1, 114. 115. Wenn Imogen um Schutz vor den 'Tempters of the night' betet, so denkt sie zweifellos an den Nachtmär, der den Mädchen so vorzügliche sexuelle Belehrung zuteil werden lässt, wie an anderer Stelle gesagt ist. Die Deutung des Namens Mab kann ich unmöglich für berechtigt ansehen. 1557 ist, wie Murray angibt, schon von Mother Mab, old rotten wich die Rede. Mab als Abkürzung für Mabel war zu Shakespeares Zeiten auch schon gang und gäbe. Das 'Verheddern' der Haare ist lediglich als Strafe verärgerter Elfen oder Hexen zu deuten, daher auch der Name Wichtelzopf (polnisch beiläufig Wieszczyce, gleichzeitig der Name für die wissenden Hexen). Geheilt wird er mit 'Hexenmehl'. Ich bin der Überzeugung, dass der Dichter auch ohne den Einfluss von Reginald Scot über alles, was in das Gebiet der 'geheimen Wissenschaften' gehörte, rationalistisch dachte. Das Hamlet in den Mund gelegte Wort 'We defy augury' ist ein verhältnismässig leicht wiegender Beleg dafür. Wie der Tag, das Licht der Feind der Nacht und ihrer der Einbildungskraft mit ihren Geistererscheinungen Vorschub leistenden Finsternis siegreicher Gegner ist, so ist auch das kleine (Nacht-) Licht ihr Feind. Der durch seine Anwesenheit belästigte Geist (Wind) bringt es zum Flackern und kündigt sich auf diese Art an: 'the laper burns ill'. Von Curfew, dem Löschen des Feuers, dem Einbruch der Dunkelheit, bis zum ersten Hahnenschrei, dem Anbruch des lichten Tages, der die

‘Dunkelheit zerteilt, die Sonne erwachen und die benommene Vernunft klar urteilen lässt’, gehen die Truggestalten der Geister um. — Nur in wenig Punkten gehe ich mit dem Verf. nicht denselben Weg. Das beeinträchtigt den hohen Wert seiner Arbeit in keiner Beziehung. Ein Inhaltsverzeichnis hätte ihn m. E. wesentlich vergrößert, mehr als das Stellenverzeichnis. Die Aufzeichnung der vom Verf. benutzten Literatur ist eine willkommene Beigabe. Dass wir gleichzeitig, unabhängig voneinander, ähnlichem Ziele zustrebten, kann für die Kenntnis des grossen Dichters nur von Nutzen sein.

Cassel.

Hermann Schelenz.

---

### Notizen.

K. Ahnert, Fröhliche Heerfahrt! Heitere Soldatengedichte an Eisenbahnwagen, gesammelt. 1.—3. Folge. Nürnberg, G. Ahnert. Je 24 S. 16<sup>o</sup>. 10 Pf. — Wohl jeder hat seit Ausbruch des Krieges mit Bewegung oder Heiterkeit Proben dieser neuartigen Form von ‘Volksdichtung’ gelesen. Die vorliegenden Heftchen bieten nicht weniger als 300 solcher Inschriften, die der Sammler teils selbst aufgezeichnet, teils durch Mitteilungen erfahren hat. Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, grimmer Hohn, vor allem aber ein urwüchsiger Humor spricht aus ihnen. Eine wirklich ernstgemeinte Roheit ist nirgends zu finden, so blutrünstig die Scherzverse bisweilen auch klingen. Volkskundlich interessant sind übrigens die zahlreichen Anklänge an bekannte Lieder, oft begegnen uns auch geradezu Dichterstellen. Die kleine Sammlung nimmt in dem Schwall der Kriegsdichtung unserer Tage nicht die letzte Stelle ein, bringt sie doch ungekünstelte Äusserungen der unmittelbar Beteiligten. Die Heftchen, denen weitere folgen sollen, werden gewiss auch als Gruss aus der Heimat unsern Kriegern im Felde Freude machen! [F. B.]

G. Amalfi, Delitti di superstiziose. Criminologia folklorica (aus: Rivista di diritto penale e sociologia criminale 15). Pisa 1914. 93 S. — Durch verschiedene Arbeiten sagenvergleichender Art ist A., zurzeit Oberstaatsanwalt am Appellationsgericht zu Neapel, unsern Lesern aus früheren Jahrgängen bekannt; auch die vorliegende Untersuchung der aus dem Aberglauben hervorgegangenen Verbrechen hängt mit der Volkskunde eng zusammen. Mit ausgebreiteter Literaturkenntnis (leider nicht ohne störende Druckfehler) schildert der Vf. die Anschauungen des Altertums und des Mittelalters wie die veränderte Beurteilung der Neuzeit, beleuchtet eine Reihe von Fällen, in denen der Aberglaube den Schatzgräber zur Opferung eines Kindes, andre zu Giftnord, Diebstahl, Gewalttat oder Kurpfuscherei verleitete, und tritt für mildere Beurteilung der Leichtgläubigkeit und schärfere Behandlung der vielfach geistig abnormen Hexenmeister und weisen Frauen ein. [J. B.]

S. Debenedetti, Il Sollazzo e il Saporetto con altre rime di Simone Prudenzani d’Orvieto. Torino, Loescher 1913. XL, 208 S. (Giornale storico della lett. italiana, supplemento 15). — Il testamento cinico. Torino 1912. 21 S. Studi critici per nozze Neri-Gariazzo). — L’orbo che ci vede. Cividale 1912. 12 S. (Miscellanea in onore di V. Crescini). — Due ballate del Sollazzo di Simone Prudenzani (Atti della r. Accademia di Torino 49, 65—80. 1913). — Einen bisher unbekanntem italienischen Dichter aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts hat Debenedetti das Glück gehabt zu entdecken, den Orvietaner Simone Prudenzani, und hat seine Werke nach fünf Hss. des 15. bis 17. Jahrhunderts sorgsam herausgegeben; es sind 1. eine Sammlung von 18 gereimten Novellen, betitelt ‘Liber solatii’, 2 ein Liber Saporetci, der in Sonettform die sechs Altersstufen des Menschen und den Mundus placitus, blandus, tranquillus und meritorius behandelt, 3. rime varie. Auf diese Werke wie auf das Leben des Dichters wird der Herausgeber in einer späteren Schrift näher eingehen; vorläufig hat er drei Stücken der für uns besonders interessanten Novellensammlung stoffgeschichtliche Untersuchungen gewidmet, nämlich der 10. Novelle ‘Violentia’, der 12. ‘Symonia’ und der 15. ‘Pertinacia’. Die eine

behandelt die schon in der Cukasaptati auftretende Geschichte der treulosen Frau des Einhängigen, die ihren Mann durch leckere Speisen blind zu machen hofft (oben 8, 73. 217. 225; 10, 71), die andere das Testament des Hundes (oben 4, 428) und die dritte den Zwiebeldieb (Pauli, Schimpf und Ernst nr. 349). [J. B.]

A. van Gennep, Religions, moeurs et légendes. Essais d'ethnographie et de linguistique (5<sup>e</sup> série). Paris, Mercure de France 1914. 218 S. — Auch diese Reihe von völkerkundlichen Aufsätzen zeigt die anregende, organisatorische Begabung des fruchtbaren Verfassers. Er bespricht die neue Ausgabe von Frazers 'Golden bough', mehrere Abhandlungen über Totemismus von Frazer, Goldenweiser, Loisy, Thurnwald u. a., sowie Leaf's Buch über Troja, welches die Handelswege, auf denen die von Schliemann gefundenen Schätze dahin gelangten, festzustellen sucht und in echt englischer Weise die Ilias zur Glorifikation eines Handelskrieges herabwürdigt. Ein besonderer Artikel macht Front gegen den Einfluss der Historiker und der Kuriositätensammler auf die Völkerkunde und verlangt Monographien über kleine, genau durchforschte Gebiete. Mehr als die Hälfte des Bandes aber beschäftigt sich mit einigen französischen Vorläufern der Völkerkunde im 18. Jahrh. wie Montesquien, Rousseau, Voltaire, Boulanger, Dulaure und mit dem schon früher beginnenden Interesse für den Orient. [J. B.]

B. Geyer, Sagenschatz der Stadt Zwickau. Bildschmuck von C. Weissbach. Zwickau, W. Kretschmar 1913. 119 S. 8°. 1 Mk. — Unter den 41 Nummern, denen leider keine Quellenangaben beigelegt sind, befinden sich der sächsische Prinzenraub, Tetzels, der Speckdieb als Teufel, der Katzenveit. Dagegen passen nr. 4 und 12, Musäus' Märchen vom geraubten Schleier und eine lange historische Novelle von den Zwickauer Unruhen im Jahre 1407, wenig zu dem Charakter einer Sagensammlung. [J. B.]

P. Herrmann, Island, das Land und das Volk. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 461.) Leipzig, B. G. Teubner 1914. IV, 114 S. 8°. 9 Abb. 1,25 Mk. — Der durch sein umfangreiches Werk 'Island in Vergangenheit und Gegenwart' 3 Bde. Leipzig und Torgau 1907—1913; vgl. oben 18, 217 f.) bekannte Verfasser gibt hier in dem durch die Eigenart der Teubnerschen Sammlung gezogenen engen Rahmen einen Überblick über Islands Lage, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, geologische Entstehung, ferner über seine Geschichte, Staatsverfassung, Bevölkerung, Wirtschaftsverhältnisse, materielle und geistige Kultur. S. 86—93 finden wir einen Abriss der isländischen Volkskunde (Wohnung, Kleidung, Sitten, Gebräuche, Aberglaube). Vieles, was hier nur ganz kurz berührt werden konnte, ist den Lesern dieser Zeitschrift aus den Aufsätzen K. v. Maurers und der im Jahre 1911 verstorbenen Margarete Lehmann-Filhès, einer besonders begeisterten Verehrerin dieses merkwürdigen Landes, auch in Einzelheiten bekannt. Wenn auch in den letzten Jahren verhältnismässig viel über Island geschrieben ist, so sind doch über seine natürlichen und kulturellen Verhältnisse zum Teil noch so viel falsche Meinungen im Schwange, dass diese auf bestem statistischen Material beruhende Darstellung mit Freuden zu begrüssen ist. [F. B.]

J. Klapper, Erzählungen des Mittelalters in deutscher Übersetzung und lateinischem Urtext hsg. Breslau, Marcus 1914. VIII, 471 S. 8°. 14 Mk. (= Wort und Brauch 12). — Zu seiner 1911 erschienenen Ausgabe lateinischer Exempla oder Predigtmärlein des Mittelalters (oben 22, 216) liefert K. eine recht ansehnliche Fortsetzung. Von den 211 Nummern, die hier sowohl in deutscher Übertragung als im Originaltext erscheinen, stammen 164 aus einer Breslauer Hs. des 14. Jahrhunderts, die aus drei um 1250 und 1300 durch deutsche Dominikaner verfassten Sammlungen zusammengestellt ist; ausser einigen einzelnen Geschichten ist angehängt eine um 1450 geschriebene Sammlung, welche ein Cisterzienserwerk des 13. Jahrhunderts reproduziert und gleich den Gesta Romanorum und der Scala celi mit ausführlichen Moralisationen versehen ist. Die Einleitung weist auf die Beziehungen zu Volksschwänken und Märchen und die starken Umbildungen der Stoffe hin. Zu den stoffgeschichtlichen Anmerkungen sei noch nachgetragen: nr. 23 Augustin am Meere (oben 16, 90. 21, 337); nr. 52 Maler und Teufel (v. d. Hagen, Gesamtabenteuer nr. 76); nr. 72 Beatrix (oben 15, 129); nr. 111 die Königstochter im Blumengarten (Zs. f. dt. Alt. 34, 18. 36, 95); nr. 112 der undankbare Sohn (Grimm, KHM. 145; nr. 154 der Vogel unter der Schüssel (R. Köhler, Kl. Schr. 3, 13); nr. 156 der

Neidische und der Geizige Bolte-Polivka, Anm. zu Grimm, KHM. 2, 219): nr. 157 drei Schatzfinder (Chauvin, Bibl. arabe 8, 100); nr. 200 die Rätsel des Teufels (R. Köhler 2, 15).

[J. B.]

E. F. Knuchel, Die Umzüge der Klein-Basler Ehrenzeichen. Ihr Ursprung und ihre Bedeutung. Im Auftrage der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zusammengestellt. Basel, Verlag der Schweiz. Gesellschaft 1914. 47 S. 8°. 4 Tafeln. 1,50 Fr. — Die einer Anregung von Hoffmann-Krayer entsprungene und von diesem mit einer kurzen Vorrede eingeleitete kleine Schrift will eine quellenmässig genaue Geschichte und Erklärung der noch heute in dem auf dem rechten Rheinufer gelegenen Baseler Stadtteil Klein-Basel abgehaltenen Umzüge der 'Ehrenzeichen' liefern. Der Verf. gibt zunächst einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der seit dem Ende des 14. Jahrhunderts urkundlich feststellbaren Gesellschaften 'Zum Hären, zum Rebhaus und zum Baum', deren Wappenhalter: Wilder Mann, Löwe und Greif in den Festumzügen durch Masken dargestellt werden. Es handelte sich bei diesen Vereinigungen ursprünglich nicht um solche rein beruflicher Art, wie die Zünfte, sondern um losere Verbände von Bürgern, die durch gemeinsame Lebensbedingungen, Überlieferung und gesellschaftliche Stellung einander nähergetreten waren; eine Beteiligung am politischen Leben ist mehrfach festzustellen. Seit dem Jahre 1838 werden die Umzüge, die in den vorhergehenden Jahrzehnten öfters unterblieben, von den drei Ehrenzeichen gemeinsam regelmässig abgehalten. Ihren heutigen Verlauf und ihre früheren Formen schildert der Verf. äusserst eingehend, unterstützt von den vorzüglich gelungenen Tafeln: auch der für jedes Wappentier verschiedene Rhythmus der den Umzug und die Tänze begleitenden Trommelmärsche wird durch Noten wiedergegeben. Zum Schluss vergleicht K. die verwandten Aufzüge in der Schweiz und anderen Ländern und kommt schliesslich zu dem Ergebnis: 'Die Umzüge der drei Ehrengesellschaften sind aus militärischen Musterungen hervorgegangen; hinzugekommen sind Umzug und Tanz der Ehrenzeichen; die uralten Bräuche endlich der Wassertaufe und des Brunnenumgangs sind erst später mit dem Umzug der Gesellschaft zum Rebhaus in Zusammenhang gebracht worden.' Ob in der Tat in den militärischen Musterungen der Ursprung dieser Aufzüge zu suchen ist, scheint uns angesichts des Fehlens älterer Belege sehr zweifelhaft. Immerhin ist die Untersuchung mit grosser Sorgfalt und Liebe zur Sache geführt und bildet ein wertvolles Stück in der Reihe der von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegebenen Schriften. [F. B.]

D. v. Kralik, Die deutschen Bestandteile der Lex Bainvariorum (Sonder-Abdruck aus dem Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 38. Bd.). Hannover und Leipzig, Hahn 1913. 132 S. 8°. — Eine durch gründliche Sprachkenntnisse, Scharfsinn und Besonnenheit ausgezeichnete Arbeit, die sowohl dem Verständnis des volkstümlichen deutschen Rechtes wie auch allgemein gebräuchlicher Wörter und Dinge zugute kommt. [M. Roediger.]

A. Leskien, Eine litauische Totenklage (Das Begräbnis als Hochzeit): Festschrift für Ernst Windisch, Leipzig, Harrassowitz 1914, S. 5–7. — Die von Juškevič in seiner Sammlung litauischer Volkslieder (Kasan 1880–1882) unter Nr. 1190 abgedruckte Klage einer Mutter um ihre Tochter wird übersetzt und erläutert. [H. Michel.]

H. Marzell, Volkstümliche Pflanzennamen aus dem bayrischen Schwaben. Ein Beitrag zur Volkskunde. S.-A. aus dem 41. Bericht des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schwaben und Neuburg. Augsburg, M. Seitz 1913. 54 S. 8°. 0,80 Mk. — Der unermüdliche Sammler auf dem Gebiete der Volksbotanik bietet in vorliegendem Aufsätze eine zum grossen Teil auf mündliche Mitteilungen zurückgehende Zusammenstellung der im bayrischen Schwaben noch gebräuchlichen volkstümlichen Pflanzennamen. Wertvoll sind besonders die mit grosser Vorsicht und Zurückhaltung gegebenen Deutungen der Namen. [F. B.]

E. Mogk, Die geschichtliche und territoriale Entwicklung der deutschen Volkskunde (Archiv für Kulturgeschichte 12, 231–270). — Die anschaulich geschriebene, bis 1912 reichende Übersicht beginnt mit dem Jahre 1891, wo Weinhold in Berlin den Verein für Volkskunde ins Leben rief, und schildert die darauf in fast allen Ländern deutscher Zunge erwachende Tätigkeit, die zur Gründung von landschaftlichen Gesellschaften und Zeit-

schriften führte. Neben die Sammlungen und Untersuchungen traten bald auch Erörterungen über den Begriff der jungen Wissenschaft. Während andre Völker sich mit der Aufzeichnung der Überlieferungen (Folklore) begnügten, spielte in Deutschland das psychologische Moment, die Ertorschung der Volksseele von Anfang an eine wichtige Rolle. Gegen Weinholds, von Jiriczek, Hauffen, Wuttke u. a. angenommene Abgrenzung der Volkskunde erhoben sich Ethnologen, die sie wie Winternitz, Günther, Kaindl als einen Teil der Völkerkunde betrachteten, und Philologen wie Dieterich und Voretzsch, die sie auf das rein geistige Leben des Volkes beschränken wollten. Den zwischen Strack und Hoffmann-Krayer über den Begriff des Volkes und die assoziativen Denkformen geführten Streit suchte Mogk 1907 durch Betonung des Gemüts gegenüber dem Verstande zu schlichten. In den folgenden Jahren traten die Untersuchungen über das Wesen des Mythos und des Märchens, Arbeiten religionsgeschichtlicher Art, Sammlungen von landschaftlichen Sitten und Trachten mehr in den Vordergrund. [J. B.]

A. Nägele, Über Kreuzsteine in Württemberg und ihre Bedeutung. Monumente und Dokumente zur Kreuzsteinforschung mit besonderer Berücksichtigung Oberschwabens. S.-A. aus den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde 1913, S. 377—426. — Eine zusammenfassende Darstellung der Kreuzsteinforschung nach ihrem augenblicklichen Stande gab der Verf. oben 22, 253—277, 375—398. In dem allgemeinen Teil des vorliegenden Aufsatzes sind jene Ausführungen in erweiterter Form und mit reichem Bildermaterial wiederholt, während im zweiten Teil eine genaue Beschreibung von etwa 250 in Schwaben gefundenen Kreuzsteinen folgt und von weiteren 50 wenigstens der Standort angegeben wird. — Die Steinkreuzfrage wird in letzter Zeit vielfach behandelt, wie eine Musterung der Zeitschriftenliteratur zeigt. So bringt z. B. das 1. Heft der neuen Bayerischen Hefte für Volkskunde, die unter der Schriftleitung von F. v. der Leyen und F. Spamer vom Bayerischen Verein für Volkskunst und Volkskunde herausgegeben werden, einen hübsch illustrierten Aufsatz von H. Schnetzer, Vom Steinkreuz zum Marterl. Ferner sei darauf hingewiesen, dass der oben 22, 398 Anm. 1 verzeichnete Aufsatz von G. Kufahl in Nr. 12 und 43 der Sonntags-Beilage des Dresdner Anzeigers 1913 fortgesetzt ist. [F. B.]

L. Neubaur, Zur Geschichte und Bibliographie des Volksbuchs von Ahasverus. S.-A. aus der Zeitschrift für Bücherfreunde, hsg. v. C. Schüddekopf, N. F. 5 (1913) S. 211 bis 223. — Der durch seine Untersuchungen über die Sage vom Ewigen Juden bekannte Verf. (s. oben 22, 33—54) gibt hier eine kurze Zusammenfassung über die literarische Tradition der Cartaphilus- und Ahasveruslegende und verfißt auch an dieser Stelle die Entstehung des Volksbuches aus der mittelalterlichen Überlieferung. Dagegen ist bekanntlich Ed. König in seiner Schrift 'Ahasver, der ewige Jude, nach seiner ursprünglichen Idee' 1907 und in einem Aufsatz in Teubners Neuen Jahrbüchern 15 (1912), 587 für die Selbständigkeit der Ahasverusgestalt als einer Allegorie des jüdischen Volkes eingetreten. Zur Widerlegung dieser Anschauung führt N. Tatsachen an, aus denen hervorgeht, dass das Verbot des Frankfurter Ahasverusspieles 1708 nicht wegen seines christenfeindlichen, sondern seines geschmacklosen Tones erfolgte. Ferner weist N. nach, dass Nicolaus Wagner, der Schleswiger Verleger des Volksbuches von 1602, zur Herausgabe lediglich durch seine Bekanntschaft mit Paul von Eitzen und geschäftliche Gründe veranlasst wurde. Den Schluss bildet ein bibliographisch genaues Verzeichnis verschiedener Ausgaben des Volksbuches als Ergänzung der von N. im 'Centralblatt für Bibliothekswesen' 1893, 250 und 1911, 506 veröffentlichten Liste. [F. B.]

G. Pitrè, Voci siciliane di paragone raccolte ed illustrate. Acireale 1914. 20 S. 8° (aus Rivista Siciana 2, nr. 4. — P. gruppiert die in seinen 'Proverbi, motti e scongiuri' 1910 gesammelten Vergleichen der sizilischen Volkssprache, die an Zahl die der anderen Gegenden Italiens weit übertrafen, nach sachlichen Kategorien. Vorwiegend dienen sie zur Veranschaulichung menschlicher Körperbeschaffenheit, Charaktereigenschaften und Beschäftigungen. Bezeichnend ist, dass in den Vergleichen manche Sitte und mancher Vorfall aus vergangener Zeit fortlebt. [J. B.]

J. Pommer, Das Volkslied in Österreich. S.-A. aus der Zeitschrift 'Das deutsche Volkslied', Jahrg. 16, Heft 7. 11 S. — Der Bericht, den Pommer als Obmann des Arbeitsausschusses für das deutsche Volkslied in der Steiermark über dessen Tätigkeit in den

ersten 7 $\frac{1}{2}$  Jahren seines Bestehens (7. VI. 1905—30. IV. 1914) am 10. Mai 1914 in der fünften Sitzung des Ausschusses zu Graz erstattete. Die knappen statistischen Nachweise lassen deutlich die gewaltige bisher geleistete Sammler- und Ordnerstätigkeit und den erfreulichen Fortgang des grossen Unternehmens erkennen. Um von den mehr geschäftlichen Mitteilungen abzusehen (Mitglieder, Arbeitsteilung, Finanzen usw.), heben wir aus den Nachrichten über das bisherige Ergebnis der Sammeltätigkeit und den Stand der Sammlung folgendes hervor: Ende 1913 lagen 121 Einsendungen mit 8855 Einzelstücken vor (Geistliche und weltliche Volkslieder mit und ohne Weise, Schnaderhüpfel, Jodler, Juchezer und Rufe, Tanzweisen u. a.), die nach einem festen Plan numeriert und eingeordnet wurden. Rechnet man die bis zum Abschluss des Berichts hinzugekommenen Eingänge hinzu, so kommt man auf 147 Einsendungen mit 11 052 Stücken! Unter den Sammlern (55 an Zahl) ist der Lehrerstand am zahlreichsten vertreten, doch finden wir auch Handwerker, Tagelöhner, Bauernburschen und -knechte vertreten. Druckfertig liegt die 1. Abteilung des Tanzbandes mit 3000 steirischen Weisen vor, auch der Jodlerband ist dem Abschluss nahe. Die jetzt eifrig betriebene Ausschöpfung der Archive und Bibliotheken wird einen weiteren Stoffzuwachs ergeben, so dass man bei vorsichtiger Schätzung für die geplante ministerielle Ausgabe steirischer Volksmusik und Volkspoesie auf eine Gesamtzahl von über 20 000 Stücken rechnen kann. So wird sich P.s Hoffnung erfüllen, dass 'die deutsche Steiermark ihren Platz in der ersten Reihe der an poetisch-musikalischem Volksgut reichsten Länder des österreichischen Kaiserstaates mit Ehren behaupten wird'. [F. B.]

W. S. Reymont, Die polnischen Bauern. 4 Bde. Berechtigte Übersetzung aus dem Polnischen von Jean Paul d'Ardeschah. Jena, E. Diederichs 1912. 1.—3. Tausend, XXXII, 321. 352. 439. 364 S. 8°. Geh. je 2,50 Mk., geb. je 3,50 Mk. — Unter dem Titel 'Der Bauernspiegel' soll bei Diederichs eine Reihe von fremden Bauernromanen erscheinen, die als Quellen zur zeitgenössischen Völkerkunde gelten können. Das diese Sammlung eröffnende umfangreiche Werk von Reymont, erschienen vor Russlands Niederlage gegen Japan und der grossen revolutionären Bewegung im Russischen Reich, wird heute, wo Polen zum Schauplatz der folgenschwersten Ereignisse geworden ist, zweifellos besonderes Interesse erregen. Wie ein gewaltiges Epos schildert der Roman das Leben eines polnischen Dorfes im Kreislauf eines Jahres — die vier Bände sind nach den Jahreszeiten benannt — bis in die intimsten Einzelheiten, die Taten und Schicksale seiner Bewohner, besonders des Dorftyrannen Boryna und seines heissblütigen Weibes, typischer Vertreter ihres Volkes. Auf die meisterhafte Charakterschilderung, die politische Bedeutung des Romanes und ähnliches einzugehen, ist hier nicht der Platz, doch darf es wegen des reichen volkskundlichen Inhalts hier nicht unerwähnt bleiben. Ausdrucksweise, Tracht, Arbeit, Sitten, Aberglauben, Bräuche, Feste und andere Äusserungen des Volkstums werden so ausführlich beschrieben, dass darüber die Handlung des Romans oft ganz in den Hintergrund tritt; so nimmt die Schilderung der Hochzeit Borynas nicht weniger als 74 Seiten in Anspruch, da alle Abschnitte des Festes, besonders die Tänze, mit einer Genauigkeit geschildert werden, die in einem wissenschaftlich-volkskundlichen Aufsatz kaum grösser sein könnte. So wird jeder volkskundlich Interessierte den Roman trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Längen mit grösster Anteilnahme lesen. Die Übersetzung ist nicht immer tadellos, besonders hässlich liest sich die fast regelmässig gebrauchte Umschreibung des Genetivs von Personennamen durch das dem Nominativ nachgestellte Possessivum, z. B. 'er sah in Jagusch ihre himmelblauen Augen'. Die Ausstattung des Buches ist sehr vornehm, besonders hübsch wirkt die in bäuerlichen Motiven gehaltene Umschlagszeichnung von A. Gramatyka-Ostrowska. [F. B.]

E. Samter, Die Religion der Griechen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1914. VI, 84 S. Mit einem Bilderanhang. Geb. 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt nr 457.) — Die Anschauungen über das Wesen der griechischen Religion sind selbst bei Gebildeten oft so rückständig und verkehrt, dass eine allgemeinverständliche und leicht zugängliche Darstellung dieses für das Verständnis des Altertums wie unserer Zeit so wichtigen Gebietes ein dringendes Erfordernis war. Diese Aufgabe zu übernehmen, war Samter, der in seinen Schriften durch reiche Kenntnis des antiken Quellenmaterials und vorsichtige

Anwendung der vergleichenden Methode so viele Äusserungen antiker Religion erläutert und geklärt hat, vorzüglich geeignet. Seine Darstellung geht, wie es heutzutage selbstverständlich ist, nicht von der in den homerischen Gedichten widergespiegelten religiösen Anschauungswelt, sondern von der Volksreligion aus und gibt nicht eine Schilderung der einzelnen traditionellen Göttergestalten, sondern geht den Wurzeln nach, aus denen diese sich allmählich entwickelten. Die Spuren von Fetischismus und Verehrung tiergestaltiger Götter werden aufgezeigt, der Kult der Verstorbenen und der chthonischen Gottheiten, der Glaube an Vorzeichen und Orakel wird geschildert; die beiden eleusinischen Göttinnen sowie Dionysos und Asklepios sind die einzigen Götterpersönlichkeiten, die behandelt werden, da ihre Kulte die meisten Beziehungen zum Volksglauben haben. Den zweiten Teil bildet die Darstellung der Haupttatsachen des Kultes, wie Tempel, Priester, Opfer und Gebet, ferner Reinigungsgebräuche, häuslicher Kult und Zauberriten. In dem Kapitel 'Religion und Sittlichkeit' gibt S. einen Überblick über die Stellung der grossen Philosophen und Dichter zum Volksglauben, im Schlusskapitel wird die orphische Bewegung mit ihren weitreichenden Einflüssen geschildert. Das Buch ist in bestem Sinne volkstümlich geschrieben, nur der Kenner merkt die Fülle des in diese einfache Darstellung verarbeiteten Materials. S. hat seine Aufgabe vortrefflich gelöst und sich damit um die Wissenschaft ein grosses Verdienst erworben. Auch die Freunde deutscher Volkskunde werden das Buch mit lebhaftem Interesse lesen; S. hat mit Recht nur ganz selten Analogien angeführt, der aufmerksame Leser wird überall selbst solche finden können. Ein späterer Band der Sammlung soll die griechische Religion zur Zeit des Hellenismus zum Thema haben; diese Ergänzung des vorliegenden ist sehr wünschenswert und lässt hoffentlich nicht lange auf sich warten. [F. B.]

P. Sartori, Sitte und Brauch, 3. Teil: Zeiten und Feste des Jahres. Leipzig, W. Heims 1914. VII, 354 S. 8°. 4 Mk. (Handbücher zur Volkskunde Bd. 7—8). — Mit lebhafter Genugtuung begrüssen wir den Schlussband des nutzbringenden Werkes, dessen Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit wir schon oben 20, 348, 22, 216 rühmen konnten. Sartori verfolgt hier die an bestimmte Tage des Jahres geknüpften Feste von der Adventszeit bis Ende November und verzeichnet übersichtlich den Glauben an Vorbedeutungen, die zur Erringung der Fruchtbarkeit und zur Abwehr des Unheils geübten Bräuche des Landvolkes, deren Mannigfaltigkeit manchen überraschen wird, die Umzüge und Belustigungen, die Regeln über Speisen und Gebäcke, die Spuren des Totenkultes und besonderer Opfer. Manche seltsame Sitte, wie z. B. die in Schlesien auftretende, am Jakobitage einen geputzten Ziegenbock vom Kirchturme zu stürzen, erhält durch eine Fülle analoger Fälle, die aus angrenzenden und sogar aussereuropäischen Ländern beigebracht werden, Aufklärung. Der Einfluss, der von der christlichen Kirche ausging, wird gebührend gewürdigt; gegen die früher so beliebte Ableitung vieler Bräuche aus dem germanischen Heidentume übt der Verf. vorsichtige Zurückhaltung; selbst die Ansicht, dass in vielen Weihnachts- und Neujahrsbräuchen Reste eines ehemals um diese Zeit gefeierten Totenfestes zu erkennen seien, will er sich nicht zu eigen machen. Vermoloffs stoffreiches Werk über den landwirtschaftlichen Volkskalender (1905) ist, soweit ich sehe, nicht benutzt. Wie in den früheren Bänden stehen unter dem knappgefassten Texte ausgedehnte Anmerkungen, und ein gutes Literaturverzeichnis folgt. Besonders dankenswert ist das 62 Seiten umfassende Gesamtregister, das die hier aufgespeicherten Schätze aufs bequemste überblicken lässt. [J. B.]

F. Vogt, Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes. Gesammelt und für die Auf-  
führung wieder eingerichtet. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1914. IV, 44 S. 8°.  
Steif geh. 1 Mk. — Die Reste der früher in Schlesien verbreiteten Spiele von der Ein-  
kehr des Christkinds zu Advent, von der Geburt Christi und vom König Herodes hat der  
Verf. bekanntlich in seinem umfassenden Werk 'Die schlesischen Weihnachtsspiele' (1900)  
zusammengestellt und die Entwicklung dieser Volksschauspiele vom Mittelalter bis zur  
Gegenwart verfolgt. Die an jener Stelle gebotene Wiederherstellung der Texte und Sing-  
weisen ist seitdem vielfach zu Aufführungen verwendet worden. Das vorliegende Büch-  
lein enthält die drei Spieltexte mit Singweisen und szenarischen Anweisungen und will der  
weiteren Neueinführung dieser sinnigen und urwüchsigen Volksschauspiele dienen. [F. B.]



### Max Höfler †.

Am 8. Dezember d. J. verschied, 67 Jahre alt, nachdem er seit einiger Zeit gekränkelt, in Tölz der älteste Arzt dieses Marktleckens und des damit verbundenen Bades Krankenheil, Dr. phil. h. c. Dr. med. Max Höfler, Kgl. bayerischer Hofrat. Sein Vater war der eigentliche Erschliesser von Krankenheil, und er selbst hat als dessen Nachfolger durch lange Jahre Tausenden von Kranken seine reichen Erfahrungen dienstbar gemacht. Seine Landpraxis eröffnete ihm eine genaue Kenntnis der bäuerlichen Zustände und Anschauungen, denen er namentlich in bezug auf die Volksmedizin und Festgebräuche nachging. Über Volksmedizin und Aberglauben in Oberbayern, die volksmedizinische Botanik der Germanen, die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer hat er Bücher veröffentlicht, daneben dieses Gebiet in Abhandlungen, die in Zeitschriften erschienen, gepflegt, noch eifriger aber den Gebäcken und Gebildbroten nachgespürt, die sich an kirchliche Festtage und Familienfeiern knüpfen. Unsere Zeitschrift, die Zeitschrift für österreichische Volkskunde und andere enthalten zahlreiche hierauf zielende Untersuchungen, die, gleich den volksmedizinischen Arbeiten, nie blosse Sammlungen bringen, sondern stets der Geschichte und dem Ursprung der Meinungen und Bräuche nachgehen. Als der Münchener Verein für Volkskunst und Volkskunde seine Zeitschrift begann, eröffnete Höfler sie mit einem Volkskalendarium, das eine reiche Zusammenstellung des Glaubens und der Bräuche bietet, die das Volk mit den einzelnen Tagen verbindet. Unserm Verein hat er seit seiner Begründung angehört und unsere Zeitschrift vom ersten Band an bis zum vorliegenden mit Beiträgen bedacht. Um so schmerzlicher empfinden wir den Verlust dieses hochverdienten Veteranen der wissenschaftlichen Volkskunde, der auch als Mensch durch seine lautere Gesinnung und liebenswürdige Hilfsbereitschaft allen, die ihm je persönlich nahegetreten sind, unvergesslich bleiben wird.

Berlin.

Max Roediger.

Aus den

## Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

**Freitag, den 23. Oktober 1914.** Der Vorsitzende, Hr. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Roediger, widmete den verstorbenen Mitgliedern und Freunden des Vereins, Frl. Dr. van der Kop, Baurat Prof. Friedrich Müller und Prof. Dr. Richard M. Meyer herzliche Worte des Gedenkens. An der Kriegsanzleihe hat sich der Verein mit Zeichnung von 2000 M. beteiligt. Der Unterzeichnete legte eine Anzahl neuer Erwerbungen aus der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde vor. Darunter befanden sich eine oberhessische Zunfturkunde der Schuster und Löder (= Lohgerber) aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. mit beigegefügtten Normalsohlen aus Holz, wie sie in der Zeitschrift des Ferdinandeums in Innsbruck, Jahrg. 1913, beschrieben und abgebildet sind. Eine Anzahl Gewebe, Beiderwände aus Schleswig-Holstein, weisser Damast, blau-weisses Leinen und bedruckte Stoffe mit volkstümlichen Darstellungen, besonders aus der biblischen Geschichte, boten Gelegen-

heit zu Vergleichen und historisch-technischen Betrachtungen. Aus dem Kreise 'Volks glauben und Brauch' lag ein merkwürdiges, Tunscheere genanntes volkstümliches Neujahrgeschenk aus dem Hümmling vor, über welches sich in der Zeitschrift 'Niedersachsen' 17, 197 einiges findet. Allerhand Schutzmittel für Mensch und Vieh, wie die von Marie Andree-Eysn in dem Buche 'Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet' S. 113—114 erwähnten Schratlgaderl, Trudenkreuze, Salzstein und Salzkirchl, sowie ein aus Lippe stammendes eisernes Kreuzamulett, aus einem Sargnagel geschmiedet, vervollständigten diese kleine Ausstellung. Der Vorsitzende sprach sodann 'Vom kriegerischen Volkslied': Man muss zwischen volkstümlichem Lied und Volkslied unterscheiden. Das Volkslied ist ein gesungenes, allen Volkskreisen verständliches Lied, während das volkstümliche Lied, von bekannten Dichtern herrührend, wohl vom Volke aufgenommen, aber leicht verändert wird. Der Ausgangspunkt einer historischen Betrachtung über das deutsche Volkslied ist des Tacitus Bemerkung über den 'barditus' der Germanen. Über den Inhalt dieser Gesänge ist aber nichts gesagt. Vielleicht handelte es sich nur um einen Kampfruf, der den Römern furchtbar in die Ohren klang. Der Zweck des Kampfrufes ist, den Mut der Krieger und ihre Kraft wirkungsvoll zu äussern. Im 11. Jahrh. heisst dieser Kampfruf das Feldgeschrei. Daraus entwickelten sich kirchliche Gesänge, die sogen. Leisen (*ζῶοι ἐλέησον*), wovon das Rentersche 'Läuschen' den letzten Nachklang darstellt. Da die Volkspoesie in alter Zeit nicht aufgezeichnet wurde, begegnen wir ihr erst im 14. Jahrh. Eigentümlich ist ihren Liedern die Sprunghaftigkeit. In der Reformationszeit und im Dreissigjährigen Kriege treten eigentümliche Reimchroniken, Relationen, auf. Historisch-politische Dichtung ist im 15. Jahrh. in der Schweiz besonders beliebt. Dem älteren politischen Liede fehlt das Persönliche. Eine umfassende Volkslyrik entwickelte sich erst mit dem Landsknechtwesen. Solcher Lieder wurden eine Anzahl verlesen. Liebe zum Soldatenberuf findet sich aber erst seit den vierziger Jahren des 19. Jahrh., nachdem körperliche Misshandlungen des Soldaten verboten worden waren. Die Überlegenheit des Soldaten über den Bürger findet im Kriegsliede ungeschminkten Ausdruck. Das Trinken spielt im modernen Soldatenliede keine hervorragende Rolle. Das Leid des Soldatenlosen wird in älteren Liedern oft beklagt. Der verwundete Krieger fand nicht so hilfsbereite Pflege wie heut. Der arme 'Schwartenhals' des 16. Jahrh. musste oft betteln gehen. In Friedenszeiten war das Leben des Soldaten leichter, daher findet die Friedenssehnsucht (Friedenstaube) im kriegerischen Volksliede warme Worte. Nach hoffentlich baldigem ehrenvollen Ende des jetzigen Weltkrieges hofft der Redner nicht auf einen vierzigjährigen, sondern auf Geibels 'Deutschen Frieden'. Hr. Prof. Dr. Bolte wies anschliessend darauf hin, dass das Bild von der durch den Belagerer unvorworbene Festung sich jetzt wieder häufig in der Kriegspoesie finde. Hr. Geheimrat Dr. Friedlaender gab einige Proben der jetzt üblichen Kriegs- und Soldatenlieder und ging näher auf die Entstehung des kleinen Kriegsliederbuches von 1914 ein.

**Freitag, den 27. November 1914.** Vorsitz Geh. Rat Roediger. Hr. Prof. Ludwig legte die Nachbildung eines alten Holzschlosses oder Riegels ohne Schlüssel von einer Stalltür im Ostseebade Horst vor, ferner eine Farbenskizze dieses Gebäudes und zwei russische gestickte Handtücher aus Ostpreussen. Hr. F. Treichel zeigte Abbildungen der Mädchentracht von der Kurischen Nehrung u. a. Es entspann sich daraus eine Erörterung über die eigentümlichen Bootswimpel der kurischen Fischer, die mit reicher Schnitzerei und Bemalung ausgestattet sind. Nach Angabe von Fr. Ida Hahn soll die Form oder Farbe der Fahne mit dem

Familienbestände des Besitzers veränderlich sein. Wie Dethlefsen in seinen Bauernhäusern und Holzkirchen in Ostpreussen S. 30—31 angibt, hat jedes Dorf seine eigenen Farben, während die Schnitzereien der einzelnen Dörfer in einer bestimmten Gruppe von Darstellungen sich bewegen. Der Unterzeichnete legte ein reich beschnittenes Gerät vor von Klammerform, datiert 1782. Es gehört der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde und war bisher von unbekannter Bestimmung. Durch Vergleich mit einem sogen. Tenakel und Divisorium aus der hiesigen Buchdruckerei Gebr. Unger konnte festgestellt werden, dass es sich, wie Hr. Maurer vermutete, um ein Buchdruckergerät handelt, welches zum bequemeren Festhalten und Lesen von Handschriften früher allgemein benutzt wurde. Frl. Elisabeth Lemke sprach sodann über die Kichererbse und berichtet selbst wie folgt über ihren Vortrag: „Nach Erwähnung der Zustände, die auf Sizilien die sogen. ‘Sizilianische Vesper’ veranlassten, welche Empörung am Ostermontag (30. März) des Jahres 1282 losbrach und alle Franzosen auf der Insel vernichtete (man erzählt sich, es sollen nur zwei Edelleute übrig geblieben sein), wurde eingehend der Erbse gedacht, die dabei eine grosse Rolle spielte: die Kichererbse, *Cicer arietinum* L., deren Name kein Franzose richtig aussprechen konnte. In der Schriftsprache heisst die Erbse italienisch *cece*, pl. *ceci*, in Dialekten *ceceri* und *ciceri*. Nach Hehn gehörten die Kichererbsen in Italien zur hauptsächlichsten Mahlzeit der ärmeren Volksklassen, während sie heute diese Rolle in Spanien spielen, wo sie *cicereha* und *garbanzo* heissen. Bei den antiken ‘Floralien’ wurden sie unter das Volk ausgestreut, das sie mit Gelächter aufzufangen suchte. Möglicherweise stimmt Ciceros Name vom fleissigen Anbau der Erbse, gleichwie die Familiennamen *Lentulus*, *Fabius*, *Piso* entstanden sind; Cicero brachte, als er Quästor wurde, den Göttern ein Weihgeschenk, auf dem sein Name *Marcus Tullius* und darunter eine Erbse eingegraben waren. In Italien gehören geröstete Kichererbsen (das in Catania beobachtete Rösten wurde ausführlich geschildert), gleich Mandeln, Lupinen, Kürbiskernen usw. zum Naschwerk, das ‘Zeitvertreib’ (*passatempo*) genannt wird. Verbreitet ist die Benutzung der gerösteten Kichererbsen zur Vermischung mit Kaffee, was aber wohl sehr oft Geschäftsgeheimnis bleibt. — E. Lemke hat aus verschiedenen Gegenden Italiens, auch von Sizilien und Sardinien, Kichererbsen mitgebracht; aus der in Neapel erstandenen Aussaat gab es gute Erfolge. — Es wurden Proben von Kichererbsen und auch getrocknete Pflanzen vorgelegt; unter den Erbsen befanden sich auch einige, die seinerzeit Prof. Dr. Schweinfurth aus Ägypten gebracht hatte. (Diese wichen in Form, Grösse und Farbe von allen übrigen ab.) Mit dem an Oxalsäure reichen Kraut erbeutet man auf Sardinien Fische. — (Geröstete Kichererbsen aus Palermo wurden zur ‘Vernaschung’ angeboten, und zum Nachtisch im Restaurant gab es gekochte Kichererbsen aus verschiedenen Gegenden Italiens. Die Zubereitung hatte Frau Geheimrat Friedel gütigst übernommen.)“ — Hierzu bemerkte Hr. Dr. F. Boehm, dass die Etymologie des Beinamens Cicero schwierig und dunkel sei. Auch Geh. Rat Roediger wies auf etymologische Schwierigkeiten deutscher Wörter wie Erbse u. a. hin. Wahrscheinlich handle es sich um Lehnwörter aus nicht indogermanischen Sprachen. Ferner kommt noch als erschwerend der Bedeutungswandel der Wörter im Laufe der Zeit hinzu. Hr. Prof. Dr. Ed. Hahn legte eine lange Eisensichel und eine kurze, unsymmetrisch gestielte Harke aus Südtirol vor, die für die Kornernte bestimmt und mit je einer Hand gleichzeitig benutzt werden. Im Anschlusse an die Beobachtung, dass die Südtiroler das Sternbild der Plejaden als Sichel benennen, erörterte der Redner die Beziehungen der Sternwelt zu den Geräten des Ackerbaues in den Anschauungen und Bezeichnungen der ver-

schiedenen Völker alter und neuer Zeit. Näheres darüber ist in den Verhandlungen des Nürnberger Anthropologenkongresses von 1913 und den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft von 1914 enthalten. Bezüglich der vorgezeigten Sichel bemerkte noch Hr. Geheimrat Friedel, dass solche in der Mark als Rohrsicheln benutzt worden sind und vielfach im Wasser gefunden werden.

Berlin.

Karl Brunner.

### Berichtigungen.

#### 1.

Zu dem oben S. 223 abgedruckten Sitzungsberichte vom 27. März 1914 möchte ich bemerken, dass ich bei der Besprechung falsch verstanden worden bin und meine Auffassung, betreffend den 'Achterpflug' nicht lautete, dass acht Ochsen hintereinander vor den Pflug gespannt wurden, da diese grosse Anzahl schon an und für sich für einen Pflug zuviel sein dürfte, andererseits auch die Bespannung eines Pfluges mit acht Zugtieren Schwierigkeiten bietet, sondern dass 'Achterpflug', nicht 'Achterzug-Pflug', einen Pflug bezeichnet, welcher aus zwei Teilen, einem Vorwagen (Vorgelege) und dem eigentlichen Pfluge besteht, d. h. der Pflug geht 'achtern' = hinter dem Vorwagen, welcher zum Anspannen der Zugtiere diene. — Sodann wollte ich ausdrücken, dass der 'Svin slag' (slag [schwedisch] = Schlag, Art: svin-slag = Schweine-Schlag) dasjenige Feld ist, auf dem die Schweine weiden. Schlag ist bei uns noch jetzt die Bezeichnung der Ackereinteilung.

Berlin.

Franz Treichel.

#### 2.

Oben S. 243 Z. 14 von unten ist hinter 'Pflanzenteil oder' einzufügen: (V). — S. 243 Z. 7 von unten hinter 'bis' heisst es V statt IV.

La Plata.

Robert Lehmann-Nitsche.

#### 3.

Oben S. 268 Anm. 1 ist hinter 'Höfler oben 9, 444' einzufügen: wo über Barches gehandelt wird; über Perchtenbrod, Gebildbrote und Barches s. oben 11. 193—201 usw.

Budapest.

Berthold Kohlbach.

## Register.

(Die Namen der Mitarbeiter sind kursiv gedruckt.)

- Aachen 226, 229f.  
 Aal 296, 299.  
 Aarne, A. 109, 330.  
 Abdontag 12.  
 Abel 70f.  
 Abendrot 59.  
 Abenteuerroman 82f.  
 Aberglaube 355f, 405, 431.  
   Amerika 96. Baden 218.  
   Blut- 334. Hessen 293—303.  
   Isergebirge 193f. krimi-  
   neller 175—182, 293—305,  
   334, 431. Pflanzens- 1—19,  
   102, 193f, 294f. Schleswig-  
   Holstein 55—62. vgl. Gei-  
   ster, Hexen, Krankheiten,  
   Teufel, Zauber.  
 Abortivum 10.  
 Abraham 332.  
 Abt, A. 109, 217.  
 Achtzahl 422.  
 Ackerbau 382, 393, 439.  
 Ackermann, A. 428f.  
 Acuña de Figueroa, F. 241.  
 Adam 63, 97.  
 Ägypten 164f, 211.  
 Aliasverus 434.  
 Ahnert, K. 431.  
 Albanien 166.  
 Albertus Magnus 1, 3.  
 Alchimie 12f.  
 d'Alcricpe, Ph. 82.  
 Algier 165.  
 Alian 13.  
 Alraunwurzel 17, 322.  
 de Alta Silva, J. 101.  
 Altmai 416.  
 Amalfi, G. 431.  
 Amaranthus 9.  
 Ameisen 26, 30, 423.  
 Amerika: Aberglaube 96.  
   Volksrätsel 240ff.  
 Ammassalik 214f.  
 Amor und Psyche 428.  
 Amulett 355. Perlen- 332.  
   Pflanzen- 13, 17f.  
 Anagallis 5.  
*Andersen, W.* Tschuwaschi-  
 sche Sagen vom Igel als  
 Ratgeber 312—315.  
*Andrae, J.* Hausinschriften  
 aus Nord- und Mittel-  
 deutschland 31—47.  
 Andree, R. 308.  
 Andree-Eysn, M. 268, 355f, 385.  
 Angelica 13.  
 Angola 218.  
 Animismus 429.  
 Anna, d. hl. 137.  
 Anthropophytea 241.  
 Antinopolis 219.  
 Antirrhinum 5f, 9.  
 Antonius v. Berry, d. hl. 155.  
 — v. Padua, d. hl. 140, 151.  
 Anton Ulrich, Herzog von  
   Braunschweig 83, 86.  
 Aphrodisiaca 3f, 5, 7, 13.  
 Apollonia, d. hl. 136f, 153,  
   157.  
 Apostelbienenstöcke 224, 409.  
 Apuleius 428.  
 Arabien 163f, 423.  
 Argentinien: Volksrätsel 210  
   bis 255.  
 Ariel 429.  
 Armenien 164.  
 Arromunen 166.  
 Artemisia 7, 9, 13.  
 Arzt 400f.  
 Asche 62.  
 Aschermittwoch 59.  
 Aeschylus 112.  
 Asphodelus 335.  
 Asplenium 15.  
 Assa foetida 61f.  
 Aster 18.  
 Augenleiden s. Krankheiten.  
 Ausstellung für italienische  
   Volkskunde 207.  
 Austrag 389, 398.  
 Avemaria 136ff.  
  
**Bachmann, Z.** 259.  
 Bäcker 399.  
 Backhaus 389. -ofen 391.  
 Baden 218.  
 Bahlmann, P. 217.  
 Bahrrecht 80f.  
 Baldasseroni, F. 207.  
 Baldrian 9.  
 Bartels, A. 356.  
 Basel 124f, 153.  
 Bauerncharakter 389ff, 435.  
   -haus s. Haus. -hochzeit  
   79, 435. -krieg 391. -prak-  
   tik 12. Polnische — 435.  
 Bäume belebt 97.  
 Bayern: Bevölkerung 391.  
   Umritte 101.  
 Beamte 399ff.  
 Bechstein, J. 100.  
 Becker, A. 311, 412f.  
 Becker, K. 110f.  
 Behexung 62.  
  
*Behrend, F.* Aus den Reise-  
 berichten des Frhrn. A.  
   v. Mörsperg 77—80, Notiz  
   102. Berichtigung 224.  
 Beiderwand 354, 437.  
 Beifuss 13, 16.  
 Beil 61.  
 Beleuchtung 352, 377.  
 Berghausen 411f.  
 Berlin 101, 345, 358f.  
 Berührung heilend 229.  
 Beschwörungen s. Segen.  
 Besen 61.  
 Besessene 229.  
 Besuch: Vorzeichen 55f.  
 Bett 55, 376. -wärmer 378.  
 Bibliographie von Angola 218.  
   ethnologische 220, volks-  
   kundliche 109, 217.  
 Bielenstein, R. 243ff, 382.  
 Bienenstöcke 224, 409.  
 Bier 371.  
 Bin Gorion, M. J. 97, 332.  
 Bismarck-Archipel 105, 213f.  
 Blasius, d. hl. 58, 157.  
 Blau s. Farben.  
 Bleigiessen 405.  
 Blitz abgewendet 8ff.  
 Blocksberg 416.  
 Blut 57. -aberglaube 334.  
   gestillt 137, 150, 155, 157,  
   tabu 203.  
 Bock, H. 1ff.  
 Böckel, O. 218.  
*Boehm, F.* 439. Zur Pflege  
 der Volkskunde in Italien  
 206—210. Bespr. 96, 328  
 bis 329, 427—428. Notizen  
 100—106, 217—221, 334 bis  
 336, 431—437.  
 Bölkhaus 419.  
*Bolte, J.* 108ff, 160, 425f, 438.  
 Zur Wanderung d. Schwank-  
 stoffe 81—88. Zum Schwank  
 vom Zeichendisput 90. Vic-  
 tor Chauvin † 106—107.  
 Zum Bericht über den Mar-  
 burger Verbandstag 112.  
 Nochmals das Soldatenlied:  
 'Hurra, die Schanze vier'  
 319. Aus Hermann Kest-  
 ners Volksliedersammlung  
 424. Bespr. 327, 330—332,  
 Notizen 100—106, 217, 221,  
   335, 431—437.  
 Bootswimpel 438.  
 Borehardt, P. 218.  
 Boersch, Ch. 115.  
 Botrychium 12.  
 Brachendistel 19.

- Brände 402.  
 Brandenburg: Sagen 219.  
*Brandsch, G.* Noch ein Vorschlag zur lexikalischen Anordnung von Volksmelodien 196—199.  
 Brandt, H. 234.  
 Branntwein 61.  
 Brant, Seb. 116. 118. 121.  
 Brauerei 56.  
 Braun, R. 218.  
 Braunau a. Inn 387.  
 Braungart, R. 381.  
 Braunschweig: Hansinschriften 38. Herzog 82f. Nachbarreime 91. Sagen 414 bis 420. Tracht 352.  
 Braut: Schmuck 94f. Vorzeichen 55.  
 Breisgau 126.  
 Brendicke, H. 101.  
 Brigitta, d. hl. 157.  
 Bronner, F. J. 406.  
 Brot 55f. 61. 153. 369. 396.  
 Brücke 129f. 239.  
 Brueghel, P. 131f. 227. 239.  
 Brunfels, O. 1f.  
 Brunholdsstuhl 199.  
*Brunner, K.* 222f. 437f. 439.  
 Die Entwicklung der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde seit dem Jahre 1904 349 360. Sitzungsberichte 108—112. 221—224. 337—440.  
 Brusch, K. 354.  
 Brustknochen 57.  
 Bryonia 17.  
 Buchdruckerei 439.  
 Buchweizen 58.  
 Bückeburg 351.  
 Bügeln 378.  
 Buin 213.  
 Bulgarien 166.  
 Bürger, G. A. 81f.  
 Burggrafenannt 71f.  
 Burschenleben 403.  
 Butter 13. 56. 297. 370. 415. -milch 57.  
*Buturas, A.* Neugriechische Spottnamen und Schimpfwörter 162—175.  
 Byzanz 163ff. 170.  
*Caland, W.* Der Schwank vom Zeichendisput in Litauen und Holland 88—90.  
 Camehl, A. W. 103.  
 Camerarius, Ph. 125.  
 Carlina 3. 8.  
*Carstens, H.* † Volksglauben und Volksmeinungen in Schleswig-Holstein 55—62.  
 Castan, L. 339. 341.  
 Cêlos, G. 305f.  
 Challah 267ff.  
 Chauvin, V. 106f.  
 Chenopodium 8.  
 Chile: Lied 105.  
 Cicero arctinum 139.  
 Cicero 439.  
 Cichorium 16.  
 Clara, d. hl. 158.  
 Cohn, A. Meyer 339. 345.  
 Cöln a. Rh. 226.  
 Coutumes 99f.  
 Cramer, F. 100.  
 Crispinus Bonifacius 82f.  
 Cyathus 11.  
 Damköhler, E. 83. 85f.  
 Dänemark 79f.  
 Debenedetti, S. 431.  
 Deckengehänge 355.  
 Delphinium 16.  
 Dialekte s. Mundarten.  
 Diehl, W. 293.  
 Dienstantritt 57. 395. -leute 395. 398.  
 Dieterich, A. 357.  
 Dinkel 369.  
 Dioskorides 1. 5. 6. 18.  
 Dolopathos 101.  
 v. Domaszewski, A. 201.  
 Donneraxt 296f. -wurz 8.  
 Dorant s. Orant.  
 Dorfformen 222. 384f.  
 Doritsch, A. 88.  
 Dorn 139. 143.  
 Dost 8f.  
 Drache 32f.  
 Drangeld 399.  
 Drayton, M. 81.  
 Dreikönigstag 57. 169.  
 Dreizehn 62.  
 Dreschen 56. 58. 353.  
 Druiden 17.  
 Dunkelheit 57.  
 Duntzenheim 116.  
 Durchkriechen 61. 201ff.  
 Dürrwurz 8.  
*Ebermann, O.* Le Médecin des Pauvres 134—162.  
 Eberrante 13. -wurz 3. 8.  
 Echternach 129ff. 234ff.  
 Edelstein 422.  
 Efeu 146.  
 Egge 294. 299. 382.  
 Egidius, d. hl. 59.  
 Eheauffassung 396. -recht 99f.  
 Ehrenzzeichen 433.  
 Ei 57. 59. 148. 295f. 310.  
 Eiche 11.  
 Eid 409.  
 Eifel 106.  
 Eisen 56. 97. 193. -kraut 16. 18.  
 Elfen 430.  
 Enchiridion Leos III. 155.  
 Engelwurz 13.  
 England: Lied 221.  
 Ente 59.  
 Enzian 14.  
 Epilepsie s. Krankheiten.  
 Epiphania 109.  
 Eppen, M. 261.  
 Erbse 58. 139.  
 Erdbeben 97.  
 Erde 55. 97.  
 Ernte 194. 382. -fest 224.  
 Eryngium 4. 19.  
 Erzgebirge 363.  
 Eskimo 214f.  
 Esré! 313f.  
 Essen (Stadt) 334.  
 Esslinger, C. 355.  
 Ethnopsychologie 105.  
 Eule 430.  
 Eulenspiegel 82.  
 Eva 66. 70.  
 Evangelisten 153.  
 Exempla 432.  
 Fabel 427.  
 Faden 56. 422f.  
 Fälteln 378.  
 Familie: bäuerliche 396. Feste 397.  
 Farben: blau 16. rot 119. 125f. 228.  
 Farnkraut 4f. 12. 15.  
 Fastenzeit 59.  
 Fastnacht 199.  
 Fasttags 221.  
 Fegen 57.  
 Fehrlé, E. 218.  
*Feist, S.* Bespr. 213—216.  
 Feldformen 382.  
 Fenster 380.  
 Ferri, G. 208.  
 Feste: Familien- 397. Neujahr 58. 61. 109. 176f. 194. 438. Ostern 7. 57f. 118. 167. Pfingsten 234. Weihnachten 56f. 59. 109. 188 bis 190. 355. 436. vgl. Dreikönigstag, Johannistag, Karfreitag usw.  
 Feuererzeugung 352.  
 Fichtelgebirge 219.  
 Fieber s. Krankheiten.  
 Fisch 59. 439. -netz 383. -zucht 393.  
 Fischer 57. 438.  
 Flachs 58.  
 Flechtereie 355. 378.  
 Fliege 11. 148. 297.  
 Floralia 439.  
 Fluchen 193. 417.  
 Flurnamen s. Namen.  
 Fock, G. 335.  
 Fowler, W. Warde 202f.  
 Franck, J. 36.  
 —, M. 258.  
 —, Seb. 16.  
*Fränkel, L.* Auffrischung alter Fastnachtsfeiern in der Rheinpfalz 199. Jungfrauenversteigerung im oberen Nahetal 311. Der 'Weiberbraten' von Berghausen bei Speyer 411—413.  
 Franken 167. 370.  
 Frankreich: Gebäcke 306ff. Volksmedizin 134—162.  
 Frauen: Recht 412f. Stellung 395.  
 Frazer, J. G. 201ff.  
 Freimaurer 414.  
 Freitag s. Wochentage.

- Fremdwörterfrage 211.  
 Freyberg, E. H. 263.  
 Freytag, G. 369.  
 Friedel, E. 101. 440.  
 Friedlaender, M. 438.  
 Friedrich d. Gr. 83.  
 Friedrich Wilhelm I. 83f.  
 Friesland 350.  
 Fritz, J. 221.  
 Frosch 415.  
 Frost 59.  
 Fuchs 26. 28. -schwanz  
 (Pflanze) 9.  
 Fuchs, L. 2.  
 Fulnek 188f.  
 Funke am Licht 55.  
 v. Fürst, G. 262.  
 Fussspur 193. 258f.  
  
 Gaidoz, H. 205.  
 Galläpfel 11.  
 Galluswoche 58.  
 Gallwespe 11.  
 Gänsefuss (Pflanze) 8.  
 Gart der Gesundheit 7. 9.  
 17.  
 Gartz a. O. 259.  
 Gauchheil 5.  
 Gebäcke 265ff. 305ff. 369. 396.  
 vgl. Brot. Gebädbrote.  
 Gebärmutter 118. 138f. 148.  
 154.  
 Gebet 417.  
*Gebhardt, A.* (und *Ochsler, E.*) Die Windsheimer Handschrift des Liedes Von Sankt Martius Freuden 47 bis 54. Bespr. 216—217.  
 Gebädbrote 109. 265—271. 305—309. 440.  
 Geburt erleichtert 9. 137. 141. 144. 149. 269.  
 Geisslersekte 233.  
 Geisterglauben 428f. -schiff 96. 100. — verscheucht 6f. 17. 98. 140.  
 Gemeindeverfassung 401.  
 van Gennep, A. 201. 432.  
 Genoveva, d. hl. 145.  
 Gentiana 14.  
 Georg, d. hl. 104.  
 Germanen: Haus 332. Seeherrschaft 216. Tracht 223f.  
 Gerste 11. 58.  
 Gertrud, d. hl. 256ff.  
 Geschlechtskrankheiten s. Krankheiten. -unterscheidung 422.  
 Gespenst gemisshandelt 175 bis 182. vgl. Geister.  
 Getreideban 382. 393. -masse 382.  
 Gewebe s. Weberei.  
 Gewerbeausstellung 311.  
 Geyer, B. 432.  
 Gift s. Krankheiten.  
 Gilgenberg 388.  
 Glasseherben 310f.  
 Glocken 241. 223. 417. -turm 381.  
 Glückgreifen 109.  
 Gluhschwanz 414.  
 Goldwurz 13.  
 Goerke, F. 340f.  
 Goslar: Hausinschriften 38.  
 Göttingen: Hausinschriften 32f.  
 Graber, G. 327.  
 Gräberfunde 368. 388f.  
*Graf, S.* Hianzische Märchen 20—31.  
 Graffunder, P. 219.  
 Greifswald: Sage 256—264.  
 Grenzsteine 310f.  
 Gressoney 352.  
 Griechenland 111. 162—175. 427f. 435f.  
 Grimm, Brüder 108. 425.  
 Grind s. Krankheiten.  
 Gross, J. 125.  
 Gunaris, K. 162.  
 Guthknecht, G. 223.  
 v. Guttenberg, Frhr. 319.  
 Haaropfer 269f.  
*Haas, A.* 100. Eine alte Greifswalder Lokalsage 256 bis 264.  
 Hafer 11.  
 Hagel 159.  
 Hahn 98. 222. vgl. Huhn.  
*Hahn, Ed.* 439f. Bespr. 211 bis 212. Notiz 103.  
 —, I. 438.  
 Hakenkreuz 307f.  
 v. Halem, G. A. 87.  
 Hameln: Rattenfänger 78f.  
 Handwerk 218. 390. 399.  
 Hannover 36f. 352.  
 Harke 57. 59. 439.  
 Harn 56.  
 Hartheu 7f.  
 Haselstrauch 149.  
 Haeser, H. 113ff. 231.  
 Haspel 377.  
 Haube 352. 391.  
 Hanch 137ff. 229. 429.  
 Haus: germanisches 332. Oberinnviertler 389ff. sächsisches 336. 366. schlesisches 223. — Banern- 103. 223. 332. 350f. 366. 379ff. 389ff. -ban 55. 103. -formen 379ff. -geographie 229. 379. -inschriften 31f. -kapelle 389. -urnen 333.  
 Hausrath, A. 127.  
 Hautkrankheiten s. Krankh.  
 Hävecker, H. 261.  
 Heanzn 20f.  
 Hechel 378.  
 Heckenrose 62.  
 Hecker, J. F. C. 113ff.  
 Hegi, G. 219.  
 Heimgarten 389.  
 Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig 82.  
 Heisterbach 102.  
 Helgoland 91f.  
*Hellwig, A.* 334. Misshandlung eines Gespenstes 175 bis 182. Misshandlung eines Hexenmeisters 303—305.  
 Helm, R. 428.  
 Hemavijaya 318.  
 Hemd 57. 294f. 297.  
 Hennig, A. 384.  
 Herd 379. 391.  
 Herdengeläut 211f.  
 de Herentals, P. 231.  
 Hering 61.  
 Hermaphroditismus 97.  
 Herodot 111.  
 Herrgottswinkel 390. 396.  
 Herrmann, P. 432.  
*Hertel, J.* Zum Schwank vom Zeichendisput 317—318.  
 Hertz, W. 422.  
 Hesiod 111.  
 Hessen: Aberglaube 293—303. Flurnamen 101.  
 Heustapel 382f.  
 Hexagramm 222.  
 Hexen 24f. 28. 56f. 303 416. 429f. Butter- 56. -meister 303ff. Tiergestalt 98.  
 v. Heyden, A. 347.  
 —, F. 343.  
 Hianzen 20f.  
 Hildegard, d. hl. 1.  
 Hilka, A. 101.  
 Hillebille 385f.  
 Himmelsbrief 61. 142.  
 Hinten 382.  
 Hirsch, A. 113ff. 234.  
 Hirschberg i. Schlesien 321f.  
 Hirschlinger, J. 389.  
 Hirschnuzze 295.  
 Historia Septem Sapientium 101.  
 Historische Lieder 438.  
 Hochzeitsgebräuche: Dänemark 79f. jüdische 222.  
 Hochzeitswagen 351.  
 Hof 389.  
 Höfel 409f.  
 Höfer, P. 367.  
 Hoffmann-Krayer, E. 381. 383. 453.  
*Höfler, M.* † 238. 268. 270 437. Ein Helgoländer Brautschmuck 91—95. Vernageln 200—201. Gebäcke und Gebädbrote (Pollweck und Osterwolf) 305—309.  
 Höft, F. 346. 349.  
 Hohlenstein 117.  
 Höll 394.  
 Holland: Schwänke 89f.  
 Holzbauteu 390f.  
 Holzkalender 354.  
 Hondius, J. 133f.  
 Honig 148. 267. 423.  
 Honigberg 272ff.  
 Hörmann, K. 211f.  
 Hornschuch, F. 48.  
 Horstius, G. 127.  
 Hose 62. 391.  
 Hostie 229.  
 Hotz, W. 104.

- Hubertus, d. hl. 145. 155.  
 Hufenverteilung 223.  
 Huhn 149. 222. vgl. Hahn.  
 Hühnerauge s. Krankheiten.  
 Hund 59. 418.  
 Hünengräber 105. 278.  
 Hungerberg 272 ff. 319.  
 Hungertuch 854.  
 Hunnen in Ortsnamen 278.  
 Hure 9 f.  
*Hüsing, G.* Zum Rübenzagel  
 320—326.  
 Hygiene 401.  
 Hypericum 7.  
 Igel 94. 312—315.  
 Ilex 10.  
*Ila, M.* Maltesische Legenden  
 von der Sibylla 63—71.  
 Imlinsche Familienchronik  
 119.  
 Imme, Th. 334.  
 Immergrün 7.  
 Imperatoria 13.  
 Impotenz 13.  
 Indien 421 f.  
 Innviertel 387—409.  
 Inschriften: Eisenbahnwagen-  
 431. Haus- 31 f. Uhr- 104.  
 Inula 8.  
 Irlicht 417.  
 Isaac, J. 344.  
 Isergebirge: Aberglaube 193 f.  
 Island 432.  
 Italien 128. 206—210. 308.  
 334. 439. vgl. Sizilien.  
 Jachert, G. 319.  
 Jagd 402.  
 Jägerhof in Dresden 361 ff.  
 Jahn, F. L. 83.  
 —, U. 338 ff. 343.  
 Jainaliteratur 318.  
 Jakobus, d. hl. 59. 436.  
 Jataka 421 f.  
 Joch, kaudinisches 201—206.  
 Johann Albrecht, Herzog von  
 Mecklenburg 87.  
 Johannes d. T. 12. 126. 144.  
 154. 158. 226. 232 f.  
 Johannisevangelium 229.  
 -feuer 14. 16. 233. -kraut 7.  
 13. 18. -nacht 4. 11. 16. 127.  
 -tanz 232. 238.  
 Johanniterorden 77.  
 Joseph, d. hl. 69.  
 Joest, W. 344.  
 Judas Ischarioth 59.  
 Jude, ewiger 434.  
 Juden: Aberglauben 334. Feste  
 221. 265 f. Gebäcke 265 ff.  
 Sagen 97 f. 332. Spottnamen  
 167 f.  
 Jungfrau 61. 63 f. 68. 311.  
 Heilige 137. gewünschte  
 418.  
 Juniperus 9.  
 Jütland 386.  
 Kaffee 396. 439.  
 Kain 70 f.  
 Kaiserin Friedrich 343.  
 Kalender 101. 354.  
 Kamm 353.  
 Kammerwagen 351.  
 Kampfprud 438.  
 Kantzow, Th. 257.  
 Karfreitag 57.  
 Kärnten 327 f.  
 Kartenspiel 395.  
 Kartoffel 58. 369. 396.  
 Käse 370. 419.  
 Katze 98. 325.  
 Katzenelbogen 293 ff.  
 Kaudinisches Joch 201—206.  
 Kegelspiel 404.  
 Kehricht 57.  
 Keramik s. Töpferei.  
 Kerbhölzer 354.  
 Kerner, J. 109.  
 Kessel 61. -haken 149.  
 Kiehererbse 439.  
 Kienspan 377.  
 Kiepe 355. 378.  
 Kind 55. 334. uneheliches 396.  
 Kindererziehung 397. -krank-  
 heiten s. Krankheiten. -rät-  
 sel 422. -spiel 19. 59.  
 Kinematograph 358.  
 Kirchenbau 381.  
 Klapper, J. 432.  
 Kleidung s. Tracht.  
 Kleinasien 163.  
 Kleinlawel 116.  
 Kleinpaul, R. 334.  
 Klette 10 f. 102.  
 Klösse 369.  
 Knacken der Möbel 55.  
 Knicks 385.  
 Knoblauch 7. 18.  
*Knoop, O.* Die kluge Königs-  
 tochter 191—192.  
 Knortz, K. 96.  
 Knuchel, E. F. 433.  
 Kohl 58. 62.  
*Kohlbach, B.* Das Zopfgebäck  
 im jüd. Ritus 265—271. Be-  
 richtigung 440.  
 Kohlen 55. 193. 310 f.  
*Kohler, J.* Bespr. 99—100.  
 Köhler, R. 425.  
 Kölbik 238 f.  
 Kolonialsprachen 106.  
 Kongress für italienische  
 Volkskunde 207.  
 König, E. 434.  
 v. Königshoven, J. 113 ff.  
 Kopfschmerzen s. Krankheiten.  
 Kopftuch 391. 405.  
 Korb 355. 378.  
 Korngeist 309.  
 Korsett 109.  
 Kosmas und Damian 139.  
 Kossinna, G. 333.  
 Kot 296 f.  
 v. Kralik, D. 433.  
 Krankheiten: Allgemeines 64.  
 329. 100. Augen- 16. 65.  
 111. 144. 158. Brust- 296 f.  
 Epilepsie 17. 118. 129 f. 150.  
 156. 238. vgl. Tanzkrank-  
 heit. Fieber 138. 148. 158.  
 Geschlechts- 18. Grind 137.  
 Haut- 145 f. 154. 156. Hüh-  
 nerauge 12. Kinder- 151.  
 297 f. Kopfweh 143. Läh-  
 mung 294. 297. Leibweh 57 f.  
 138. 150. 153. 157. Ohren-  
 schmerzen 143. Pest 6. 13.  
 Pferde- 3. 61. 142. 297. Skor-  
 but 149. Steine 151. Tanz-  
 113—134. 225—239. Taran-  
 tismus 128. Tollwut 128. 145.  
 148. 238. Veitstanz s. Tanz-  
 krankh. Verbrennung 139.  
 143. 154 f. Verrenkung 152 f.  
 155. 297. Vieh- 14. 16. 118.  
 145. 147 ff. 154. 158. 303 ff.  
 Wassersucht 146. Wildfeuer  
 139. Wunden 137. 151. 157.  
 Würmer 156. Zahnweh  
 136 f. 143. 153. 157 f.  
 Kranz 7. 231.  
 Kränzbücher 1—16. -weib 6 f.  
 Kreuz 56. 119. 136 ff. 144.  
 -dorn 137. 416. -steine 454.  
 -weg 8. 416.  
 Kriegsdichtung 431. 438.  
 Krippe 355.  
 Krokodil 430.  
 Kröte 118.  
 Krüsel 377.  
 Kübler, B. 219.  
 Kuchel 391.  
 Kuckuck 59.  
 Kufahl, G. 434.  
 Kuh 61.  
 Kühnau, R. 335.  
 Kultur, deutsche 210 f. 336.  
 Kundentrinken 399.  
 Kunstlied s. Lied.  
 Kurische Nehrung 438.  
 Kuss 57.  
 Lacombe, M. 99.  
 Lähmung s. Krankheiten.  
 Lampe 55. 377.  
 Lampros, S. 162.  
 Landkarten 367 ff. 427.  
 Landsknechte 438.  
 La-Plata-Gebiet 240—255.  
 Lares 207.  
 Lärmwerkzeuge 356.  
 Lanffer, O. 359. 368.  
 Laurentius, d. hl. 143. 157.  
 Laus 62.  
 Lausitz 362.  
 Lazarus, d. hl. 153.  
 Lebewasser 24 f.  
 Ledum 8.  
 Legenden aus Malta 63—71.  
*Lehmann-Nitsche, R.* Zur  
 Volkskunde Argentiniens, I.  
 Volksrätsel aus dem La-  
 Plata-Gebiete 240—255. Be-  
 richtigung 440.  
 Lehnwort 210 f.  
 Leibweh s. Krankheiten.  
 Lein 58.  
 Leisen 438.



- Lemke, E. 109. 335. 356. 439.  
 Leonhardifahrten 104.  
 Leontodum 325.  
 Leskien, A. 433.  
 Lettische Rätsel 243 ff.  
 Leviatan 97.  
 Levy, A. 221.  
 Lex Bauvariorum 433.  
*v. der Leyen, F.* 330. Bespr. 425—427.  
 Licht 57. Vorbedeutungen 55. 430. -mess 58.  
 Licht, O. 355.  
 Liebeszauber s. Aphrodisiaca, Zauber.  
 Lied: chilenisch 105. englisch 221. spanisch 105. — deutsch: Mähren 188—190. Rheinland 110. Steiermark 434 f. historisch 438. Krieger- 438. Kunst- 315—317. Martins- 47—54. politisch 438. Soldaten- 319. 438. Weihnachts- 188—190. Melodien 50. 190. 196—199. — Südsee 213.  
 Lilium 13.  
 Limburg 227. 233.  
 Links 18. 62. 417.  
 Litauen 88 ff. 341. 354. 433.  
 Loch im Kirchendach 258 f.  
 Löffel 57.  
*Lohre, H.* Notiz 219.  
 Loranthus 17.  
 Lorbeerbaum 430.  
 Loria, L. 206 f.  
 Lotto 160.  
 Loewe, R. 323.  
 Löwenbär 416. -maul 6. -zahn 325 f.  
 Ludwig, H. 438.  
 Luftgeister 429.  
 Lützen 57.  
 Lustration 203 ff.  
 Lüttich 226. 229 f.  
 Lyra, F. W. 335.  
 Mab 430.  
 Mädchenleben 404 f.  
 Mahosadha 421.  
 Mähren: Weihnachtslied 188 bis 190.  
 Mai, E. 102. 224.  
 Majoran 294. 299.  
 Malta 63 f.  
 Mandragora 17.  
 Mangeln 378.  
 Mannstreu 4.  
 Märchen: deutsch: Kluge Königstochter 191 f. Lebenswasser 24 f. Zwei Brüder 22 f. 426. Grimms - 108. 425 ff. Hianzen 20—31. — griechisch 427 f. slawisch 191 f. 426. — Tier- 331. 428. -forschung 330 ff. 425 ff. -literatur 331. -motive 108 ff. 330 ff. 425 ff.  
 Margarete, d. hl. 58 f.  
 Mariae Geburt 7. 226. — Him-  
 melfahrt 6. 8 ff. 226. -Magdalenentag 115 f.  
 Mark Brandenburg 219.  
 Martinslied 47—54.  
 Martinus Minorita 239.  
 Marx, A. 427.  
*Marzell, H.* 102. 219. 433. Volkswundliches aus alten Kräuterbüchern d. 16. Jahrhundert 1—19.  
 Masken 355.  
 Mastricht 226. 231. 239.  
 Matthiasdienstag 199. -nacht 59.  
 Mattiggau 387 f.  
 Mattioli, P. A. 2. 6 f. 10 ff. 17.  
 Mauerraute 15.  
 Maulbeerbaum 424.  
 Maurer, H. 439.  
 Maus 13. 325.  
 Mecklenburg: Rätsel 243 ff.  
 Médecin des Pauvres 134—162.  
 Aeeresherrschaft, altgermanische 216.  
 Meerrettich 7.  
 v. Meigenberg, K. 1. 11.  
 Meier Helmbrecht 387 f.  
*Meier, J.* Mitteilung 336.  
 Meineid 400.  
 Meinhof, C. 106.  
 Meisterwurz 13.  
 Melken 62.  
 Melodien s. Lied.  
*Menghin, O.* Über Tiroler Bauernhochzeiten und Primizen (Schluss) 71—76.  
 Merian, M. 261.  
 Messer 55. 57.  
 Metz 226.  
*Meyer, R. M. †* 437. Notiz 334 f.  
*Michel, H.* Bespr. 210 f. Notizen 104 f. 433.  
*Mielke, R.* 222. 350. 352. 381. Bespr. 332—333. Notizen 103 f. 336.  
 Mikraelius, J. 260.  
 Milchzauber 15. 149.  
 Militärdienst 403. 433.  
 v. Miltitz, J. 236.  
*Minden, G.* 222. 224. 352. Die Entwicklung des Berliner Volkstrachtenmuseums 337—349.  
 Mink, J. 103.  
 Mistel 17.  
 Mistforke 62.  
 Mitternacht 57.  
 Mittwoch s. Wochentage.  
 Möbel 351. 375 ff.  
 Mocchi, A. 207.  
 Modelgeer 14.  
 Modestus, d. hl. 125.  
 Mogk, E. 357. 433.  
 Mohn 267.  
 Mönch Felix 102. 224.  
 Mönchgut 340.  
 Mond 58. 193. -raute 12.  
 Morgenrot 59.  
 v. Mörsperg, A. 77 f.  
 Most 396.  
 Mühle: Formen 350. gegen den Wind laufend 257 ff.  
 Müller 399.  
 Müller, B. 379.  
 —, Conrad 216 f.  
 —, Curt, Nachbarreime aus Obersachsen 90—94. 183 bis 188.  
 —, H. Zur Geschichte des Aberglaubens in der Obergrafschaft Katzenelnbogen 293—303.  
*Müller-Rüdersdorf, W.* 220. Acker und Garten im Aberglauben des Isergebirges 193—194.  
 Münchhausens Entenjagd 81 bis 83.  
 Mund verziehen 55.  
 Mundarten: neugriechisch 173. plattdeutsch 335. schlesisch 323—326. Schwälmer 326 f.  
 Museen für deutsche Volkskunde 386 f.  
 Museum für deutsche Volkstrachten 337—349. — für italienische Volkskunde 206 ff. — für sächsische Volkskunst 108. 361—367.  
 Musikinstrumente 354.  
 Mussnug, L. 354.  
 Myosotis 325.  
 Myrte 193.  
 Nabel 138.  
 Nachbarreime 90—94. 183—188.  
 Nachgeburt 61.  
 Nachtmär 430.  
 Nachtmütze 429.  
 Nagel 193. 200 f. 416.  
 Nägele, A. 434.  
 Naglfar 100.  
 Nähen 57. 378.  
 Nahetal 311.  
 Nahrungsmittel 353. 368 ff. 396.  
 Namen: Flur- 101. 272. 292. Orts- 272—292. 319. Pflanzen- 19. 433. Rübengagel 323—326. Spott- 162—175.  
 Naturschutz 336.  
 Neckereien 90—94. 183—188.  
 Nestelknüpfen 13.  
 Netz 383.  
 Neubaur, L. 434.  
 Neugriechen 162—175.  
 Neujahr s. Feste.  
 Neusüdwalde 94.  
 Nikolaus, d. hl. 259 f.  
 Nikolskij, N. V. 312.  
 Nisard, Ch. 160.  
 Noriker 393.  
 Novati, F. 208 f.  
 Novelle: Altertum 427. Mittelalter 101.  
 Nüchternheit 138. 140.  
 Nudeln 396.  
 Nussbaum 148. 193. 219.  
 Oberinnviertel 387—409.

- Oberösterreich 350. 353. 387 ff.  
 Oberschützen 20.  
*Oechsler, E.* (und *A. Gebhardt*)  
 Die Weinheimer Handschrift  
 des Liedes 'Von Sankt Mar-  
 tins Freuden' 47—54.  
 Ofen 55f. 351. 391.  
 Ofenbeck, S. 20f.  
 Ohnekopf 419.  
 Ohrenschnmerzen s. Krankh.  
 Öl 119. 137. 297.  
 Orakel: Ehe-59. 405. Ernte-11.  
 Orant 5f. 9.  
 Origanum S.  
 Orphiker 112.  
 Ortsnamen s. Namen.  
 Ostern s. Feste.  
 Osternberg 388.  
 Österreich: Lied 433. vgl.  
 Tirol usw.  
 Osterwolf 305ff.  
 Ottilia, d. hl. 16.  
  
**Pachelbl, J. C.** 220.  
 Palmenweihe 9f. 13.  
 Palmsonntag 9f.  
 Pantoffelwerfen 405.  
 Papyri 219.  
 Paracelsus, Th. 3.  
 Paris (Pflanze) G. 18.  
 Paten 397.  
 Paul, d. hl. 137f.  
 Pellissier, R. 224.  
 Perchtenbrot 268.  
 Perle 332.  
 Persien 164.  
*Pessler, W.* 220. Aufgaben der  
 deutschen Sach-Geographie  
 367—387.  
 Pest s. Krankheiten.  
 Peterwurz 297.  
 Petrus, d. hl. 16. 59. 137. 147.  
 154. 156f.  
 Petsch, R. 242.  
 Pflanzen 1—19. 102. 219. 433.  
 Pfefferkorn, G. M. 261.  
 Pfeife 55 356 420.  
 Pferd 3. 61. 100. 142. 297.  
 Pfingsten s. Feste.  
 Pflug 223 312. 416. 440.  
 Pfuscher 400.  
 Phallus 306f.  
*Philipp, O.* Zum Bahrrecht  
 80 Sl. Beigaben unter  
 Rainsteinen 310—311. Be-  
 spr. 326—327.  
 Phönix 27 29.  
 Phonograph 358.  
 Pindar 1111.  
 Pitrè, G. 103. 208f. 434.  
 Plater, F. 124.  
 Platten 402.  
 Plätten 378.  
 Plejaden 439.  
 Plinius 1. 3 5ff. 13.  
 Poitou 99f.  
 Polen: Bauern 435 Märchen  
 191f.  
 Politische Lieder 438.  
 Polivka, G. 425f.  
  
 Pollweck 305ff.  
 Polytrichum 15.  
 Pommer, J. 196. 434.  
 Pommersche Sagen 100. 256  
 bis 264.  
 Praetorius, J. 18. 261. 324. 335.  
*v. Preen, H.* 353. Der Ober-  
 innviertler 387—409.  
 Primiz 71—76.  
 Prokrustes 332.  
 Prudenzani, S. 431.  
 Przygodda, P. 108.  
 Pteridium 12.  
 Puck 429.  
 Puppen 356.  
 Pustertal 71f.  
  
**Quickborn-Bücher** 335.  
  
**Rainsteine** 310f.  
 Ranck, Chr. 103.  
 Raushofen 386.  
 Rätsel: argentinische 240 bis  
 255. doppeldeutige 194f. in-  
 dische 421—424. der Kö-  
 nigin von Saba 421—424.  
 lettische 243ff. mecklen-  
 burgische 243ff. schleswig-  
 holsteinische 194f.  
 Rattenfänger v. Hameln 78f.  
 Räucherpulver 17.  
 Raufen 356. 399. 403.  
 Raupe 159.  
 Raute 16.  
 Ravensburg 125.  
 Rechen 194.  
 Rechts 62. 417.  
 Redensarten 104. 408. vgl.  
 Sprichwörter.  
 Reformation 394.  
 Regen 59.  
 Reid, J. S. 204.  
 Reimchroniken 438.  
 Reiners, A. 130. 234f.  
 Reinigungsbräuche 201ff.  
 Reitzenstein, R. 428.  
 Relationen 438.  
 Religion, altgriechische 435.  
 Rem, W. 114.  
 Reseda 5.  
 Reymont, W. S. 435.  
 Rheinland: Lied 110.  
 Rheinpalz: Fastnacht 199.  
 Weiberbraten 411ff.  
 Richter-Heimbach, A. 100.  
 Riegel 438.  
 Riemen 416. -blume 17.  
 Riesenbett 105. -gebirge  
 320ff. -schiff 100.  
 Rittersporn 16.  
 Ritualmord 334.  
 Rivander, Z. 259.  
 Rochus, d. hl. 142.  
 Rock 374. 391.  
*Rodiger, M.* 108f. 221f. 437f.  
 Max Höfler† 437. Notiz 433.  
 Roggen 58.  
*Röheim, G.* Nachtrag zu den  
 Irgelsagen 94.  
 Rolland, E. 135.  
  
 Romdahl, A. 131.  
 Römerin Deutschland 100. 393.  
 Roseher, W. H. 202.  
 Rose 62.  
 Rosmarin 294f. 298.  
 Rot s. Farben.  
 Roth, F. 114.  
 Rübe 58.  
 Rübenzigel 320—326. 335.  
 Rückwärtszaubern 148. 156.  
 Rüdeshelm 311.  
 Ruhrtalsagen 217.  
 Rumänien 166.  
 Rupert, d. hl. 394.  
 Russland: Fremdvölker 7. 224.  
 Ruta 16.  
 Ruthenen 7.  
  
**Saba, Königin** 421ff.  
 Sabbat s. Juden.  
 Sabinerinnen, Raub 332.  
 Sach-Geographie 367—387.  
 Sachsen: Aberglaube 328.  
 Bauernhaus 386. Museum  
 für sächs. Volkskunst 105.  
 361—367 Nachbarreime 90  
 bis 94. 183—188. Tracht 363.  
 Sachsenwald 105.  
 Sadebaum 10.  
 Sagen: deutsch: Faust 221.  
 Flug des Schneiders 82. Rat-  
 tenfänger 78f. Tanz-238f.  
 Wettlauf mit Heiligenbild  
 256—264. Brandenburg 219.  
 Braunschweig 414—420.  
 Kärnten 327. Pommern 100.  
 256 264. Ruhrtal 217.  
 Schlesien 320ff. 335. Thü-  
 ringen 100. Zwickau 432.  
 -jüdisch 97—99. 332.  
 Südsee-213. tschuwaschisch  
 Igel-) 312—315.  
 Sagmaia 8ff.  
 Salbei 295.  
 Salomo 63ff. 421f. -inseln  
 106. 213ff. -urteil 421.  
 Satz 55ff. 61. 159.  
 Salzburg 386. 388. Mönch  
 von — 47.  
 Samen 3.  
 Sammlung für deutsche Volks-  
 kunde z. Berlin 337—360. 387.  
 Samstag s. Sonnabend.  
 Samter, E. 111. 435f.  
 Sandstrickaufgabe 421.  
 Sarasin, P. 336.  
 Sargnagel 56. 438.  
 Sartori, P. 436.  
 Schachtelbalm 325.  
 Schad Schadaeus', O. 116.  
 Schädel 100.  
 Schaf 61. 158.  
 Schanze vier 319.  
 Schaubrote 267.  
*Scheffelowitz, I.* Bespr. 97  
 bis 99. 332.  
 Scheibl, S. 404.  
*Schelenz, H.* Bespr. 428—430.  
 Schell, O. 319.  
 Schellen 211f.

- Schenck v. Grafenberg, J. 125 f. 130.  
 Schierghofer, G. 104.  
 Schiessen bei Primizen 72.  
 Schilter, J. 113 f.  
 Schimpfwörter 162—175.  
 Schläbitz, A. 350. 353.  
 Schlachten 57.  
 Schlagholz 385 f.  
 Schlange 70. 154 f. 314. 322.  
 Schlegel, R. 104.  
 Schlemm, J. 356.  
 Schlesien: Haus 223. 351.  
 Mundart 323—326. Sagen 335. Weihnachtsspiele 436.  
 Schleswig-Holstein: Aberglauben 55—62. Rätsel 194 f.  
 Schlickinger, M. 388.  
 Schlitten 355.  
 Schlitz, Grafschaft 101.  
 Schlüssel 418.  
 Schmidt, B. 336.  
 Schmied 165. 354.  
 Schmuck 94 f. 352 f. 374.  
 Schnabelschuhe 230.  
 Schnecken 297. -gebäck 307 f.  
 Schneider 59. 82.  
 Schneider, C. 261.  
 Schnetzer, H. 434.  
 Schnitzerei 320—322.  
*Schoof, W.* 326. Beiträge zur volkstümlichen Namenkunde (1—2) 272—292. Nachtrag 319.  
 Schrank 351.  
 Schratlgaderl 438.  
 Schuhe gewechselt 417.  
 Schule 397. 406.  
 Schulz-Minden, W. 332.  
 Schürze 58.  
*Schütte, O.* Braunschweigische Sagen 414—420.  
 Schwalbe 103. 513.  
 Schwalm 104. 326 f.  
 Schwalm, J. H. 104.  
 Schwangere 9.  
 Schwänke 81—90. 317—318. 427 f.  
 Schwartenhals 438.  
 Schwein 59. 155. 193. 416. 440.  
 Schweiz: Aberglauben 10. Bräuche 219. 433.  
 Schwelle 10. 57. 61. 416.  
 Sebenbaum 9.  
 Seele 98. 416. 428.  
 Seelenwanderung 430.  
 Segen 7. 134 ff. 218. 222. 296 f. Blut- 157 ff. Drei-Frauen- 141. 144. Drei-Königs- 156. Feuer- 159. Wetter- 159. Wurm- 156.  
 Seidenwurm 424.  
 Seiler, F. 210 f.  
 Seler, C. 352.  
 Sellerie 18.  
 Serbien 166.  
 Seuenbaum 9.  
 Severin, d. hl. 391.  
 Seyfarth, C. 328.  
 Seyffert, O. 361.  
 Sganzini, C. 104.  
 Shakespeare, W. 81. 428 f.  
 Siivylla 63—71.  
 Siehel 439.  
 Sieb 430.  
 Siebenschläfer 59.  
 Sieben Weise Meister 101.  
 Siebenzahl 62.  
 Silvester s. Neujahr.  
 Simon, d. hl. 154.  
 Simon, J. 350 ff.  
 Sindibad 101.  
 Singrün 7.  
 Sitlichkeit 405.  
 Sitzen 55. 396.  
 Sitzungsberichte 108—112. 221. 224. 437—440.  
 Sizilien 434. 439.  
 Skorbut s. Krankheiten.  
 Slawische Märchen 426.  
 Società di Etnografia Italiana 207 f.  
 Sökeland, H. 342. 346. 350 f. 353.  
 Soldatenlied 319. 438.  
 Solon 111.  
 Sonnabend s. Wochentage.  
 Sonne 59.  
 Sonnenkult 238. -uhr 104.  
 Sophokles 112.  
 Spangenberg, C. 236.  
 Spanisches Lied 105.  
 Specklin, D. 119.  
 Speichel 62.  
 Speidel, L. 406.  
 Speyer 411 f.  
 Spiel 402. 404. -karten 385. -sachen 356. Weihnachts- 436. vgl. Kinderspiel.  
 Spinne 11. 59. 157.  
 Spinnerei 57. 353. 377.  
 Spottnamen 162—175. -reime 90—94. 183—188.  
 Sprechen im Schlaf 55.  
 Spreewald 344.  
 Sprichwörter 408. neugriechisch 164 f. vgl. Redensarten.  
 Springprozessionen 129 ff. 234 ff.  
 Stabrätsel 421.  
 Stall 389.  
 Stargard i. P. 259.  
 Stechpalme 10.  
 Steiermark 435.  
 Steine: heilige 423 f. Rain- 310. vgl. Krankheiten.  
 Steinmetz, S. R. 220.  
 Stenzel, A. 105.  
 Sterkkrant 5 f.  
 Sternbilder 439.  
 Stiekerlei 354. 378.  
 Stillschweigen 61.  
 Strock im Eisen 201.  
 Storch 61.  
 Strassburg i. E. 113 ff.  
*Strat, D.* Weihnachtslieder aus Mähren 188—190.  
 Stratz, C. H. 221.  
 Strauch, C. 354 ff.  
 Strick 61.  
 Stricken 378.  
 Strumpfband 62. 374.  
 Stuben: Friesland 350. Oberösterreich 351. Sachsen 362 ff. Schlesien 351. Spreewald 357. 344.  
*Stückrath, O.* Drei Kunstlieder im Volksmunde 315—317.  
 Stuhl 375.  
 Succisa 16.  
 Südseelieder 213. -sagen 213.  
 Sumpfporst 8.  
 Suppen 369. 396. -  
 Swantewit 237 f.  
 Tabernaemontanus, I. Th. 2. 9.  
 Tacitus 438.  
 Takke, L. 259.  
 Tanz 390. 403. 405 f. als Heilmittel 120 f. 227. -krankheit s. Krankheiten. -sagen 238.  
 Tarantismus s. Krankheiten.  
 Tataren 164.  
 Taube 416. 438.  
 Teufel: abgewehrt 9. ausgetrieben 229 f. betrogen 415. Grossmutter 59. hilft buttern 414. und Maria 68 f. Namen 414.  
 Teufelsabbiss Pflanze 16.  
 Thalbitzer, W. 214.  
 Theophrast 1. 6.  
 Thiofried, Abt 234.  
 Thomas, d. hl. 149. -nacht 405.  
 Thüringen 100. 369.  
 Thurnwald, R. 105. 213 f.  
 Tiermärchen 331. 428. -quälerei 395. -sprache 331.  
 Tigillum sororium 201 f.  
 Tirol 350. 353. 439.  
 Tisch 375.  
 Tod: Austreiben 222. überlistet 312 f. im Volkslied 221. Vorzeichen 55. 61. 193.  
 Toleranz 407.  
 Tollwut s. Krankheiten.  
 Tonarten 52.  
 Tongern 226. 230.  
 Töpferei 354. 363. 376 f.  
 Totenbannung 417. -bretter 385. -klage 133. -kopf 61. -münze 368. -spuk 120. 429.  
 Tracht: allgemein 347. 352. 371 ff. altgermanisch 223 f. Inuviertler 391. neugriechisch 171 f. sächsisch 363. — Museum für deutsche Volkstrachten 327—319.  
 Tragus s. Bock.  
 Trankrüsel 377.  
 Traumseele 98.  
*Treichel, F.* 109. 111. 223 f. 438. Die sog. Apostel-Bienenstöcke von Hölzel 409—411. Berichtigung 440.  
 Tripolis 165.  
 Trithemius, J. 232.  
 Trümpfbogen 72. 201 ff.  
 Truhe 351. 375 f.

- Tschuwaschen: Sagen 312 bis 315.  
 Tückerboten 417.  
 Tunis 165.  
 Tunschere 438.  
 Tür 10. 438.  
 Türken 168f. -bund 13.  
 Überschreiten 61.  
 Uhr 55. -umschriften 104.  
 Ulm 127.  
 Umritte 104. 402.  
 Umschauen 417.  
 Umzüge 355. 402. 433.  
 Unruhe im Grabe 417f.  
 Urban, d. hl. 58.  
 Urin 294. 296f.  
 Urrecht 226. 229. 239.  
 Uttendorf 388.  
 Valentin, d. hl. 394.  
 Valeriana 9.  
 Vanselow, C. 261.  
 Vaterunser 136ff.  
 van Veen, S. D. 89.  
 Veit, d. hl. 58. 115ff. 225ff. 237f. Veitstanz s. Krankh.  
 Venusberg 281.  
 Verband deutscher Vereine für Volkskunde 108. 112. 222. 336.  
 Verbena S. 14. 18.  
 Verbrennung s. Krankheiten.  
 Verch, L. 353.  
 Verein der Sammlung für deutsche Volkskunde 346ff. 350. — für Volkskunde 342. vgl. Sitzungsberichte.  
 Vergleichen 434.  
 Vernageln 200f.  
 Verneiden 15.  
 Verrückung s. Krankheiten.  
 Verrufen 56. 61.  
 Versteigerung 311.  
 Verstorbene s. Tote.  
 Versunkene Gebäude 417.  
 Vicuña Cifuentes, J. 105.  
 Viehdienstag 199. -krankheiten s. Krankh. -zucht 383. 393.  
 Villards, H. 343.  
 Vinca 7.  
 Virchow, R. 338ff.  
 Viscum 17.  
 Vitus s. Veit.  
 Vögelin, S. 114. 225.  
 Vogelschiessen 363.  
 Vogt, F. 436.  
 Völkerpsychologie 101f.  
 Volksbotanik s. Pflanzen.  
 Volksbücher 82. 221. 434.  
 Volksdichtung 218. vgl. Lied.  
 Volksglauben s. Aberggl.  
 Volkskunde: argentinische 240 bis 255. italienische 206 bis 210. Begriff 339. 347. 357f. 434. Bibliographie 109. 217. Geschichte 433f.  
 Volkskunst s. Schnitzerei, Stikerei, Töpferei, Weberei usw.  
 Volkslied s. Lied.  
 Volksmedizin 134—162. vgl. Krankheiten.  
 Volksmeinungen s. Aberggl.  
 Volkspsychologie 334.  
 Volksrätsel s. Rätsel.  
 Volkssagen s. Sagen.  
 Volksschauspiele 436.  
 Vorzeichen: Besuch 55f. 58. 62. Glück 57. Streit 57. Tod 55. 61. 193. Verheiratung 55. 61. Wetter 58f. 61.  
 Votivgaben 355.  
 Wagen 351. 355. 383.  
 Wagenaer, Chr. 221.  
 Walachei 166.  
 Walde 320.  
 vom Walde, Philo 324.  
 Waldenser 386.  
 Waldwirtschaft 393.  
 Wallfahrten 104. 400.  
 Wallhecken 385.  
 Walpurgisnacht 16. 416.  
 Warmbrunn 320.  
 Waschen 57. 378.  
 Wasser 148.  
 Wassersucht s. Krankheiten.  
 Wattenheim 199.  
 Weberei 353. 366. 377. 437.  
 Wegwarte 16.  
 Weib s. Frau.  
 Weiberbraten 411—413.  
 Weichselzopf 430.  
 Weide 148.  
 Weibbüschel 7f. -gaben 355. -nacht s. Feste. -wasser 119. 229.  
 Wein 371. 383.  
 Weinberg 281.  
 Weinütz, F. Das Landesmuseum für Sächsische Volkskunst in Dresden 361—367.  
 Weise, A. 81.  
 v. Weissembach, A. 336.  
 Weltnaturschutz 336.  
 Wendrich, E. 321.  
 —, F. 321.  
 Wermut 7. 9.  
 Werwolf 416.  
 Westfalen 352.  
 Wetterseggen s. Segen. -zauber s. Zauber.  
 Wettlauf 402. mit Heiligenbild 256ff.  
 Wetzstein 353.  
 Wicke, E. C. 232f.  
 Widertonmoos 15.  
 Wiedehopf 430.  
 Wiege 376.  
 Wildblumen 297.  
 Wilddieberei 402.  
 Wilder Jäger 414.  
 Wildfeuer s. Krankheiten.  
 Wilhelm II., Kaiser 355.  
 Willibrord, d. hl. 129f. 234f.  
 Wilstermarsch 220.  
 Wimmer, J. 394.  
 Wimpel 438.  
 Wind 55. 58f. — lassen 314f. -mühle 380.  
 Windsheimer Hs. 47—54.  
 Winterberg 281.  
 Wirth, A. 221.  
 Wirtshaus 399. -schild 355.  
 Witt, A. Doppeldeutige Volksrätsel aus Schleswig-Holstein 194—195.  
 Witwer 57.  
 Wochentage: Mittwoch 56. Freitag 56f. 59. 193. 271. Sonnabend 56f. Sonntag 61.  
 Wöchnerin 9.  
 Wolf 146.  
 Wolfram, G. 367.  
 Wossidlo, R. 243ff.  
 Wrede, A. 106.  
 Wriede, H. 335.  
 Wunden s. Krankh. — Christi 140.  
 Wurm 11. 243. vgl. Krankh.  
 Wurst 370.  
 Württemberg 434.  
 Xanthium 10.  
 Xenophanes 111.  
 Ysop 294f. 298.  
 Zabern 114. 116f.  
 Zachariae, Th. Das kaudinische Joch 201—206. Rätsel der Königin von Saba in Indien 421—424.  
 Zacher, K. 324f.  
 Zagel 324f.  
 Zähne 56.  
 Zahnweh s. Krankheiten.  
 Zauber: abgewehrt 146. 159. Liebes- 3. 5. 7. Milch- 15. 149. Rückwärts- 156. in Sachsen 328. -sprüche 134ff. 218. 400. vgl. Segen. Wetter- 159.  
 Zaanrübe 17.  
 Zeche 403f.  
 Zeichendisput 88—90. 317 bis 318.  
 Zeiller, M. 261.  
 Zeitschrift für Kolonialsprachen 106.  
 Zell, F. 351.  
 Ziege 61. 436.  
 Zigeuner 165.  
 Zisterzienser 102.  
 Zopfbäck 265—271.  
 Zunftaltertümer 355. 437.  
 Zürich 225f.  
 Zwickau 432.  
 Zwölfnächte 57. 62.











GR        Zeitschrift für Volkskunde  
1  
Z4  
Jg.24

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

